Gesammelte Schrifte

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

~~~~~~

95. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Preis für jede Lieferung 50 Pf.
~~~~~~



Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweite Serie.

Sechzehnter Band.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Buntes Treiben.



Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung

Buntes Treiben.

Gesammelte Erzählungen

von

Friedrich Gerstäcker.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Im Mondenschein.

Keine Idylle.

Hoch oben im — Gebirge, und von dessen mächtiger Waldung nach allen Seiten hin umgeben, lag ein kleines, ärmliches Dorf, Holzhäusel genannt, dessen Bewohner eigentlich nur von dem lebten, was sie sich mit der Bearbeitung und Ausnutzung des Forstes verdienten.

Man sagt mit Recht: „Es ist ein armes Land, wo blos Quirle wachsen"; die Quirlmacher spielten auch hier eine bedeutende Rolle; dann gab es noch „Harzer", Kohlenbrenner und Löffelschneider. Auch Schindeln wurden gespalten, und Klafterholz bildete einen Hauptausfuhrartikel, besonders im Winter, mit Schneeschlitten den Berg hinab. Freilich verdienten die armen Leute mit alledem doch immer nur das Nothdürftigste, was sie gerade zum Leben brauchten — und Gott weiß es, wie wenig das war; aber sie lebten doch und hatten dabei ihre Heimath so lieb, als ob sie in einem Paradiese und in allem Ueberfluß gelegen hätte.

Uebrigens gehörte das Dorf noch nicht einmal zu den kleinsten im Walde, denn es besaß seine eigene Kirche und sogar ein königliches Gebäude — das Chausseehaus nämlich, das an der vorbeiführenden Straße stand; auch lagen einige Felder darum her, und einzelne der Bewohner, die Honoratioren, trieben ein wenig Ackerbau. Was konnten sie freilich in einem Klima ziehen, wo die Kartoffel eigentlich schon zu den tropischen Früchten zählte und der Hafer oft aus dem

Schnee heraus geschnitten werden mußte — so früh setzte manchmal der Winter ein. Aber der Versuch wurde immer wieder gemacht, und zu Zeiten gelang es ihnen doch, ihre mit sauerm Schweiß erbauten Früchte einzuheimsen.

Trotz aller Armuth gab es aber in Holzhäusel eine wahre Unzahl von kleinen Kindern, wie wir es denn gar häufig finden, daß gerade in den dürftigsten Districten die Zucht des kleinen Volkes am allerbesten zu gedeihen scheint. Im sächsischen Erzgebirge z. B., wo die armen Klöpplerfamilien kaum das Salz zu ihren Kartoffeln verdienen, sieht fast jedes Haus wie eine Schule aus, und Holzhäusel stand darin wenigstens dem Erzgebirge nicht nach. An schönen Sommerabenden tummelten sich oft ganze Schwärme blondhaariger und barfüßiger Jungen und Mädchen auf ihrem Spielplatz unter der alten Buche umher, die mit wunderlich verschnittenem Wipfel vor der kleinen hölzernen Kirche stand, und das war dann ein Lachen und Jubeln, daß man sein eigen Wort kaum hören konnte. Was wußte das kleine Volk auch von Kummer oder Sorgen, wenn es nur nicht gerade hungern mußte!

Natürlich war es unter solchen Umständen nothwendig geworden, einen Schulmeister zu gewinnen, denn der Herr Pastor behielt mit all' den vielen Taufen kaum Zeit genug, um seine wöchentlichen Predigten auszuarbeiten. Die Holzhäusler konnten ihm freilich nicht viel bieten, aber was braucht auch ein Dorfschulmeister viel, der schon von Jugend auf zu Hunger und Kummer ordentlich trainirt wird und — wenn er nur recht viel zu arbeiten und recht vielen Aerger hat — außerordentlich wenig zu seinem eigentlichen Leben bedarf oder wenigstens bekommt!

Es war deshalb lange nicht so schwer, einen passenden Mann für diese ärmliche Stelle zu bekommen, als man vielleicht hätte glauben sollen, und doch wurde von ihm verlangt, daß er nicht allein Dorfschulmeister — nein sogar Dorfschulmeister in H o l z h ä u s e l werden sollte, und dazu außer den nöthigen Kenntnissen auch noch Geduld und Ausdauer wie einen hinlänglich zähen Körper mitbringen mußte, um seiner Stellung zu genügen. Es giebt freilich in unserem gesegneten Vaterlande eine Menge solcher armer Teufel, denen der Brod-

korb noch höher hängt, als selbst Holzhäusel über dem Meeresspiegel lag, und Andreas Pech war Einer von diesen Unglücklichen.

Andreas hatte sogar Theologie studirt, aber in seinem letzten Semester eine doppelte Dummheit begangen: sich nämlich erstens in ein wohl braves, aber blutarmes Mädchen verliebt, und dann auch noch einen rohen Burschen, der sie beleidigte, gefordert. Er zahlte ihn allerdings tüchtig aus, bekam aber selber bei der Sache eine tiefe Schramme über die ganze Backe weg, die ihn für zeitlebens zeichnete und dadurch auch seine spätere Carrière als Geistlicher vollständig unmöglich machte. Wie hätte man einen Geistlichen gebrauchen können, der schon einmal bewiesen, daß er persönlichen Muth besaß — es war nicht denkbar, und das Einzige, was unserem armen Andreas, der nicht Geld genug hatte, um umzusatteln, übrig blieb, war, eine Hauslehrerstelle anzunehmen — aber die Liebe!

Andreas Pech war ein ehrlicher Kerl. Er hatte seinem Mädchen versprochen, sie zu heirathen, und er that es; trug er doch dabei das Ideal von „einer Hütte und ihr Herz" herum, und wußte, eben so wenig wie seine junge Frau, wie nüchtern und prosaisch sich gewöhnlich das Leben mit in diese, ohnehin so kleine Hütte hinein setzt.

Seine Hauslehrerstelle mußte er natürlich aufgeben, denn die verschiedenen Rittergutsbesitzer konnten sich nicht in den Gedanken eines verheiratheten Informators hineinfinden, und nachdem er eine Weile Hunger und Kummer ertragen, blieb ihm nichts Anderes übrig, als um eine Schulmeisterstelle nachzusuchen.

Diese erhielt er auch und verwaltete sie viele Jahre brav und redlich, aber er verfiel dabei in einen sehr großen Fehler. Er wollte nämlich nicht blos die ihm aufgegebenen Stunden abhalten, sondern auch selbstständig denken und urtheilen, und das konnte auf die Länge der Zeit kein gut thun.

Wenn er an die Verbesserung des Schullehrerstandes als einzelnes Individuum dachte, so wäre das weiter kein großes Vergehen gewesen, und es stand ihm dafür der gesetzliche Weg offen, seine eigene Stellung zu verbessern: nämlich eine Eingabe an das Ministerium zu machen. Diese würde ihm aller-

dings, wie Niemand leugnete, gar nichts genützt haben, aber er hätte sich denn doch in der Erfüllung seiner Pflicht vollständig beruhigen können. — Das that er jedoch nicht. Er besuchte im Gegentheil Lehrerversammlungen und hielt von dem gerade herrschenden Ministerium verpönte Zeitungen — ja er hatte sogar einmal in einer solchen Versammlung eine Rede gehalten und sich darin ausgesprochen, daß der Stand der Lehrer ein eben so achtbarer sei als der der Theologen — und damit war dem Fasse der Boden ausgetreten.

Zuerst kam eine Verwarnung, dann, als diese nichts half, eine Vorladung vor das hohe Consistorium mit einem tüchtigen Rüffel und der Behauptung, daß er „am Umsturz des Bestehenden" arbeite und ein Wühler sei. Als er aber sogar noch die Kühnheit hatte, dieses Verhör in einem jener Schulblätter zu beschreiben, und sich selber zu vertheidigen, erhielt er plötzlich ein Schreiben, das ihn „mit halbem Gehalt" zur Disposition stellte.

Ein Schulmeister mit halbem Gehalt — es liegt eigentlich Humor in dem Gedanken und klingt etwa gerade so, als wenn Jemand erzählt, er habe einem Infusionsthier ein Bein ausgerissen. Die Sache hatte aber doch auch eine furchtbar ernste Seite, und Andreas Pech fand bald, daß er nichts weiter auf der Welt besaß, als, wonach er sich früher so heiß gesehnt — nämlich: eine Hütte und ihr Herz — und daß er doch bedeutend mehr zum Leben brauche.

Er gerieth in die furchtbarste Noth, und hätte er sie allein zu tragen gehabt, er würde vielleicht kein Wort darum verloren haben, aber so schrieen nebenbei noch fünf Kinder nach Brod, und seine arme brave Frau ging bleich und elend herum wie ein Schatten. So konnte es auch nicht lange bleiben — er mußte wieder eine Anstellung bekommen, wo er, außer dem dürftigen Gehalt, auch noch wenigstens ein Stück Feld und etwas Deputat-Holz erhielt, er konnte seine Kinder nicht hungern und frieren sehen, nur weil ihr Vater eine Schramme auf der Backe hatte. Er that auch Schritte deshalb, aber lange glückte es ihm nicht, denn kein anderer Staat wollte einen armen Familienvater mit fünf Kindern aufnehmen und sich damit eine Last auf den Hals laden.

Endlich wurde die Stelle in Holzhäusel ausgeboten, die so wenig Verlockendes zu haben schien, daß nicht einmal unter den Schulmeistern eine Concurrenz deshalb entstand.

Einige Dörfer hatten ihn freilich schon früher nehmen wollen, denn man wußte, daß er ein tüchtiger Lehrer sei, aber er war von der Regierung, seiner Antecedentien wegen, nie bestätigt worden — nach Holzhäusel machte man dagegen keine Schwierigkeiten, das lag an einer Stelle, „wo sich die Füchse Gute Nacht sagen", und dort sollten ihm auch, wie man hoffte, die „republikanischen" Gedanken bald vergehen.

Dort war er denn richtig Schulmeister geworden, und zwar mit dem enormen Gehalt von hundertundzwanzig Thalern, einem Acker Kartoffelland, zwei Klaftern Deputat-Holz und freier Wohnung — einem kleinen Häuschen, das dem Ideal seiner „Hütte" außerordentlich nahe kam. Aber er lebte doch — seine Kinder brauchten nicht mehr zu hungern, und er durfte hoffen, dort oben ungestört zu bleiben und nicht einmal von einem hohen Consistorium behelligt zu werden — welchen Schaden hätte er dort auch anrichten können!

Ein Gedanke ging ihm freilich manchmal durch den Kopf und drohte selbst ihn, der bis jetzt Alles so kräftig und unerschüttert ertragen hatte, nieder zu drücken: was nämlich aus seiner armen Elise — aus seinen Kindern würde, wenn er einmal plötzlich sterben sollte, denn der Wittwengehalt einer Schulmeisters-Frau, zwölf oder achtzehn Thaler jährlich, hätte ihnen weiter nichts übrig gelassen, als betteln zu gehen. Wenn das Bild vor seiner Seele aufstieg, zog es ihm das Herz wie mit eisernen Klammern zusammen. Aber er durfte nicht daran denken — kein Schulmeister darf das — und außerdem hatte ihn das Denken auch schon früher in Verlegenheit gebracht. Was half's auch; damit änderte er die Sache nicht und hätte sich sein ohnedies nicht freudiges Leben nur noch mehr verbittert. Vielleicht wurde es einmal besser; die damalige Regierung blieb ja nicht ewig am Ruder, und dann durfte er doch jedenfalls hoffen, seine Stellung zu verbessern.

Uebrigens war Andreas nicht allein ein ganz kluger, aufgeweckter Kopf, der wohl eine bessere Stellung ehrenhaft ausgefüllt hätte als die eines Schulmeisters in Holzhäusel, sondern

er zeigte sich auch anstellig zu anderen als geistigen Arbeiten und benutzte die wenige freie Zeit, die ihm blieb, jetzt nicht mehr wie früher zu nichts einbringender literarischer Polemik, sondern suchte sich Fertigkeit in den hier üblichen Holzarbeiten anzueignen. Dadurch konnte er sich noch einen kleinen Nebenverdienst schaffen und wenigstens der dringendsten Noth begegnen, denn sein ärmlicher Gehalt reichte nirgends aus.

Besonders geschickt zeigte er sich bald im Schneiden der Löffel, denen er eine besondere leichte und gefällige Form gab, wo sie sich früher durch ihre Plumpheit ausgezeichnet hatten. Bei Einem der Leute, der eine Drehbank hatte, ging er sogar in die Lehre, und ließ dabei seine Kinder ebenfalls wacker arbeiten, so daß er schon anfing, mit mehr Vertrauen in die Zukunft zu sehen — wie bescheiden waren seine Ansprüche auch geworden!

Das Einzige freilich, was ihm in dem öden, einsamen Nest fehlte, schien ein passender Umgang, ein paar Menschen nur, mit denen eine vernünftige Unterhaltung möglich gewesen wäre. Aber wen hatte er dazu hier in Holzhäusel und besonders in den langen Wintern, wo hohe Schneewände die Kuppe umgaben, auf welcher das Dorf lag, und selbst die Post manchmal Schwierigkeit hatte, sich hindurch zu schaufeln? Den Herrn Pastor? Auf den Dörfern halten sich eigentlich die Pastoren sehr fern von den Schulmeistern, um ihrer Würde nichts zu vergeben, aber der Pastor in Holzhäusel war ein lieber und einfacher Mann und verkehrte mit allen Leuten freundlich. Leider aber plagte ihn ein rheumatisches Leiden — er konnte das rauhe Klima nicht vertragen, und dazu hatte sich auch noch Schwerhörigkeit gesellt, die eine Unterhaltung unmöglich machte. Der schon ältliche Herr schien auch schon verschiedene Eingaben gemacht zu haben, um von hier auf etwas wärmeren Boden versetzt zu werden, doch umsonst. Er saß eben so gut wie der Schulmeister hier in seiner „Strafcolonie“ — und es geschah ihm recht. Weshalb erzählte er auch den frommen Christen offen von der Kanzel, daß es gar keinen Teufel gäbe und derselbe nur eigentlich bildlich zu verstehen sei! Was wußte er davon?

Da blieb dem armen Schulmeister dann nur noch der

Chaussee-Einnehmer, ein früherer Schreiber, und das war ein doppelter Segen in dieser Wildniß, denn er besaß für Holzhäusel einen ordentlichen Schatz, nämlich eine kleine Bibliothek. Zwar bestand diese nur aus circa vierzig Bänden — noch dazu lauter Räuberromane von Spieß und Cramer, und war von dem jetzigen Eigenthümer einmal auf einer Auction für einen Thaler zehn Neugroschen erstanden worden — aber was liest ein Mensch nicht, wenn er allein in einer Wüste sitzt. Selbst in einem solchen Räuberroman kam doch manchmal ein Gedanke vor, und dem haschte der Schulmeister nach — erst durch alle vierzig Bände durch, und dann wieder den nämlichen Weg zurück.

Der Chaussee-Einnehmer war ein kleines lebendiges Männchen, immer vergnügt, immer gefällig, und wurde besonders im Haus des Schulmeisters, wenn er sich einmal sehen ließ, von den Kindern mit Jubel empfangen. Vermittelte er doch auch, durch Fuhrleute und Boten, mit denen er in unmittelbare Berührung kam, den Verkehr mit der Außenwelt, mit der nächsten Stadt, und wußte besonders dort eine Quelle, wo man die beste Cichorie und den billigsten Zucker bekam, ja verschaffte sogar dem Herrn Pastor und zu Zeiten auch dem Schulmeister am Sonntag Morgen frische Semmeln aus dem nächsten — allerdings eine volle deutsche Meile entlegenen Bäckerladen.

Sein Hauptverdienst in den Augen des Schulmeisters war aber seine liberale Gesinnung. Trotzdem, daß er als königlicher Diener seine Stellung verwaltete (er ist kürzlich gestorben oder ich würde ihn nicht denunciren), blieb er ein Demokrat vom reinsten Wasser. Er liebte allerdings seinen Landesvater und dachte an keine Republik — wo jedenfalls auch die Chaussee-Einnehmerstellen abgeschafft wären — aber er sprach von der gerade bestehenden Regierung oft in Ausdrücken — allerdings nur unter vier Augen mit dem Schulmeister — daß ihm jeder wohlgesinnte Staatsanwalt hätte den schönsten Criminalproceß auf den Hals laden können.

„Wenn ich König wäre,“ sagte er oft und schlug dabei auf das Fensterbrett, daß die Scheiben klirrten, „ich wollte es den Blutigeln zeigen, was es heißt, meinem armen Volke das Mark aus den Knochen ziehen — viertausend Thaler

Gehalt für einen Minister? — nicht vierhundert Thaler kriegten sie; aber die kleinen Beamten, die sich ihr ganzes Leben lang schinden und plagen müssen — und für was? denen wollte ich auf die Beine helfen — und Ihr Schulmeister — Ihr solltet einmal sehen, was ich aus Euch Schulmeistern machte — die Minister selber sollten den Hut vor Euch abziehen, denn Ihr seid die eigentlichen Träger des Volkes, und wo kämen denn überhaupt die Minister her, wenn sie keine Schulmeister gehabt hätten, die ihnen das erste A-B-C und später das X und U beigebracht?"

Der kleine Chaussee-Einnehmer war sonst ein ganz vernünftiger Mann, aber wenn er auf Politik zu sprechen kam, ging sein Verstand mit ihm durch und zahlte nirgends Chausseegeld mehr. Auch hatte er dabei die üble Gewohnheit, seine Rede nur zu häufig mit dem Ausruf zu bekräftigen: „Hol' mich der Deubel!" und Andreas hatte ihm das auch schon einigemal in seiner freundlichen Art verwiesen. Der Chaussee-Einnehmer lachte dann aber jedesmal und meinte: das sei der harmloseste Schwur von allen miteinander, denn da es gar keinen Teufel gäbe, könne ihn auch keiner holen, und dabei klänge er kräftig und mache dem Herzen Luft.

So einverstanden nun Andreas auch fast immer mit den politischen Ansichten seines Freundes sein mochte, obgleich er doch einer etwas mehr gemäßigten Partei angehörte, so schien er über diese Sache seine Bedenken zu haben, da er im flachen Lande zu lange Jahre bei einem streng orthodoxen Geistlichen Küsterdienste versehen hatte. Bei jenem frommen Mann aber war auf der Kanzel der Teufel immer das dritte Wort gewesen, ja er hielt ganze Predigten über ihn und sprach dabei mit einer solchen Ueberzeugung und Wärme, daß Andreas zuletzt selber zweifelhaft wurde und sich, wenn er nicht seiner Meinung entschieden beitrat, jedenfalls neutral verhielt. Es konnte einen Teufel geben — es konnte keinen geben — wer wußte es, wer hatte ihn schon gesehen, und er würde deshalb nie selber solche leichtfertige Worte gebraucht haben, wie sie so oft aus dem Munde des Chaussee-Einnehmers kamen. Doch sprach er sich nie deutlicher darüber aus, denn er fürchtete den Spott des kleinen Mannes.

So war der Winter mit seinen riesigen Schneemassen und harten Fröſten vorübergegangen und das Frühjahr in's Land gekommen, von dem sie hier oben freilich immer erst durch durchpassirende Fuhrleute Kunde bekommen. Hier nämlich lag, wenn unten die Matten schon grünten und blühten, noch hartnäckig der tiefe Schnee, und die ersten Frühlingsboten waren stets die Blumen, welche die Fuhrleute unten im Thale gepflückt und auf die Hüte gesteckt hatten. Dem Chaussee-Einnehmer brachten sie dann auch manchmal einen Strauß von goldgelben Himmelsschlüsseln mit, die er in einem Wasserglas an sein Fenster stellte und sich dann noch Wochen lang auf den nahenden Lenz freute.

Und auch der kam endlich — hier und da fing schon die Sonne an, von den ihren Strahlen am meisten ausgesetzten Rasenflecken den Schnee wegzuthauen. Mit wildem Poltern schurrten große Lawinen vom steilen Schindeldach der Kirche nieder — Finken und Rothschwänzchen ließen sich sehen, und die Buchenknospen quollen dick und glänzend auf. Und Blumen kamen, Schneeglöckchen und Primeln — auch aus dem Wald zog sich die Schneedecke weiter und weiter in Ravinen und Einschnitte zurück, und endlich, endlich brach er aus in grünen Blättern und Blüthen und lag so wundervoll auf dem herrlichen Walde, daß es eine wahre Lust und Freude war.

Jetzt durften die Holzhäusler Bewohner auch wieder ihre Arbeiten draußen vornehmen, und besonders hatte Andreas schon lange auf die Zeit gewartet, wo er einen im vorigen Herbst gekauften und geschlagenen Baum, der aber den Winter durch tief im Schnee gelegen, in Angriff nehmen und die einzelnen Stücke in sein Haus führen konnte. Freilich mußte er sich die Zeit dazu förmlich abstehlen, denn unter der Hand hatten sie Nachricht bekommen, daß in ganz kurzer Zeit eine Schulvisitation zu Holzhäusel stattfinden solle. Der Kinderschaar mußte bis dahin noch eine unverhältnißmäßige Quantität von Wissen eingeprügelt werden, damit sie nicht mit Schimpf und Schande beständen und Andreas den gestrengen Herren einen schlechten Begriff von seiner Zucht beibrachte. Aber die Arbeit im Wald war ihm, nach dem langen Aufenthalt in der dunstigen Schulstube, fast mehr eine Erholung als eine Beschwerde, und er

kam oft erst bei eingesetzter Nacht nach Hause zurück. Ja einmal, Sonnabends, als der Vollmond hell am Himmel stand, ging er sogar nach dem Abendbrod nochmals hinaus, um einen der Blöcke, den er zu einer besondern Arbeit brauchte, fertig zu behauen und so aufzuspalten, daß er die einzelnen Stücke auf seiner Schulter zum Hause tragen konnte.

Es war eine wunderbar schöne Nacht; kein Lüftchen regte sich; drinnen im Busch klagte die Nachtschwalbe, und in einem kleinen Forellenteich in der Nähe quakten die Frösche; sonst unterbrach kein Laut die fast todtenähnliche Stille. Aber hell und klar stand der Vollmond an dem mit mattfunkelnden Sternen besäeten Himmel und warf die riesigen Schatten der Waldbäume auf eine kleine Lichtung, in welcher der von Andreas gefällte Baum lag.

Thau war gefallen, und wie das im Mondenlicht spielte und glitzerte, wenn sich die Strahlen in den Milliarden Tropfen brachen, und wie das duftete von Harz und Waldmoos! Dem armen Schulmeisterlein ging das Herz ordentlich auf, denn hier genoß er etwas, was jetzt der reichste Städter, ja kein König mit ihm theilen konnte, das vollste, reinste Entzücken an dem Zauber dieser herrlichen Natur — und stille Einsamkeit und Ruhe in dieser Waldeseinsamkeit.

Er legte sich erst eine ganze Weile auf das weiche, schwellende Moos, um den würzigen Duft mit vollen Zügen einzuathmen, und schaute dabei zu, wie der Mond so majestätisch dort am Himmel schwebte und einzelne kleine durchsichtige Wolkenschleier wie Schatten daran vorüberflogen. Aber lange durfte er sich diesem Genuß doch nicht hingeben, denn er kam sonst zu spät nach Hause, und seine Elise ängstigte sich nachher vielleicht über sein Ausbleiben. Rüstig ging er deshalb an die Arbeit, und so warm war es dabei hier oben schon geworden, daß er sogar seinen Rock ausziehen mußte, um sich nicht zu heiß zu machen.

„Eigentlich ist es doch ein ganz sonderbares Gefühl," murmelte er, als er sich, um einen Moment zu ruhen, auf seine Axt stützte und den Blick dabei über die mondglänzende Lichtung warf, „so bei Mondschein im Wald zu arbeiten. Wie dumpf hallen die Schläge, und wie das dabei zischelt und flüstert im Wald — wenn Einer furchtsam wäre, könnt's ihn

wahrhaftig ordentlich gruseln. Am Tag ist das freilich 'was Anderes. Da sieht man doch da und dort einen Vogel und hört sie in den Büschen drin zwitschern; auch vom Dorf dringt manchmal das Krähen eines Hahnes oder das Jubeln einer Kinderstimme herüber. Jetzt ist Alles wie ausgestorben, und man kommt sich fast so vor, als ob man allein auf der Welt übrig geblieben wäre und nun an seinem eigenen Sarge hämmerte. Aber jetzt bin ich ja auch gleich fertig und spare dafür morgen den Weg in der Sonnenhitze, statt dessen ich meine doch nur so kurze Mittagsruhe halten kann — den Klotz nehme ich heut Abend mit, und das Andere können mir die Jungen den Montag nach der Schule in dem kleinen Wägelchen in's Dorf fahren, das schadet ihnen nichts, und die Bewegung ist nur gesund."

Wieder arbeitete er eine Zeit lang und fing dabei schon an müde zu werden, denn seine Arme waren den scharfen Dienst nicht gewohnt, aber er hatte sich einmal vorgenommen, den alten Klotz zum Gebrauch fertig zu behauen, und ließ deshalb auch nicht nach. Nur wenn er einmal ruhen mußte, warf er sich einen Augenblick auf das Moos nieder.

So hatte er eben auch wieder eine Pause gemacht und schaute nach dem Mond hinauf, um danach die Zeit zu wissen. Alle Wetter, es war in der That spät geworden und mußte schon lange elf Uhr vorüber sein. Wie leicht sich das aber auch in der frischen Nacht arbeitete, viel besser als an einem warmen Tage, und viel schneller auch. Aber jetzt mußte er wirklich nach Hause — nur noch die letzte Seite wollte er zuhauen — er hatte ihn sich schon zurecht gestellt, und unwillürlich warf er den Blick nach der Stelle, wo er lag, fuhr aber auch in demselben Moment erschreckt in die Höhe, denn — er war nicht mehr allein.

Wo, um Gottes willen, kam denn der Mensch auf einmal her? Er hatte doch keine Seele kommen sehen, und auf dem mondbeschienenen Plan wäre das ja nicht anders möglich gewesen. Jetzt aber saß auf seinem eigenen Holz ein anständig gekleideter Herr, der fast selber wie ein Schulmeister aussah, mit einer solchen Ruhe, als ob er da schon eine Stunde verbracht und ihm zugesehen hätte.

Im ersten Moment glaubte er, das Licht des Mondes täusche ihn nur, und was er da vor sich sähe, sei weiter nichts als der wunderlich gestaltete Schatten eines Baumwipfels, der gerade auf die Stelle fiele. Aber ein Blick nach dem Mond selber überzeugte ihn, daß das nicht möglich sein könne, denn dieser stand jetzt hoch am Himmel, und die Schatten der Bäume reichten gar nicht bis dorthin. Ueber die Wirklichkeit der Gestalt sollte er aber auch außerdem nicht lange in Zweifel bleiben, denn ehe er sich nur noch recht gesammelt hatte, sagte diese freundlich:

„Guten Abend, Andreas. Noch so fleißig?“

Der Schulmeister wußte wirklich nicht, wie ihm geschah. Jetzt, da er scharf hinblickte, konnte er selbst die Züge des Fremden deutlich erkennen, aber er erinnerte sich nicht, ihm je begegnet zu sein, und trotzdem redete ihn dieser mit seinem Namen an und hatte außerdem ein Antlitz, das man, wenn einmal gesehen, wohl schwerlich wieder vergessen konnte.

Es war eine schlanke, edle Gestalt, schwarz, aber sehr sauber gekleidet, besonders mit schneeweißer Wäsche — etwas sehr Ungewöhnliches in Holzhäusel an einem Sonnebend Abend. Sein Gesicht schien allerdings bleich — wozu vielleicht auch das Mondlicht beitragen mochte, aber er hatte große, sprechende Augen und feingeschnittene Lippen, und ein weicher, pechschwarzer Bart kräuste sich leicht um sein Kinn.

„Guten Abend, mein Herr,“ sagte der Schulmeister ganz verdutzt, indem er den Fremden so starr ansah, daß dieser ein leichtes Lächeln kaum unterdrücken konnte — „aber wo kommen Sie denn auf einmal her, woher kennen Sie mich?“

„Ach, mein lieber Herr Pech,“ sagte dieser aber freundlich, „ich kenne Sie schon seit lange, und habe Ihnen oft mit Vergnügen zugehört, wenn sie sich Abends mit Bellermeier, dem Chaussee-Einnehmer, unterhielten.“

„Da haben Sie zugehört?“ rief Andreas, die Augen weit aufreißend — „wie ist denn das möglich?“

„Ja ja,“ lachte der junge fremde Herr herzlich vor sich hin. „Bellermeier ist ein komischer Kauz, und wie oft schon hat er mich eingeladen, ihn zu holen.“

„Sie hat er eingeladen, ihn zu holen?“ rief Andreas,

wirklich erschreckt, indem er in die Höhe sprang. „Ja, um Gottes willen, wer sind Sie denn eigentlich?“

„Bitte, lieber Herr Pech,“ sagte der fremde Herr aber ganz ruhig, indem er ihm mit der Hand winkte, — „behalten Sie Platz und erschrecken Sie nicht. Sie haben nicht den geringsten Grund dafür. Ich bin blos der Teufel.“

„Der Teufel?“ sagte Andreas und sank wirklich auf seinen Sitz zurück, fühlte aber auch, wie ihm das Herz ängstlich an zu klopfen fing — er mußte todtenblaß geworden sein.

„Aber, bester Herr Pech,“ sagte der Teufel, „was schneiden Sie denn für ein trostloses Gesicht. Sie fürchten sich doch nicht vor mir? Das wäre ja rein kindisch und ist gegenwärtig ein vollkommen überwundener Standpunkt. Ich thue Ihnen nichts, und einzig und allein Ihre späte Beschäftigung hat mich angezogen.“

„Meine Beschäftigung?“ sagte Andreas, der sich wirklich schon in etwas von dem ersten Schreck erholt hatte, wenn er auch ein leises Grausen über diese Begegnung nicht unterdrücken konnte.

„Ja,“ nickte der Teufel leise vor sich hin — „Ihre Arbeit im Mondenschein. In früheren Jahrhunderten hatte ich über alle Die Gewalt, die im Mondenschein arbeiteten, denn das Mondenlicht ist mein specielles Eigenthum. Mit den vielen Neuerungen der jetzigen Aera ist aber auch das nun abgelöst, und ich habe nur noch mein Vergnügen daran, den Leuten zuzuschauen, die meinen Mondenschein benutzen.“

„Aber ich habe gar nicht gewußt, daß das Sünde wäre!“ sagte der arme Schulmeister ganz bestürzt.

„Sünde?“ sagte der Teufel, die Achseln zuckend; „lieber Gott, was ist eigentlich Sünde! Wir haben es da mit einem sehr weiten Begriff zu thun. Todtschlag ist Sünde, nicht wahr? Aber ich kenne eine Menge von Beispielen, wo die frommen Geistlichen selbst auf den Kanzeln dem lieben Gott danken, wenn recht viele Menschen todtgeschlagen sind und die zuckenden Leichen noch draußen auf dem Schlachtfeld liegen. Sünde! Diebstahl ist Sünde, und wer stiehlt in unserer Zeit nicht — und wenn es nur den guten Ruf seines Mitmenschen wäre. Wir könnten auf die Art die ganzen zehn Gebote durchnehmen.“

Andreas schüttelte mit dem Kopf; er war jetzt, während der Fremde sprach, ruhiger geworden und fing an, sich die Sache zu überlegen. Das sollte der Teufel sein? Ein Herr in einem schwarzen Frack und mit einem Cylinderhut auf? Unsinn! Wenn er auch noch nicht recht begriff, wie er hierher gekommen sein konnte, ohne daß er ihn bemerkt hätte, so ließ sich doch nichts Anderes denken, als daß es irgend ein Fremder wäre, der sich hier im Wald verirrt haben mußte. Natürlich war er dann durch die weitschallenden Schläge seiner Axt dieser Richtung zugezogen worden, und da er unbemerkt herankam, wollte er sich jetzt einen Spaß mit ihm machen und sich für den „Gottseibeiuns“ selber ausgeben.

Erstlich war Andreas, wie schon früher erwähnt, noch lange nicht mit sich einig, ob es wirklich nur überhaupt einen Teufel gäbe, und wenn in der That, so sah der doch jedenfalls anders aus als ein vornehmer Stadtherr, der mit Glanzstiefeln im Wald herumläuft und Glacéhandschuhe trägt. Mit dem Verdacht wuchs aber auch wieder sein Muth — wie man ihn überhaupt nicht furchtsam nennen konnte — und er fing an, sich die Sache von der humoristischen Seite zu betrachten.

Der Fremde hatte in der Zeit sehr ruhig seine Cigarrentasche herausgeholt und sich eine Cigarre genommen.

„Rauchen Sie, Herr Pech?“ frug er freundlich — wo in aller Welt hatte er nur seinen Namen wegbekommen — indem er ihm die Tasche hinhielt.

„Bitte,“ sagte dieser, „wenn Sie erlauben — eine gute Cigarre bekommt man hier in der Gegend selten.“

„Diese sind ächt,“ sagte der Fremde, „ich habe sie selber von Havanna mitgebracht.“

„Waren Sie in Amerika?“ rief Andreas, der eigentlich keine weitere Sehnsucht kannte als Amerika, es aber etwa ebenso betrachtete, wie den Mond oder einen andern Planeten, nach dem man sich wohl hinwünschen, den man aber auch nie erreichen könne.

„Allerdings,“ lächelte der Fremde, „ich habe dort viel zu thun.“

„Wirklich?“ sagte Andreas, und hatte dabei seinen Stahl

und Schwamm aus der Tasche genommen, um Feuer zu schlagen, als der Fremde seinen linken Handschuh auszog, den Finger an seine Cigarre hielt und diese dadurch augenblicklich in Brand brachte. Dann reichte er sie artig dem Schulmeister, der die seinige verdutzt daran anzündete. Wo hatte der fremde Mensch so schnell Feuer herbekommen? — aus dem Finger? Das war ja doch rein unmöglich. Der fremde Herr aber zog seinen Handschuh wieder an und blies den Rauch in kleinen kurzen Wölkchen in das Mondenlicht hinein. „Was zum Henker," dachte aber Andreas, „Du fragst ihn einmal, wo er herkommt und wohin er will, denn auf Stunden weit ist ja kein anderes Dorf in der Nachbarschaft. Rede muß er doch stehen!"

„Sie entschuldigen," sagte er deshalb laut und genoß dabei in langsamen Zügen seine eigene Cigarre, denn so ein Blatt hatte er in seinem ganzen Leben nicht geraucht. „Woher kommen Sie denn eigentlich heute?"

„Heute?" sagte der Fremde, „oh, nicht weit, blos von Petersburg, wo ich etwas zu besorgen hatte, und nur, wie ich eben über den Wald flog und Sie hier unten im Mondenlicht arbeiten sah, bin ich einen Augenblick heruntergekommen, um ein bischen mit Ihnen zu plaudern."

„Ueber den Wald fliegen?" lächelte Andreas still vor sich hin, denn er war jetzt fest überzeugt, daß sich der fremde Herr einen Spaß mit ihm machen wolle — „so! und nachher fliegen Sie auch wohl wieder fort?"

„Es wird mir wohl nichts Anderes übrig bleiben," nickte freundlich der Fremde, „denn was soll ich in Holzhäusel machen? Etwa den Chaussee-Einnehmer holen? Das wäre wirklich nicht der Mühe werth, denn der kommt mir schon mit der Zeit von selber — und wenn er nicht kommt, ist's auch kein Unglück."

Den Schulmeister überlief's wieder. Der Fremde sprach so zuversichtlich, und erst jetzt fiel ihm eine merkwürdige Eigenschaft an seinem unheimlichen Besuch auf, denn einmal war es ihm, als ob er durch den dunkeln Frack hin die dahinter liegenden Umrisse des Holzes erkennen könne, und dann — beim Himmel, der fremde Mensch warf gar keinen Schatten!

„Lassen Sie Ihre Cigarre nicht ausgehen," sagte aber

der Teufel freundlich — denn daß er es sei, daran konnte der arme Schulmeister jetzt nicht einmal mehr zweifeln, „sie schmeckt nachher nicht mehr so gut, wenn sie erst einmal kalt geworden ist. Wie geht es denn eigentlich Ihrer Familie?“

„Oh, ich danke — recht gut,“ stammelte Andreas, dem es jetzt eiskalt durch die Glieder zog — „aber wie — wie um Gottes willen ist mir denn? Sie können doch nicht wahr und wahrhaftig —“

„Der Teufel sein?“ lächelte dieser, „und weshalb nicht, Herr Pech? Weil ich anständig gekleidet gehe? Wollen Sie sich einmal ein Bild Ihrer Altvorderen betrachten, einen jener urkräftigen Cherusker oder wie die Herren hießen, mit einem Bärenfell-Mantel, große Büffelhörner als Helm auf dem Kopfe und mit bloßen Beinen — laufen aber die Deutschen jetzt noch so in der Welt herum? — Nein, sie haben sich civilisirt, und ich sehe wirklich nicht ein, weshalb ich da allein eine Ausnahme machen sollte. Wo könnte ich mich jetzt wohl noch anständiger Weise mit Schweif und Pferdefuß sehen lassen, und ein oft so nöthiges Incognito wäre ganz unmöglich.“

„Wunderbar,“ stöhnte der Schulmeister, der durch die gemüthliche Plauderweise des Schrecklichen aber auch wieder Muth zu fassen begann. Dabei fiel ihm aber sein Herr Pfarrer ein — wenn er dem dies Begegniß erzählte, der glaubte kein Wort davon — und Bellermeier erst, der hätte ihn gerade ausgelacht, und er wäre am Ende noch in den höchst ungerechten Verdacht gekommen, ein Glas Bier über den Durst getrunken zu haben. Gütiger Himmel! es warf ihm nicht einmal eins für den Durst ab, und er war so nüchtern wie eine junge Katze.

„Lieber Freund,“ sagte der Teufel aber ruhig, „es giebt sehr viel Wunderbares auf der Welt — viel mehr, als sich die Menschen gewöhnlich träumen lassen. Manchmal sehen sie's nur nicht; manchmal aber wollen sie es auch nicht sehen, und der Teufel geht oft mitten unter ihnen herum, ohne daß sie ihn bemerken.“

„Aber früher,“ sagte Andreas schüchtern, „hatte man doch immer so viel Angst, daß er Einen holte (er sprach noch

immer von dem Gefürchteten in dritter Person, denn er getraute es sich nicht, ihn selber anzureden), und jetzt hört man eigentlich gar nichts mehr davon."

„Das ist sehr natürlich," versicherte der unheimliche Fremde. „Früher, als ich noch absoluter Monarch in der Hölle war, durfte ich machen, was ich wollte, und machte mir deshalb manchmal einen Spaß; denn daß mir an einer lumpigen Seele nicht viel liegt, können Sie sich denken, Herr Pech. Jetzt aber, seit wir eine Constitution haben —"

„Eine Constitution?" platzte der Schulmeister erstaunt heraus.

„Versteht sich — seit 48, wo auch hier oben Alles drunter und drüber ging. Ich hatte damals hier alle Hände voll zu thun und ließ deshalb leichtsinniger Weise mein eigenes Reich etwas außer Acht. Die Folge blieb nicht aus. Als ich zurückkehrte, brachten sie mir gleich den ersten Abend eine Katzenmusik, meiner eigenen Großmutter warfen sie die Fenster ein und schickten mir nachher eine Deputation auf den Hals, mit welcher ich die weiteren Bedingungen meiner Regierung besprechen mußte. Was wollte ich machen? Ich war noch froh, daß sie — dumm genug — nicht mehr verlangten, und bewilligte Alles."

„Und jetzt holen Sie Niemanden mehr?" frug Andreas, der schon dreister wurde, je länger die Unterhaltung währte, und sich dafür besonders zu interessiren schien.

„Nein," sagte der Teufel, „ich bekomme jedes Jahr mein Deputat geliefert und habe mich sogar nicht einmal mehr um die Verwendung der eingelieferten Seelen zu bekümmern, da das die Arbeitervereine besorgen."

„Man sollte es nicht für möglich halten," sagte staunend der Schulmeister, „selbst in der Hölle haben sie eine Constitution, und hier bei uns —"

„Beruhigen Sie sich darüber," lächelte der Teufel, „sie ist auch danach, aber sie erfüllt immerhin ihren Zweck, denn ich beziehe noch das nämliche Einkommen, und habe dafür weniger zu thun. Sonst hat sich fast gar nichts geändert, nur daß die Sache vielleicht etwas umständlicher geworden ist, als sie früher war."

„Aber Sie erwähnten doch vorhin meinen Freund, den Chaussee-Einnehmer,“ sagte Andreas schüchtern, „von wegen holen, meine ich.“

„Nur ein Scherz,“ lächelte der Teufel; „wie schon gesagt, befasse ich mich auch damit nur noch ausnahmsweise und in ganz besonderen Fällen — von denen ich Ihnen allerdings einige namhaft machen könnte — es ist aber kein rechtes Leben mehr in der Sache. Ueberhaupt, lieber Freund,“ setzte er zutraulich hinzu, „kann ich Sie versichern, daß die Welt immer prosaischer wird, und die Menschen behaupten ganz falsch: die Poesie ginge zum Teufel. Es ist nicht wahr und nur eine ihrer gewöhnlichen Uebertreibungen, denn ich habe in letzterer Zeit nichts von ihr gesehen; wir werden immer praktischer wohl, aber wirklich nicht glücklicher dabei. Was für ein wunderbares Vergnügen war das früher, z. B. mit dem wilden Jäger mit Hallo und Rüdengebell durch die Welt zu hetzen und sich einmal recht tüchtig auszutoben. Sie können sich keine Idee davon machen, wie wohl das that, und man fühlte sich nach einem solchen Ritt um tausend Jahre jünger. Jetzt, nach Einführung der Jagdkarten, ist uns da auch ein Riegel vorgeschoben, denn es gehörte wirklich heidenmäßig viel Geld dazu, um hier in Eurem zersplitterten Deutschland, wo man beinah auf jede Pferdelänge in ein anderes Fürstenthum und Revier kommt, für jedes wieder eine neue Karte zu lösen.“

Andreas hörte voller Erstaunen und mit offenem Munde zu, denn er hatte bis jetzt einen ganz andern Begriff von der Macht und den Rechten des Teufels gehabt.

„Ja, aber wie ist mir denn,“ sagte er endlich ganz verdutzt, „braucht denn der — entschuldigen Sie — braucht denn der Teufel auch eine Jagdkarte, wenn er jagen will? Das hab' ich ja gar nicht gewußt.“

„Ihr macht Euch hier oben überhaupt ganz sonderbare Gedanken über uns,“ sagte der Teufel achselzuckend, „und ich habe Bilder gesehen,“ fuhr er, still vor sich hin lachend fort, „wo die Hölle als ein einziger lodernder Feuerpfuhl abgebildet war, in dem also eine nur einigermaßen erträgliche Existenz gar nicht möglich wäre. Was würden Sie aber sagen, wenn

ich Ihnen erzähle, daß die ganze Hölle mit Gas erleuchtet ist, Herr Pech?"

„Mit Gas?" rief Andreas verwundert.

„Versteht sich — aber was haben wir dabei gewonnen? Nichts. Früher brannten wir nur fette Sünder, und Sie glauben gar nicht, was oft für komische Scenen dabei vorfielen. Jetzt ist das aber als inhuman verschrieen, und die langweiligen Candelaber stehen nun dort unten Jahrhunderte ein und aus und verbreiten ihr regelmäßiges monotones Licht."

„Petroleum benutzen Sie also nicht?" frug Andreas, der sich schon lange eine solche Lampe gewünscht hatte.

„Nur zum Schmoren," sagte der Teufel gleichmüthig, „aber schon seit vielen tausend Jahren. Es war von jeher unser Hauptbrennmaterial, wenn es die Menschen auch erst vor kurzer Zeit entdeckt haben. Trotzdem nennen sie uns noch immer den „dummen Teufel"."

Andreas schwieg verlegen still, denn er wußte nicht gleich, was er darauf erwidern solle — er mochte doch nicht grob sein, und eine gewöhnliche Schmeichelei schien ihm hier auch nicht am Platze. Dem Teufel hätte er sie doch nicht — noch dazu als christlicher Schulmeister — sagen können. Der Teufel aber, seinem eigenen Gedankengang folgend, fuhr fort:

„Sie hätten freilich Recht, wenn ich dem Bild entspräche, das sie sich von mir entwerfen. Ich soll z. B. die Leute holen, die hier oben recht nichtsnutzige Streiche machen oder gemeine Schurken sind — es ist zu abgeschmackt! Die lasse ich doch gerade am allerliebsten so lange als nur irgend möglich auf Erden herumlaufen, schon des guten Beispiels wegen. Den Beweis für das Gesagte finden Sie auch überall auf der Erde bestätigt. Die guten Menschen sterben weg und die schlechten bleiben; wo sie aber irgendwo in einem Land Jemanden haben, den einzelne Personen, oder den das ganze Volk zum Teufel wünschte, so können Sie sich fest darauf verlassen, daß ich ihn nicht hole, sondern daß der ein ewiges Leben zu haben scheint."

Andreas seufzte und dachte an einen bestimmten Consistorialrath, den er kannte.

„Die laufen mir lange gut," fuhr aber der Teufel fort, „die säen Haß und Erbitterung aus nach Herzenslust, und wenn ihre Zeit einmal um ist, entwischen sie mir doch nicht, wozu also eine so alberne Uebereilung."

„Merkwürdig," sagte Andreas, fast mehr mit sich selber als zu seinem Gesellschafter redend.

„Finden Sie das merkwürdig?" lächelte der Teufel.

„Ach nein — das nicht," seufzte Andreas, „ich kenne selber einige sehr auffallende Beispiele, die das allerdings bestätigen, was Sie eben sagten — nein, ich meine nur, daß Sie, verehrter Herr," er kam etwas in Verlegenheit, wie er den Teufel eigentlich anreden müsse, denn daß er allein keinen Titel habe, ließ sich doch nicht gut denken, — wenn er ihn aber nicht ordentlich titulirte, nahm er es ihm am Ende übel. Wurde doch der sonst so gutmüthige Bellermeier fast böse, wenn man ihn bei seinem eigenen Namen nannte, und man mußte immer „Herr Chaussee-Einnehmer" dazu setzen.

„Nun?" frug der Teufel, der wohl merkte, daß er etwas auf dem Herzen hatte, „womit kann ich dienen?"

„Bitte," sagte Andreas erschreckt, denn daß sich der Teufel so bereitwillig zeigte, ihm mit etwas zu dienen, kam ihm doch bedenklich vor. „Ich — ich wußte nur nicht gleich, wie ich Sie tituliren sollte."

„Mich?" lachte der Teufel laut auf, „das ist himmlisch! Woher vermuthen Sie, daß ich einen Titel habe, Herr Pech?"

„Ja, aber — ohne Titel," sagte der Schulmeister, „es ist doch nicht wohl anzunehmen, daß ein anständiger Mensch — ich wenigstens kenne kein Beispiel —"

„Ohne Titel in der Welt herumlaufe?" ergänzte der Teufel seine Rede, und sein Gesicht glänzte ordentlich vor Vergnügen. „Aber Sie stehen mit Ihrer Meinung nicht vereinzelt da," fuhr er, plötzlich ernster werdend, fort, „denn selbst meine gute und sonst so vernünftige Großmutter hat mich einmal eine lange Zeit gequält, ich sollte mir einen solchen zu verschaffen suchen — was mir bei meinen Connexionen allerdings nicht schwer geworden wäre — und mich „geheimer Commissionsrath" nennen lassen, aber ich habe es trotzdem abgelehnt, denn eine Auszeichnung muß ich doch vor den Menschen

haben und — Verwechselungen wären mir auch vielleicht unangenehm gewesen. Nennen Sie mich deshalb nur, da wir uns doch hier in Deutschland befinden, bei meinem deutschen Namen Teufel — also Herr Teufel, wenn Sie wollen, der mit dem hebräischen Satan gleichbedeutend ist. Alle übrigen Benennungen sind gemeine Schimpfworte, die ich mir allerdings verbitte. Aber Sie wollten mir vorher, als ich Sie unterbrach, noch etwas Anderes mittheilen. Sie fanden etwas, worüber Sie sich noch nicht ausgesprochen haben, merkwürdig."

„Ach ja," sagte Andreas, der sich jetzt besann — „ich meinte nur, es wäre merkwürdig, daß so viele Menschen gar nicht an Sie — der doch jetzt leibhaftig vor mir steht, glauben wollen und Ihre ganze Existenz leugnen."

„Bah," sagte der Teufel verächtlich, „und was bedeutet das? Es giebt ebenso Tausende von Menschen, die selbst einen Gott leugnen, und ändert das etwas im Weltensystem? Früher meintet Ihr, die Erde liege still und die Sonne bewege sich — thaten sie es deshalb wirklich? Nein, die Erde lief ihre vorgeschriebene Bahn fort, und die Sonne stand still, und nur einer späteren Zeit war es vorbehalten zu beweisen, daß sich Josua mit seinen astronomischen Kenntnissen gründlich blamirt habe. Ebenso wird sich aber auch der Teufel die Freiheit nehmen — und nimmt sie sich in der That — auf Erden herum zu gehen, ob nun Einzelne an ihn glauben oder nicht. Meinen besonderen Freunden bin ich doch bekannt und vertraut, und diese verleugnen mich auch nicht. Ich möchte z. B. einmal sehen, was Ihnen geschähe, wenn Sie einer General-Synode erklären wollten: es gäbe keinen Teufel. Ja, selbst die Regierungen nehmen sich meiner an, und als vor einigen Jahren die „Münchener Fliegenden Blätter" einmal ein albernes Spottbild auf mich brachten, erhielten sie ein Rescript der königlich sächsischen Regierung, worin ihnen gedroht wurde, die Blätter im ganzen Königreich polizeilich zu verbieten, wenn sie noch einmal versuchten, „einen Gegenstand der christlichen Verehrung" lächerlich zu machen."

Andreas seufzte nur, denn ähnliche Rescripte und Verwarnungen, die er selber erhalten, gingen ihm im Kopf herum.

„So viel ist sicher,“ sagte er endlich, „daß es selbst der Teufel besser hat als ein armes Dorfschulmeisterlein, denn wir werden nicht als Gegenstände der Verehrung, sondern als Fußschemel betrachtet, an denen sich Jeder ungestraft die Stiefel abtreten kann, und doch sollen wir eine neue Generation von Menschen heranbilden.“

„Bah,“ sagte der Teufel, „daran seid Ihr selber schuld und dürft Euch deshalb nicht darüber beklagen.“

„Wir?“ rief Andreas verwundert.

„Ja Ihr — weiter Niemand,“ nickte der Teufel leise vor sich hin. „Weshalb beschränkt Ihr Euch nicht darauf, die Kinder das zu lehren, was sie allein zu lernen brauchen, um gute Staatsbürger zu werden. Nachher hättet Ihr den Himmel auf Erden und säßet bis über die Ohren in der Wolle.“

„Ja aber —“ sagte Andreas verdutzt, „was ist denn das eigentlich, und kann denn der Mensch überhaupt je zu viel lernen?“

„Gewiß kann er, mein lieber Herr Pech, gewiß kann er,“ nickte der Teufel mit einem vergnügten Grinsen, „und er weiß jetzt schon eigentlich viel mehr, als ihm gut ist. Der Katechismus ist die Hauptsache — den muß er vor- und rückwärts auswendig kennen, Bibelsprüche meinetwegen so viel in den Kopf gehen, denn die halten seinen Geist von anderen gefährlichen Dingen ab. Außerdem lesen und schreiben und ein wenig rechnen, und meinetwegen auch ein wenig Geographie des bestimmten Landestheiles nämlich, in dem Ihr gerade lebt, mit vaterländischer Geschichte, d. h. um Gottes willen nicht Schlosser's Weltgeschichte, der viel mehr sagt, als irgend nöthig ist, sondern Erzählungen aus dem Leben der verstorbenen Landesväter, worin deren Tapferkeit, Milde, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit dem Schüler zugleich mit dem Bewußtsein eingeprägt wird, daß alle diese Tugenden auf den noch lebenden und gerade regierenden Herrscher übergegangen sind. Außerdem Lateinisch und besonders alte römische Geschichte, in welcher sämmtliche Vorbilder von Freiheit und Republikanismus vollkommen ungefährlich sind, oder vielmehr durch den vortragenden Lehrer ungefährlich gemacht werden

können. Er darf natürlich keine Vergleiche mit damals und jetzt ziehen und muß die Sache mehr als Mythe behandeln — weshalb ich auch besonders altgriechische Mythologie empfehle."

„Aber Naturwissenschaften — Denkübungen."

„Bah, seien Sie nicht kindisch!" sagte der Teufel. „Für Naturwissenschaften genügt einfache Naturgeschichte, worin erzählt wird, daß der Löwe, der König der Thiere, großmüthig, und die Schlange noch vom ersten Sündenfall her verdammt ist, im Staube zu kriechen. Allerdings hat sie auch vorher schon eben so wenig Beine gehabt wie jetzt, aber das schadet nichts. Statt Denkübungen lassen Sie die Kleinen dann ordentlich, besonders recht lange Gedichte auswendig lernen: Die Bürgschaft z. B., den Taucher, den Kampf mit dem Drachen, das Lied vom braven Mann und tausend andere. Das verhindert sie am sichersten, über etwas Selbstständiges nachzudenken und einen eigenen Ideengang zu verfolgen."

„Aber, bester Herr," sagte Andreas halb verzweifelt, „Sie geben mir da Rathschläge, die das junge Volk nicht allein zu Grunde richten, nein, die es zu Dummköpfen machen müssen."

„Reden Sie keinen Unsinn," sagte der Teufel ärgerlich, „von Zugrunderichten ist gar keine Rede; auf die Höhe der Zeit sollen sie gehoben werden. Die Wissenschaft muß umkehren, wenn sie den Weg, den sie gelaufen, überblicken und dadurch zu einer genauen Kenntniß ihrer selbst gelangen will. Apropos — Sie haben in vierzehn Tagen hier Schulvisitation, nicht wahr?"

„Allerdings," sagte Andreas verwundert, „aber woher wissen Sie denn das schon?"

„Weshalb sollte ich es nicht wissen? — Sie wünschen eine bessere Stelle, nicht wahr?"

„Großer Gott," seufzte Andreas, „ich bin Dorfschulmeister in Holzhäusel, und damit ist wohl Alles gesagt."

„Gut, haben Sie Ihre Vorbereitungen dazu getroffen?"

„So viel in meinen Kräften stand, ja," sagte Andreas. „In der Geographie nehme ich jetzt die Vereinigten Staaten von Nordamerika durch, in der Geschichte bin ich bei Joseph II. von Oesterreich."

„Jetzt thun Sie mir den Gefallen," fuhr der Teufel auf — „Sie müssen Ihren Verstand verloren haben! Was wissen die Bauernjungen von Joseph II., was brauchen sie von ihm zu wissen! Gehen Sie gleich Montag früh daran und pauken Sie den Rangen die Geschichte des unglückseligen Franz von Neapel ein und erfüllen Sie ihre kleinen Herzen mit Empörung über die dort verübte Ungerechtigkeit, darauf setzen Sie einige sechzig Sprüche und Psalmen."

„Aber ich darf die Kinder nicht so viel auswendig lernen lassen," warf Andreas ein. „Die Eltern beklagen sich immer, daß ihnen damit zu viel Zeit zur Arbeit verloren geht, und die Leute sind ohnedies so arm."

„Bah, Unsinn, was geht das Sie an?" sagte der Teufel. „Jeder ist sich selbst der Nächste, und ich garantire Ihnen, daß Sie versetzt werden."

„Sie meinen wirklich?"

„Mir dürfen Sie glauben — aber alle Wetter!" unterbrach er sich plötzlich, nach seiner Uhr sehend — „es ist spät geworden und ich muß fort — also auf Wiedersehen, Herr Pech!"

In dem Augenblick schreckte, dicht hinter Andreas, ein Rehbock, der hier im Mondenschein auf die Lichtung getreten war und natürlich keine Gesellschaft da vermuthen konnte. Er mußte auch ganz dicht herangekommen sein, als er die Witterung von etwas Verdächtigem bekam, und der laute Ton, den diese Thiere in einem solchen Fall gewöhnlich ausstoßen, machte, daß der überdies etwas erregte Schulmeister blitzschnell nach ihm herumfuhr. Das scheue Thier hielt sich aber nicht auf, sondern floh in langen Sätzen über den mondhellen Schlag, um sein schützendes Dickicht zu erreichen. Jetzt tauchte es in die Büsche; als aber Andreas den Kopf wieder seinem Besuch zudrehte, war dieser spurlos verschwunden und ein eigener moderartiger Geruch schien die Luft zu erfüllen. Der Schulmeister bemerkte auch jetzt erst, worauf er früher gar nicht geachtet, daß aus dem tiefer gelegenen Theil der kleinen Lichtung ein feiner, aber feuchter Nebel heraufquoll — und wie weit war der Mond schon am Himmel hingerückt! Es mußte wahrhaftig spät geworden sein, und kalt war's auch,

denn es fing an, ihn in Hemdsärmeln zu frösteln. Oder war das vielleicht die Scheu vor seinem unheimlichen Besuch? Er schaute sich vorsichtig nach rechts und links um, ob er die dunkle Gestalt nirgends mehr erkennen könne — aber die Lichtung war leer, und der schreckliche Gast dorthin verweht, woher er gekommen sein mußte — in die Luft.

Den armen Schulmeister fing es jetzt an zu grausen. Wenn er nun noch einmal zurückkehrte und — der Teufel traue dem Teufel! Er zog rasch seinen Rock an, hob sich den fertigen Klotz, den er mitnehmen wollte, auf die Schulter, griff dann mit der andern Hand sein Werkzeug auf und schritt, so rasch ihn seine Füße trugen, der Heimath zu, wo er indessen auch wirklich schon mit schweren Sorgen erwartet wurde.

„Aber, Andreas, um Gottes willen! wo bleibst Du denn nur bis so tief in die Nacht hinein?" rief ihm seine Frau entgegen, die in aller Sorge und Angst noch aufgeblieben, oder vielmehr wieder aufgestanden war — „wie bange ist mir schon um Dich geworden, und wenn ich nur den Weg gewußt, ich wäre selber hinausgelaufen, um Dich zu suchen."

„Aber, liebes Kind," sagte der Mann verlegen, „so spät ist es doch noch gar nicht?"

„So spät nicht?" rief aber die Frau, „schon lange ein Uhr vorbei."

„Hm," sagte Andreas, der in dem Augenblick daran dachte, daß der Teufel gerade um ein Uhr verschwunden sein mußte — „es arbeitete sich heute Nacht so herrlich da draußen, daß ich gar nicht wieder fortkommen konnte und fast meinen ganzen Baum zertheilt habe."

„Und Dich selber machst Du dabei krank und reibst Dich auf — und die feuchte Nachtluft ist doch wahrhaftig auch nicht gesund."

„Die schadet mir nichts," sagte der Schulmeister freundlich, „sorge Dich nur nicht meinethalben. Die scharfe Bewegung in der gesunden Waldesluft hat mir viel mehr genutzt, als wehe gethan. Es ist freilich ein bischen spät geworden — ich wollte eigentlich gar nicht so lange ausbleiben, aber wenn man einmal anfängt, kann man gar nicht wieder aufhören —

und noch dazu bei der herrlichen Nacht — ich weiß wirklich nicht, wo die Zeit hingekommen ist."

„So mache nur jetzt wenigstens, daß Du in's Bett kommst," sorgte die Frau — „es ist doch wieder recht frisch geworden. Denke nur, was aus uns werden sollte, wenn Du krank würdest."

Andreas folgte dem Rath, es war ihm überhaupt heute gar nicht mehr darum zu thun, viel zu sprechen, wo er so viel zu denken hatte, und er lag auch noch lange, lange Zeit in seinem Bett, über das Erlebte nachgrübelnd, bis ihm endlich selber die Augen zufielen. — Aber wie sonderbar war ihm erst am nächsten Morgen zu Muthe, als ihm die gestrige Erscheinung wieder einfiel und jetzt mehr wie ein wüster Traum, wie als etwas wirklich Gesehenes vorkam.

Es war Sonntag, und er mußte früh in die Kirche, um sich an die Glocke zu hängen und damit den frommen Christen ein Zeichen zu geben, daß sie sich ein wenig rasch rasirten und in ihren Sonntagsstaat würfen, da die Predigt bald beginne. Aber an was dachte er dabei? Es schauderte ihm selber, wenn er sich dessen klar wurde, und er suchte die Gedanken gewaltsam von sich abzuschütteln — wenn ihm das nur möglich gewesen wäre.

An dem Nachmittag ging er zum Chaussee-Einnehmer hinaus, um sich mit diesem ein wenig zu unterhalten. Er fühlte das dringende Bedürfniß sich mitzutheilen, und wagte es trotzdem nicht; denn durfte er hoffen, gerade bei Bellermeier, der immer gern für einen Freigeist gelten wollte, Glauben zu finden? Es war nicht denkbar. Dadurch fühlte er sich niedergedrückt, und dem kleinen Chaussee-Einnehmer konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß dem Schulmeister etwas auf der Seele liege. Seiner Meinung nach konnte das aber natürlich nichts Anderes sein, als die bevorstehende Schulinspection.

„Hört einmal, Schulmeister," rief er endlich, „das ist langweilig, Ihr nehmt Euch die Sache viel zu sehr zu Herzen. Ob die Schwarzröcke einmal die Nase in Eure Schulstube stecken oder nicht, was kümmert das Euch hier in Holzhäusel? Höher versetzt könnt Ihr nicht mehr werden,

Ihr schneidet aber, hol' mich der Deubel, ein Gesicht, als ob Ihr schon heute auf der Armesünderbank säßet."

„Lieber Herr Chaussee-Einnehmer," bat Andreas freundlich, „thun Sie mir den einzigen Gefallen und sagen Sie nicht immer: „hol' mich der Teufel" — es ist — man weiß doch nicht — und noch dazu an einem Sonntag."

„Nanu!" lachte aber der kleine Mann gerade heraus und sah den Schulmeister ordentlich erstaunt an. „Was ist Ihnen denn heute in die Perrücke gefahren, Schulmeister, denn der Sonntag hat Sie doch sonst eben nicht genirt? Weshalb soll ich nicht sagen: hol' mich der Deubel?"

„Es ist doch eigentlich Gotteslästerung."

„Wenn ich sage, hol' mich der Deubel? Hehehehehe, Sie sind wirklich göttlich! Was hat denn der liebe Gott mit dem Deubel zu thun? Hören Sie, hören Sie, Schulmeister, Sie arbeiten sich doch nicht etwa auf den Mucker los? Dann sind wir wenigstens die längste Zeit Freunde gewesen, was mir hier, in dem verbrannten Nest, unendlich leid thun sollte."

„Mein lieber Herr Chaussee-Einnehmer," sagte Pech, „man braucht noch kein Mucker zu sein, um an solchen gefährlichen Worten keine Freude zu finden —"

„Gefährlichen Worten!" lachte aber Bellermeier wieder, „lieber Herr Schulmeister, nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich vermuthe fast, es muß bei Ihnen irgendwo im Gehirnkasten eine Schraube losgegangen sein."

Andreas hatte es auf der Zunge, dem kleinen Mann sein gestriges Abenteuer zu erzählen, aber er fühlte auch recht gut, daß er nur Spott und Hohn dafür einernten würde. Er war dadurch niedergeschlagen, die Unterhaltung wollte nicht recht fließen, und er ging auch bald wieder nach Hause, um sich auf seine morgende Schule vorzubereiten. Aber der Kopf wirbelte ihm, denn drinnen herum gingen ihm die Rathschläge, welche ihm die Erscheinung gestern Nacht gegeben, und wenn er sich auch wieder und wieder vorhielt, von wem sie eigentlich kamen, so fühlte er doch auch — ja er wußte genau, daß der Fremde Recht gehabt, ja daß er nur das mit deutlichen, klaren Worten ausgesprochen habe, was er selber schon lange mit sich herumgetragen.

Wie war es anderen Lehrern gegangen, die vielleicht nicht einmal so fleißig studirt hatten, wie er selber. Der eine, ein Schulkamerad von ihm, war mit einem enormen Gehalt Director eines Gymnasiums geworden, trug zwei oder drei Orden im Knopfloch und die Nase wer weiß wie hoch. Ein anderer stand sich als Rector in — ebenfalls außerordentlich gut; mehrere Andere aber, die sich dem Lehrerfach gewidmet, lebten wenigstens in erträglichen Verhältnissen — nicht am Ende der Welt in Holzhäusel. Und woher kam das? — weil sie nie versucht hatten, gegen den Strom zu schwimmen, sondern immer langsam und behaglich darauf hingeglitten waren. Die kamen deshalb auch an's Ziel, er aber hielt sich unterwegs nicht allein unnöthiger Weise auf, sondern rückte auch nicht einmal vom Fleck — ja, je mehr er arbeitete und Widerstand leistete, in immer gefährlichere Wirbel gerieth er hinein, und ein solcher Wirbel hatte ihn hier nach Holzhäusel hinauf getrieben. War es denn wirklich gar nicht möglich, wieder in günstigeres Fahrwasser zurück zu kommen? Es mußte wenigstens versucht werden.

Noch nie war er so fleißig in der Schule gewesen, als in der hierauf folgenden Woche, und die Kinder erschraken nicht wenig über die ihnen plötzlich aufgebürdete Arbeitslast. Wo hatte er früher daran gedacht, so viel auswendig lernen zu lassen! Er unterhielt sich gewöhnlich mit ihnen und brachte irgend ein Thema vor, über das ihm jedes Kind seine Meinung sagen mußte, ja er ließ sie sogar untereinander darüber debattiren und hatte es dadurch wirklich so weit gebracht, daß es wohl kein aufgeweckteres kleines Volk im ganzen Gebirge gab, als seine Schüler. Jetzt plötzlich überraschte er sie mit einer andern Methode, auf die sie allerdings nicht vorbereitet waren, und die noch weniger ihren Eltern in den Kopf wollte. Sonst, wenn sie aus der Schule nach Haus gekommen, gingen sie gewöhnlich an ihre Arbeit und plauderten dabei fröhlich über das Gehörte weiter, jetzt aber hockten sie in den Ecken, kratzten sich die krausen Köpfe und lasen laut und ängstlich vor sich hin.

Die Eltern thaten auch Einspruch und liefen dem Schulmeister fast das Haus ein: er solle ihren Kindern nicht so

viel aufgeben, denn sie behielten keinen Augenblick Zeit für sich selber und müßten ja doch mithelfen, das spärliche Brod zu verdienen. — Es half ihnen nichts. Andreas Pech bat sie, nur ein paar Wochen Geduld zu haben, nachher sollte schon Alles wieder besser werden, jetzt könne er ihnen aber nicht helfen, die Kinder müßten lernen, was er ihnen aufgegeben, und thäten sie es nicht, setzte er als versteckte Drohung hinzu, so könne es leicht kommen, daß die Schulcommission den Unterricht nicht für genügend halte und ihnen noch täglich eine Stunde zulege. Wie das aber erst störend für sie sein würde, wüßten sie besser, als er es ihnen sagen könnte.

Das half. Die Kinder erhielten jetzt schon mehr Unterricht, als sie, die selber in ihrer Jugend wenig oder gar nichts gelernt, für nöthig glaubten, und nun noch täglich eine Stunde länger der Hausarbeit entzogen, hätte sie am Ende ganz ruiniren müssen. Da doch lieber die vierzehn Tage ertragen und sonst Alles beim Alten gelassen.

Der Herr Pastor war gerade in dieser Zeit recht leidend und konnte sogar den einen Sonntag nicht einmal predigen, wo denn Andreas die aufgeschriebene Predigt an seiner Statt ablesen mußte. Aus dem Haus kam er dabei gar nicht, noch weniger in die Schule. Er ließ nur einmal Andreas zu sich kommen und legte ihm an's Herz, sich ja rechte Mühe mit den Kindern zu geben, damit sie nachher keine Unannehmlichkeiten hätten. Dieser beruhigte ihn aber vollständig darüber und versicherte ihm, er hoffe, daß die Commission Holzhäusel befriedigt verlassen würde. Er selber habe wenigstens nicht die geringste Furcht.

Damit mußte sich der alte Herr denn auch begnügen, und die Zeit rückte indessen immer näher, in welcher die von den Kindern mit bangem Herzklopfen erwartete Commission erscheinen sollte.

Auch der Tag kam endlich; unaufhaltsam vorwärts rollt ja das ewige Rad, und Morgens um zehn Uhr rollten ebenfalls zwei Chaisen am Chausseehaus vorüber, die Bellermeier schon damit bis auf's Blut ärgerten, daß sie nicht anhielten, sondern ihm nur vom Wagen aus zwei gelbe Freikarten zeigten, die er respectiren mußte.

„Hol' sie der Deubel!" murmelte er auch vor sich hin in den Bart, als er das rasch aufgerissene Fenster wieder schloß, „es ist doch nur Federvieh, und das zahlt kein Chausseegeld. Jetzt freue Dich, Andreas Pech, jetzt geht Deine Noth an."

Die Herren: der Generalsuperintendent, zwei Consistorialräthe und ein Schulrath, fuhren aber vor der Pfarre vor — denn in dem erbärmlichen Wirthshaus hätten sie doch kein Unterkommen gefunden — und wurden hier von der Frau Pastorin auf das Freundlichste und Gastlichste empfangen. Ein solennes Frühstück mit allen möglichen Kuchenarten zum Dessert, wie auch ein paar Flaschen Rheinwein, prangte schon auf dem Tische, und indessen die Herren das verzehrten, war dem „Schulmeister" aufgegeben worden, seine Kinder zusammen zu trommeln, d. h. sie so rasch als möglich nach Hause zu schicken, damit sie in ihre Sonntagskleider fahren konnten.

Allerdings hatte Andreas genau den Tag, ja die Stunde vorher gewußt, in welcher die ehrwürdigen Herren eintreffen sollten, aber nach stillschweigendem Uebereinkommen wurde — das Frühstück natürlich nicht mit inbegriffen — gar keine weitere Notiz davon genommen und die Ueberraschung auch glücklich imitirt. Die Prüfung mußte ja aus dem Stegreif stattfinden.

Nach dem Frühstück begann das Examen, und die Kinder hatten bis dahin auch genügende Zeit bekommen, um reine Wäsche anzuziehen und in einem wahren Angstschweiß noch eine Viertelstunde zu versitzen. Endlich nahte der große Augenblick, und der Generalsuperintendent nahm selber die Prüfung ab, an die er allerdings mit sehr ernster Amtsmiene ging und sich, allem Anschein nach, keine besondere Erbauung davon versprach. Was er wenigstens bis dahin von dem Schulmeister in Holzhäusel gehört, schien ihn nicht sonderlich für denselben eingenommen zu haben. Aber sein Gesicht heiterte sich wunderbarer Weise auf, je mehr er darin vorrückte und weitere Fortschritte entdeckte; ja die Kinder überraschten ihn durch ihre Kenntniß zahlloser Sprüche, die er von ihrem späteren Wohlergehen für unzertrennbar hielt. Sein Gesicht verklärte sich aber ordentlich, als sie zur Geschichte übergingen und die Jugend von Holzhäusel plötzlich einstimmig für den

verjagten König von Neapel Partei nahm und ebenfalls den Griechen vollständig das Recht bestritt, ihren König nach eigenem Gefallen zu wählen. Der alte Herr nickte fortwährend freundlich über seine Brille hin.

Auch in der Naturgeschichte waren die Kinder bewandert; sie wußten außerdem genau, wie lange die Welt steht, und wie sie gemacht wurde, und wer die Sünde hineingebracht hatte, und die Prüfung verlief außerordentlich günstig.

Nach derselben drückte aber der Herr Generalsuperintendent dem Dorfschulmeister leibhaftig die Hand — es war noch nicht vorgekommen, so lange Holzhäusel stand — und sagte ihm anerkennende Worte.

„Noch Eins, was ich Sie fragen wollte, Herr Pech," unterbrach er sich dabei, „wie halten Sie es mit den Turnstunden?"

„Ich fürchte, ich bin da nicht Ihrer Meinung, Hochwürden," sagte Andreas achselzuckend.

„Nicht? — wie so?"

„Ich hatte die Kinder früher im Turnen unterrichtet," sagte Andreas, „aber — ich finde, daß es — daß es eigentlich nicht nöthig ist, und hatte die Absicht, es dieses Jahr ganz auszusetzen. Sie haben außerdem Bewegung genug und es zieht ihren Geist doch von — Wichtigerem ab."

„Es könnte sein, mein lieber Herr Pech," nickte der alte Herr freundlich, „daß unsere Meinungen nicht so weit auseinander lägen, als Sie vielleicht zu glauben scheinen. Doch — was ich Sie noch fragen wollte. Wie viel Gehalt beziehen Sie hier?"

„Hundertzwanzig Thaler, Hochwürden," seufzte Andreas leise.

„Und haben Sie Familie?"

„Eine Frau und sechs Kinder."

„Hm — da — da hätten Sie wohl nichts dagegen, wenn sich Ihre Lage verbesserte?" lächelte der alte Herr freundlich.

„Ach, Hochwürden, — wenn das möglich wäre!"

„Nun, versprechen kann ich's nicht, dazu ist mein Einfluß zu unbedeutend, aber — wir wollen sehen. Es herrscht jetzt ein böser, eigenmächtiger Geist im Lande und leider — wie

ich zu meinem großen Bedauern aussprechen muß — auch unter den Lehrern. Wir brauchen deshalb gutgesinnte Kräfte in unserer Nähe, um uns in dem schweren Werk zu unterstützen. Nun wir wollen sehen, Herr Pech — wir wollen sehen. Es hat mich aufrichtig gefreut, Sie hier in Ihrer Wirksamkeit kennen zu lernen. Ich glaube auch, ich werde im Stande sein, manche Vorurtheile zu widerlegen, die noch Ihretwegen im untern Lande circuliren. Auf Wiedersehen, mein lieber Herr Pech — auf Wiedersehen!"

Andreas ging an dem Tage wie in einem Traum herum, denn der Generalsuperintendent hatte ihm die Hand gegeben und ihn mein lieber Herr Pech genannt. — Natürlich war heute Nachmittag frei, wie hätte er, mit dem vollen Herzen — noch Stunde geben können.

Die Herren waren wieder fortgefahren, und er lief zum Chaussee-Einnehmer hinüber — er mußte Jemanden haben, gegen den er sich aussprechen konnte. Als er aber an der Pfarre vorbeiging, hatte ihn wohl der Herr Pastor vom Fenster aus gesehen und ließ ihn heraufrufen.

Auch dort wartete seiner ein freundlicher Empfang, wenn auch aus anderem Grunde.

„Schulmeister," sagte der alte Pastor, „Sie haben mir einen großen Stein vom Herzen gewälzt, denn ich fürchtete einen bösen Tag, und es scheint Alles vortrefflich abgelaufen zu sein."

„Ich habe mein Möglichstes gethan, Herr Pastor."

„Mehr, lieber Pech, mehr. Das Sprüche-Auswendiglernen ist ein Hauptsteckenpferd des Generalsuperintendenten, und wenn ich eine Ahnung gehabt, daß er selber heraufkommen würde, hätte ich Sie sogar darauf aufmerksam gemacht."

„Ich dachte mir selber, daß die Herren —" stotterte Andreas.

„Den Gedanken hat Ihnen der liebe Gott eingegeben, Pech," unterbrach ihn der Pastor.

„Bitt' um Entschuldigung," fuhr Andreas heraus, hielt aber auch wieder gleich erschrocken inne, denn er durfte doch nicht verrathen, daß gerade das Gegentheil der Fall gewesen. Der Pastor aber, überhaupt schwerhörig, schien zum Glück den Einwurf nicht verstanden zu haben, und zu dem Tisch gehend,

auf dem noch die Weinflaschen standen, schenkte er dem armen Schulmeister, der ein solches Labsal nur schluckweise beim Abendmahl zu kosten bekam, ein ganzes Bierglas bis zum Rand voll und schob es ihm mit den Worten hin:

„Da trinken Sie, Pech — trinken Sie herzlich, und wohl bekomme es Ihnen. Es ist wirklich ächter Affenthaler.“

Der Wein ging dem Schulmeister wie Feuer durch die Adern, und als er sich bald nachher bei dem Herrn Pastor verabschiedete, tanzte er ordentlich nach dem Hause des Chaussee-Einnehmers hinüber, wo seiner aber ein nicht so freundlicher Empfang wartete.

„Na,“ sagte Bellermeier mürrisch, „ist die Schinderei vorüber, und können die armen Würmer jetzt die Bibel auf acht Tage auswendig?“

„Auf acht Tage, lieber Chaussee-Einnehmer? — Ich hoffe, daß —“

„Ach Papperlapapp, bleiben Sie mir mit Ihrem Schnickschnack vom Leibe,“ rief der kleine Mann, „ich habe Alles gehört; die armen Leute sind in den letzten vierzehn Tagen alle Augenblicke bei mir gewesen, um mir ihre Noth zu klagen. Aber den Schwarzkitteln hat's gefallen, wie? — Hol' sie der Deubel!“

„Lieber Herr Chaussee-Einnehmer,“ sagte Andreas freundlich, „Sie wissen, wie oft ich Sie schon gebeten habe —“

„Ach was, hol' Sie auch der Deubel!“ rief der kleine Mann ärgerlich — „wenn Sie den Mucker herausbeißen wollen, sind wir geschiedene Leute, und ich gründe hier in meiner Burg eine geschlossene Gesellschaft als einziges Mitglied. Pech! Andreas Pech, was treiben Sie denn für Streiche? Muß ich das an Ihnen erleben?“

„Aber ich begreife Sie gar nicht, Herr Chaussee-Einnehmer.“

„Reden wir von 'was Anderem,“ lenkte aber der kleine Mann ein, der sich grundsätzlich nicht ärgern wollte. „Jetzt haben wir wenigstens ein paar Jahre Ruhe, ehe die — Mucker wieder heraufkommen. Verdirbt mir immer meinen ganzen Appetit, wenn ich die feisten Gesichter zu sehen bekomme. Apropos, wie ist Ihnen neulich Ihr Schlaf auf der Waldwiese bekommen?“

„Mein Schlaf auf der Waldwiese?“ sagte Andreas erstaunt.

„Na, wie sie neulich bis Nachts um ein Uhr draußen gewesen waren und dann nach Hause gekommen sind und im Schlafe allerhand dummes Zeug geschnackt haben, Ihre Frau hat mir's geklagt.“

„Ich habe gar nicht draußen geschlafen,“ sagte Andreas, „und wenn Sie wüßten, wer mir dort begegnet ist.“

„Nanu?“ sagte der kleine Mann erstaunt, „doch nicht etwa der Leibhaftige?“

„Sie glauben ja an keinen,“ sagte Andreas zurückhaltend.

„Ne wirklich?“ frug aber der Chaussee-Einnehmer und sah dabei vollkommen ernsthaft aus, aber über sein Gesicht zuckte es wie mit lauter kleinen elektrischen Funken, und jede Muskel desselben schien in Bewegung, ohne aber den Ausdruck irgendwie zu verändern.

„Und wenn ich Ihnen nun sage wirklich?“

Da konnte sich aber Bellermeier nicht länger halten und platzte dermaßen heraus, daß es ihm die Stirnadern zu zersprengen drohte. Als er nur einigermaßen wieder zu sich kam, wollte er auch wissen, wie der Samiel ausgesehen und ob er recht nach Schwefel gestunken hätte, aber Andreas fühlte sich über diesen Hohn tief gekränkt und schnitt jedes weitere Forschen damit gründlich ab, daß er seinen Hut nahm und das Haus verließ.

Von da an kamen die Beiden nicht mehr so oft zusammen, denn Bellermeier ließ seinen Spott nicht, und der Schulmeister fühlte sich nicht in der Stimmung darauf einzugehen, bis plötzlich nach vier Wochen ein Rescript einlief, das Andreas Pech's Versetzung nach der Hauptstadt an das Gymnasium enthielt.

Der Pastor wünschte ihm von Herzen Glück dazu, der Chaussee-Einnehmer aber sah ordentlich traurig aus, als er es ihm mittheilte.

„Schulmeister,“ sagte er, indem er ihm ernst in's Auge sah, „Sie sind bis jetzt immer, ein paar verrückte Ansichten ausgenommen, ein braver, freisinniger Mann gewesen, und ich habe Sie deshalb lieb gehabt, soll das jetzt anders werden?“

„Aber, lieber Chaussee-Einnehmer," sagte der Schulmeister verlegen, „das ist doch in meiner neuen Stellung nicht bedingt."

„Nein," sagte Bellermeier, „allerdings nicht, aber ich kenne Beispiele —"

„Und wir bleiben Freunde, nicht wahr?"

„So lange Sie ein ehrlicher Kerl sind, von ganzem Herzen," rief der Chaussee-Einnehmer, in die dargebotene Hand einschlagend.

Am nächsten Tage fuhr Andreas Pech auf einem Leiterwagen mit seiner Familie zu Thal, und das nämliche Fuhrwerk war dazu bestimmt, das nächste schulmeisterliche Schlachtopfer nach Holzhäusel von unten herauf zu befördern, denn die Kinder durften nicht ohne Unterricht bleiben. Aber Andreas Pech schien seinen Namen von jetzt ab mit Unrecht zu führen, denn eine neue Sonne ging ihm auf.

Schon seine erste Stellung in *** war eine günstige und besserte seine Umstände bedeutend — aber er blieb nicht einmal lange darin, sondern avancirte. Im zweiten Jahre war er, der Liebling des Generalsuperintendenten — Director an einer größeren Bürgerschule — ja noch ein Jahr später bekam er — jetzt mit einem nicht unbedeutenden Gehalt, den „Unausweichlichen" und den Titel Schulrath.

In der Stadt gingen allerdings Gerüchte über seine sehr verschiedenartige Thätigkeit, aber der Herr Schulrath Pech hörte entweder nichts davon, oder wollte nichts davon hören — zählte er doch den angesehensten Leuten der Stadt zu und konnte sich leicht über Klatschereien hinwegsetzen. Er war Vorstand des Gustav-Adolf-Vereins geworden — ebenso Vorsitzender in einem zwar kleinen, aber sehr gewählten politischen Verein, selbst der Minister hatte ihn schon zur Tafel gezogen, und man sprach sogar davon, daß er die Leitung eines bedeutenden Blattes übernehmen solle. Kurz und gut, aus dem armen Dorfschulmeisterlein war ein Mann geworden, dessen Behäbigkeit auch begann, sich in seiner körperlichen Anlage zu zeigen. Er sah ordentlich gravitätisch aus, wenn er in seinem etwas langen schwarzen Rock, mit dem bunten Band im Knopfloch, und mit glatt rasirtem Kinn wohlwollend nach rechts und links grüßend, durch die Straßen schritt.

So kam er auch heute gerade aus einer Sitzung, die etwas hitziger Natur gewesen und lange gedauert hatte; er mußte aber mit dem Erfolg zufrieden sein, denn er lächelte still und selbstvergnügt vor sich hin, ohne daß sein Blick aber dabei verfehlt hätte, die ihm Begegnenden zu mustern. Da fiel ihm plötzlich ein bekanntes Gesicht auf, das ihn veranlaßte, mitten auf dem Wege stehen zu bleiben.

Im ersten Augenblick wußte er nicht gleich, wo er es hinthun sollte, wie es uns ja oft so geht, wenn wir einer, sonst wirklich befreundeten Gestalt nach langer Zeit und in einem ganz andern Ort und in fremdartiger, nicht gewohnter Umgebung begegnen. Aber das dauerte nicht lange, Andreas Pech hatte ein zu vortreffliches Gedächtniß, und im nächsten Augenblick erkannte er schon in der kleinen, magern und nur dürftig gekleideten Figur seinen alten Freund und Gesellschafter.

„Bellermeier!“ rief er erstaunt aus und streckte ihm die Hand entgegen — „Herr Chaussee-Einnehmer!“

Es war wirklich der seit kurzer Zeit hierher versetzte Bellermeier, von dem er natürlich nichts gehört, dieser aber dagegen desto mehr von ihm, wenn er die ganz verwandelte Persönlichkeit des früheren Dorfschulmeisters auch nicht gleich selber erkannte. Er mochte wohl dabei ein dem entsprechendes Gesicht gemacht haben, denn Andreas rief freundlich aus:

„Kennen Sie denn Ihren alten Andreas Pech nicht mehr?“

Da sah ihn Bellermeier, ohne die dargebotene Rechte zu nehmen, von oben bis unten groß an, steckte dann seine beiden Hände vorsichtig in die Taschen, sagte einfach und ruhig:

„Hol' Sie der Deubel!“ und ließ den verblüfften Schulrath mitten auf der Straße stehen.

Der Friedensrichter.

1.

In der deutschen Ansiedelung.

Es war im Jahre 50 oder 51, daß der Staat Illinois in Nordamerika anfing, sich mehr und mehr zu besiedeln. Die Entdeckung des Goldes in Californien hatte diesem Theil der westlichen Staaten einen ganz besondern Aufschwung verliehen. Eisenbahnen durchzogen ihn schon nach verschiedenen Richtungen — Zweigbahnen wurden projectirt, und vorzüglich viele Deutsche siedelten sich in dem südlichen Theil von Illinois an, der durch dichte Waldstreifen mehr gegen die kalten, von den Seen herunterstreichenden Winde geschützt war, als der nördliche.

Ein District besonders, nicht übermäßig weit vom Ohiostrom und ziemlich gleich von den westlichen wie östlichen Grenzstaaten entfernt, hatte eine vollkommen deutsche Bevölkerung bekommen, und zwar so, daß wirklich nicht ein einziges englisches Wort dort gesprochen wurde. Die Leute brauchten die fremde Sprache auch nicht, denn mit Amerikanern kamen sie nur selten in Berührung, und wer von diesen etwas von ihnen haben oder kaufen wollte, ei, der mochte auch zusehen, wie er sich verständlich machte.

Die Häuser lagen allerdings — wie es Gebrauch in allen überseeischen Ländern ist, zerstreut auf dem verschiedenen Grundeigenthum jedes Einzelnen, und man brauchte oft viele hundert Schritt von einem zum andern. Etwa im Centralpunkt der ganzen Colonie hatte man aber doch eine Kirche gebaut, unfern

von der sich noch eine Schmiede wie einige Bauern festsetzten, deren Grundeigenthum gerade daran stieß.

Selbstverständlich durfte aber auch ein Wirthshaus nicht fehlen, denn viele Leute hatten einen weiten Weg zur Kirche, und dann ging ein ziemlicher Verkehr dort vorüber, der täglich wenigstens einen kleinen Nutzen abwarf.

Dies eine Wirthshaus, das von einer noch rüstigen und überaus thätigen Wittwe — einer Frau Roßberg gehalten wurde, hätte nun ganz vortreffliche Geschäfte gemacht, denn die Lage war ausgezeichnet — wenn es ihr eben verstattet gewesen wäre, dieselbe auch allein und unbehelligt auszunutzen.

Leider aber wollte ein Anderer den Nutzen theilen, und kaum war das Ganze so weit geordnet, daß sie aus ihrem „Hotel zum goldenen Löwen" — wie sie das Haus nannte, eine hübsche Rente zu ziehen anfing, als ein Rheinbaier, der ebenfalls erst seit Kurzem herübergekommen und daheim ein ähnliches Geschäft betrieben hatte, ihr gerade gegenüber eine andere Loghütte aufsetzte und sein Haus, als ob er es ihr zum Possen gethan, gleichfalls mit einem Schild und goldenen Löwen verzierte, aber die Unterschrift darunter setzte: „Zum goldenen Affen." — Beide Thiere sahen auch in der Ausführung, während sie sich untereinander täuschend glichen, wirklich eben so viel einem Affen wie einem Löwen ähnlich, und die Colonisten hatten natürlich ihren Spaß daran.

Madame Roßberg freilich war außer sich über eine solche Nachahmung. — Das Wirthshaus dort zu halten, durfte sie dem Deutschen nicht verwehren. Und wenn sich noch sechs Andere zu dem nämlichen Zweck da niedergelassen hätten, so mußte es ruhig ertragen werden; aber das gleiche Schild war ein Mißbrauch mit ihrem Eigenthum, den sie nicht zu dulden brauchte. Sie rief sämmtliche Nachbarn zu Schiedsrichtern auf, um zu bestimmen, in wie weit ein Anderer berechtigt sei, ihr Schild, wenn auch mit einer andern Unterschrift, über seine Thür zu nageln, und dadurch die weit herkommenden Gäste, die nur das gelbe Thier sahen und gewiß nicht auf die Worte darunter achteten, irre zu führen und ihr abspenstig zu machen. Aber eine Entscheidung war darüber schwer.

Die Meisten behaupteten, die mit gelber Farbe von einem

und demselben Künstler gemalten Thiere sähen weder einem Löwen noch einem Affen gleich und hätten weit mehr Aehnlichkeit mit einem Kalb oder Metzgerhund, und die Wahl mußte Einem da allerdings freigegeben werden, welchen naturhistorischen Namen man darunter setzen wollte. Der neue Wirth, Pechtels mit Namen, behauptete dabei, dem Künstler speciellen Auftrag gegeben zu haben, ihm einen Affen zu malen — und Meier, wie der Künstler hieß, erklärte eben so entschieden, das sei ein Affe und das andere ein Löwe, und nur Leute, die in ihrem ganzen Leben weder den einen noch den andern in Wirklichkeit gesehen hätten, könnten das Gegentheil behaupten.

Madame Roßberg verlangte jetzt, daß Pechtels sein Schild herunternehmen und sich entweder einen grünen Baum oder einen Anker oder eine Krone solle malen lassen, wo eine Aehnlichkeit, selbst unter Meier's Händen, nicht mehr möglich schien. Ja, sie erbot sich sogar, die Kosten des neuen Schildes zu tragen — vorausgesetzt, daß sie der Maler bei ihr abverzehre, worauf dieser auch sehr gern eingegangen wäre. Pechtels weigerte sich aber, in einer Sache nachzugeben, die er auf seiner Seite für eine gerechte hielt. Wenn sich Madame Roßberg durch das Schild beeinträchtigt glaubte, so konnte *sie* sich ja einen Baum oder einen Anker — eine Krone passe außerdem in keine Republik — malen und ihm den Affen lassen, dann kam die Sache auf das Nämliche heraus. Dagegen nun sträubte sich aber wieder Frau Roßberg's Stolz.

Sie sollte ihre Flagge einziehen und ihre alte Firma aufgeben, nur weil so ein hergelaufener Mensch ihr zum Aerger eine ähnliche aufgesteckt? — nie. Da müßte ja kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr im Lande sein, wenn so etwas auch nur geduldet würde. Sie bezahlte ihre Steuern und Abgaben so gut wie jeder Andere, und wenn sie eine alleinstehende Frau wäre, so wollte sie doch sehen, ob sie nicht trotzdem Schutz finden könne. Nahmen die Nachbarn nicht ihre Partei und ließen den Wirth zum angeblichen „goldenen Affen" fallen — denn so wie sie dort nicht mehr einkehrten, mußte er ja doch von selber sein Geschäft aufgeben — so war sie entschlossen, die Sache vor die Gerichte zu bringen.

Die dortigen Colonisten sahen nun recht gut ein, daß

Pechtels sein Schild nur aufgehangen hatte, um der Frau Roßberg, die sie als eine gute, wackere Frau kannten, zu schaden, und in einer französischen oder amerikanischen Colonie würde Pechtels allerdings schlecht gefahren sein. Man hätte ihm entweder das Schild gewaltsam heruntergerissen, oder ihn doch vollkommen links liegen lassen und dadurch gezwungen, es selber abzunehmen. Leider Gottes herrscht nun aber einmal in unserem deutschen Stamm ein kleinlicher, gehässiger Geist, der die Deutschen, so brave, fleißige Menschen es sonst auch immer sein mögen, nie mit ihren Nachbarn in Frieden leben läßt. Mögen wir in einen Theil der Welt kommen, wohin wir wollen, Deutsche giebt es dort überall, aber auch, wo sie sich finden, Hader und Uneinigkeit, und oft der erbärmlichsten, nichtssagendsten Kleinigkeiten wegen. Sie können nun einmal nicht mit einander in Frieden verkehren, weder daheim noch draußen, und so konnte es denn auch natürlich nicht anders sein, als daß sich in der kleinen Colonie schon ebenfalls zwei verschiedene Parteien gebildet hatten, die sich einander das Weiße im Auge nicht gönnten. Und nicht etwa Racenunterschiede waren es, die sie entzweit, nicht etwa der Glaube — denn zu beiden Theilen gehörten Protestanten und Reformirte, mit ein paar vereinzelten Katholiken dazwischen — nein, ein einmal flüchtig und unbedacht hingeworfenes Wort, das Alter-Weiberklatsch weiter getragen, oder irgend eine andere erbärmliche Kleinigkeit hatte genügt, um ganze Familien auseinander zu bringen und auf Leben und Tod zu entzweien, und die beiden verschiedenen Wirthshäuser leisteten ihnen darin nur gewünschten Vorschub und halfen den Riß weiter und weiter öffnen.

So lange die Wittwe Roßberg nur den „goldenen Löwen" gehalten, waren sie doch genöthigt gewesen, dort zusammen zu kommen; sie konnten sich wenigstens nicht ausweichen, und da es eine Menge von gemeinschaftlichen Interessen gab, so wurde auch dann und wann einmal ein Wort zwischen den feindlichen Parteien gewechselt, das eine Annäherung möglich machte. Jetzt aber, da ihnen durch den „goldenen Affen" die Gelegenheit geboten war, sich auszuweichen, ergriffen sie diese mit Vergnügen, und es dauerte in

der That gar nicht lange, so haßten sich die Gäste, die das eine oder andere Wirthshaus besuchten, nicht gründlicher, als der Wirth des Affen und die Wirthin des Löwen einander selber. Ein einziges Glück nur war, daß es in der ganzen Ansiedelung auch nicht einen einzigen Advocaten gab, denn die Processe hätten sonst kein Ende genommen. So aber wohnte nur etwa fünf Meilen davon entfernt, in dem nächsten kleinen Städtchen Karthago ein amerikanischer Friedensrichter, und da Keiner von Allen so viel Englisch sprach, um sich diesem genau verständlich machen zu können, so trugen sie ihr Geld wenigstens nicht den Gerichten zu.

Durch diese gegenseitige Eifersucht gewannen die Zwistigkeiten unter den beiden Gasthöfen aber auch immer mehr Boden. Die Frau Roßberg nannte den Wirth Pechtels schon gar nicht mehr anders, wie den „gelben Affen" — goldenen klang ihr zu gut, und sie gerieth außer sich, als ihr die Gäste erzählten, Pechtels habe sie selber die „gelbe Katze" genannt, denn das Bild auf ihrem Schild sei doch weit eher eine Katze wie ein Löwe — und gelb statt golden waren alle beide.

Außerdem hatte sie den Nachtheil, daß der Weg aus den weiter abliegenden Colonien gerade auf den Affen zu führte und „Fremde", wenn sie das Schild nur von Weitem sahen, das natürlich für das richtige hielten und dort einkehrten. Ueberhaupt von etwas reizbarem Charakter und nebenbei noch immer durch die eigenen Gäste aufgehetzt, wurde ihr dieser Zustand zuletzt so unerträglich, daß sie — als einzelne Frau doch schutzlos in der Ansiedelung und mit keinem Advocaten im Bereich — ihre natürliche Hülfe bei der Obrigkeit zu suchen beschloß, denn so konnte das, wie sie meinte, nicht mehr fortgehen.

Darin bestärkte sie ein „Pennsylvanisch-Deutscher", ein Amerikaner, aber in Pennsylvanien und zwischen lauter Deutschen geboren, wo sich die Leute dann eine eigenthümlich halb deutsche, halb englische Sprache gebildet hatten, so daß sie sich mit beiden wenigstens verständlich machen konnten. Der versicherte ihr, daß es ungesetzlich in den Staaten wäre, einem Wirthshausschild gegenüber genau das nämliche anzubringen.

Wenn sie zum Friedensrichter ginge, müßte sie ihr Recht bekommen, denn sie habe das erste Schild gehabt, also damit auch ein preemtion right oder Vorrecht erworben, und er zweifle keinen Augenblick, daß Pechtels gezwungen werde, sein Schild abzunehmen oder wenigstens anders zu malen.

Das war der erste Balsam für ihr lange gekränktes Herz; den Triumph wollte sie haben, und wenn sie auch den verhaßten Menschen nicht zwingen konnte, sein Wirthshaus aufzugeben — denn Pechtels war sonst ein ganz ordentlicher Mann, äußerst thätig und duldete nie eine Unordnung bei sich, so daß also darin keine Klage gegen ihn begründet werden konnte — so sollte er doch gezwungen werden, das Schild zu verändern. Sie wollte nicht länger das Herzeleid ertragen, ihren goldenen Löwen als Affen den ganzen Tag sich gegenüber zu sehen — sie konnte es nicht, denn sie fühlte, wie es ihre Nerven von Tag zu Tag immer mehr angriff, und fürchtete, wenn das noch viel länger dauerte, eine Gemüthskrankheit.

Ein Versuch in Güte sollte aber trotzdem noch gemacht werden; eine alte Base, die Frau Roßberg als Köchin im Haus hatte, wurde als Parlamentair hinüber geschickt in den „goldenen Affen", und Frau Roßberg hatte sich selber so weit überwunden, einen kleinen Brief an Pechtels zu schreiben (und auf ihre Handschrift war sie mit Recht stolz), worin sie ihn aufforderte, gutwillig den bestehenden Gesetzen nachzukommen und sein Schild ungesäumt zu verändern, oder sich bereit zu halten, mit ihr am nächsten Tag zu dem Friedensrichter nach Karthago hinüber zu reiten, um aus dessen Munde seinen Urtheilsspruch zu hören.

Pechtels lachte, als ihm die alte Base nur den Brief überreichte, und schüttelte schon im Voraus den Kopf.

„Es hilft doch nichts," sagte er, „der Affe bleibt, meine liebe Frau, und wenn sich Eure Madame da drüben vor Aerger auf den Kopf stellte. Ich habe dasselbe Recht, ein Schild an meinem Hause zu führen, wie sie, und wenn ich das Nämliche, was sie für einen Löwen hält, für einen Affen halte, so bin ich darüber Niemandem Rechenschaft schuldig."

„Aber so lest doch nur den Brief," sagte die alte Frau, „und wenn Ihr denn einmal nicht gutwillig nachgeben wollt, so sollen die Gerichte entscheiden — die Frau schreibt Euch da drin Alles darüber, und dann wollen wir einmal sehen, wer Recht kriegt."

„Wenn Eure Frau gescheidt ist, so läßt sie die Gerichte zufrieden," sagte Pechtels, indem er aber doch den Brief öffnete, „denn helfen können die ihr doch nichts und nur Geld kosten. Aber Ihr Frauen seid wirklich unverbesserlich, und wenn Ihr Euch einmal auf 'was verbeißt, so laßt Ihr nicht wieder locker. Wenn Eure Frau nur so viel Vernunft hätte, so müßte sie lange begriffen haben, daß ich in meinem vollen Rechte bin, und den Friedensrichter in der Welt möchte ich sehen, der mir beweisen wollte, daß mein Affe ein Löwe ist. Hm!" setzte er dann hinzu, als er in den Brief hineinsah, „hübsch schreiben kann sie, das muß ihr der Neid lassen, aber es hilft ihr nichts — also zum Friedensrichter sollen wir? Na meinetwegen, daß das ewige Geschwätz doch einmal ein Ende nimmt. Mir ist's recht, und morgen, Mittwoch, haben wir Beide doch nicht viel zu thun — aber da müssen wir die beiden Schilder mitnehmen, Kathrine," setzte er lachend hinzu, „und wenn wir die zusammen auf einen Wagen thun, kratzen sich die beiden Bestien am Ende die Augen aus."

„Das ist nicht nöthig," sagte die Base, „der Friedensrichter mag nachher herüber kommen, dazu ist er da. Daß es Euch dann aber schlecht geht, Pechtels, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Ihr habt die Frau eine gelbe Katze genannt — zehn Zeugen können wir bringen, wenn's verlangt würde, und Geld wird Euch die Geschichte kosten — viel Geld —"

„Und sie mich einen „gelben Affen", Kathrine, das hebt sich also; aber ich bin mit der Klage zufrieden, denn ehe ihr der Richter nicht einmal selber den Kopf zurechtsetzt, giebt die Frau da drüben doch keine Ruhe. Also um wie viel Uhr wollen wir dort eintreffen?"

„Um zehn Uhr, hat die Frau gesagt, so daß wir bis Mittag wieder zurück sein können."

„Und Ihr fahrt auch mit, Kathrine?"

„Das versteht sich, und einen Silber-Dollar zahl' ich in

den Klingelbeutel, wenn sie Euch das Schild da oben vom Hause reißen, Pechtels, das kann ich Euch versichern. Es giebt keine bravere und fleißigere Frau in der Welt, als die Base, und keinem Kinde legt sie etwas in den Weg, Ihr aber habt sie so lange geärgert, bis ihr die Galle in's Blut getreten und sie ordentlich gelb geworden ist, und der Himmel mag's Euch vergeben, aber verdient hat sie's wahrlich nicht."

„Na," sagte Pechtels, den Kopf ungeduldig herüber werfend, „geschwatzt haben wir nun genug, und krieg's selber satt. Wenn der Friedensrichter Eurer Frau den Kopf zurechtgesetzt hat, wird sie wohl wieder weiß werden, und nun sagt ihr, daß ich morgen um zehn Uhr ebenfalls in Karthago sein will; ich habe doch in der Nachbarschaft etwas zu thun; das paßt mir gerade," und ohne sich weiter um die Kathrine zu kümmern, drehte er ihr den Rücken zu und ließ sie stehen.

2.

Beim Friedensrichter.

Am nächsten Morgen, noch vor neun Uhr, sah Pechtels, daß gegenüber aus dem „goldenen Löwen" der kleine offene Wagen geschoben wurde, den die Frau Roßberg manchmal benutzte, wenn sie auswärts Besorgungen hatte, denn sich wie eine Amerikanerin auf ein Pferd zu setzen, hielt sie für unschicklich und würde es nie gethan haben. Bald darauf wurden die beiden Braunen eingeschirrt — ein paar prächtige Pferde, die aber auch im Acker gingen, denn die Frau hatte eine kleine Farm dabei, und etwa zehn Minuten danach kam die Wirthin selber mit der alten Base hinter ihr drein; und was für eine Haube die Base trug und was für Schleifen daran — aber ohne ihren Sonntagsstaat wäre sie gewiß nicht in die Stadt gefahren.

Die Wirthin selber ging sehr sauber, aber in keiner

Nationaltracht, sondern modern gekleidet. Es war noch eine ziemlich junge und ganz stattliche Frau, und hätte sich auch verschiedene Male wieder verheirathen können — aber sie wies alle Bewerber ruhig ab, weil sie erklärte, sie würde nie wieder zum zweiten Mal freien. Der erste Mann sollte sie nicht allein unfreundlich, sondern oft sogar roh behandelt haben, und sie wollte sich dem wohl nicht wieder aussetzen. Die Männer waren sich ja doch alle gleich, und sie befand sich so, als ihre eigene Herrin, viel besser und behaglicher.

Es war auch in der That eine brave und gutmüthige Frau und hatte bisher noch gegen Niemanden — selbst nicht gegen ihre verstocktesten Schuldner, Haß gezeigt; aber den „goldenen Affen" haßte sie trotzdem, und als sie an den Wagen trat und ihr Blick auf das gegenüber befestigte Schild fiel, unter dem sich, wie zum Trotz, Pechtels ganz breit hingestellt und jetzt in spöttischer Ehrfurcht herüber grüßte, legte sich ein häßlicher Zug um ihre Lippen, und mit einem verächtlichen Blick auf den Frechen bestieg sie, ohne auch nur den Gruß zu erwidern, das Geschirr. Der Hannes, ihr Arbeiter, nahm die Zügel in die Hand, und fort rasselte der kleine leichte Wagen die Straße entlang, seinem Ziel entgegen.

Pechtels hatte einmal große Lust gehabt, sie allein fahren zu lassen und sich gar nicht weiter um die alberne Geschichte zu kümmern; einmal aber hatte er es versprochen — und sein Wort mußte er halten, — und dann hätte auch die Wirthin am Ende gar geglaubt, er fürchte sich, die Sache vor Gericht zu bringen. Lächerlich — kein Friedensrichter der Welt konnte ihn zwingen, sein Schild von der Thür zu nehmen, und wenn der in Karthago wirklich albern oder parteiisch genug sein sollte, etwas Derartiges anzuordnen, so war er fest entschlossen, sich dem nicht zu fügen, sondern höher hinauf zu gehen, und wenn es hätte bis zum Präsidenten selber sein müssen.

Nicht einmal zu spät wollte er kommen, ging also jetzt ohne Weiteres in den Stall, sattelte sich selber sein Pferd, zog sich dann an und folgte, etwa eine Viertelstunde später, in einem scharfen Trab dem vorangegangenen Geschirr.

Das Ziel ihrer Tour hatte allerdings, wenigstens für unsere Ohren, einen etwas volltönenden Namen, Karthago, und der Europäer macht sich dabei vielleicht eine falsche Vorstellung. Es wird besser sein, es etwas näher zu beschreiben, noch dazu da Tausende ganz gleicher „Städte" in dem weiten Lande mit ihren Namen Paris, London, Petersburg, Madrid u. s. w. den Fremden nicht selten überraschen.

Karthago war vor noch gar nicht so langer Zeit erst, und zwar in ziemlich günstiger Lage gegründet worden, denn dicht daran hin lief eine schon „abgesteckte" Eisenbahnlinie, und außerdem führte auch vom Ohiostrom aus der Weg nach dem Centrum des Staates und von da nach Chicago hinauf, so daß man fest darauf rechnen konnte, hier in späteren Jahren sogar eine Kreuzung zu bekommen.

Städte gründet man aber in den Wildnissen nicht eben durch Häuserbauen, wie es sich eigentlich vermuthen ließe, sondern nur durch Vermessen des Platzes und Auslegen oder Bezeichnen der verschiedenen Straßen. In der Prairie wurden dann in regelmäßigen Quadraten Pfähle eingeschlagen, und daran befestigte Brettchen trugen bald genug die Namen der für spätere Zeit beabsichtigten Straßen. Da las man denn auf einem Pfahl, der einsam in der Ebene stak, „Hauptstraße", auf einem andern „Marktstraße", „Washingtonstraße", „Illinoisstraße" u. s. w., andere kleine Pfähle bezeichneten schon den Platz, wo einmal später das Postgebäude, das Theater, das Telegraphenamt, das Museum und der Gasometer hinkommen sollten, und nun versuchten die Eigenthümer des Ganzen, mit einem sauber gemalten Plan, in den Städten herum zu reisen und besonders Einwanderer abzufangen, denen sie sogenannte lots oder Baustellen in ihrer neuen Stadt verkaufen konnten.

Manchmal glückte auch eine solche Speculation ausgezeichnet, und Plätze, die eine vortheilhafte Stelle gefunden, wuchsen in rasender Schnelle zu großen Städten heran. Sehr häufig blieb aber auch eine solche Stadt nur einzig und allein auf dem Papier, und am „Marktplatz" stand vielleicht eine einzelne Logcabin mit ein paar niederen Maishütten, während hundert Schritt davon in Mainstreet oder der „Hauptstraße" ein Schenk-

laden stand, der an vorbeikommende Fremde Whisky, Kautabak und andere Delicatessen zu verkaufen suchte.

Ganz so traurig sah es nun allerdings in Karthago nicht aus, aber viel besser auch nicht, denn es war ja, wie vorerwähnt, nur eben erst im Entstehen, und da durfte man freilich seine Erwartungen nicht zu hoch spannen.

Die ganze Stadt bestand vorläufig noch aus sieben Häusern mit lauter amerikanischen Familien — einen einzigen Franzosen abgerechnet, der aber nur sehr wenig Ackerbau trieb und meistens von der Jagd lebte. Außerdem befand sich eine Schmiede und eine Grocerie oder eine Materialwaarenhandlung im Ort, d. h. ein Laden, in dem eben Alles zu haben war, was man nur in diesem abgelegenen Theil der Welt verlangen und gebrauchen konnte: Branntwein, Lebensmittel, Schuhe, fertige Kleider, Werkzeuge, Ackergeräth, Medicinen, Pulver, Blei, kurze Waaren, Schmucksachen, kurz Alles und Alles. Der Eigenthümer desselben, dem etwa die halbe Stadt gehörte, und möglicher Weise ein späterer Millionär, war auch zu gleicher Zeit Friedensrichter, Postmeister und Polizeidirector, und, einen Schreiber abgerechnet, der zugleich als Commis fungiren mußte und außerdem ein entfernter Verwandter und bucklig war, hatte er keine Hülfe und — brauchte keine.

Streitigkeiten kamen unter den wenigen Ansiedlern selten oder nie vor, Verbrechen gar nicht, denn wer sollte in einem Lande stehlen, wo er sich, mit nur einiger Arbeit, leicht sein Brod verdienen konnte, Briefe trafen ebenfalls nur sehr selten ein und wurden eben so selten geschrieben, und die Thätigkeit des Friedensrichters wurde, außer seinem Geschäft, nur dann und wann durch Trauungen junger Paare in Anspruch genommen, die allerdings in der letzten Zeit ziemlich häufig geworden waren und ihm dadurch auch einen hübschen Verdienst einbrachten. Jedes Paar mußte ihm nämlich fünf Dollars bezahlen, oder, wie er es nannte, zwei und ein halb per Kopf. Seine ganze Arbeit dabei war in etwa fünf Minuten abgemacht, und da die Ansiedelungen in der Nachbarschaft wuchsen und der ganze District umher noch zu wenig besiedelt blieb, um ihm einen andern Friedensrichter als Concurrenten hinzusetzen, so machte er dadurch schon allein ganz hübsche Geschäfte.

Ein anderer Vortheil war aber auch noch der, daß er den einzigen wirklichen Laden in der ganzen Umgegend hatte, und ließ sich ein Brautpaar bei ihm trauen, so blieb dem Bräutigam doch selbstverständlich gar nichts Anderes übrig, als seiner Braut „im Laden“ ein Geschenk zu kaufen. Fand sie aber etwas, das ihr gefiel, so durfte der Bräutigam natürlich nicht knausern und lange darum handeln. Boyles, der Friedensrichter, forderte dann in aller Gemüthlichkeit einen unverschämt hohen Preis, und der arme Teufel von neugebackenem Ehemann mußte eben in die Tasche greifen und bezahlen. Ob er nachher schimpfte oder nicht, blieb sich vollkommen gleich, denn er hatte sowohl die Frau als die Waare, und wurde eins so wenig wieder los wie das andere.

James Boyles war nun über Tag größten Theils mit seinem Factotum, dem buckligen Vetter, im Laden, kam aber irgend Jemand, der seine richterlichen Dienste in Anspruch nehmen wollte, sei das nun für eine Trauung oder in einer Streitigkeit, so schloß er den Laden so lange zu — wer etwas kaufen wollte, mußte warten, bis er wieder kam, — lud die Parteien in das dicht dahinter liegende kleine Haus, erledigte dort seine Geschäfte und führte sie dann wieder durch den Laden zurück, wo er schon dafür sorgte, daß sie nicht fortgingen, ohne wenigstens einen Trunk Whisky zu nehmen, wenn sie nicht noch außerdem einige Dollars für Waaren sitzen ließen.

Auf dem breiten Weg hin nach Karthago rasselte das kleine leichte Fuhrwerk der Wittwe Roßberg, und die „Stadt“ war schon in Sicht, als sie hinter sich, auf dem trockenen Wege, die Hufschläge eines Pferdes hörte. Sie drehte den Kopf zur Seite und erkannte im Nu den Wirth vom „goldenen Affen“, der ganz keck und zuversichtlich herantrabte. Ja, als er vielleicht zehn Minuten später den Wagen passirte, um der „Erste“ auf dem Platze zu sein, hatte er sogar die Frechheit, die Damen achtungsvoll zu grüßen.

Frau Roßberg konnte es nicht gut vermeiden, ihm zu danken, es wäre zu unhöflich gewesen, aber sie that das mit einer außerordentlichen und ihr sonst ungewohnt vornehmen Neigung des Kopfes, was die Kathrine täuschend ähnlich nach-

ahmte. Pechtels nahm aber nur wenig Notiz davon, gab seinem wackern Thier die Sporen und sprengte so stolz an ihnen vorüber, als ob er der König von Karthago gewesen und nur eben einmal umhergeritten wäre, um seine Maisfelder zu besichtigen. Er ließ den Wagen der Wirthin auch bald zurück, hing, in Karthago angekommen, sein Pferd an und ging ohne Weiteres in den Laden, wo er sich — für sich und den Händler-Friedensrichter — wie das dort überall Sitte ist — ein Glas Whisky geben ließ. Boyles trank mit, und Pechtels bezahlte, eine Sache, die ganz in der Ordnung war, und daß er indessen mit dem Friedensrichter über das, was ihn hierher geführt, kein Wort sprach, dafür hatte er zwei Gründe: erstlich wollte er die eigentliche Klage vollkommen der Wirthin vom „goldenen Löwen" überlassen, und dann — verstand er wohl eben Englisch genug, um einem Gaste daheim einen „Schluck" oder etwas zu essen zu verabreichen, aber auch nicht die Spur mehr — die Verhandlung später mußten sie ja denn doch, wenn der Friedensrichter nicht etwa Deutsch verstand, durch einen Dolmetscher führen.

Der kleine Wagen war übrigens viel rascher hinter ihm drein gekommen, als er anfangs erwartet haben mochte, denn nur erst wenige Minuten stand er mit dem Richter am Ladentisch, als das Fuhrwerk schon vor die Thür rasselte, und gleich darauf die Wittwe, fest entschlossen dem Gegner keinen Vorsprung und nicht das erste Wort zu lassen, mit der Base den Raum betrat.

So rasch trafen auch Beide hinter einander ein, daß Boyles wohl merkte, sie gehörten zusammen, und es führe sie eine gemeinschaftliche Sache hierher. Die Dame ließ ihn außerdem nicht lange im Zweifel, denn auf Pechtels zeigend, der wiederum seinen Hut lüftete, begann sie dem Yankee — natürlich in deutscher Sprache — zu erzählen, was sie hierher geführt, und Boyles horchte auf das Erstaunteste ihren Worten, von denen er aber keine Sterbenssilbe verstand.

Pechtels selber, obgleich schon seit acht Monaten im Lande, wie wir vorher erwähnt, war der englischen Sprache fast gar nicht mächtig. Er verstand einzelne Worte, die zu seinem Geschäft gehörten, weiter nichts, und als sich Boyles jetzt an

ihn wandte und ihn frug, was die „Lady" von ihm wollte, nickte er nur mit dem Kopfe und sprach:

„All right — lady and me — all right," wodurch er andeuten wollte, daß sie Beide eine Klagesache vorzubringen hätten.

Der kleine bucklige Schreiber befand sich natürlich mit in dem Laden, und an diesen wandte sich jetzt Boyles.

„Tom, verstehst Du, was die Beiden von mir wollen? Hol' der Teufel das Kauderwelsch! Wenn man's sprechen soll, bricht's Einem die Zunge entzwei, und wenn man's hört, klingt's gerade, als wenn ein alter Fensterladen im Winde knarrt, oder eine toll gewordene Mühle klappert."

„Na, das ist doch klar," sagte Tom, der gerade beschäftigt war, einem kleinen, eben eingetretenen Jungen einen Topf mit Syrup zu füllen, „Ihr sollt sie zusammenspließen — sie wollen sich heirathen — weiter nichts."

„Na ja, das dachte ich auch," sagte der Friedensrichter, „dann schafft mir nur den Jungen fort und schließt die Thür zu, damit wir in die Office gehen können; hier im Laden läßt sich's doch nicht machen," und der Frau zunickend, daß sie sich einen Augenblick gedulden und ihm folgen solle, sagte er zu Pechtels: „Kommt nur mit, das wollen wir Euch gleich besorgen," und schritt ihm dann, wobei er ihm noch einen Wink gab, voran.

Die beiden streitenden Parteien fanden es selbstverständlich, daß ihre Sache nicht im Laden ausgeglichen werden konnte, und während Pechtels den Damen den Vortritt ließ, folgten sie alle Drei dem Richter in das kleine Seitengebäude, das Boyles allein zu diesem Zweck aufgerichtet hatte und auch seine office nannte. Ein Zettel draußen an der Thür bezeichnete es sogar als solche.

In der Mitte des aus rohen Balken hergestellten Raumes, mit einem einzigen schmalen Fenstereinschnitt, stand ein viereckiger Tisch, mit vier oder fünf Holzstühlen darum her. Auf dem Tische befand sich ein Dintenfaß mit einigen Federn und ein kleiner Stoß Papier, was dem Ganzen etwas Feierliches gab. Ueber dem Fenster standen sogar, etwas sehr Ungewöhnliches in diesem Theil der Welt, auf einem auf zwei

derben Pflöcken ruhenden Brett ein halb Dutzend in gelbes Leder eingebundener Bücher, angeblich juristische Werke, die aber wohl selten genug herunter genommen und noch seltener gebraucht wurden.

Tom hatte indessen den Jungen mit seiner Syrupskanne expedirt und den Laden nach dem üblichen Gebrauch geschlossen. Jetzt, während Boyles noch, ein wenig verlegen, wie er ein Gespräch anknüpfen könne, vor den Fremden stand, betrat er ebenfalls die Office und besorgte das „Geschäftliche".

Vor allen Dingen nahm er von dem Bücherbrett eine auf der äußersten Kante liegende und wahrscheinlich oft gebrauchte, wenn auch wohl selten geöffnete Bibel, denn sie diente nur dazu, um den üblichen Eingangsschwur abzulegen. Diese deponirte er auf dem Tisch, schob sich dann einen Bogen Papier zurecht, tunkte eine Feder ein und sah Boyles an, als ob er sagen wollte: „Nun kann's losgehen." Boyles mochte denn auch wohl einsehen, daß längeres Zögern nichts half, und als üblichen Eingang zu jeder Feierlichkeit mußte er vor allen Dingen die Namen der Betreffenden erfahren. Die Frage your name? verstand aber Pechtels und gab den seinigen, freilich sehr zur Bestürzung Tom's, der wohl über das erste Frederic sehr leicht wegkam, an dem spätern ch in Pechtels aber vollkommen hängen blieb.

„How do you spell that?" (Wie buchstabirt Ihr das?) frug er, allerdings wohl dreimal. Pechtels verstand aber gar nicht, was er mit dem Worte spell meinte, und da er wohl sah, daß der kleine Mann nicht wußte, wie er seinen Namen schreiben sollte, ging er zum Tisch, nahm ihm die Feder aus der Hand und that es selber. Mit dem Namen Mary Roßberg ging es besser.

Pechtels frug jetzt, ob Niemand im Orte sei, der Deutsch verstünde, und Tom begriff, was er meinte, schüttelte aber auf das Entschiedenste mit dem Kopfe, und Boyles, der nicht gern zu viel Zeit mit dem geschlossenen Laden versäumen mochte (draußen hatte er schon wieder einen Karren rasseln hören, und das konnten Fremde sein), sagte einfach zu seinem Secretär:

„Schwör' sie ein, Tom, wir müssen machen, daß wir fertig werden."

Das geschah jetzt in aller Form, indem der Friedensrichter sie nur einfach frug, ob Keins von ihnen schon verheirathet sei, und da sie die Worte nicht verstanden und mit dem Kopfe schüttelten, reichte ihnen Tom die Bibel hin, die sie zur Bekräftigung des eben Gesagten küssen sollten.

Pechtels hatte nun schon einmal, bald nach seiner Ankunft in New-York, bei einem deutschen Friedensrichter gesehen, daß diese Formel jedesmal abgenommen wurde — Frau Roßberg wußte allerdings nichts davon, aber die Kathrina hatte ebenfalls schon als Zeugin vor Gericht gestanden, und da diese ihr jetzt zuflüsterte, das bedeute weiter nichts, als daß sie beschwöre, sie wolle bei ihrer Aussage nur die blanke Wahrheit angeben, nickte sie befriedigt mit dem Kopfe. Das wollte sie in der That; nicht ein Wort weiter, als die blanke reine Wahrheit, und mit der größten Bereitwilligkeit küßte sie ebenfalls das ihr dargereichte heilige Buch.

Frau Roßberg überlegte sich nun eben, daß es doch ganz außerordentliche Schwierigkeiten haben würde, dem Friedensrichter ihr Anliegen klar zu machen, denn sie fing an zu zweifeln, daß er den Unterschied zwischen einem goldenen Löwen und goldenen Affen mit ganz gleichen Bildern auch richtig verstehen würde.

„Hätten wir nur den Franz mitgenommen," sagte sie leise zur Kathrine. Der Franz war nämlich eine Art Hausknecht bei ihr, ein junger Bursche von kaum vierzehn Jahren, der aber schon vollkommen gut Englisch sprach, „oder wenn wir ihn nur könnten holen lassen. Ich dachte doch, wir würden hier Jemand finden, der Deutsch spräche."

„Das ginge ja noch am Ende," nickte die Kathrine, die jetzt auch merkte, daß sie mit ihren paar englischen Worten nicht auskam, „wenn wir nun gleich den Wagen zurückschickten. In anderthalb Stunden könnte er wieder hier sein, und da sind wir nun doch einmal."

„Wenn er uns nicht versteht, sag' ich's ihm," erwiderte fest entschlossen die Frau, „und der Pechtels muß es sich eben-

falls gefallen lassen, daß er ein paar Stunden wartet. So geht's aber nicht, das merk' ich schon."

„Well," sagte der Friedensrichter jetzt, der die ganze Sache soviel als möglich abzukürzen wünschte, denn der nöthigen Form war genügt. Tom, der kleine bucklige Schreiber, hatte schon mit geschickter Hand die gewöhnlichen Notizen in ein großes, dazu gehaltenes Buch gemacht, und er wandte sich zuerst an Pechtels.

„Sind Sie willens, Sir, die Lady, die da neben Ihnen steht, zu Ihrem rechtmäßigen Weib zu nehmen?"

„Yes," sagte Pechtels, „die Lady hier will mich eben verklagen. Lassen Sie es sich von ihr auseinander setzen."

„Und sind Sie willens, Ma'm," wandte sich jetzt der Richter, der die Zwischenworte gar nicht verstand oder beachtete, wieder an die Frau, „diesen Herrn, der da neben Ihnen steht, zu Ihrem rechtmäßigen Gatten anzunehmen?"

„Ja wohl, Sir," nickte die Frau, „der ist's, den ich verklagen will, denn er hat mir in den letzten Monaten —"

Der Friedensrichter, der vielleicht glauben mochte, daß bei den Deutschen so viele Worte auf eine einfache Frage nöthig wären, konnte sich aber selber natürlich nicht damit aufhalten, und mit der Hand abwehrend, unterbrach er sie und sagte dabei:

„Bitte, Madame, lassen Sie das Alles bis nachher. Für jetzt erkläre ich dieser Licenz nach, von dem Secretär unseres Gerichtshofes ausgestellt," und er deutete damit auf das Buch, „Sie Beide als verheirathet, als Mann und Frau. Niemand hat ein Recht, Ihre gültig geschlossene Ehe wieder zu trennen, und der liebe Gott gebe Ihnen seinen Segen."

Dabei reichte er zuerst der Dame die Hand und schüttelte sie herzhaft, und dann ebenso Pechtels, und dieser, der von alledem nichts begriff, wurde endlich ungeduldig und sagte:

„Nun, Madame Roßberg, denk' ich, haben wir all' die üblichen und höchst langweiligen Formalitäten durchgemacht. Wollten Sie jetzt vielleicht so freundlich sein und Ihre Klage vorbringen, denn ich habe wirklich nicht lange Zeit." Er freute sich dabei schon im Voraus darauf, daß der Richter natürlich kein Wort davon verstehen würde.

Der kleine Bucklige war indessen außerordentlich thätig gewesen, jede Spur der beendeten Feier wieder zu verwischen. Er sprang auf einen Stuhl und legte die Bibel zurück auf das Bücherbrett, schob das Register in die Tischschublade, rückte das Papier zusammen und öffnete dann mit einem all right wieder die Thür.

„Fee is five dollars,“ sagte Boyles, indem er Pechtels die offene Hand entgegenstreckte, und five dollars verstand der Wirth vom goldenen Affen gut genug; daß er die aber schon im Voraus bezahlen sollte, wo die Klage, und zwar von seinem Gegenpart, noch nicht einmal anhängig gemacht worden, war ihm doch außer dem Spaß.

„Von mir?“ sagte er und deutete auf sich. Der Friedensrichter nickte ihm vergnügt zu und sagte: „Sie wollen sich die doch nicht von Ihrer Frau bezahlen lassen?“

„Kann nicht aufgeführt werden,“ schüttelte Pechtels auf das Entschiedenste mit dem Kopfe, „ich klage gar nicht, und wer klagt, mag auch die Kosten bezahlen. Nicht fünf Cents geb' ich. Das fehlte auch noch.“

„Confound it,“ brummte der Richter, „es ist doch eine ganz verzweifelte Geschichte, wenn man es mit Leuten zu thun hat, die keine menschliche Sprache reden.“

„Holla!“ rief da sein kleiner Schreiber, der die Thür geöffnet hatte und auf den Hof hinaus sah, „da kommt Hülfe. Da ist der deutsche Pedlar (Krämer) wieder mit seinem kleinen Wagen, der spricht Amerikanisch. Heh Rosedale, Rosedale! oh Rosedale! kommt einmal einen Augenblick hierher, Mann, und helft uns mit Eurem Gibberisch aus; der Henker soll's verstehen, wir aber nicht.“

Rosenthal, wie der kleine Mann mit entschieden israelitischer Physiognomie hieß, schlenderte langsam quer über den Hof herüber, wo er eben sein mageres Thier angebunden und ihm etwas Futter gegeben hatte, und Frau Roßberg selber rief, als sie ihn erkannte, erfreut aus:

„Gott sei Dank, da ist der Rosenthal, der Jud, der kann uns aushelfen, denn er spricht Englisch wie ein Amerikaner.“

Pechtels ärgerte sich eigentlich, denn der Spaß war ihm zum Theil dadurch verdorben, aber was that's! Dadurch be=

kamen sie die Sache auch zu einem raschen Ende, und daß seine Widersacherin mit ihrer Klage nichts ausrichten konnte, verstand sich doch ohnedies von selbst.

Rosenthal, etwas erstaunt, den Wirth vom goldenen Affen und die Wirthin vom goldenen Löwen hier friedlich zusammen zu finden, denn er kannte die Verhältnisse in der Ansiedelung genau, kam langsam heran und begrüßte Beide, und Madame Roßberg wollte ihm jetzt vor allen Dingen auseinander setzen, was sie hierher geführt, als der Friedensrichter aber mit einem „I say, Rosedale, macht doch einmal Eurem Landsmann klar, daß er mir fünf Dollars fee (Gebühren) zu zahlen hat. Man kann in ihn hineinreden, was man will, er versteht's nicht."

„Was sagte er?" frug Pechtels, denn er sah wohl, daß der Friedensrichter auf ihn zeigte.

„Fünf Thaler sollen Sie ihm zahlen, Herr Pechtels," antwortete Rosenthal.

„Aber wofür?" frug der Wirth, „ich habe ja gar nicht geklagt, und wir müssen doch erst abwarten, wie Alles ausfällt."

„Der Herr fragt," wandte sich jetzt Rosenthal an den Richter, „wofür er die fünf Dollars zu zahlen hätte."

„Wofür?" rief der Richter wieder, „bless your soul, man, das sind die regelrechten Gebühren für jede Trauung, und daß die jedesmal der Ehemann bezahlt, versteht sich doch von selbst."

Rosenthal sah erst den Richter und dann Pechtels und die Witiwe erstaunt an, und dann wieder den Richter.

„Was sagt er?" frug Pechtels.

„Haben sich denn die Beiden trauen lassen?" frug aber der Krämer in vollem Erstaunen, denn vor kaum acht Tagen war er durch die Ansiedelung gekommen und wußte, wie grimmig feind sie da noch einander gewesen.

„Nun versteht sich," nickte Boyles, „sind nach allen Regeln zusammengegeben, und meine fee beträgt fünf Dollars; kann's auch gar nicht billiger thun und möcht's nicht."

Rosenthal zuckte die Achseln und sagte:

„Ja, lieber Herr Pechtels, das ist Alles in Ordnung, die fünf Dollars müssen Sie zahlen. Er kriegt das von jeder

Trauung. Da kann man ja also wohl gratuliren, Madame Roßberg."

„Von jeder was?" schrie Pechtels und lachte laut auf, „Donnerwetter, ich will mich ja doch nicht verheirathen!"

„Na weiter fehlte mir gar nichts," rief Madame Roßberg und warf den Kopf stolz und vornehm zurück.

„Ja, aber was wollen Sie denn?" sagte Rosenthal.

„Ich bin hier, um eine Klage gegen den Mann da einzuleiten," nahm Madame Roßberg jetzt das Wort, „ich will einmal sehen, ob noch Gerechtigkeit im Lande ist, und ob er das nämliche Schild über seiner Thür aufhängen darf, was ich über der meinen habe, um seinen Mitmenschen das Brod vom Munde wegzuschnappen. Das sagen Sie dem Friedensrichter, geschworen haben wir schon, daß wir die Wahrheit sprechen wollen, und dann kann die Geschichte gleich losgehen."

„Was sagt sie?" frug der Friedensrichter.

„Ach Sir," lachte der Handelsmann, „das ist ein Irrthum. Die beiden Leute wollen sich gar nicht mit einander verheirathen, sondern einander gerade im Gegentheil verklagen, wegen eines Aushängeschilds, das —"

„Was?" rief Boyles und sah sein Factotum verblüfft an, „sie sind nicht hierher gekommen, um sich zu heirathen?"

„Ih Gott bewahre," lachte Rosenthal, „sie denken gar nicht daran und sind einander spinnefeind. Nein, sie wollten nur —"

„Ja, dann ist das Unglück geschehen," unterbrach ihn aber Boyles, also in die Enge getrieben, „und kein Teufel kann sie wieder auseinander bringen. Sie sind jetzt Mann und Frau."

„Na, das wär' nicht übel," lachte Rosenthal, „ohne daß sie Beide 'was davon wissen?"

„Ja, ich habe mir doch nichts Anderes denken können, und Amerikanisch sprechen sie auch nicht."

„Was ist das, was er sagt?" frug Frau Roßberg rasch, die auf ein paar Worte aufmerksam geworden war.

„Weiter nichts," lächelte Rosenthal, dem die Sache allerdings komisch genug vorkam, „als daß Sie einander wohl

nicht mehr zu verklagen brauchen, Madame Roßberg, denn Sie sind jetzt alle Beide wirklich und ordentlich verheirathet und Mann und Frau."

„Nanu?" rief Pechtels, in die Höhe fahrend, während die Frau den Händler anstarrte, als ob sie einen Geist gesehen hätte.

„Seid Ihr verrückt?" rangen sich ihr zuletzt die Worte von den Lippen.

„Der Richter sagt's," zuckte Rosenthal mit den Achseln, „er hat geglaubt, Sie wollten sich trauen lassen, und die Sache ist abgemacht. Das kostet aber immer fünf Dollars, Herr Pechtels, und ist eigentlich billig genug."

„Jetzt freut mich aber mein Leben," sagte Pechtels und sah den Richter noch immer starr und erstaunt an, „das ist ja doch gar nicht möglich — in den paar Minuten."

„Wenn der Mensch verrückt genug gewesen ist, einen solchen Unsinn zu begehen," rief indeß Frau Roßberg, die sich zuerst wieder von ihrem Erstaunen, aber noch lange nicht von ihrer Entrüstung sammelte, „so mag er es auch wieder auflösen. Sprechen Sie mit ihm, Rosenthal, aber gleich, so lange wir noch hier sind. Nicht einen Fuß setze ich über die Schwelle hinaus, bis ich nicht wieder von dem Menschen geschieden bin."

Rosenthal wandte sich jetzt an den Friedensrichter und bat ihn, dem Verlangen der Dame nachzukommen. Dieser aber sagte achselzuckend:

„Sie sind doch nicht etwa schon anders verheirathet? Das wäre sonst eine verfluchte Geschichte, denn sie hätten in dem Fall einen Meineid geschworen."

„Nein," sagte der Händler, „die Frau ist Wittwe, und der Mann ist Junggeselle."

„Desto besser," nickte der Richter zufrieden, „an der Sache selber aber kann ich gar nichts thun, und wenn sie wieder geschieden werden wollen, so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als sich an die Supreme Court zu wenden, und da wird's Schwierigkeiten und Umstände genug haben. Ich kann die Leute wohl verheirathen, aber nicht wieder scheiden, oder es gäbe eine Heidenconfusion in den Ehen und Arbeit genug."

„Aber wenn es nun ein reines Versehen war?“

„Das könnte nachher ein Jeder sagen,“ bemerkte Boyles trocken. „Verheirathet sind sie und bleiben sie; daran läßt sich nichts mehr ändern.“

3.

Nach der Hochzeit.

Frau Roßberg sah schon aus den Bewegungen des Friedensrichters, daß er sich weigere, dem Verlangen zu willfahren, und gerieth jetzt in der That fast außer sich. Es war ein Glück für sie, daß Boyles kein Wort von alledem verstand, was sie in ihrer Aufregung vorsprudelte, denn „Esel“ und andere Thiernamen gehörten dabei noch zu den mildesten Ausdrücken. An der Sache selber aber ließ sich in der That nichts mehr ändern, und mit der größten Unbefangenheit bestand Boyles noch außerdem fortwährend auf der Bezahlung seiner fünf Dollars von Pechtels, und drohte sogar, diesen als widersetzlich gegen das Gericht einsperren zu lassen, bis er seiner Verpflichtung nachgekommen wäre.

Pechtels machte nun allerdings den Vorschlag, daß sie Beide, er und Madame Rößberg, den „erlittenen Schaden“ gemeinschaftlich tragen sollten, aber die Dame, seine jetzige Frau, warf ihm nur einen verächtlichen Blick zu, verließ die Office, rief nach ihrem „Hannes“ und rasselte kaum eine Viertelstunde später mit der alten Kathrine nach der Ansiedelung zurück.

Die Madame Roßberg war übrigens eine ganz entschiedene Frau und hatte schon ihren Plan entworfen. Hier konnte ihr natürlich Niemand helfen, denn die Männer hielten ja doch alle zusammen, aber an ihren Consul in Cincinnati wollte sie sich direct wenden, und der müßte und würde ihr auch Recht verschaffen. Das wäre doch noch schöner gewesen, wenn man

nicht einmal zu einem Friedensrichter hätte gehen können, um eine Klage anzubringen, ohne gleich verheirathet zu werden.

Pechtels, wie er seine fünf Dollars bezahlt und den ersten Aerger überwunden hatte, mußte doch lachen; die Geschichte war eigentlich komisch, und daß er gerade mit der Wittwe vom „goldenen Löwen" so gewissermaßen heimtückisch zusammengegeben worden, ein zu wunderlicher und abnormer Fall. Boyles aber wurde, als ihn die „Ladies" verlassen, und er sein Geld in der Tasche hatte, gemüthlich. Er lud Pechtels und Rosenthal zu sich in den Laden und „tractirte", das heißt, er schob Jedem ein Glas und die Whiskyflasche hin, damit sie sich „selber helfen sollten", ließ sich dann noch einmal den Namen des Bräutigams sagen, den er aber hartnäckig mit k statt ch aussprach, und trank dann die Gesundheit der „Madame Pektels und einer Menge von kleinen Pektels, als Nachkommenschaft in der Ansiedelung".

Pechtels mußte natürlich gute Miene zum bösen Spiele machen, und nur das beruhigte ihn, daß Rosenthal nicht gerade jetzt in ihre Gegend fuhr, denn geschwiegen hätte der Bursche ja doch nicht, während er sich darin diesmal wohl sicher auf die beiden Frauen verlassen konnte. Dann fand sich ja wohl auch mit der Zeit eine Art und Weise, diese aus Versehen geschlossene Verbindung wieder zu lösen.

Allerdings versuchte er noch einmal mit Rosenthal's Hülfe den Richter zu bewegen, die fatale Sache ungeschehen zu machen. Er konnte ja „das Blatt einfach herausreißen", wer sah hier danach, und daß sie Alle reinen Mund halten würden, dessen durfte er sicher sein. Boyles aber schüttelte ganz entschieden mit dem Kopf, und selbst als ihm Rosenthal, auf Pechtels' Veranlassung, andeutete, daß es dem Wirth auch nicht auf zehn oder zwanzig Dollars ankäme, um ihm, dem Friedensrichter, „außergewöhnliche Mühe" zu vergüten, so weigerte sich der Yankee trotzdem hartnäckig. Er traute nämlich seinem Factotum nicht und wollte ihn nächstens fortschicken, und da dieser von der ganzen Sache wußte, hätte er ihn schlimm in Verlegenheit und noch schlimmer in Strafe und Verlust des Amtes bringen können.

Die Sache mußte jedenfalls vor der Hand so bleiben, und

Pechtels konnte das nicht besonders zur Genugthuung dienen, daß ihm Rosenthal sagte, er wolle in etwa acht Tagen einmal in der Ansiedelung vorsprechen und sehen, wie sich Alles gemacht habe. Natürlich hielt er den Mund nicht, und der Wirth vom „goldenen Affen" wußte genau, was ihm nachher an Spott und Neckereien bevorstand.

Hier kam er übrigens nicht früher fort, als bis er ebenfalls „tractirt" hatte, und dann war Rosenthal daran, und dann wieder — als „glücklicher Gatte" der Wirth. Damit aber machte er sich doch von den Uebrigen los; er fühlte sich nicht in der Stimmung zu einem Gelage, am wenigsten mit diesen Menschen, und sein Pferd wieder aufzäumend, ritt er eine kleine Weile später, allein und keineswegs in besonderer Eile, nach der Ansiedelung zurück.

Bunte Gedanken waren es auch, die ihm dabei durch den Kopf gingen, und einmal zügelte er sogar unbewußt und plötzlich sein außerdem schon in langsamem Schritt gehendes Thier ein, als ihm die Möglichkeit durch den Sinn fuhr, daß ihm die Wirthin selber eine solche „Falle" gelegt habe, und er, albern genug, hinein getappt sei. Aber das war auch nur für einen Moment, denn er verwarf den Gedanken fast so rasch wieder, wie er ihn gefaßt hatte. Nein, die Wittwe Roßberg wäre die Letzte dazu gewesen, und er trug jedenfalls an der ganzen Sache genau so viel Schuld, als sie selber. Weshalb hatte er sich auch bis jetzt gar keine Mühe gegeben, um die englische Sprache zu erlernen; nun war das Unglück geschehen, und einen schönen Skandal würde die Geschichte in der Ansiedelung hervorrufen, wenn sie erst erfuhren, daß sich der „goldene Affe" mit dem „goldenen Löwen" — verheirathet habe. Es war eigentlich zu toll, und kein vernünftiger Mensch hätte etwas so Wahnsinniges auch nur ahnen, viel weniger denn vermeiden können.

Und was jetzt? Das Gescheidteste war am Ende, daß er sein Wirthshaus geradezu verkaufte und in einen andern Staat, am liebsten über den Mississippi hinüber, zog; aber wie hätte der „goldene Löwe" nachher triumphirt, und blieb er hier — der Teufel sollte das Nachdenken und Grübeln holen, und seinem Thier plötzlich die Sporen gebend, sprengte

er den Rest des Weges dahin und in seinen eigenen Hof hinein.

So vergingen die nächsten Tage, und Pechtels betrat in der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal die Straße, aus Furcht, die Wirthin gegenüber am Fenster zu sehen. Deshalb brauchte er aber nicht besorgt zu sein, denn Frau Roßberg selber wagte sich, genau aus dem nämlichen Grunde, weder an eins ihrer Fenster noch an die Thür, und doch wußten Beide, daß sich ein Wiederbegegnen wohl künstlich hinausschieben ließ, zuletzt aber doch nicht mehr vermieden werden konnte. Ja, hätten sie in einer großen Stadt gelebt, so wäre es möglich gewesen; hier aber, wo die ganze Häusermasse der kleinen Ortschaft inmitten der Colonie aus der Kirche, zwei Wirthshäusern, einer kleinen Schmiedewerkstatt, einem Kram- und Spezereiladen und etwa fünf Bauerwohnungen bestand, während der Verkehr sämmtlicher Colonisten nur auf diese angewiesen blieb, war ein längeres Ausweichen nicht gut möglich.

Frau Roßberg hatte indessen in ihrer hinten hinaus liegenden Schlafstube, die sie jetzt bewohnte, die Zeit nicht unbenutzt verstreichen lassen und einen Brief an ihren Consul aufgesetzt, in welchem sie die ganzen Verhältnisse — auch die mit den beiden Wirthshausschildern — genau beschrieb und darin sowohl, wie in der widerrechtlichen Trauung, Consulatshülfe nachsuchte. Frau Roßberg war aber, wenn auch eine ganz tüchtige Frau und mit der Feder ziemlich gut vertraut, doch keine sehr rasche Briefschreiberin. Die Sache war außerdem zu wichtig und durfte nicht über's Knie gebrochen, sondern mußte klar und einfach, ohne unnöthige Worte ausgeführt werden, und dreimal schrieb sie den Brief über, und brauchte jedesmal dazu drei Stunden, was ihr dann, mit den anderen nöthigen Arbeiten, auch drei volle Tage nahm. Am dritten Tag aber hatte sie das Schreiben „postfertig". Der Mailrider (berittener Postbote) mußte außerdem den nächsten Tag, etwa zur Mittagszeit, durch die Ansiedelung kommen und wechselte da jedesmal Pferde im „goldenen Löwen", und in vierzehn Tagen spätestens konnte sie Antwort von Cincinnati haben. War es doch bis zum Ohiostrom kaum dreißig Meilen, und von da an nahmen die Dampfer die Briefe mit stromauf.

Von Pechtels hatte sie indessen gar nichts gehört, und merkwürdiger Weise war auch von der letzten Begebenheit in Karthago noch gar nichts in der Ansiedelung bekannt geworden. Man frug sie allerdings mehrmals, wie „die Klage" abgelaufen, da sie aber ausweichende Antworten gab: „so rasch ginge eine solche Sache nicht" und dergleichen mehr, so beruhigten sich die Deutschen vollkommen damit. Daß es bei den Gerichten nicht rasch ging, wußten sie alle gut genug aus eigener Erfahrung.

Mit merkwürdiger Verschwiegenheit wahrte aber sogar die Kathrine ihre Zunge, einestheils wohl der „Base" zu Liebe, anderntheils aber auch, weil sie, die gern Staat mit ihren paar Brocken Englisch machte, den Gedanken selber nicht ertragen konnte, daß in ihrer Gegenwart ein derartiges Mißverständniß habe stattfinden können.

Räthselhaft blieb übrigens beiden Frauen das Benehmen des „Affenwirths", denn wie sie anfangs gefürchtet hatten, daß er den unangenehmen Vorfall gegen den „goldenen Löwen" ausbeuten würde, so that er jetzt gerade das Gegentheil, ließ sich nicht einmal blicken und konnte keinenfalls ein Wort gegen irgend Jemanden über die Sache geäußert haben, oder es wäre ihr doch gleichfalls und zwar schnell genug zu Ohren gekommen. Was er freilich beabsichtigte, blieb noch in Dunkel gehüllt, aber — sie sollten an dem nämlichen Tage noch mehr in Erstaunen versetzt werden.

Es war Mittagszeit, die Frau aß gewöhnlich mit der Kathrine allein in ihrer Stube, und das Essen stand schon auf dem Tisch. Die Base war nur noch einmal hinaus gegangen, um das in der Küche vergessene Salz zu holen, als sie aber zurückkam, hatte sie es wieder vergessen und schlug die Hände zusammen und rief vor lauter Erstaunen:

„Nein, denkt Euch nur einmal, Base, nicht für menschenmöglich sollte man's halten, wenn ich's nicht mit eigenen Augen gesehen hätte —"

„Aber was ist denn geschehen, Base?" rief die Wirthin fast erschreckt.

„Was geschehen ist?" sagte aber die alte Frau, „Ihr glaubt's nicht und wenn ich's Euch auch erzähle, aber Ihr

könnt Euch selber überzeugen — der Affenwirth hat seinen Affen abgenommen."

„Der Pechtels?" sagte die Wirthin erstaunt, „aber weshalb?"

„Ja, das weiß der liebe Gott: ich wahrhaftig nicht."

„Vielleicht will er ihn frisch übermalen lassen."

„Aber er war ja noch so gut wie neu."

„Dann steckt eine andere Lumperei dahinter," nickte die Wirthin mit finster zusammengezogenen Brauen, „dem trau' ich Alles zu; wir werden es sehen und erleben."

„Aber der Affe ist herunter," bestätigte die Alte, „so viel ist sicher, und wenn er ihn nicht wieder hinauf hängt —"

„Ja, wenn er," nickte die Wirthin, „und das müssen wir abwarten. Aber jetzt kommt zum Essen, es wird ja Alles kalt, und das Salz habt Ihr auch nicht mit herein gebracht."

Die Alte schoß wieder zur Thür hinaus, und als sie endlich mit der Base am Tisch saß, wollte sie immer wieder vom „Affenwirth" anfangen und sich wundern, was ihn dazu getrieben haben konnte. Die Wirthin aber wehrte ihr; sie mochte wahrscheinlich von der ganzen Sache gar nichts hören und verzehrte still und schweigend ihre Mahlzeit.

Der nächste Tag kam und mit ihm der Postbote, aber das Schild da drüben war in der That verschwunden, und wenn es der Wirth vom „goldenen Affen" nicht wieder festmachte, so konnte sie doch den Brief nicht abschicken, worin sie sich gegen den Consul darüber beklagte. Das mußte sie jedenfalls wieder herausnehmen und deshalb die nächste Post abwarten, die drei Tage später ging. Der Mailrider passirte jede Woche zweimal die Ansiedelung, und der Brief kam deshalb wieder in ihren Nähtisch, um erst das Weitere abzuwarten.

Und wieder verging der Tag. Das Schild blieb entfernt, und die aus der Ansiedelung kommenden Deutschen, wie die Bewohner des kleinen Orts zerbrachen sich den Kopf darüber, was wohl die Ursache von Pechtels' Benehmen sein könne. Dieser schwieg nämlich hartnäckig darüber, und es blieb deshalb kaum noch einem Zweifel unterworfen, daß der Friedensrichter zu Gunsten der Wittwe entschieden haben mußte. Aber

daß diese dann nicht wenigstens den Mund aufthat, setzte die Leute am meisten in Erstaunen.

Am sechsten Tage, gleich nach der gewöhnlichen Mittagsstunde, kehrte der Händler Rosenthal von einer Tour aus der Nachbarschaft zurück und wie gewöhnlich im „goldenen Affen" ein. Er hielt aber erst eine Weile vor der Thür, weil er das Schild nicht mehr sah, und erkundigte sich, ob das Wirthshaus noch bestehe. In dessen Einrichtung war aber nichts geändert, und der kleine Wagen rasselte in den Hof.

Frau Roßberg hatte durch die Base augenblicklich erfahren, daß der „Jude" eingetroffen sei, und das Herz klopfte ihr fast hörbar in der Brust, denn daß nun ihr Geheimniß bald kein Geheimniß mehr bleiben würde, ließ sich denken. Welches Interesse konnte der Affenwirth auch haben, es zu halten — merkwürdig genug, daß er überhaupt nur so lange geschwiegen hatte.

Die Kathrine war hinausgegangen, um den Kaffee zu besorgen, und die Wirthin saß allein in ihrem kleinen Zimmer, den Kopf in die Hand gestützt, am Fenster, das nach dem Hof hinaus führte, und das Herz war ihr recht zum Brechen schwer.

Da öffnete sich leise und fast geräuschlos die Thür, als sie sich aber doch dahin drehte, sah sie, wie die Kathrine nur den halben Kopf herein steckte und dann mit der äußersten Vorsicht flüsterte:

„Er kommt."

„Er kommt? Wer? Der Rosenthal?"

„Nein — der Affenwirth."

„Der Affenwirth?" rief die Löwenwirthin wirklich erschreckt von ihrem Stuhl emporspringend, „zu mir?"

„Er kommt jedenfalls hier in's Haus herein, und zu wem anders soll er wollen?"

„Der Pechtels?" sagte die Frau noch immer erstaunt.

„Da kommt er schon über den Hof," flüsterte die Base, drückte die Thür wieder zu und that, als ob sie Niemanden gesehen hätte und nur ihrer Arbeit nachgehen wolle, bis sie der Affenwirth selber anrief und nach etwas frug.

Wenige Minuten später klopfte es an der Wirthin Thür,

und der Frau fehlte fast der Athem zu antworten. Aber sie brachte doch ein halblautes „Herein" über die Lippen, und als sich gleich darauf die Thür öffnete, stand Pechtels, den Hut in der Hand, auf der Schwelle und sagte freundlich: „Stör' ich, Frau Roßberg?"

„Nein," erwiderte die Frau, aber wieder kaum verständlich; es kam ihr gar so sonderbar vor, daß der Affenwirth jetzt zu ihr in die Stube trat, ohne daß sie eigentlich einen besondern Zweck mit ihm hatte — und was wollte er nur?

„Frau Roßberg," sagte der Wirth, während er noch immer an der Thür stehen blieb, bis sie ihn durch eine Bewegung mit der Hand nöthigte, näher zu kommen. „Sie sind vielleicht erstaunt über meinen Besuch — aber ich hätte etwas mit Ihnen zu sprechen."

„Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Danke Ihnen," sagte er, während er seinen Hut auf die Commode legte und sich selber einen Stuhl vorschob.

„Und womit kann ich Ihnen dienen?" Die Frau war merkwürdig artig heute, denn es that ihr wohl, daß er sich nicht auf die letzte Zeit bezog.

„Ich wollte Ihnen nur anzeigen," sagte Pechtels, „daß der Krämer, der Rosenthal, den wir neulich in Karthago trafen, heute hier in die Ansiedelung gekommen ist und — heute und morgen hier bleiben will."

„Ich weiß, daß er gekommen ist," sagte Frau Roßberg.

„Ja," meinte Pechtels, „Sie wissen aber nicht, was es für ein unausstehlicher Schwätzer ist, und so sorgsam ich bis jetzt unser — Geheimniß gehütet habe, so dürfen wir kaum hoffen, daß Rosenthal eben die nämliche Rücksicht nimmt."

Frau Roßberg zuckte die Achseln. „Und was läßt sich dagegen thun? Wir Beide sind jedenfalls unschuldig an dem fatalen Mißverständniß, und ich habe schon an unsern Consul geschrieben, der dann das Weitere verfügen wird, um den aus Versehen geschlossenen Act wieder aufzuheben."

Pechtels schwieg eine Weile und sah nachdenkend vor sich nieder, endlich sagte er leise:

„Ich hatte Ihnen noch einen andern Vorschlag machen wollen, muß aber natürlich vorher Ihre Meinung darüber hören."

„Und welcher wäre das?"

„Sie wissen, Frau Roßberg," begann da der Wirth wieder, „in welchem unerquicklichen Streit wir eine ganze Weile gelebt haben —"

„Und wer trug daran die Schuld?" sagte die Frau scharf.

„Zum größten Theil ich selber," erwiderte Pechtels ruhig. „Daß ich das nämliche Schild wie Sie bekam, war allerdings nicht meine Absicht gewesen, und der erbärmliche Stümper von Maler hat das Kunstwerk zu verantworten. Da Sie aber dagegen eiferten, war es eine Art von — ich will es gern eingestehen — ungeschicktem Trotz von mir, es beizubehalten, und daß ich das bereue, habe ich Ihnen schon seit einigen Tagen bewiesen. Der „goldene Affe" existirt nicht mehr."

„Existirt nicht mehr?"

„Nein, ich habe ihn verbrannt und — werde gar kein Schild mehr führen."

„Sie wollen Ihr Wirthshaus aufgeben?" frug Frau Roßberg rasch.

„Das hängt von Umständen ab," sagte Pechtels, „aber Eins möchte ich Ihnen sagen, Frau Roßberg, und Sie recht freundlich bitten, es sich genau zu überlegen. Wir haben uns verfeindet gehabt, ohne uns gegenseitig zu kennen, jetzt hat uns das Schicksal auf so wunderliche Weise versöhnt, ich wenigstens hege nicht mehr den geringsten Groll gegen Sie und habe ja auch in der Hauptsache schon nachgegeben. Wie wär's, wenn wir den albernen Friedensrichter in Karthago — nicht Lügen straften?"

Die Frau sah ihn erstaunt an, sie begriff nicht gleich, was er meinte; Pechtels aber fuhr fort:

„Sie haben ein hübsches Besitzthum in der Ansiedelung, ich ebenfalls. Sie sind etwa zwei oder dreiunddreißig Jahre alt (Frau Roßberg war sechsunddreißig und fühlte sich geschmeichelt), ich habe gerade so viel und noch ein paar mehr in den Vierzigen. Ebenso verstehen wir Beide die Wirthschaft und können bei Vereinfachung derselben den doppelten Nutzen ziehen. Außerdem bin ich ein halbwegs guter Mensch, ich trinke und spiele nicht, über meinen Charakter können Ihnen meine Leute Auskunft geben, es fällt nie ein hartes Wort

zwischen uns vor. Umstände haben wir außerdem nicht mit unserer Hochzeit, die ganze Sache ist schon pränumerando abgemacht, und es liegt jetzt allein in unseren Händen, einer sehr unangenehmen Rederei und wahrscheinlich auch dem Spott der ganzen Nachbarschaft zu entgehen. Wir sind einmal verheirathet, Frau Roßberg, und ob wir's bleiben, liegt jetzt in Ihrer Hand. Ich," setzte er mit etwas leiserer Stimme hinzu, denn es war ihm, als ob er draußen an der Thür eine Bewegung gehört hätte, „biete Ihnen hiermit, wie es Pflicht des Mannes ist, feierlich meine Hand an. Wollen Sie sie ausschlagen, gut, dann bitte ich Sie nur, daß die Sache unter uns bleibt, und ich verspreche Ihnen noch außerdem, Sie nicht mehr mit dem goldenen Affen zu ärgern. Denken Sie aber günstig darüber, so geben Sie mir morgen Antwort. Ich will Sie nicht drängen, und bis dahin halt' ich Rosenthal ruhig, wenn ich auch nicht länger für ihn einstehen möchte. Also morgen früh um zehn Uhr hol' ich mir Antwort!" — und ohne der Frau auch nur Zeit zu lassen, ein einziges Wort zu erwidern, stieß er die Thür rasch auf, aber auch zu gleicher Zeit draußen gegen einen harten Gegenstand, dem ein lauter Schmerzensschrei folgte.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung," sagte Pechtels, als er hinaustrat und die alte Kathrine da stehen sah, die sich den Kopf hielt und laut stöhnte, „wie unglücklich, daß Sie gerade da stehen mußten, haben Sie etwas verloren?"

„Ich suchte den Schlüssel, der heruntergefallen war."

„Thut mir wirklich leid, aber ich hatte keine Ahnung."

„Oh Du großer Gott, mein Kopf!"

„Legen Sie ein kaltes Messer auf, dann giebt's keine Beule," sagte Pechtels und schritt quer über den Hof hinüber, seinem eigenen Hause wieder zu.

Ich will den Leser nicht mit dem Schluß hinhalten.

An dem nämlichen Abend steckte Frau Roßberg den Brief, den sie an den Consul in Cincinnati geschrieben hatte, nicht in den Kasten der Postoffice, die der Händler schräg gegenüber hielt, sondern in den Feuerherd, und als am nächsten Morgen — denn Rosenthal hatte nicht länger schweigen können — ein Gerücht durch die kleine Ortschaft lief, das Pechtels und Frau

Roßberg in außerordentlich nahe Verbindung brachte, ging der Erstere wieder hinüber, um sich seine Antwort zu holen, und daß dieselbe nicht ungünstig ausgefallen, zeigte sich schon an dem nämlichen Tage. Alle Kunden, die im „goldenen Affen" vorsprachen, wurden hinüber in den „goldenen Löwen" gewiesen — Rosenthal fiel mit seiner Neuigkeit förmlich in den Sand, und am nächsten Tage lud Pechtels die Nachbarn und Alles, was vorsprach, zu einem solennen Mittagessen in den Löwen ein, wonach er dann so ruhig Besitz und Führung der neuen Wirthschaft übernahm, als ob die Vereinigung schon seit Jahren vorbereitet und nicht eigentlich das Resultat eines reinen Zufalls gewesen wäre.

Und die Ehe war wirklich, unter so wunderlichen Auspicien sie begonnen, eine glückliche, ja als Mrs. Pechtels, jetzt Mutter eines vielversprechenden jungen Pechtels, einst davon sprach, das abscheuliche Schild mit dem gelben Ungethüm von der Thür zu nehmen, um es mit einem besseren zu vertauschen, nahm Pechtels sen. entschieden die Partei der Carricatur eines Löwen.

Das Schild war es ja doch eigentlich gewesen, was sie Beide zusammengeführt, und schon aus Dankbarkeit hätte er es nun und nimmer missen mögen.

So blieb denn der „goldene Löwe", wie er immer gewesen, aber die kleine Ansiedelung wuchs und gedieh dafür weit rascher, als man je erwartet haben mochte. Anstatt den Centralpunkt der Bahn nämlich nach Karthago zu verlegen, hatte die Eisenbahndirection diesen Platz für passender gehalten. Fünf Jahre später kreuzten sich dort zwei Schienenstränge, und das Grundeigenthum wuchs, je mehr Bewohner sich dorthin zogen, rasend schnell.

Lange noch war aber der „goldene Löwe" das einzige Wirthshaus in dem Ort gewesen, der schon anfing, sich zu einer Stadt heran zu bilden, und während sich Pechtels dabei außerordentlich gut befunden, hatte die Vereinigung der beiden Häuser auch einen wohlthätigen Einfluß auf die Colonisten ausgeübt. Sie konnten sich nicht mehr ausweichen und mußten dort zusammentreffen, wo sich dann manches alte, lange gehegte Vorurtheil milderte oder auch ganz verschwand.

Erst in der allerletzten Zeit verkaufte Pechtels, der sich viel Geld verdient hatte, ihre beiderseitigen Grundstücke mit dem „goldenen Löwen" zu einem sehr hohen Preis und zog sich dann mit Frau und Kindern nach Deutschland zurück, um hier das in Ruhe zu verzehren, was sie sich drüben über dem Ocean mit Fleiß und Sparsamkeit verdient.

Das Mädchen von Eimeo.

1.

Maita.

Ein blauer Himmel spannte sich über Tahiti — „der Perle der Südsee“, und die Sonne glühte wohl auf die blitzende See und die bewaldeten Hänge und Spitzen des Gebirgsstocks nieder, oder funkelte in den schmalen Wasserfällen, die von den Klippbänken niedersprangen — aber ihre Gluth drang nicht zu den freundlichen Ansiedelungen nieder, die in dem Schatten zahlloser Fruchtbäume und Palmen lagen, und denen die Seebrise ihre Kühlung zufächelte. In ihrem milden Luftzug rauschten die langen gefiederten Wedel der Cocospalmen, raschelten die breiten, vom Winde ausgerissenen Blätter der Bananen, und tropften, wonnigen Duft verbreitend, die abgeblühten Blumen der Orange, deren Zweige aber trotzdem schon mit goldgelben Früchten bedeckt waren, auf den Boden nieder.

Es war einer jener wunderbaren, zauberschönen Morgen, wie wir sie, in *dieser* Pracht — in diesem Reichthum wirklich nur in den Tropen finden, und während das Land hier in all' seiner paradiesischen Schöne, so frisch und jung, wie eben aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, lag, donnerte dazu draußen an den Korallenriffen die ewige Brandung ihr altes Schlachtenlied, das in früheren Jahrzehnten wohl das junge glückliche Volk zum Tanz gerufen, wenn sie im Tact der rollenden Wogen ihren Reigen bildeten. Jetzt aber darf es keinem solchen Zweck mehr dienen — denn die In=

sulaner sind Christen geworden, und alle heidnischen Gebräuche wurden von den Missionären streng verpönt.

Aber die Brandung donnert fort; ihre mit weißem blitzenden Schaum gekrönten Häupter schleudern noch, wie in vergangenen Jahrtausenden, die krystallenen Massen gegen den Korallen-Damm; an den sonnigen Ufern flüstert die Brise in den Wipfeln der Cocospalme und malt die Sonne ihre Regenbogen in den stürzenden Wassern ihrer Cascaden. Nur das Volk ist ein anderes geworden — ob besser? — wer kann das sagen? Unverdorbener gewiß nicht, als in seiner alten Heidenzeit, denn das Wesen der christlichen Religion verstanden sie nicht zu erfassen, aber die Laster und schlechten Gewohnheiten der Fremden nahmen sie willig an, und während sie den Glauben an ihre alten Götter verloren, fehlte ihnen Herz und Sinn für den neuen Gott, dessen Wirken sie nicht begriffen, und den sie deshalb weder fürchteten noch ihn liebten.

Dazu mochte wohl viel die starre Dogmatik der ersten Missionäre — zelotische Protestanten — beigetragen haben, die den ganzen Gottesdienst nur in der Form suchten und fanden. Da sie diesen Heiden aber nichts weiter brachten als eine — ihren ganzen Sitten und Gebräuchen, ihrer ganzen Natur nicht zusagende starre Form, so konnten sich die Indianer auch nur wenig damit befreunden. Wo sie die neue Religion annahmen, geschah es theils in dem Glauben, einen mächtigeren Gott zu bekommen, der sie in ihren Kriegen besser schützen konnte, als ihre Götzen es vermocht, theils aus Eigennutz, um sich ausgehaltene Geschenke anzueignen — selten — oh wie selten, aus wirklicher Ueberzeugung, und der Erfolg zeigte denn auch den Nutzen, den ihnen die neue Lehre brachte: sie genügten eben der vorgeschriebenen Form, und glaubten damit Alles gethan zu haben, was man von ihnen verlangte — und man verlangte auch in der That oft nicht mehr von ihnen.

Wohin die Missionäre freilich drangen, bildeten sie einen Kreis von Anhängern um sich her; aber Viele beharrten trotzdem auf ihrem alten, von den Voreltern ererbten und für heilig gehaltenen Glauben, und daß dadurch endloser Unfrieden in Familien gebracht und viele sonst für das Leben

geknüpfte Bande zerrissen wurden, läßt sich denken. Auf manchen Inseln der Südsee — ja auf sehr vielen, bildeten sich zwei feindliche Parteien; die eine, von den Missionären dazu aufgefordert, verbrannte und zerstörte die Götzenbilder, und die andere, darüber entsetzt und empört, griff in blinder Wuth zu den Waffen, um ihre bisherigen Heiligthümer zu retten oder zu rächen. Blutige Kriege wurden dabei geführt und die milde, versöhnende Lehre des Heilands, wie auf dem amerikanischen Continent, mit Feuer und Schwert verbreitet und mit rauchendem Blut bekräftigt.

Die friedlichen Insulaner aber bekamen die ewigen Kämpfe bald satt. Ueberhaupt indolent in ihrem ganzen Wesen, und von der, ihre Gaben mit vollen Händen spendenden Natur verwöhnt, ermüdete es sie, für etwas ihr Leben einzusetzen, das ihnen bisher noch keine Unbequemlichkeit gemacht hatte. Die Meisten wurden Christen und würden auch wohl jedenfalls den christlichen Glauben für den besseren gehalten haben, wenn sie nicht die christlichen Missionäre selber darin irre gemacht hätten. Den protestantischen Geistlichen folgten nämlich katholische — oder auch umgekehrt, und lehrten dabei verschiedene Formen, indem sie die vorher von Anderen als heilig hingestellten verwarfen — ja die protestantischen Missionäre suchten sogar die Eingeborenen zu überreden, daß die Katholiken auch nichts Anderes wären als Götzenanbeter, und daß sie deren Glauben meiden sollten. Natürlich konnte das die Indianer nicht in ihrer neuen Religion befestigen. Sie mußten an einer Lehre zweifeln, über welche sich die Fremden selber noch nicht einmal geeinigt hatten, und Manche fielen heimlich wieder von dem neuen Glauben ab.

Am unwilligsten trug aber das junge Volk den Druck, besonders die jungen Mädchen, denn die zelotischen protestantischen Missionäre verlangten von ihnen nichts als Entsagung und Beten. Ihre Tänze, denen sich die Jugend sonst mit aller Lust hingegeben, wurden als heidnisch und sündlich verpönt und verboten. Nicht einmal mit den prachtvollen Blumen ihrer Wälder sollten sie sich mehr schmücken dürfen, weil auch das an ihre heidnischen Aufzüge und Festlichkeiten erinnerte, und dafür, anstatt lustig bei dem Toben der Brandung herum

zu springen, in großen und dicken, ihnen von den Fremden gebrachten Büchern lernen und lesen, deren Sinn sie doch nicht begreifen, deren Worte sie nicht einmal aussprechen konnten. Wenn sie es aber nicht thaten, dictirten ihnen die von den Missionären gewonnenen Häuptlinge Strafen, die ebenfalls ihrer ganzen Natur widerstrebten. Straßen mußten sie bauen, deren Bedürfniß sie nie gekannt, und steinerne Kirchen, wo ihnen wie ihren Göttern bis jetzt ein Palmendach Schutz und Schirm gegeben. Während sie so der Form nach Christen werden mußten, wurden sie im Herzen Heuchler und gaben sich dem wilden Leben, wo das ungestraft oder unbemerkt geschehen konnte, nur so viel zügelloser hin.

Aber den lästigen Zwang der Missionäre brach auf einigen Inseln die Ankunft der Feranis — wie sie die Franzosen nannten. Die protestantischen Geistlichen hatten, besonders auf Tahiti, ihnen gefährlich werdende katholische Priester selbst mit Gewalt entfernt und auf ein kleines Schiff bringen lassen, das sie an einer entlegenen Insel aussetzen sollte, und die französische Regierung hielt die Gelegenheit für passend, festen Fuß in diesen Gewässern zu fassen — Kriegsschiffe wurden abgesandt, die zuerst eine Entschädigung für die vertriebenen Priester verlangten, und dann ohne Weiteres ein Protectorat — dem Namen nach — über die Gesellschafts-Inseln anzutreten, in Wirklichkeit jedoch sich zum Herrn der von der Königin Pomaré beherrschten Inselgruppe aufzuwerfen. Wie jetzt aber — was bis dahin nicht der Fall gewesen — jedem Indianer freigestellt wurde, zur katholischen Religion überzutreten, so brachten auch die lebenslustigen französischen Soldaten bald wieder einen neuen Geist — freilich nicht immer zum Guten — unter die Bevölkerung. Der starre, bigotte Zwang war aber wenigstens gebrochen — die harmlosen, gutmüthigen Indianer durften wieder frei aufathmen, die Mädchen wieder tanzen und sich mit Blumen schmücken, und wie Gespenster einer früheren Zeit gingen nur noch die jetzt blos geduldeten protestantischen Missionäre in ihren schwarzen Tuchröcken zwischen ihnen herum und drohten ihnen mit ewigen Strafen und Verdammniß.

Aber das leichtherzige Volk machte sich deshalb wenig Kummer. Nicht einmal um den morgenden Tag sorgen sie

sich ja, wenn ihnen der heutige Alles bietet, was sie brauchen — wie sollten sie sich Sorgen um die Zukunft — um ein Leben nach dem Tode machen. Es lag das viel zu weit hinausgerückt, um auch nur daran zu denken.

So wogte auch heute das muntere, blumengeschmückte Volk in fröhlichem Treiben am Strande von Papetee — der Hauptstadt Tahitis und dem Sitz des französischen Gouvernements — auf und ab, denn die französische Regimentsmusik stand vor dem Hause des Gouverneurs und spielte ihre lustigen Weisen und Märsche, und die klangen ihnen freilich besser und melodischer in die Ohren, als die monotonen Psalmen und Kirchenlieder, die sie bis dahin hatten Stunden lang singen müssen.

Wie das herüber und hinüber wogte, und wie bunt die Schaar aussah, in ihren blauen, rothen, weißen, gelben, geblümten oder gestreiften langen Gewändern, und wie prachtvoll sich die jungen, bildhübschen Mädchen das schwarze, lockige und seidenweiche Haar mit Blumen und dem wehenden, künstlich geflochtenen und schneeweißen Bast der Arrowroot geschmückt hatten! Und wie das dem lebenslustigen sorglosen Volk in den Füßen zuckte, wenn der Tact der Musik die Erinnerung an ihre eigenen Tänze in ihnen wach rief, und wie sie dabei fröhlich mit einander lachten und plauderten!

Aber auch die männliche Bevölkerung war, und zwar zahlreich, am Strand vertreten; eine Menge von französischen Soldaten und selbst Officieren schlenderten am Ufer herum und plauderten mit den Mädchen, und dazwischen schritt mancher tahitische Stutzer, den bunten Pareu kokett um die Lenden geschlagen, das Schultertuch malerisch umgeworfen, und die Locken mit Streifen von ineinander geflochtener weißer Tapa und rothem Flanell durchwunden, was ihnen zu den bronzefarbenen Gesichtern gar nicht so übel stand.

Und wie sich die leichtfertigen Franzosen amüsirten, wenn manchmal ein indianischer Mitonare (Missionär — wie Alles von ihnen genannt wird, was mit der Religion der Christen in Berührung steht, ja sogar ihr Wort für „fromm" bildet) langsam und gravitätisch zwischen ihnen durchschritt, einen vorwurfsvollen Blick auf die Mädchen warf, und dann seufzend das Auge nach oben drehte, als ob er Feuer und Schwefel

auf die sündhafte Bande herab erbitten wolle. Aber die Burschen sahen auch gewöhnlich so komisch aus, daß man schon über ihre persönliche Erscheinung lachen konnte, ohne sie gerade in ihrem Glauben zu verspotten. Die protestantischen Missionäre hielten nämlich den schwarzen Frack und Cylinderhut unerläßlich für eine geistliche Stellung in der Welt, und dazu brachten sie auch die von ihnen angelernten Mitonares — aber nicht zu Hosen und Stiefeln oder Schuhen, zu welchen sie sich unter keiner Bedingung verstehen wollten. So kam es denn, daß sie nach oben, wie ehrbare Christen — sogar oft mit weißer Weste und Cravatte, nur etwas braunen Gesichtern herumliefen, während ihnen nach unten noch der bunte Kattun-Pareu um die nackten und meistentheils tätowirten Beine hing, was ihnen natürlich, besonders mit den schwarzen Frackzipfeln auf dem bunten Kattun, ein höchst wunderliches und originelles Aussehen gab.

Allerdings war es den Eingeborenen, seit sie Christen geworden, auf das Strengste untersagt worden, sich zu tätowiren, weil das ebenfalls mit ihren altheidnischen Gebräuchen in Beziehung stand. Aber die *alten* Tätowirungen ließen sich eben nicht wieder wegbringen, sie mußten nun einmal so „aufgebraucht“ werden, und zeigten jetzt höchstens, mit einem Blick nach unten und nach oben, was der Träger derselben *früher* gewesen — und was er jetzt war.

Im Ganzen blieb aber doch ein inländischer Mitonare in diesem fröhlichen Gewirr nur eine höchst vorübergehende Erscheinung, die, wie eine dunkle Wolke an der Sonne, rasch vorbeizog und dann wieder Licht und Leben auf allen Gesichtern blicken ließ. Manche der Eingeborenen freilich — die früher vielleicht zu eifrigen und frommen Christen gezählt worden und sich jetzt wieder in den alten Strudel gestürzt hatten, zogen sich scheu hinter die Anderen zurück, wenn sie seiner ansichtig wurden. Sie mochten seinem vorwurfsvollen Blick nicht begegnen, die Mehrzahl aber kümmerte sich gar nicht um ihn, und mit dem Bewußtsein, von einer stärkeren und dabei weit nachsichtigeren Macht beschützt zu werden, boten sie Allem keck die Stirn.

Die Militärmusik war beendet und das Musikcorps wieder

nach seinem Sammelplatz oder in seine Quartiere abmarschirt, aber das Menschengewoge am Strand verlief sich noch immer nicht, und durch die Musik angeregt, bildeten sich hier und da kleine Gruppen von Singenden, die, fast immer vierstimmig und in reinster Harmonie, entweder die eben erst gehörten Melodien nachzusingen suchten, oder auch dann und wann wieder in ihre alten Hymnen fielen, während Schaaren von Zuhörern sie umstanden und, wenn sie schlossen, mit rauschendem Beifall in die Hände schlugen.

Während so noch Männer und Frauen bunt durcheinander gemischt und mit mancher blauen Uniform dazwischen dort standen, kam ein einzelnes junges Mädchen den Weg herab, der von der sogenannten „Besenstraße" — dem großen prachtvollen Weg, der um einen Theil der Insel läuft — niederführte.

Es war eine schlanke, edle Gestalt, noch voll Jugendfrische; aber gar so ernst schauten die schönen dunkeln Augen um sich her, und die scharfgeschnittenen Brauen waren fest zusammengezogen, ebenso die feinen Lippen geschlossen. Nicht eine einzige Blume oder ein anderer Tand schmückte ihr Haar oder ihren Körper, ja sie schien sogar die Kleidung oder die Stoffe zu verschmähen, die ihnen von den Weißen, den verhaßten Fremden, herübergebracht worden. Ein Pareu von weicher gelbbrauner Tapa, der ihr nur wenig über die Kniee reichte, umschloß ihre Hüften und zeigte die tadellos schönen Formen ihres untern Beines, während ein kurzer Ueberwurf von demselben Stoff, der tehei, ihre Schultern und den Oberkörper verhüllte. Voll und lockig hing ihr dabei das rabenschwarze Haar am Nacken nieder, von keiner Blume geziert, von keiner Faser Arrowroot gehalten. Wie sie die Arme untergeschlagen trug, wanderte sie — jedenfalls eine Fremde — still und finster zwischen den geputzten fröhlichen Menschen hin, und nur ihr Blick überflog forschend die Gruppe, als ob sie irgend Jemanden suche. Sie hielt sich aber deshalb nicht auf — sie blieb nicht stehen, wo sie einen dichteren Knäuel Menschen versammelt traf. Nur im Vorbeigehen musterte sie die ihr Begegnenden, und als ein paar Fremde, von der wirklich auffallenden Schönheit des Mädchens, vielleicht auch

durch ihre, jetzt und hier, auffällige Kleidung angezogen, sie in ihrer Bahn aufhalten und anreden wollten, blitzte sie die Frechen mit den großen, dunkeln Augen trotzig an und eilte dann nur um so rascher vorwärts.

Eben wollte sie auch in eine der Seitenstraßen rechts einbiegen, denn hier am eigentlichen Strand liegen nur die Häuser der reicheren Europäer, der Missionäre, der Consule und einiger Häuptlinge, und erst eine Strecke dahinter, mitten in einem wahren Wald von Brodfruchtbäumen, Orangen und Cocospalmen, beginnen die eigentlichen Bambushütten der Eingeborenen, in denen sie sich eher heimisch fühlen konnte. Da hielt sie plötzlich in ihrem raschen Gang inne — ihr Auge haftete stier und erschreckt auf einer kleinen Gruppe von Eingeborenen, die sich ebenfalls um ein ähnliches Quartett gesammelt hatten und so zusammengedrängt standen, daß sie von dem, was außer ihrem Kreise vorging, gar nichts sahen, und auch wohl nichts sehen wollten.

Noch schien die Fremde nicht fest überzeugt zu sein, ob sie den, den sie wahrscheinlich gesucht, auch wirklich vor sich habe. — Sie schritt langsam und wie zögernd näher, und wandte sich jetzt etwas zur Seite, daß ihr Blick das Angesicht — wenigstens das Profil des dort Stehenden überfliegen könne; aber bald mußte auch ihr letzter Zweifel gehoben sein, denn jetzt schritt sie auf ihn zu, und dicht hinter ihm stehen bleibend, haftete ihr Auge in Zorn und Schmerz auf der schlanken Gestalt des Mannes.

Es war ein Eingeborener, aber in der vollen Tracht seines Volkes, nur in den bunten und sogar grellgefärbten Kattun gekleidet, den ihnen die Fremden gebracht und durch das weiche und auch festere Gewebe dieses Stoffes bald die alte, sonst gewohnte Tapa verdrängt hatten. Seine langen lockigen Haare trug er aber sorgfältig eingeölt und gekämmt und mit einem der vorher beschriebenen Bänder zurückgehalten, und das Schultertuch war von der linken Schulter zurückgeschoben, weil er mit dem linken tätowirten Arm ein neben ihm stehendes bildhübsches und noch blutjunges Mädchen umschlossen hielt, das sich dicht an ihn schmiegte. Beide waren aber so in den vor ihnen ausgeführten Gesang vertieft, daß sie die Fremde gar

nicht bemerkten, bis diese endlich ihre Hand auf die Schulter des Mannes legte und mit leiser, von innerer Erregung bebender Stimme sagte:

„Patoï — find' ich Dich so, falscher Tanate, der Du mich aus meiner Heimath fortgelockt, um mich elend verderben zu lassen? Und war es nicht genug, daß Du mich zu Grunde richtetest — hast Du Deine gierige Hand schon wieder nach einer andern Blume ausgestreckt? Oh, hüte Dich vor ihm, Schwester, hüte Dich. — Die Hand Atua's, des starken Gottes, liegt auf ihm, und er wird Dich verderben, wie er selber seinem Verderben entgegengeht."

Erstaunt hatten sich die übrigen und nächststehenden Eingeborenen, während das Quartett ruhig seinen Gesang fortsetzte, nach der Fremden umgedreht, und während Patoï — eben wohl nicht angenehm überrascht, einen Schritt zurücktrat, drängte das junge Wesen an seiner Seite, das er aber jetzt plötzlich losgelassen, gegen die Fremde vor und rief zornig:

„Was willst Du von ihm, Wahine? Ich bin sein Weib."

„Sein Weib?" lachte da höhnisch die Fremde. — „Und gestatten Euch Eure Mitonares, Patoï, zwei Frauen auf den Inseln zu nehmen? — Aber nein! fort von ihm, Du Falsche — Du lügst — hier steht sein Weib, dem er vor den Schädeln unserer Voreltern Treue geschworen. — Eita anei oe a faarue i ta oe vahina?*) frugen ihn die Priester, und er antwortete eita. Das Zuckerrohr in dem geheiligten Mirozweig hat unsere Häupter berührt und zwischen uns gelegen — und hundertmal log er mir vor, wie glücklich er sich an meiner Seite fühle."

„Patoï?" rief das junge Weib entsetzt, indem sie fort von seiner Seite trat. Patoï aber, der mit finster zusammengezogenen Brauen die Anschuldigung gehört, hatte indessen Zeit bekommen sich zu sammeln, und den Arm ausstreckend, sagte er finster:

„Geh fort von hier, Frau — ich kenne Dich nicht — ich weiß nicht, woher Du kommst, noch wo Deine Eltern

---

*) „Willst Du niemals Dein Weib verstoßen?" die gebräuchliche Heirathsformel, die der Bräutigam mit „Nein" beantworten mußte.

wohnen, oder ob Dich die Brandung an den Strand gespült — geh fort! Diese hier ist mein Weib, mir von einem heiligen Mitonare angetraut. Was gehen mich die Schädel Deiner Vorfahren an — ich bin ein Christ!"

Die ganze Gestalt des jungen Weibes zitterte und bebte, als die kalten Worte dessen, der sie verrathen, zu ihren Ohren drangen. Unwillkürlich erhob sich ihr Arm — ihre Augen blickten stier auf ihn — ihre Lippen theilten sich, und mit fast heiserer Stimme preßte sie die Laute vor:

„Du kennst mich nicht, Patoï? Du kennst die Frau nicht, die Du in Deinem Canoe von Eimeo hier herübergebracht — der Du vorgelogen, daß Deine Eltern hier in Tai arabu große Besitzungen hätten, und die Du dann heimlich — niederträchtig verlassen, daß sie sich an fremden Thüren ihre Brodfrucht betteln und mühsam zurück den Weg suchen mußte, der sie ihrer Heimaths-Insel näher brachte?"

„Sagt sie die Wahrheit, Patoï?" rief aber auch jetzt das junge Weib erschreckt, indem sie den Arm des Mannes faßte — „sagt sie die Wahrheit?"

„Nein," erwiderte Patoï kalt, „sie lügt — sie ist nicht mein Weib. Welcher Mitonare hat unsere Hände zu dem heiligen Bunde ineinander gelegt, der nie mehr getrennt werden kann? — frage sie!"

„Oro's Zorn über Deine Mitonares!" zischte aber jetzt die Fremde zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch — „daß sie Atua verderbe und vernichte und das Land Pomare's rein von ihnen fege! Was kümmern sie mich, was hast Du mit ihnen zu thun?"

„Sie ist wahnsinnig!" rief Patoï den jetzt immer mehr heranpressenden Eingeborenen zu. — „Die bösen Götter sprechen aus ihr. Ich habe nichts mit ihr zu thun — ich bin ein Christ."

„Und Du willst nicht mit mir zurückkehren nach Eimeo?" rief die Fremde, und das bleiche, schöne Antlitz derselben bekam einen fast dämonischen Ausdruck. — „Du willst Deinen Schwur, den die Götter gehört, brechen und Dein Weib verstoßen?"

„Du bist nicht mein Weib!" sagte der Eingeborene finster,

indem er den Arm seiner jungen Frau ergriff, „komm, Alûa, laß uns gehen. Sie ist rasend.“

„Ha, falscher Abtrünniger!“ rief da das junge fremde Weib, indem es sich hoch und stolz emporrichtete — „kannst Du den Blick des Wesens nicht ertragen, das Du so schändlich hintergangen und betrogen? Aber selbst die Feranis, die mordend in unser Land kamen, haben Gesetze und strafen den Schuldigen, und sogar Deine Mitonares müssen Dich verdammen, wenn sie erfahren, wie Du einen Schwur gebrochen. Halt! laßt ihn nicht fort!“ schrie sie aber laut über die jetzt von allen Seiten herbeidrängende Menge der Neugierigen hin — und selbst die Sänger hatten ihr Quartett unterbrochen — „Wo ist Euer Häuptling, daß ich ihn spreche und meine Klage vorbringe? Da steht der Verbrecher — eines Eidbruchs schuldig, und ich will zwischen Euch treten und es beweisen.“

Patoï hatte allerdings versucht, sich der ihm unbequem werdenden Anklage zu entziehen, indem er mit seiner jungen Frau der Zornigen aus dem Wege ging. Aber schon der herbeiströmende Menschenschwarm machte das unmöglich, denn wie das überall so ist, drängte von rechts und links Alles herzu, was sich nur in der Nähe befand, und selbst aus der Seitenstraße liefen die Eingeborenen heran, um zu sehen und zu hören, was es da gäbe. Patoï sah sich denn solcher Art bald von der Menschenmasse eingeschlossen, und da die Polynesier gerade so neugierig sind, wie unser eigener Volksstamm — besonders die Frauen, die lieben Geschöpfe — so suchte Alles zu ihm zu gelangen, um zu erfahren, was da eigentlich vor sei, und selbst die fremde Frau, um die sich besonders die Mädchen schaarten, sollte erzählen.

„Gut! gut!“ rief da Patoï — nur in dem Wunsche, jetzt hier weg zu kommen und seine Frau aus dem Bereich einer weiteren Enthüllung dieser Sache zu bringen, — „hier ist nicht der Platz, ich will Euch vor dem Richter Rede stehen — bestimmt die Zeit — was hab' ich zu fürchten, ich bin ein Christ. — Gebt Raum da, Freunde — gebt Raum! Patoï wird sich sicher stellen, wenn man ihn ruft — Ihr wißt, wo er zu finden ist,“ — und damit drängte er sich durch die ihm jetzt wirklich Raum gebende Menschenmasse hindurch, um nur



G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.



#1, 2, 4, 5, 9, 8, 11, 13 + 14, 17

18, 19, 22, 23, 24, [illegible] 27, 28, 30

32, 33, 34, 37, 38, 41, 42, 44,

46, 48, 49, 50, 53, 54, 58, 59, [illegible]

65, 79, 84, 83, 87, [illegible], [illegible], [illegible]

70, [illegible], 123, 131, 13[illegible]



Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

96. u. 97. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.



erst einmal seine eigene Hütte, oder die seiner Frau zu gewinnen. Es kamen immer mehr Menschen, besonders viel Fremde hier zusammen, und denen wollte er doch, so rasch als möglich, aus dem Wege gehen.

2.

Ein Häuptlings-Gericht auf Tahiti.

Patoï verließ nun allerdings den Strand von Papetee und war bald in dem Schatten der Orangen- und Brodfruchtbäume verschwunden, aber desto mehr drängte jetzt das neugierige Insulaner-Volk um die fremde Frau her, und vorzüglich die Mädchen hatten bald einen festen Kreis um sie gebildet und schienen entschlossen, der Sache, um welche es sich hier handle, auf den Grund zu kommen.

Das junge schöne Weib zeigte aber nicht die geringste Lust, sich hier in einen Straßenklatsch einzulassen; das Herz war der Armen auch wohl zu schwer. Mit sichtbarer Mühe hatte sie die Thränen zurückgezwungen, die ihr in die Augen steigen wollten, und sie sagte ernst, aber nicht unfreundlich:

„Was wollt Ihr von mir? was soll ich Euch sagen? — er hat mich aus dem Hause meiner Eltern fortgelockt und den heiligen Schwur gebrochen, der uns für ewige Zeiten binden sollte. Ich bin auch nicht die einzige Verrathene hier," setzte sie düster hinzu. „Die Fremden haben Sünde und Verbrechen in dies Land getragen, daß sie sich ausbreiteten, wie die Guiaven am Strand, und ihre Wurzeln frech in jede Heimath schlugen. Es ist das jetzt eine Gewohnheit geworden, was sonst die Rache der Götter und die Strafe der Häuptlinge auf sie niedergezogen hätte. Doch laßt mich! ich will sehen, ob noch Recht und Gerechtigkeit unter diesen Palmen herrscht, oder ob die neue Lehre mit der neuen Sünde Hand in Hand geht.

Ich verlange nichts als mein Recht, und das muß mir werden. Wo wohnt der Häuptling?“

„Komm, Wahine!“ sagte einer der jungen Burschen, der sich zu ihr durcharbeitete — „ich will Dich zu ihm führen. Aber wie heißt Du und wo kommst Du her? Du bist fremd hier.“

„Ich heiße Maita und stamme von Eimeo*) — aber die Palmen meines Vaters liegen drüben gegen Sonnenuntergang.“

„Und hast Du keine Freunde auf Tahiti?“

„Keinen, als den, der jetzt mein schlimmster Feind geworden,“ sagte das junge Weib düster. — „Nie im Leben habe ich vorher mein Heimathland gekreuzt, oder mein Canoe aus den Riffen hinausgelenkt — bis der Falsche kam, der mich hinweglockte — aber fort! Wo ist das Haus des Häuptlings? Laßt mich mit ihm sprechen.“

„So komm,“ sagte der junge Bursche wieder und ergriff ihre Hand, die sie ihm überließ, und während ihr die Uebrigen den Weg frei ließen, dann aber sich ihr anschlossen und ihr folgten, bogen sie ebenfalls rechts ein in die eigentliche indianische Stadt, um dort die Hütte des „Richters“ aufzusuchen, denn die Fremde gedachte nicht die Hülfe der weißen Feranis anzurufen, um den Schuldigen zu strafen. Gegen ihre eigenen Gesetze hatte er gesündigt, und der eigene Häuptling des Districts oder der Insel sollte deshalb auch entscheiden.

Diesen fanden sie allerdings nicht daheim — die Mitonares hatten eine Versammlung, der er, da er den Eingeborenen selber das Evangelium predigte, beiwohnen mußte. Es war auch eine gefährliche Zeit für die „Kirche“, denn die englischen Missionäre sahen plötzlich ihren ganzen Einfluß untergraben und bedroht, und während früher viele der von ihnen „bekehrten“ Heiden zum Katholicismus übertraten, fielen sogar andere wieder in ihr altes Heidenthum zurück und gaben dadurch den anderen ein entsetzliches Beispiel. Und nicht einmal einschreiten konnten sie gegen diese Sünder, denn die brauchten sich nur unter den Schutz des französischen Gouver-

---

*) Eimeo, auch Morea genannt, die Tahiti gegenüber liegende Insel.

nements zu stellen, um vollkommen sicher zu sein, daß die protestantischen Missionäre keine Hand an sie legen durften.

Die heutige Conferenz galt dem Gegenstand, wie es möglich sei, einen andern Zustand herbei zu führen, und ob es nicht gerathen wäre, unverweilt Einen aus ihrer Mitte nach England zu senden, um von dort wirksame — das heißt bewaffnete Hülfe gegen die Uebergriffe der Franzosen zu erbitten, die ja schon im ganzen Land die Herren spielten.

Das arme und fremde junge Weib wurde aber nichtsdestoweniger von der Gattin des „Mitonare Mahova", wie der würdige Geistliche uud Friedensrichter hieß, auf das Freundlichste aufgenommen. Die Gastfreundschaft dieser Inseln kennt keine Grenzen, und selbst die ärmsten Eingeborenen theilen willig das Letzte mit dem Fremden, wenn er ihre Hütte betritt.

Maita bekam Speise und Trank — eine milchgefüllte Cocosnuß wurde ihr gebracht, gebackene Brodfrucht und kleine saftig gebratene Fische. — Auch eine weiche, zartgeflochtene Matte breitete die alte gute Frau für sie aus, auf der sie ruhen konnte von ihrem langen Marsch, und dann erst mußte sie erzählen, was sie hierher geführt. Freilich machte die alte Indianerin, die Frau des Mitonare, große Augen, als sie erfuhr, daß ihr junger Gast noch zu denen gehöre, die ihre „Irrthümer" nicht abgeschworen und an ihren früheren Götzen hingen, und sie fürchtete deshalb fast die Rückkehr ihres Gatten, der in solchen Dingen entsetzlich streng war. Aber ihrer Gastfreundschaft konnte das keinen Abbruch thun: die Fremde — ob Heidin oder Christin — mußte erst ausruhen und Trank und Speise zu sich nehmen, und alles Andere fand sich dann nachher, wenn ihr Gatte, der Mitonare, kam — sie war jedenfalls eine bessere Christin als wahrscheinlich der Mitonare selber.

Der fromme Mann kam endlich, und es war ein strenges Examen, das er mit dem armen jungen Weibe anstellte. Er frug sie auch weit weniger nach dem, was sie hergeführt, nach dem Leid, was ihr angethan, sondern mehr, viel mehr nach der Veranlassung, daß noch Eingeborene auf der Nachbarinsel, auf welcher die frommen weißen Männer schon so lange gewirkt, dem bösen heidnischen Glauben anhängen könnten,

und ob sie denn gar nicht die einstigen Strafen des Himmels fürchteten.

Maita wich den Fragen aus. Nicht deshalb war sie hergekommen, um über die alte Lehre zu streiten, der treu anhängend ihre Eltern und Voreltern gestorben waren; nur ihr Recht wollte sie an einem Abtrünnigen verfolgen, der den Eid gebrochen, und kein Vergehen war von den Göttern mit strengeren Strafen belegt worden, als gerade dieses. Dem Friedensrichter blieb denn auch, da sie hartnäckig auf ihrem Verlangen bestand, eine öffentliche Gerichtssitzung zusammen zu berufen, nichts Anderes übrig, als ihr zu willfahren. Er durfte es — wie er recht gut wußte — nicht zurückweisen, ohne sich selber in Mißcredit zu setzen, und seine Boten eilten deshalb bald nachher durch ganz Papetee, um diejenigen der Eingeborenen, die berechtigt waren, in einem solchen Rath zu sitzen, dazu einzuladen. Auch der Verklagte, dessen Namen und jetzige Familie die gute Frau des Mitonare schon lange vor dem indeß zahlreich eingetroffenen Besuch herausbekommen, wurde vorgefordert, um sich gegen die Anschuldigung der Fremden zu vertheidigen, und die Familie von dessen Frau eilte natürlich ebenfalls herbei.

Alûa's Eltern waren reich und angesehen in Papetee. Ein großer Cocospalmenhain gehörte ihnen, ebenso eine neu angelegte Zuckerplantage; ihr Vater besaß sogar einen kleinen Kutter, auf welchem er mit den zu windwärts gelegenen Inseln Handel trieb und dort Cocosnußöl und beech la mar eintauschte, während er ihnen von den Missionären oder landenden Walfischfängern eingetauschte europäische Stoffe und Schmuck oder Eisenwaaren — ja man sagte: auch heimlich spirituöse Getränke brachte. Es verstand sich von selbst, daß den Nachbarn eine solche Klage nicht gleichgültig sein konnte, die sich gegen eine der angesehensten Familien des Orts richtete und schon durch ihre Oeffentlichkeit den bösen Zungen der Insel Gelegenheit gab, üble Nachreden über sie durch das Land zu tragen. Wenn das Gericht sich aber auch nicht umgehen ließ, so hatte die arme Fremde doch, außer in dem Mitgefühl des weiblichen Theils der Bevölkerung — nur auf geringe Unterstützung zu rechnen. Die ganze Sache war dem

aristokratischen Theil der Bevölkerung unangenehm, und je eher und rascher sie deshalb beigelegt wurde, desto besser.

Trotzdem vergingen noch immer wenigstens einige Stunden, bis die nöthige Zahl der Beisitzer herzugerufen, und der kaum hundert Schritt von der Berathungshütte entfernt wohnende Verklagte — der Indianer Patoï herbeigeholt werden konnte, um der Klage der Fremden Rede zu stehen.

Welch ein wunderliches und doch wie malerisches Bild bot aber die Versammlung dieser einfachen Insulaner, die hier über das Vergehen Eines ihrer Landsleute zu Gericht sitzen und ihn in der nächsten Stunde entweder freisprechen oder verurtheilen sollten.

Die Sonne stand zu hoch am Himmel, um das Verhör in der eng eingeschlossenen und nur wenig dem frischen Luftzug offenstehenden Hütte abzuhalten. Draußen, im Schatten einer Anzahl von Brodfrucht-, Manga- und Orangenbäumen war es kühler, und dorthin konnte auch die frische Seebrise streichen, die von Point Venus herüberwehte.

Man konnte sich keinen prachtvolleren Gerichtssaal denken. Gerade über der Stelle, auf welcher Mahova, der eingeborene Missionär und Friedensrichter, Platz genommen, stieg der schlanke Stamm einer mächtigen Cocospalme weit über das viel niedrigere Wipfelwerk der Fruchtbäume empor und wölbte seine gefiederte Krone im Sonnenlicht. Ein kleines Gestell war hier von Bambus aufgerichtet, auf dem Mahova, etwas erhöht über die Menge, saß und sie dadurch übersehen konnte. Rechts und links kauerten auf Matten die verschiedenen vornehmeren Eingeborenen, die zu einem solchen Verhör gewöhnlich zugezogen wurden — eine Art von Geschworenen, und um diese her und vor ihnen einen Ring bildend, standen in kleinen Trupps und Gruppen die verschiedenen Nachbarn und sonstigen eingeborenen Bewohner von Papetee, zumeist Frauen und Mädchen, die aber den lebendigsten Antheil an dem Allen nahmen.

Noch weilte die Fremde in Mahova's Hütte, denn der Verklagte war noch nicht erschienen, er zögerte eigentlich ein wenig lange und mißbrauchte die Geduld seiner Richter. Aber das hatte nicht viel zu sagen, denn es giebt kaum etwas auf der

weiten Welt, was ein Indianer lieber thäte, als gerade warten. Einen Verlust an Zeit, so lange er nicht hungrig oder durstig ist, kennt er nicht. Sein größtes Vergnügen ist dabei, unter einem Baum zu liegen und zu dem Wipfel hinauf zu sehen; was that es deshalb, wenn sie hier vielleicht eine halbe Stunde länger in Gesellschaft sitzen blieben und sich angenehm mit einander unterhielten. Es war nicht der Mühe werth, auch nur ein Wort deshalb zu verlieren.

Jetzt trat Patoï in den Kreis. Die Mädchen gaben ihm Raum und flüsterten mit einander. Er war ein hübscher schlanker Mann und ordentlich stutzerhaft gekleidet. Er trug keine europäische Mode, sondern ging einfach in die indianische Tracht gehüllt: einen Pareu von hellblauem gestreiften Baumwollenzeug, der bei uns allerdings den Gedanken an einen Bettüberzug geweckt haben würde — ein tehei oder Schultertuch von dunkelblauem, mit weißen Sternen überstreutem Kattun, aber einen eigenthümlichen Schmuck von rothen bibidios und den Auswüchsen der reifenden Pandanusfrucht diademartig in den mit Cocosnußöl erst frisch und fast zu reich getränkten Locken, auch ein paar große weiße Sternblumen hinter den Ohren, wie es sonst eigentlich nur die Mädchen gebrauchen.

Es war augenscheinlich, er hatte sich zu diesem Verhör recht eigentlich herausgeputzt, um jedenfalls einen besseren Eindruck auf die Richter zu machen und besonders vornehm auszusehen. Ein beifälliges Murmeln lief auch durch die Versammlung, als er den Ring betrat, was ihm wohl schwerlich entging. Er nahm aber trotzdem eine vollkommen gleichgültige Miene an, und sich mit einer leichten Verbeugung an Mahova wendend, sagte er freundlich, aber doch auch mit einem gewissen vornehmen Blick:

„Mitonare Mahova, ich bin vorgefordert, um hier auf die Klage einer fremden Frau zu antworten. — Wo ist sie, daß ich ihre Anschuldigungen zurückweisen kann?“

„Hier! Patoï,“ sagte da plötzlich — ehe Mahova nur ein Wort darauf erwidern konnte, Maita, die jene Aufforderung gehört hatte und keinen weiteren Ruf abwartete. — In ihr tehei fest eingehüllt, die Arme auf der Brust gekreuzt, trat sie ruhig vor, und ihre Locken mit einem raschen Wurf des

Kopfes aus der Stirn schleudernd, ihm fest und mit finsterem Blick entgegen.

„Und wessen beschuldigst Du den Fremden?“ frug Mahova, der die trotzige Gestalt der Frau mit eben nicht freundlichem Blick betrachtete.

Maita schwieg einen Moment, und während lautlose Stille in dem Kreis herrschte, flog ihr Blick rasch und forschend über die Versammelten, ob sie vielleicht dort unter Allen ein befreundetes Gesicht entdecken könne. Umsonst, nur fremde Züge starrten sie neugierig an, und während kaum bemerkbar ein Seufzer ihre Brust hob, richtete sie sich plötzlich stolz empor und sagte mit fester und lauter Stimme:

„Des Eidbruches und Verrathes! Ich bin sein Weib, und er hat mich schändlich und hinterlistig verlassen.“

„Und was sagst Du dazu, Patoï?“

„Ich leugne es,“ erwiderte kalt der Indianer, „sie ist nicht mein Weib.“

„Lügner und Meineidiger!“ schrie das junge Weib in Schmerz und Entrüstung auf, aber Mahova unterbrach sie.

„Halt!“ sagte er, „Deine Scheltworte helfen Dir nichts. Woher stammst Du, und wer sind Deine Eltern?“

„Zwischen Tamai und der Oponuho-Bai auf Eimeo liegt ihre Hütte,“ sagte das Mädchen und sah den alten Mitonare fest an — „Pemotomo ist der Name meines Vaters — bekannt auf dem ganzen Eiland und einst gefürchtet, denn sein tapferer Arm widerstand den Fremden, die unser Land überschwemmten, und die Götter waren mit ihm.“

„Pemotomo,“ nickte Mahova, „wohl kenn' ich ihn! wohl kenn' ich ihn, und wenn es einen Menschen auf den Inseln giebt,“ setzte er salbungsvoll hinzu, „der hartnäckig sein Ohr den guten Lehren verschloß und die Sünde des alten Götzenthums nicht abwerfen wollte, so ist er es.“

„Und was hat das mit dem Verrath des Mannes zu thun?“ sagte das junge Weib finster — „ich bin seine Tochter und trete hier vor Euch, um mein Recht zu verlangen; mein Recht von jenem verrätherischen „Christen“, der Treu' und Glauben brach und sich mit schmeichlerischer Lüge in das Herz meines Vaters — in das meine stahl.“

„Und hast Du Zeugen?“ sagte Mahova ruhig.

„Nein — nicht hier!“ rief das junge schöne Weib, indem ihr dunkles Auge wieder den Kreis fremder Gestalten maß — „aber leugnet er, daß ich die Wahrheit rede — will er auch Euer Ohr mit seinen Lügen füllen, so gebt mir ein Canoe — ich bin arm und besitze hier kein eigenes — und in zwei Tagen schaffe ich Euch von Eimeo die Zeugen herüber, die jedes Wort meiner Klage bekräftigen werden.“

Noch während sie sprach, war einer der dort ansässigen englischen Missionare — eine lange, magere und bleiche Gestalt, in einen schwarzen Frack eingeknöpft und nach rechts und links freundlich und mit einer außerordentlichen Milde und Sanftmuth grüßend, um den Kreis herumgegangen und hatte sich dem Stuhl Mahova's genähert. Der eingeborene Richter schien nicht übel Lust zu haben, von seinem eigenen Ehrensitz aufzustehen und neben dem bleichen Mann zu stehen; dieser aber, mit dem süßesten Lächeln, winkte ihm nur, seinen Sitz zu behaupten, und blieb hinter seinem Stuhl, um dort, wie es schien, dem beginnenden Verhör beizuwohnen und den Erfolg abzuwarten.

„Aber wie bist Du überhaupt von Eimeo herübergekommen, Wahine?“ frug jetzt Mahova. „Wer hat Dich gefahren, wenn Du kein eigenes Canoe besitzest?“

„Fraget den Mann da, er könnte es Euch sagen,“ rief das junge Weib — „und laßt ihn wagen, auch das Lügen zu strafen, was ich jetzt Euch erzähle. Er kam in meines Vaters Hütte und warb um mein Herz. Er log, daß er in Taiarabu, an der Morgenseite von Tahiti, reiche Besitzthümer habe. Mein Vater willigte ein — ich wurde sein Weib, und er nahm mich — nachdem er Monate lang bei uns gelebt — in sein Canoe, um mich in seine eigene Heimath zu bringen. In Waiuru landeten wir; dort gingen wir an's Ufer, weil er mir sagte, dort wohne noch Jemand, der ihm eine Schuld zu zahlen habe. Ich blieb in einer Hütte am Strand; er verließ mich, und ich wartete dort geduldig Tag nach Tag — aber er kehrte nicht zurück. Die Leute waren freundlich gegen mich, aber die Angst verzehrte mein Herz um den Gatten, den, wie ich damals fürchtete, ein Unglück betroffen haben

mußte. Ich suchte ihn überall, ich stieg in die Berge hinauf und rief angsterfüllt seinen Namen. Nur das Echo antwortete mir, und jetzt, in der Sorge um sein Leben, wollte ich sein Canoe nehmen und nach Taiarabu fahren — aber es war fort. Ein Eingeborener hatte es genommen und, wie er sagte, von Patoï gekauft. Ich verfolgte meinen Weg zu Fuß über den brennenden Korallensand am Strand — aber in Taiarabu war Patoï nicht, und die Leute lachten, als ich sie frug, wo sein Besitzthum läge. Jedenfalls „zu windwärts", meinten sie, denn in Taiarabu habe er keins — nicht eine Cocospalme gehöre ihm — nur eine verfallene Hütte in den Bergen drin, die er erst abbrechen und neu bauen müsse, wenn er darin wohnen wolle.

„Ich kehrte nach Waiuru zurück," fuhr das junge Weib fort, nachdem sie wohl eine halbe Minute, wie erschöpft, inne gehalten. „Ich hoffte noch immer, ihn jetzt dort zu finden — umsonst. Die Frau, bei der ich wohnte, zog ebenfalls Erkundigungen ein — er sollte auf der Straße nach Westen im Innern gesehen worden sei. Dorthin folgte ich und erreichte endlich, zum Tod erschöpft, Papara. Dort wurde ich krank und lag Monate lang in heftigem Fieber — bei fremden Menschen, bis endlich meine Kräfte wiederkehrten und ich beschloß, nach Papetee zu wandern. Ich hoffte kaum mehr, den Verlorenen zu treffen, aber von hier aus wollte ich zurückkehren in die Heimath — zu meinem Vater. Ich glaubte nicht, daß mich Patoï verlassen habe — noch immer fürchtete ich, daß ihn ein Unglück betroffen, und meinen Vater wollte ich bitten, nach Waiuru zu fahren, um dort ihm nachzuforschen. Wie konnte das ein alleinstehendes schwaches Weib? Da traf ihn mein Blick hier in Papetee — seinen Arm um ein anderes Weib geschlungen. Sein Auge begegnete dem meinen — ich sah, wie er erbleichte — aber er leugnete mich zu kennen — er log."

„Halt!" rief da Patoï, der bei der Erzählung nur vergebens gesucht hatte, seine Unbefangenheit zu bewahren, „ich habe nicht geleugnet, daß ich sie kenne, ich habe nur geleugnet, daß sie mein Weib ist — und das leugne ich noch! Kein christlicher Bund ist zwischen uns geschlossen."

„Welcher Mitonare hat Euch getraut, Maita?“ sagte der Mahova, „kannst Du ihn nennen?“

„Mitonare!“ rief das junge Weib trotzig, „was kümmern mich Eure Mitonares? Weder mein Vater noch ich sind ihrer falschen Lehre beigetreten, mit der sie uns unseren alten Göttern abtrünnig machen wollten. Aber deren Segen haben wir angefleht, und jeder Gebrauch ist beobachtet worden, den die Gesetze vorschreiben; laßt ihn das leugnen, wenn er es vermag, und straft er mich Lügen, so gebt mir Zeit, daß ich meinen Vater herbeirufe. Er wird kommen, so rasch ein Canoe im Stande ist, ihn herüber zu bringen.“

„Ich leugne es nicht,“ sagte Patoï ruhig, dem auch wohl der Gedanke nicht angenehm sein mochte, den alten wilden Pemotomo als Zeugen gegen sich zu haben. „Ich leugne auch nicht,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „daß ich selber meine Ohren lange den guten Lehren der weißen Mitonares verschlossen habe und in Blindheit und Unglauben fortlebte, wie es Pemotomo von mir haben wollte. Um mich darin auch für mein ganzes Leben fest zu binden, damit ich nicht schwankend werden sollte, wollte er, daß ich sein Kind zum Weib nehme.“

„Lügner!“ donnerte ihn das junge Weib an, und wild emporfahrend flog der Tehei von ihrer Schulter zurück, der nackte Arm der Zürnenden streckte sich gegen ihn aus, und wie sie so, majestätisch und zu ihrer vollen Größe emporgerichtet, mit in der Brise wehenden Locken, mit blitzenden Augen vor ihm stand, glich sie einer zürnenden Göttin ihrer Heimath, die niedergestiegen war, einen Abtrünnigen zu strafen.

Mahova hatte indessen mit dem hinter ihm stehenden Missionär geflüstert, und dieser wandte sich jetzt an Patoï mit der Frage:

„Und weshalb hast Du die Frau verlassen, die doch mit Dir von Eimeo gekommen? Wäre es nicht ein gutes Werk gewesen, wenn Du versucht hättest, sie von ihren Irrthümern zu überzeugen und dem Glauben des rechten Gottes zu gewinnen?“

„Das habe ich gethan, Mitonare,“ sagte Patoï, „an jedem Gotteshaus, an dem wir vorüber kamen, bat ich sie, mit mir

einzutreten und zu hören, was die guten Männer sagten — sie weigerte sich; ja als ich mehr und mehr in sie drang, verspottete sie mich und höhnte, ich sei schlimmer als ein Weib, daß ich den Lügen lauschen wollte, die von den Lippen der schwarzen Männer kämen."

„Ist das wahr, Maita?"

„Es ist wahr," erwiderte trotzig das junge Weib, indem sie ihren Tehei wieder um sich herzog. „Meines Vaters Tochter wird nie den Glauben ihrer Eltern abschwören."

Der hinter dem Stuhl des Richters stehende Missionär hob seufzend das Auge zu dem über ihm wehenden Palmenwipfel und flüsterte dann wieder Einiges mit Mahova.

„Und was verlangst Du jetzt?" frug dieser das Mädchen von Eimeo.

„Was ich verlange?" rief Maita erstaunt, — „und fragt Ihr das noch? Ich bin das Weib dieses Mannes, das er schändlich verlassen, aber ich will es vergessen, wenn er reuig mit mir zu meinem Vater zurückkehrt. Ist er arm? wohl — es schadet nichts — wir haben Haus und Feld und Palmen, und die Brodfrucht ist so süß in Eimeo als in Tahiti — und süßer noch," setzte sie weich und fast wehmüthig hinzu, „denn sie ist ja das Brod der Heimath."

„Und willst Du mit ihr zurückkehren, Patoï?"

„Ich zurückkehren?" rief aber dieser, wie entrüstet über die Frage. „Bin ich nicht hier jetzt mit dem Segen der christlichen Kirche verheirathet an Alûa — Arowia's Tochter? — Hat nicht jener heilige Mann, der gerade jetzt hinter Deinem Stuhl steht, Mahova, unsere Hände ineinander gelegt, und kann das Band wieder zerrissen werden, das der neue und allein mächtige Gott geschlossen hat, weil die in den Staub getretenen und verbrannten alten Götter bei einem andern angerufen wurden?"

Ein weher Schmerz zuckte durch Maita's Züge, aber sie erwiderte kein Wort mehr. Fest hüllte sie sich wieder in ihr Schultertuch, und unter den zusammengezogenen Augenbrauen funkelte ihr Blick nur düster, aber in verächtlichem Schweigen nach dem Verräther hinüber. Wohlgefällig hatte aber indessen der Missionär den Worten Patoï's gelauscht und mit dem

Kopfe genickt, während Mahova, dem die Bewegung nicht entgangen, ausrief:

„Er hat Recht, wahrlich, er hat Recht! Gegen den wahren Glauben müssen die Verbindungen mit den alten falschen Göttern in nichts zusammenfallen — gut gesagt, Patoï — Du darfst Dein christliches Weib nicht verlassen, um in den Unglauben zurückzukehren.“

Die Zuschauer hatten sich bis jetzt merkwürdig ruhig bei dem ganzen Verhör gehalten, und Alle waren mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem Verlauf gefolgt. Jetzt aber schienen doch einzelne Frauen nicht ganz mit dem eben gegebenen Urtheilsspruch einverstanden, und wenn sie auch nicht, dem weißen Missionär gegenüber, Maita's Partei zu ergreifen wagten, rief es doch von da und dort:

„Aber weshalb hat Patoï seine Frau heimlich verlassen? Ist es recht, daß er sie ihren Eltern wegnimmt und allein auf der fremden Insel läßt? — Und darf ein Christ denn auch zwei Frauen haben?“ rief eine Dritte — „in der heiligen Schrift steht nichts davon!“

Ein paar alte Damen nahmen dagegen wieder die Partei des Mitonare, und nun ging der Lärm los, denn die Vertreter des armen fremden Weibes hatten es nicht mehr mit dem Mitonare selber, sondern mit ihres Gleichen zu thun, und denen waren sie im Zungenkampf immer gewachsen.

Mahova kümmerte sich nicht darum. Er sprach angelegentlich mit dem Missionär, und indessen zog sich der Ring der Streitenden immer enger zusammen, so daß sie die Klägerin und den Verklagten schon fast dicht umgaben. — Das junge Weib achtete nicht darauf. Während Patoï die auf ihn einstürmenden Vorwürfe von sich abzuwenden suchte und sich immer wieder darauf berief, daß er Christ, daß er Mitonare geworden, und alle heidnischen Verbindungen deshalb abschütteln müsse, stand sie regungslos und unbewegt, und nur ihre Augen bohrten sich fest in den Verräther, daß er sich abwenden mußte, weil er dem Blick nicht begegnen, ihn nicht ertragen konnte.

Da hob plötzlich Mahova den Arm.

„Ruhe!“ schrie er über das Toben hinaus — „zurück, Ihr Männer — zurück, Wahines, auf Euern Platz. Was habt

Ihr da zu lärmen und zu zanken, wo das Gericht noch sitzt und die Häuptlinge und Kirchenältesten erst ihre Meinung sagen müssen? Bis jetzt habe ich nur gesprochen, jetzt hört auch, welches Urtheil die sprechen. Ihr habt gar nichts hinein zu reden, fort mit Euch!"

Das Publikum schien allerdings nicht recht mit der Zurückweisung einverstanden, aber gesetzlich hatte Mahova, wie sie sehr gut wußten, Recht, und es blieb ihnen deshalb nichts weiter übrig, als eben zu gehorchen. Daß übrigens der weiße Mitonare mit dem, was Mahova gesagt, vollkommen einverstanden war, sahen die „Kirchenältesten" wohl. — Jener schien in der That den Ausspruch gethan zu haben, und sie dachten gar nicht daran, ihm feindlich entgegen zu treten. Was kümmerte sie auch die Fremde von Eimeo? Ihr Ausspruch lautete deshalb mit dem, was der Richter schon gesagt, vollkommen übereinstimmend, und der Urtheilsspruch über die arme Verrathene war gefällt: sie hatte keine Ansprüche an einen Christen, wenn sie nicht selber ihre alten Irrthümer abschwören wollte, und selbst dann sei Patoï jetzt gebunden, da Alûa, Arowia's Tochter, vor dem heiligen Altar sein Weib geworden. — Das Band könnte nicht zerrissen werden. Allerdings, setzten Einige von ihnen hinzu, habe Patoï darin nicht ehrlich gehandelt, aus seiner früheren Verbindung ein Geheimniß zu machen, aber strafbar sei er doch nicht, da die Mitonares keine heidnischen Formeln und Gebräuche anerkennten. Es sei eben eine Sünde seines früheren Lebens gewesen, und er müsse suchen, sich durch Buße und Gebet davon zu reinigen.

Maita verzog bei diesem Urtheilsspruch keine Miene. Regungslos und wie aus Stein gehauen stand sie in der Mitte des bunten Kreises und schien die zu ihr gesprochenen Worte kaum zu hören. Zuletzt, als Alle geendet und selbst die lärmenden Eingeborenen sich nicht regten, weil sie die Antwort der Fremden hören wollten, sagte sie leise, aber doch mit vollkommen deutlicher Stimme:

„Und was wird jetzt aus mir?"

„Was aus Dir wird, Wahine?" wiederholte Mahova, aber doch wohl etwas gerührt von der schmerzlichen und stillen Resignation, die in den Worten lag — „kehre ruhig nach Eimeo

zurück — es darf Dich keine Seele auf Tahiti kränken — oder wenn Du noch weilen willst, so sei willkommen. — Du findest eine Matte in Mahova's Hütte und Fisch und Brodfrucht genügend, um Dich zu sättigen. Vielleicht ist es doch noch möglich, Dich zu überzeugen, daß Du wirkliche Ruhe nur in dem wahren Glauben findest."

„Wenn Euer Glaube so richtet, wie er jetzt gerichtet hat," sagte das junge Weib ruhig, „so kann er nie der meine sein. Laßt mich in Frieden ziehen. — Aber Eins verlange ich von Euch — von Patoï," setzte sie mit gehobener Stimme hinzu, „und Ihr müßt es mir zusprechen, denn es verstößt weder gegen die Gesetze Eures neuen Gottes, noch hat es mit denen unserer alten Götter etwas gemein."

„Und was ist es, Wahine?"

„Patoï," sagte die junge Frau, und wieder suchte ihr Blick den abtrünnigen Gatten, „hat mich von Eimeo nach Tahiti gerudert und hier verlassen. Ob er daran recht gethan oder gesündigt, mag Euer Gott richten. — Er will hier bleiben — gut. Er hat mir das Herz gebrochen, aber ich werde nicht weiter klagen, auch nicht länger hier seinen Frieden stören mit seiner jungen Frau. Doch Eins verlange ich von ihm: er soll mich in seinem Canoe wieder hinüber an die Küste von Eimeo rudern — nicht an das westliche Ufer," setzte sie rasch hinzu, „in dessen Nähe mein Vater wohnt — nur hinüber nach Afareaita oder an irgend einen der nächsten Punkte, von dem aus ich meinen Weg zu Fuß fortsetzen kann. — Er mag dann zurückkehren. Nur wenige Stunden Arbeit sind es, die ich von ihm verlange — es ist nicht viel gegen das lange Leben, das ich jetzt allein verbrüten muß."

Todesschweigen herrschte rings umher. Die Forderung war wunderlich, denn jedes andere Canoe hätte sie eben so gut hinüber gebracht. Jetzt aber brachen die Frauen, deren Herz noch immer auf die Seite der Mißhandelten trat, auf's Neue los. Das war, wie sie riefen, die geringste Strafe, die den Mann treffen konnte, der seine Frau verlassen hatte: daß er sie wieder an die Küste und in die Binnenwasser ihres eigenen Ufers bringen mußte, und er könne und dürfe das nicht weigern.

Der Missionär und Mahova sprachen leise mit einander. Es schien dem ersteren selber nicht viel daran zu liegen, daß Maita, jetzt mit dem Mitgefühl für sie erweckt, und dabei eine starre Heidin, länger als nöthig hier auf Tahiti blieb, wo die Franzosen schon Viele in ihrem „Glauben" erschüttert und ihren alten Missionären abwendig gemacht hatten. Ja, wer wußte denn, ob nicht die Feranis selber am Ende die Sache in die Hand nähmen und dann einen ganz andern Urtheilsspruch fällten. — Es war ihnen in der Hinsicht Alles zuzutrauen und deshalb jedenfalls besser, daß die Fremde Tahiti so rasch als irgend möglich wieder verließ.

Patoï selber schien der Vorschlag nicht sonderlich zu behagen; die hier gegen ihn herrschende Stimmung konnte ihm aber auch kein Geheimniß sein, und er wagte nicht, sie zu verschlimmern — wollte er doch zwischen den Bewohnern von Tahiti leben. Nur seine Bedenken konnte er nicht alle unterdrücken.

„Du willst nur, daß ich Dich hinüber nach Eimeo rudern soll, Maita," sagte er, „um unterwegs mein Herz mit Deinen Klagen zu bewegen und mich dem neuen Glauben zu entfremden. Es hilft Dir aber nichts. — Ich b i n ein Christ und bleibe es."

„Hab' keine Furcht," sagte das junge Weib demüthig — „bei meinen Göttern schwöre ich Dir, daß ich auf dem ganzen Weg von hier bis Eimeo, und bis ich dort an's Land gestiegen bin, kein Wort, keine Silbe zu Dir reden werde. Genügt Dir das?"

„Ja," sagte Patoï nach kurzer Pause — es war auch in der That das Aeußerste, was er erwarten konnte. — „So komm, ich werde Dich nach Eimeo rudern. Du sollst nicht sagen können, daß ich Dich hier auf der fremden Insel ohne Hülfe gelassen."

„Das ist gut, das ist recht gut von Dir," sagte die junge Frau leise und schaute still zur Erde nieder, und Patoï blickte stolz im Kreis umher, als ob er fragen wollte: „Handle ich nicht edel? — ich thue es, ehe mich der Mitonare dazu gezwungen." Er sah nicht das bittere Lächeln, das um Maita's Lippen zuckte. — Er kannte überhaupt die Frau noch nicht,

die da so demüthig und wie in ihr Schicksal ergeben vor ihm stand, und welche Leidenschaften in ihrem Herzen glühten. Ihres Vaters heißes Blut rollte in ihren Adern, und nur unwillig fügte sie sich jetzt dem Zwange.

3.

Maita's Rache.

Mahova, der Richter, schien mit der gütlichen Beilegung dieses Streites außerordentlich zufrieden, denn daß viele der Eingeborenen, besonders fast alle Frauen, auf Seiten des verlassenen jungen Weibes standen, konnte ihm nicht gut entgehen, und doch durfte er als Mitonare nicht heidnischen Gebräuchen irgend ein Recht über christliche zugestehen, noch dazu da der weiße Mitonare an seiner Seite in solchen Dingen keinen Spaß verstand. Jetzt war das Alles erledigt, und er bot Patoï denn auch rasch sein eigenes Canoe an, um damit über den, etwa anderthalb deutsche Meilen breiten Seearm, der Eimeo von Tahiti trennt, hinüber zu rudern. Ja mit der jetzt wehenden Brise konnte er vielleicht sogar hinüber *segeln*, und dann noch an dem nämlichen Abend oder in der Nacht zurückkehren. Die See war still und ruhig, und eine Gefahr nicht zu fürchten.

Die Vorbereitungen nahmen nicht viel Zeit weg. Allerdings wollten fast alle Frauen Maita erst in ihrer Hütte haben, um sie mit Speise und Trank zu erfrischen, aber sie schlug Alles ab. — Nur etwas gebackene Brodfrucht, ein paar Orangen und Cocosnüsse nahm sie an, welche ihr die Kinder hineintrugen.

Dann schritt sie zum Strand hinunter und kauerte sich, ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen, vorn im Bug des Canoe nieder. Sie war eine Ausgestoßene, wer kümmerte sich um *sie* — um wen brauchte sie sich zu kümmern?

Patoï säumte ebenfalls nicht, das Canoe in Stand zu setzen; das leichte Mattensegel wurde gebracht und gehißt, und mit der von Osten am Ufer hinwehenden Brise glitt das schlanke Fahrzeug rasch durch das stille Binnenwasser der Bai, immer der Nordküste Tahitis folgend, bis sie eine mehr westlich gelegene Durchfahrt durch die Riffe erreichten und dann Eimeo gerade gegenüber hatten.

Das Canoe war eins der hier stets gebräuchlichen Fahrzeuge, einfach aus einem Stamm ausgehauen und mit rundem Boden. Dadurch segelte es rascher, wäre aber auch leicht umgeschlagen, wenn nicht ein sogenannter „Ausleger" (outrigger) ihm volle Sicherheit gewährt hätte.

Diese Ausleger bestehen in zwei, fest an dem Canoe, und zwar querüber befestigten Stangen oder Hölzern, die nach rechts hinaus einen leichten, kufenartig geschnittenen Balken halten. Dieser schwimmt dadurch, etwa vier Fuß vom Rande des Canoe entfernt und mit diesem parallel, auf dem Wasser, und ist natürlich fest mit Bast an die Querhölzer geschnürt. Ein Umschlagen des Fahrzeuges, ja selbst ein Schaukeln wird dadurch unmöglich gemacht, denn nach links hinüber kann es nicht, weil es dann den ganzen, noch dazu vier Fuß abstehenden Balken aus dem Wasser heben müßte, und nach rechts zu eben so wenig, da sich der Balken von leichtem Holz nicht auf die Entfernung und mit den Stangen unter Wasser drücken läßt. Selbst bei unruhiger See fahren deshalb diese Canoes außerordentlich sicher. Ohne den Ausleger freilich würde man sich nur sehr vorsichtig darin bewegen müssen, da der runde Boden der geringsten Neigung des Körpers folgt.

Patoï wußte, wie alle Insulaner, vortrefflich mit einem solchen Canoe umzugehen, und wie das Segel nur erst einmal gesetzt war, hatte er auch weiter nichts zu thun, als eben nur sein kurzes Ruder als Steuer in das Wasser zu halten, wobei er bequem hinten im Stern seines kleinen Fahrzeugs, und fast ausgestreckt ruhen konnte.

Vorn im Bug saß Maita, ihres Versprechens eingedenk. Kein Wort kam über ihre Lippen, die Hände um das rechte Knie gefaltet, suchte sie nicht einmal mit dem Blick den Un-

getreuen und Abtrünnigen, sondern schaute nach dem lieblichen Bilde, an dem sie jetzt rasch und leicht vorbei getragen wurden.

Noch konnte sie, da sie rückwärts im Bug saß, die freundlichen und selbst reichen Wohnungen erkennen, die rings am Strand von Papetee standen und die schöne Bai fast einschlossen. Dahinter stieg ein dichter Laubwald von Fruchtbäumen empor, über dem die stolzen Palmen ihre Wipfel neigten, und hinter dem Ganzen thürmten sich die dicht bewaldeten Hänge des Gebirgsrückens auf mit seiner scharf eingeschnittenen Schlucht, mit seinen Abhängen und schroffen Wänden, über welche hier und da ein kleiner Wasserfall herniederschoß, während selbst dort oben einzelne Cocospalmen Wurzel gefaßt und ihre zarten Blattwipfel deutlich gegen den blauen Himmel abzeichneten.

Und dann zur Linken die herrliche Bai mit den vielen bewimpelten Schiffen, und darinnen die prachtvolle kleine Insel Motu Otu, der alte Königssitz der Pomaren, mit ihren Palmen und schattigen Büschen. — Es war ein Paradies, an dem sie vorüber glitten, und doch trug das junge Weib die Hölle im Herzen. — Aber sie sprach trotzdem kein Wort; sie rührte und regte sich nicht, und nur ihr Athmen, ihr funkelndes Auge verrieth, daß sie lebe.

Das Canoe glitt indessen rasch in dem Binnenwasser der Riffe am Ufer hin — die Palmen traten weiter davon ab — das Ufer wurde sandiger, und nur Guiavenbüsche deckten es hier. — Weiter und weiter verfolgte das schlanke Fahrzeug seinen Weg, und jetzt hatten sie die westliche Einfahrt erreicht, die einen breiten Kanal, der See zu, öffnete — und dort drüben lag Eimeo, Maita's Heimathland. Aber sie beachtete es nicht — keinen Blick warf sie hinüber, und wie in's Leere starrte ihr Auge, den ganzen langen Weg.

Selbst Patoï wurde das Schweigen zuletzt peinlich, und er war selber ein paar Mal nahe daran, es zu brechen; aber er bezwang sich doch. Es war besser, sie verfolgten so ihren Weg. Was hätten sie sich auch sagen können, welches andere Wort konnte von den Lippen der Armen, Verrathenen kommen, als nur ein Vorwurf über ihr zerstörtes Glück. Aber sie gab

dem keinen Laut, und wie abgeschlossen mit dem Leben saß sie im Canoe.

Die Brise hielt wohl noch an, wurde aber immer schwächer, und als Patoï den Meeresarm endlich gekreuzt und in die Einfahrt der Eimeo-Riffe biegen wollte, starb sie ganz weg. Er mußte das Segel niederlegen und zu dem Ruder greifen, um nicht durch die Strömung gefährdet und gegen die Brandung getrieben zu werden.

Vorn im Canoe lag noch ein Ruder, und er hätte gern Maita aufgefordert ihm zu helfen, desto schneller wären sie vorwärts gekommen — aber er wagte es nicht, und das junge Weib selber bemerkte wohl kaum, daß eine Veränderung mit dem Segel vorgenommen worden, so stier hing ihr Blick jetzt an der über die Riffe stürzenden Brandung, zwischen der sie hinglitten. Der Weg lag ja aber nun auch nicht mehr weit. Allerdings war die Sonne schon hinter den kühngerissenen Felskuppen Eimeos verschwunden, aber die Entfernung zwischen der Einfahrt und dem Land auch nur gering, und schon ließen sich deutlich die einzelnen, in schattigen Fruchtbäumen halb versteckten Bambushütten Afareaitas erkennen.

Patoï schien indessen nicht gesonnen, gerade an dem Hauptort der Insel zu landen, wo, wenn auch nicht die Wahrscheinlichkeit, doch die Möglichkeit vorlag, daß er den am entgegengesetzten Theil der Insel wohnenden Pemotomo treffen konnte. Der Gefahr durfte er sich natürlich nicht aussetzen. Er hatte überdies auch nur versprochen, Maita in Eimeo an's Land zu setzen; ja sie nicht einmal mehr von ihm verlangt. Hütten lagen hier überall zerstreut am Ufer hin, und sie konnte allerorten ein Unterkommen finden. Früchte gab es ebenfalls im Ueberfluß, mehr noch als selbst auf Tahiti, er erfüllte also vollkommen sein gegebenes Wort, wenn er sie an einer der etwas abgelegenen Stellen landete, und Maita schien auch nicht das Geringste dagegen einzuwenden, als ihr die neue Richtung nicht mehr entgehen konnte, die das Canoe verfolgte.

Immer seichter wurde hier das Wasser; schon seit sie die Einfahrt passirt, konnte man überall deutlich auf dem Grunde die wunderlich geformten Korallen erkennen, aus denen alle diese Riffe, ja ein großer Theil der Südsee-Inseln selber, be-

stehen. Hier und da ragten sogar einzelne über die Oberfläche hervor, und Patoï mußte genau aufpassen, um nicht mit seinem Fahrzeug aufzurennen; doch dauerte es nicht lange mehr, so scheuerte sein Bug, nicht weit von dort, wo zwei andere Canoes an einer Liane befestigt lagen, und dadurch die Nähe einer menschlichen Wohnung verriethen, den Korallensand.

„Maita," brach da der Indianer das Schweigen — „hier bist Du auf Eimeo — soll ich Dich an's Ufer geleiten?"

Das junge Weib war aufgestanden, und ihr Blick streifte zum ersten Mal die befreundete Küste, aber sie erwiderte keine Silbe. Ihr linker Fuß ruhte einen Moment auf dem Rande des Bugs, dann sprang sie leicht und flüchtig, ohne auch nur den Kopf nach ihrem Führer zurück zu drehen, an's Land.

„Willst Du die Früchte nicht mitnehmen, Maita?"

Keine Antwort.

„Willst Du mir nicht ein Joranna sagen, Maita?" rief Patoï, dem es doch jetzt beklommen um das Herz wurde, als er die Frau so scheiden sah — aber er erhielt auch jetzt keine Antwort. Ihren Tehei fest um sich gezogen, schritt sie auf die nächsten Büsche zu und war wenige Secunden später in dem Gesträuch seinem Blick entschwunden.

„Stolzes Ding," murmelte der Indianer zwischen den Zähnen durch — „nicht einmal eine Antwort hat sie für mich. Aber was thut's?" setzte er leicht hinzu — „vielleicht ist's besser so und war jedenfalls desto rascher abgemacht. Joranna, Maita! wir passen doch nicht zu einander, Du und Dein Vater, die nur immer von der Wiederherstellung ihrer verlorenen Freiheit träumen und danach drängen, während ich mich nach einem ruhigen Leben sehne. Joranna, Joranna! kehre in Deine Wildniß zurück und vergiß den armen Patoï, dem Du einstmals Dein Herz geschenkt."

Eingeborene kamen am Ufer langsam herab, wohl nur um zu sehen, wer da in einem Canoe gelandet wäre. Patoï mochte ihnen aber auch nicht begegnen und sich am liebsten vor Niemandem auf Eimeo sehen lassen. Je schneller er deshalb nach Tahiti zurückkehrte, desto besser, und das konnte er noch recht gut in der nämlichen Nacht bewerkstelligen. Die Sonne ging allerdings unter, aber es war noch hell genug, um sicher

aus den Riffen hinaus zu kommen, und erst einmal draußen auf der ruhigen See, durfte er sich Zeit lassen und langsam nach Tahiti hinüber rudern. Außerdem hatte er ja auch noch die von Maita verschmähten Früchte und Lebensmittel im Canoe, um unterwegs davon zu zehren, und wenn er erst das Binnenwasser von Tahiti erreichte, so trug ihn gegen Mitternacht die Fluth, ohne daß er sich weiter anzustrengen brauchte, von selber nach dem Hafen zu.*)

Noch einen Blick warf er auf das Ufer und die Stelle zurück, an welcher Maita in den Büschen verschwunden; aber es war kein lebendes Wesen dort zu erkennen, und sein Ruder wieder gegen den Sand stemmend, schob er sein Canoe in tiefes Wasser und ruderte dann rasch dem Eingang der Riffe zu. Die Leute am Ufer kümmerten sich nicht um ihn; Eingeborene landeten zu allen Tageszeiten und fuhren auch wieder ab, theils um zu fischen, theils um drüben in Tahiti Producte zu verkaufen — wer frug nach Einem von ihnen? Wenn er etwas von *ihnen* wollte, kam er schon selber.

Patoï näherte sich jetzt der Einfahrt — noch einmal schaute er sich um. — Die kleine friedliche Bai lag still und einsam, und nur etwas weiter oben, am Dorf Afareaita selber, herrschte lautes fröhliches Leben, und sogar der Schall einer Trommel, die das junge Volk zum Tanze rief, klang zu ihm herüber. Aber Patoï fühlte sich nicht davon angelockt; er hatte in Eimeo nichts mehr zu suchen und mochte sich noch weniger zwischen die Bewohner mischen. Sein Weg lag hinüber nach Papetee und aus dem Binnenwasser dieser Insel hinaus, und je rascher er den zurücklegte, desto besser. Es dauerte auch nicht lange, so hatte er die Einfahrt erreicht, ruderte zwischen den sich überstürzenden Brandungswellen hindurch und hielt nun erst eine Strecke draußen, und jetzt in offener See angekommen, um erst einmal etwas Nahrung zu sich zu nehmen.

---

*) Auf Tahiti und den nächsten Inseln fangen die Wasser das ganze Jahr hindurch um Mittag und Mitternacht an zu ebben, während mit Sonnen-Auf- und Niedergang die Fluth eintritt. Der Ausdruck tuerar-po bedeutet deshalb zugleich: Hochwasser und Mitternacht. Die Höhe der Fluth ist überhaupt nur unbedeutend, und etwa zwischen vier und fünf Fuß.

Er war durch die lange Fahrt hungrig und durstig geworden und mußte sich erst wieder stärken.

Zu dem Zweck legte er sein Ruder in das Canoe, öffnete mit dem kleinen Messer, das er bei sich trug, eine der jungen Cocosnüsse, trank daraus in langen, durstigen Zügen, und legte sich dann die gebackene Brodfrucht auf die Ruderbank, um beim Arbeiten davon zu zehren. Er durfte nämlich nicht zu lange ruhig sitzen, denn die Fluth hatte schon begonnen; sie fing an, ihn langsam gegen die Riffe zurück zu treiben, und erst wenn er die Höhe des zwischen Eimeo und Tahiti liegenden Meeresarms erreichte, mochte er darauf rechnen, durch die Strömung begünstigt zu werden.

Von hier ab, wo er sich jetzt befand, konnte er aber die innere Bai in den Riffen von Eimeo nicht mehr übersehen, und doch rüstete sich dort ein kleines Canoe, um ihm hinaus auf die See zu folgen.

Kaum war nämlich sein Fahrzeug hinter den Brandungswellen verschwunden, als Maita, von einer alten Frau gefolgt, wieder aus den Büschen trat und zu der Stelle hinabeilte, wo die beiden kleinen Canoes befestigt lagen. Sie hielt eine Ruthe in der Hand, an der etwa zwanzig oder dreißig kleine Fische hingen, und warf sie, dort unten angekommen, in eins der Fahrzeuge.

„Und Du sendest mir das Canoe wieder zurück, Kind?" sagte die alte Frau besorgt. „Ich muß mich fest darauf verlassen können, denn es gehört dem Mitonare, und der würde entsetzlich böse werden, wenn er es erführe. Du weißt, Dein Vater steht sich nicht gut mit ihnen — er ist ein arger Trotzkopf und will nun einmal nicht glauben, was sie ihm vorerzählen."

„Ihr könnt Euch darauf verlassen, Mutter, morgen Abend vor Sonnenuntergang wird es Anoui, mein jüngster Bruder, wieder hier an derselben Stelle angebunden haben."

„Und Du willst in der Nacht fahren und ganz allein? Kind, Kind, in der Nacht hat ein junges Mädchen eigentlich nichts in den Binnenwässern zu suchen, ausgenommen, es fährt mit seinen Eltern auf den Fischfang. Bleib heut Abend bei

mir, und morgen früh kannst Du, meinetwegen mit Tagesanbruch, Deine Reise antreten."

„Ich muß fort, Mütterchen — es geht nicht anders," entgegnete Maita — „kenne ich doch die Bahn, die ich zu nehmen habe, so genau, und der Vater möchte sich um mich sorgen."

„Nun meinetwegen, Herz; Du folgtest überhaupt von klein auf nur Deinem eigenen Kopf — ich weiß es, was für Noth Deine Mutter mit Dir gehabt hat, also geh in des Himmels Namen! Was willst Du aber nur mit den Fischen? Deren giebt's doch bei Euch wahrhaftig genug. Hättest Du dafür lieber etwas mehr gegessen."

„Ich danke Euch — ich bin satt — laßt mir die Fische und lebt wohl. Atua möge Euch für den Dienst segnen, den Ihr mir erzeigt."

„Atua? oh mein süßer Heiland!" rief die alte Frau, „wenn das der Mitonare gehört hätte, und ich weiß nicht einmal, ob Dich sein Canoe trägt, sobald Du so gottlose Worte darin sprichst. Ach, was soll einmal aus Dir werden, wenn Du stirbst, Maita? — was soll nur einmal aus Dir werden? denke Dir, wenn Du für ewig in der Hölle braten müßtest, und der Mitonare schickt Dich hin, der Mitonare schickt Dich heilig hin!"

Maita lächelte — es war das erste Mal, daß ihr Gesicht wieder einen freundlichen Ausdruck zeigte, und sie sah gar so lieb damit aus.

„Sorgt Euch nicht um mich, Mütterchen," nickte sie, indem sie das Canoe vom Bande löste und hineinsprang, „der alte bleiche Mitonare wird wohl selber dorthin gehen müssen, wohin er geschickt wird, und niemand Andern senden können. Ich folge den Geboten der Götter, und sie werden mich schützen. — Joranna! Joranna!" und ihr Ruder einsetzend, glitt sie rasch über die unbewegte klare Wasserfläche, während die alte Frau ihr eine Weile kopfschüttelnd nachschaute und dann selber in ihre Hütte zurückkehrte. Es wurde dunkel, und sie konnte außerdem nicht viel mehr draußen erkennen.

Indessen stand Maita in ihrem Canoe, das leicht und scharf gebaut war und rasch mit ihr über die Fluth schoß;

aber sie handhabte ihr Ruder auch mit allen Kräften, als wenn es gälte, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, nicht nur um in aller Ruhe nach Hause zurückzukehren. Die alte Frau würde sehr besorgt um sie gewesen sein, wenn sie gesehen hätte, daß sie nicht das Binnenwasser der Riffe hielt, in dem sie gefahrlos die ganze Insel umrudern konnte, sondern keck in ihrem schwanken Boot der Einfahrt entgegen hielt. Wollte sie wieder nach Tahiti hinüber?

Jetzt hatte sie diese erreicht und hörte, aber nur wenige Secunden, mit rudern auf, um einen der größeren Fische von der Ruthe zu nehmen, den sie dann an ein Stück Bast band und über Bord warf. Der Bast war aber im Canoe selber befestigt, und der Fisch schleifte solcher Art im Wasser nach. Was wollte sie damit?

Jetzt hatte sie das Ruder wieder aufgegriffen und arbeitete sich hinaus in See. — Wie warm die Luft hier draußen wehte! Den Tehei hatte sie abgeworfen — nur der Pareu umschloß ihre schlanken Hüften, und während sie das Canoe scharf vorwärts trieb, suchte ihr Blick forschend, fast ängstlich hinaus über die weite See.

Ha dort! sie zuckte ordentlich zusammen, als ihr Auge an einem dunkeln Punkt haftete, der, eigentlich etwas außer dem Cours, auf dem Wasser sichtbar wurde. Es war Patoï's Canoe, der dadurch, daß er seine Mahlzeit zu lange ausgedehnt, von der eintretenden Fluth etwas aus seiner Richtung getrieben worden. Es war aber indeß so dunkel geworden, daß sie es kaum noch erkennen konnte.

Fast unwillkürlich lenkte sich ihr Bug dem entdeckten Fahrzeug zu, das, weit größer und schwerer als das ihrige, von dem einen Ruder lange nicht so rasch vorwärts getrieben werden konnte. Sie rückte näher und näher, aber erst als sie in Rufs Nähe gekommen, warf sie ihren Tehei wieder über die Schultern und gewann jetzt mit jedem Ruderschlag an dem voran gegangenen Boot.

Da — als sie es schon fast erreicht, bekam ihr Canoe plötzlich einen leichten Stoß, als ob es auf einer Korallenbank gescheuert hätte. Blitzesschnell drehte Maita den Kopf zurück, und ihr Auge blitzte, als sie in dem phosphorescirenden

Schein des Seewassers den wie funkelnden Körper eines Haifisches erkannte. Jedenfalls hatte er die Witterung des angehangenen Fisches bekommen und ihn abgerissen.

„Aha, mein Bursche, bist Du da?“ lachte sie ingrimmig in sich hinein — „hat Dir der Köder geschmeckt? Du kannst mehr bekommen,“ und zwei von den mitgenommenen todten Fischen warf sie in die See, während sie einen dritten rasch wieder an dem Bast befestigte. Dann nahm sie das Ruder auf's Neue auf, und kaum zehn Minuten mochte sie noch gearbeitet haben, als sie — dem Ausleger von Patoï's Canoe etwas Raum gebend, langseit desselben lief und ihre Hand darauf legte.

Patoï hatte indessen mit immer wachsender Unruhe bemerkt, daß ihm ein Canoe folge. Wer konnte es führen? — etwa Maita's Vater? — Er hätte Keinem weniger als dem Manne hier draußen auf dem Wasser begegnen mögen, und ruderte deshalb aus Leibeskräften, um ihm aus dem Weg zu kommen. Aber das ihn verfolgende Canoe war schneller als das seinige; er vermochte die Strömung nicht so rasch damit zu stemmen. Angst und ein böses Gewissen lähmten auch vielleicht seine Kräfte, und der Glaube an den neuen Gott war nicht stark genug in ihm, um ihn die Furcht vor der Rache der alten vergessen zu lassen. Kein Wort war auch zwischen den beiden Fahrzeugen gewechselt worden, bis sich Maita's Canoe langseit legte.

„Wer ist nur das?“ rief aber jetzt Patoï, der wohl bemerkt hatte, daß es nicht die kräftige und fast riesige Gestalt Pemotomo's sein konnte. „Wer bist Du, mein Bursch, und wo kommst Du her?“

„Patoï,“ sagte da die weiche, melodische Stimme Maita's — „ich bin es, und Dir nachgekommen, um noch eine Frage an Dich zu richten.“

„Maita!“ rief der Insulaner, wirklich in unbegrenztem Erstaunen — „Mädchen, was ficht Dich an? Wie kommst Du hier allein und bei Nacht hinaus in die offene See?“

„Ich hatte Dir versprochen,“ fuhr das junge Weib fort, „auf der Ueberfahrt nach Eimeo kein Wort mit Dir zu reden — ich habe mein Wort gehalten; aber eine Frage muß ich noch an Dich richten, und deshalb bin ich Dir gefolgt.“

„Aber welche Frage, Schatz? — Laß mein Canoe los — die Fluth setzt uns sonst wieder zurück —“

„Ich werde Dich nicht lange aufhalten. Hast Du mich wirklich für immer verlassen, Patoï? Soll die Tochter Pemotomo's mit Schmach und Schande beladen, und dem Spott der Nachbarn ausgesetzt, in ihre Heimath zurückkehren? — Noch ist es Zeit,“ fuhr sie weicher fort — „noch weiß Niemand auf Eimeo, wie Du an mir gehandelt, welches schwere Leid Du mir angethan, und wie ich heute, von den Christen dort drüben, gedemüthigt und ausgestoßen wurde. Es braucht es auch Niemand zu wissen — meine Lippen sollen schweigen wie das Grab, und bist Du arm, fehlen Dir die Felder und Cocoshaine, die Du meinem Vater beschrieben, was schadet es? Ich bin reich — der Götter Segen ruht auf dem weiten Land, und still und glücklich können wir in der Heimath leben.“

„Es geht nicht, Maita,“ sagte Patoï finster — „es ist zu spät. Des Mitonare Spruch hat mich an Alûa gebunden.“

„An Alûa,“ murmelte Maita leise, und in demselben Moment hatte der nachfolgende Hai wieder den ausgehangenen Fisch erfaßt und abgerissen, während er auch blitzesschnell, und selbst unter dem Ausleger von Patoï's Boot durch und zwischen den beiden Canoes hin — vorüberschoß. Auch Patoï hatte ihn bemerkt, aber nicht weiter darauf geachtet, gab es doch eine Masse derartiger Raubfische gerade in diesem Theil der See; was hatte er in seinem Canoe von ihnen zu fürchten? Maita aber bückte sich und warf wieder ein paar kleine Fische über Bord, und jetzt konnte sie sehen, daß zwei glühende Strahlen unter ihr durch die Fluth schossen. Der erste Hai hatte noch einen Gefährten gefunden, der die Beute mit ihm theilen wollte.

„Laß das Canoe los,“ sagte da Patoï freundlich, — „es thut mir leid, daß Alles so gekommen, und ich habe vielleicht unrecht gehandelt. Ich hätte offen mit Dir reden sollen; aber es ist nun einmal geschehen. Kehre zu Deinem Vater zurück; Patoï wird Deiner immer freundlich gedenken; zürne auch Du ihm nicht.“

„Und Du willst nicht mit mir zurückkehren? Du willst mich allein meine freudlose Bahn gehen lassen — Alûa's wegen?"

„Nicht Alûa's wegen," sagte Patoï, „aber der alleinige Gott will es so, denn ich bin jetzt ein Christ und darf, schon meines Seelenheils wegen, nicht mehr mit den Anbetern von Götzen verkehren. Sei vernünftig, Maita."

„Nur Deines Seelenheils wegen?" lachte Maita bitter, „sonst zieht Dich nichts von mir fort — nicht einmal Alûa —"

Das junge Weib warf die letzten Fische über Bord, die noch in ihrem Canoe lagen, und rechts und links plätscherten die gefräßigen Ungeheuer der Tiefe, als sie danach heraufuhren und sie einander wegzuschnappen suchten. Patoï drehte unwillkürlich den Kopf nach ihnen. Maita's Hand aber, mit einem kleinen haarscharfen Messer bewehrt, glitt über den Bast, der die ihr nächste Auslegerstange an den Ausleger selber band, und trennte diesen vollständig los. Zu gleicher Zeit und fast unmerklich schob sie ihr Canoe etwas weiter nach vorn, um auch den andern zu erreichen. Patoï glaubte, daß sie im Begriff sei abzustoßen, und sagte freundlich:

„Joranna, Maita — laß uns nicht im Zorn scheiden — ich sage Dir, es schmerzt mich, Dich so allein Deine Bahn ziehen zu sehen, aber ich kann es nicht mehr ändern. Meine Seele gehört Gott, mein Körper Alûa."

Maita hatte noch gezögert — war es Mitleiden, das ihr stolzes Herz durchzuckte — die letzten Worte machten es verschwinden. Mit Gedankenschnelle zuckte ihr Messer auch über den Bast der zweiten Auslegerstange.

„Das lügst Du, falscher Verräther!" rief sie dabei — „laß Deine Seele zu dem Gott gehen, um dessentwillen Du die alten Götter verleugnet, Atua würde sein Antlitz doch von Dir wenden, aber Dein Körper gehört nicht Alûa — Dein Körper gehört den Fischen des Meeres —"

„Was thust Du, Maita?" rief Patoï erschreckt, denn er bemerkte jetzt ihre geschäftige Hand an dem doppelt umgeschnürten Bast des Auslegers. „Zurück da, Wahnsinnige!" und das Ruder hebend, wollte er einen Schlag nach ihr

führen. In demselben Augenblick aber schnellte sich das zürnende Weib empor, und ihre Hand hielt dabei krampfhaft die Auslegerstange, mit der sie, wie mit einem gewaltigen Hebel, das schwanke und jetzt nicht mehr durch den Balken geschützte Boot mit dem linken Rand unter Wasser drückte.

„Fort mit Dir!“ schrie sie dabei — „Verderben über Dich — herbei, Ihr Rächer, die Oro gesandt, um den Verräther zu vernichten!“

Sowie sie die Auslegerstange in die Höhe hob, mußte sie das Canoe, über dessen beide Borde sie querüber und fest geschnürt war, rettungslos umkippen. Patoï auch, der die Gefahr erst zu spät erkannte, war nicht im Stande, den Schlag zu führen, da er selber das Gleichgewicht verlor. Erschreckt ließ er das Ruder fallen, um sich nur anzuklammern und rasch auf die andere Seite zu werfen — aber das half ihm nichts, denn das Canoe füllte sich, und während Maita die Stange von sich stieß und ihr eigenes kleines Fahrzeug damit außer ihren Bereich brachte, schnellten beide in die Höhe, und das Canoe schlug um.

Patoï schwamm wie ein Fisch, aber mit lähmendem Schreck traf ihn die Erinnerung an die Raubfische, die er noch vor wenigen Secunden in unmittelbarer Nähe gesehen, und angstvoll griff er nach dem umgedrehten Fahrzeug, an das er sich klammerte und auf das er zu klettern versuchte.

„Maita!“ rief er dabei — „Mädchen! zu Hülfe! die Fische! Du willst mich doch nicht tödten? — Rette mich! sie nahen! Oh, um des Heilands willen!“

Ein unheimlich glühender Strahl schoß an ihm vorüber durch die Fluth und kreuzte sich mit einem andern.

Maita stand aufrecht in ihrem Canoe, das Ruder fest, und zu augenblicklichem Gebrauche bereit, in beiden Händen. Der Tehei war wieder von ihren Schultern gefallen; ihre langen Locken umgaben wild ihr Haupt, aus dem die Augen in Zorn, aber auch in Angst hervorfunkelten, denn sie hatte der Götter Rache angerufen, und der Augenblick nahte, in dem sie sich erfüllen sollte.

„Maita, um Deiner Seele willen, Mädchen, rette mich!“ stöhnte Patoï und suchte sich auf das schlüpfrige Canoe

hinauf zu schnellen. In dem Moment schoß wieder der eine feurige Strahl heran. Ein gellender, furchtbarer Schrei kreischte über die Fluth, die in demselben Augenblick gurgelte und aufschlug, daß sie mit ihren Gluthfunken das Meer ringsum erleuchtete — dann war Alles todtenstill. — Drüben von dem Ufer Eimeos her, über das Donnern der Brandung herüber, tönte noch aus weiter Ferne der muntere Trommelschlag und verrieth die Stelle, wo sich das junge Volk am Tanz vergnügte — und unter ihr? — Maita schauderte zusammen, als sie im Geist ihrem Opfer in die Tiefe folgte — aber es war geschehen! Oro, der wilde Gott, hatte ihr Gebet erhört — er war mächtiger gewesen als der Gott der Bleichgesichter — fort von hier. Ein eisiges Gefühl umspannte ihr Herz, fast unwillkürlich senkte sich das Ruder wieder in die klare Fluth, und über die Schreckensstelle hinweg glitt der Kahn seine einsame, stille Bahn entlang.

Patoï kehrte nie wieder nach Tahiti zurück. Die Missionäre forschten nach ihm — Niemand konnte ihnen Auskunft geben. Maita war allein zu ihrem Vater zurückgekehrt, und am nächsten Morgen hatte die Seebrise Stücke eines zerschmetterten Canoe, das an den Riffen zerschellt sein mußte, an die Küste von Eimeo geworfen. — War er mit diesem verunglückt? Niemand wußte oder erfuhr es, und die Missionäre suchten nur sein junges Weib mit der Versicherung zu trösten, daß, was auch aus dem Körper geworden, seine Seele doch wenigstens gerettet wäre.

Die Privat-Lotterie.

In Memphis — nicht etwa in dem alten, zerstörten egyptischen, sondern in dem neuen, blühenden amerikanischen — dicht am Ufer des Mississippi, aber auf der dort sehr hohen Uferbank, dem sogenannten Bluff, gebaut, gab Tom Scissors eine neue Zeitung heraus, den Memphis Advertiser, die aber, wie das bei neuen Zeitungen und alten Uhren sehr häufig geschieht — nicht recht gehen wollte.

Tom war ein liebenswürdiger, gescheidter Bursch, außerordentlich gewandt mit der Feder und dabei voll von humoristischen Einfällen, sobald er sich in lustiger Gesellschaft und hinter einem Glase Wein befand. Sowie er derartige Sachen aber zu Papier bringen wollte, gerieth er in eine Art von stylistischer Schnörkelei, die auch die besten Ideen und Einfälle abschwächte und langweilig machte und deshalb dem größeren Publikum unverdaulich blieb. Sein Advertiser kam deshalb nicht in Gang und Schwung; die paar Abonnenten, die er hatte, zahlten ihm die Kosten nicht, und wenn er gleich durch Colportage noch Einiges absetzte, gerieth er doch sehr bald dermaßen in finanzielle Schwierigkeiten hinein, daß er sich schon überlegte, ob er mit einem stromauf- oder stromabgehenden Dampfer durchbrennen solle, denn daß er überhaupt durchbrennen müsse, schien außer aller Frage.

Früher hatte er sich einmal um Hülfe an einen Freund gewandt, der in Vicksburg ebenfalls eine Zeitung redigirte und Richard Chalker hieß. Mit Geld konnte ihn dieser zwar ebenfalls nicht unterstützen, machte ihm aber einen andern Vorschlag, und zwar den, als Mitarbeiter in seine Zeitung einzutreten, da er fest überzeugt war, daß Scissors unter vernünftiger Leitung ein ganz brauchbarer Hülfsarbeiter sein würde, wenn er auch nicht im Stande war, selbstständig etwas durchzuführen. Um das zu betreiben, fuhr er endlich, da die Correspondenz in's Stocken gerieth, selber nach Memphis hinauf und war ziemlich fest überzeugt, daß Scissors den Vorschlag annehmen würde, denn er sicherte ihm doch wenigstens vor der Hand einen Lebensunterhalt, und das Weitere fand sich später.

Chalker erreichte Memphis, stieg den etwas beschwerlichen Weg von der untern Landung bis zum „Bluff“ hinauf und betrat endlich das kleine, sehr bescheidene Holzhaus des Freundes, das eigentlich an der Front nur wie ein großes Anzeige-Schild aussah, denn es enthielt auf weißem Grund mit schwarzen Riesenlettern die Ankündigung, daß dort der Memphis Advertiser nicht allein geschrieben, sondern auch gedruckt und ausgegeben würde und Annoncen durch ihn die „weiteste Verbreitung“ fänden. Chalker blieb übrigens sehr erstaunt in der Thür stehen, denn er hatte natürlich erwartet, den armen Teufel in einer fast mehr als bedrängten Lage und sehr niedergeschlagen anzutreffen, und statt dessen saß Tom jetzt neben seinem Schreibpult an einem kleinen Tisch und frühstückte — und zwar nicht etwa ein Glas Wasser mit einem Stück trockenen Schiffsbiscuit dazu, wie er ihn das letzte Mal überraschte — sondern hinter einer Flasche Champagner, mit einer offenen Büchse Sardinen und einem delicat aussehenden Häringssalat, während ein kleiner Negerbursch eben mit einem Eimer voll Eisstücken in's „Comptoir“ keuchte, um den Champagner darin kalt zu stellen.

„Chalker, alter Junge!“ schrie Scissors, von seinem Stuhl emporspringend, als er den Freund erkannte. „Nein, das ist wunderbar! Eben in dem Moment dachte ich mir, wenn Du jetzt ein Zauberer wärst, so würdest Du einen Kreis

ziehen, eine richtige Beschwörung machen und Deinen Vicksburger Dick hierher citiren, und wie aus dem Boden heraufgewachsen stehst Du plötzlich auf der Schwelle. Hierher, old boy, hierher — da rück' Dir den Stuhl zum Tisch. Du, Sip, gieb noch ein Glas aus dem Schrank dort, und Messer, Gabel und Teller. So, und nun trink erst einmal vor allen Dingen und stoß mit mir an: Es lebe die Intelligenz!"

„Höre einmal, Tom," sagte Chalker, der sich von seinem Erstaunen noch immer nicht erholen konnte. „Wenn wir in Californien wären, so würde ich die Sache ganz natürlich finden und glauben, Du wärst über irgend einen kürbisgroßen Goldklumpen gefallen, der Deine Umstände so mit einem Schlag verbesserte. Da aber, so viel ich weiß, in Tennessee noch keine Goldlager entdeckt sind, so muß ich Dir aufrichtig gestehen —"

„Du begreifst nicht, wie ich zu dem Champagner komme, heh?" lachte Tom — „hier stoß an, alter Junge, Du sollst Alles erfahren — Sip, Du kannst jetzt verschwinden und — aber da kommt der Postbote, warte einen Augenblick, Dick — ich will nur ein halbes Dutzend Geldbriefe in Empfang nehmen, nachher darf uns Niemand stören, und wir frühstücken con amore."

Der Briefträger kam wirklich und brachte eine ganze Hand voll Briefe — sämmtlich mit Geld, die er quittiren mußte, und als er sie vor Dick auf den Tisch warf, bemerkte dieser zu seinem Erstaunen, daß keiner weniger als zwanzig Dollars, manche aber auch vierzig — einer sogar hundert enthielt, die Scissors mit einer nonchalance behandelte, als ob er von Jugend auf nichts Anderes gethan hätte, als derartige Werthbriefe in Empfang zu nehmen. Er brach sie nicht einmal auf, sondern warf sie nur in eine Schublade, und seinen Stuhl wieder zum Tisch rückend, rief er aus:

„So — und nun den Champagner, der sich indessen wird abgekühlt haben. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen."

„Und was arbeitest Du jetzt, wenn man fragen darf?"

„Geldbriefe quittiren," erwiderte Scissors mit der ruhigsten Miene von der Welt, indem er dem Freund den Schaumtrank in das Glas füllte — „weiter nichts, denn meine

Zeitung besorgt mir jetzt ein junger Deutscher, den ich dafür engagirt habe."

„Nun löse mir aber auch einmal das Räthsel."

„Mit dem größten Vergnügen — ich begreife nur nicht, daß es für Dich ein Räthsel ist. Hast Du denn meine Annonce in dem Memphis Advertiser nicht gelesen, in welcher ich mich als junger Ehemann mit einem Vermögen von zehntausend Dollars selber ausgespielt habe?"

„Ach, mach' keinen Unsinn — der alte schlechte Witz. Du hast keine zehntausend Cents im Vermögen und, ich glaube sogar, auch noch nie gehabt."

„Hast Du es nicht gelesen?"

„Gewiß hab' ich, und darüber gelacht. Bei Mangel an Stoff war es ein famoses Mittel, um den Raum auszufüllen."

„Mein lieber guter Freund," rief Tom, „da bist Du verwünscht auf dem Holzweg, denn es war mehr als das, und ich versichere Dir, es giebt gar nichts so Unsinniges in der Welt, wofür ich nicht eine Anzahl von Gläubigen gewinnen könnte."

„Höre, Tom, ich vermuthe, Du hast mehr Gläubiger als Gläubige."

„Früher ja, aber jetzt nicht mehr; doch hör' mich nur weiter, denn hier war von keinem Unsinn die Rede, sondern von einer ganz bestimmten und wirklichen Geschäftssache, die ich — wenn ich aufrichtig sein will, eigentlich in einer Art von verzweifelter Laune entrirte, die aber bald so ernsthafte Dimensionen annahm, daß ich an einem Erfolg nicht mehr zweifeln konnte."

„Du willst mich zum Besten haben."

„Ich gebe Dir nachher die Beweise. Du erinnerst Dich doch, daß ich vor etwa zwei Monaten der einen Nummer des Advertiser meine Photographie beigab?"

„Ich habe sie allerdings bekommen, aber ich glaubte, Du hättest Dir nur einen Scherz mit mir gemacht. Du kannst sie doch nicht allen Nummern beigelegt haben?"

„Bah, die Auslage war nicht so groß, denn der Advertiser erscheint — bei einem Absatz von 150 in einer Auflage von 250 Exemplaren. Ich machte einen Contract mit

einem Photographen und ließ die eine Nummer in 500 Exemplaren abziehen. Die versandte ich geschickt, und der Erfolg zeigte sich als ein überraschender."

„Du willst mir doch nicht weis machen, daß die Damenwelt angebissen hätte?"

„Hier ist von „weismachen" gar keine Rede, denn „Thatsachen sprechen". Du wirst mir nicht leugnen, daß ich ein hübscher Kerl bin?"

„Es hieße Dir das Letzte und Einzige absprechen, was Du noch hast," lachte Chalker — „Du siehst leidlich gut aus."

„Well, das half," nickte Tom. „Ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß ich mir anfangs von der ganzen Sache keinen Erfolg versprach. Ja, unter uns: die frevelhafte Idee stieg sogar in mir auf, doch möglicher Weise ein halbes Dutzend oder so auf den Leim gehen zu sehen und dadurch wenigstens ein kleines Capital in die Hand zu bekommen, mit dem ich eine Erholungsreise nach Mexiko, Californien oder irgend einer andern sehr schönen, aber sehr entfernten Gegend antreten konnte — aber die Sache kam anders. In den ersten acht Tagen wurde allerdings kein einziges Loos verlangt — ich hatte die Loose zu fünfzehn Dollars angesetzt. Da fiel ich auf den glücklichen Gedanken, einrücken zu lassen, daß ich unter zwanzig Dollars kein Loos mehr abgeben könne, da sich die Anmeldungen zu sehr häuften, und von dem Augenblick an blühte mein Weizen.

„Schon an dem nämlichen Nachmittag bekam ich aus hiesiger Stadt allein einundzwanzig Briefe mit einliegenden zwanzig Dollar-Noten — allerdings anonym und der Aufgabe, die Loose unter bestimmten Chiffern auf die Post zu legen. Das geschah. Ich hatte ausgeführt, daß ich durch diese Privat-Lotterie ein Capital von zehntausend Dollars zusammenbringen wolle — aber mit nur einem Gewinn, und daß die Glückliche, der das große Loos zufiel, damit nicht allein mich als treuen Gatten, sondern auch die zehntausend Dollars in Besitz nehmen solle. Ein guter Freund in New-York besorgte mir dabei, daß meine Photographie in einem vortrefflichen Holzschnitt in einem der dortigen illustrirten Blätter erschien, und wenn ich dadurch auch in New-York, das uns ein wenig zu

fern liegt, nur etwa fünfzig Looſe abſetzte, ſo zeigte ſich der Erfolg hier in der Nachbarſchaft, als jenes Blatt Verbreitung fand doch ganz außerordentlich. Aus dem innern Land häuften ſich die Anmeldungen. Von Naſhville beſonders kam Brief über Brief, ſelbſt von Little Rock, und wie ſich nun der Miſſiſſippi-Staat ebenfalls dem Unternehmen anſchloß, war der Erfolg geſichert. Es kamen Briefe an mit Aufträgen auf zehn Looſe — Zwiſchenhändler verlangten ſogar gratis Looſe — was ich aber mit Entrüſtung zurückwies, und jetzt habe ich ſogar die Zahl von fünfhundert Looſen ſchon überſchreiten müſſen und bin ſcharf in das ſechſte Hundert eingerückt, wodurch natürlich einige Champagnerflaſchen frei wurden."

„Und das ſoll ich Dir glauben?"

„Glauben?" rief Sciſſors, indem er aufſprang und eine große Schublade öffnete, die in der That nichts als Couverte von Geldbriefen enthielt — „da — hier haſt Du den Beweis, wenn Dich der Champagner nicht ſchon überzeugt hat, daß ich jetzt über andere Mittel verfügen muß als früher, wo ich mich Morgens kaum getraute, ein Glas Brandy und Waſſer zu trinken."

Chalker blätterte kopfſchüttelnd die Couverte durch, und dieſe ließen allerdings keinen Zweifel mehr.

„Sollte man es denn für möglich halten," rief er endlich, „daß es ſo viel verrückte Weſen in der Welt geben könnte!"

„Bitte," rief Sciſſors lachend aus. „Wenn mein Bild einen guten Eindruck gemacht hat, ſo kannſt Du dieſen Damen, die allerdings manchmal ſ e h r unorthographiſche Adreſſen ſchreiben — keinenfalls einen guten Geſchmack abſprechen, und dann bedenke auch — ſteht nicht allein ein hübſcher Mann, ſondern auch ein Capital von zehntauſend Dollarn mit auf dem Spiel, was alſo, bei nur einigermaßen vernünftiger Behandlung, eine geſicherte Lebensexiſtenz bietet? Die Sache iſt an ſich gar nicht etwa ſo unſinnig, wie ſie vielleicht im erſten Augenblick erſcheint, und daß die Amerikanerinnen praktiſchen Verſtand haben, wird ihnen kein Menſch der Welt abſtreiten können. Es iſt ſchon für Viele ſchwierig, nur einen M a n n zu bekommen, viel weniger denn gleich ein Vermögen mit in

den Kauf, und was sind, bei einer solchen Aussicht, zwanzig Dollars. Sie können gar nicht in Betracht kommen."

„Und wann ist die Verlosung?"

„Du bist zur glücklichen Zeit gekommen," rief Scissors, „ich kann den schon zweimal verzögerten Termin nicht länger hinausschieben, und in meiner heutigen Nummer wird der bestimmt festzuhaltende Tag der Verlosung angegeben — und der fällt auf den 1. December — heute haben wir schon den 22. November, also kaum noch acht Tage, die Du es Dir bei mir mußt gefallen lassen. Ich brauche überhaupt Deine Hülfe in verschiedenen Dingen."

„Und Du willst Dich wirklich und wahrhaftig auslosen lassen, Tom?"

„Gar kein Zweifel."

„Hast Du Dir denn aber schon überlegt, was aus Dir wird, wenn Dich so ein recht alter Drachen gewinnt und Du dann moralisch verpflichtet bist, das heilige Band der Ehe mit ihm zu knüpfen?"

„Hm," sagte Tom schmunzelnd, „das habe ich mir allerdings überlegt, und in solcher Zeit schwankte dann die Schale mit den zehntausend Dollarn bedeutend. Wo aber das Glück zweier Menschen auf dem Spiele steht — ich meine mich und meine künftige Frau — da, denk' ich, kann eine gelinde Nachhülfe auch eben nicht Sünde sein, und ich habe so einen kleinen Plan, bei welchem Du mir vielleicht von außerordentlichem Nutzen sein könntest."

„Ich verstehe nicht was Du meinst."

„Ich werde natürlich deutlicher reden müssen — aber bitte, nimm Dir eine Cigarre; die Kiste steht gleich hinter Dir — die Verlosung selber beabsichtige ich nämlich in Sawer's Hotel drüben abzuhalten, und Du kannst Dir etwa denken, daß es ein Festtag für ganz Memphis wird."

„Wenn auch kein Festtag, doch jedenfalls ein Feiertag," lachte Chalker, „denn neugierig werden sie natürlich Alle sein, die Braut kennen zu lernen, oder doch wenigstens ihren Namen zu erfahren."

„Ja, das Komische ist nur das," sagte Scissors, „daß ich eine Menge Loose unter Chiffre ausgegeben habe und

dann die Glückliche erst annonciren müßte — wenn wir es eben nicht so einrichten können, daß — wir sie hier im Orte haben."

„Das wird schwer sein," lächelte Chalker, „denn Fortuna ist eine sehr unzuverlässige Dame."

„Hm, ja — blind, und wenn man ihr deshalb ein wenig unter die Arme greift?"

„Du willst falsches Spiel treiben?"

„Der Ausdruck ist zu hart. — Ich will einer bestimmten jungen Dame, auf die der Zufall doch jedenfalls auch das Loos werfen konnte, die gewinnende Nummer in die Hand zu spielen suchen, und da die Sache vollkommen privatim getrieben wird, denke ich es mir nicht so schwer."

„Und nennst Du das nachher eine Lotterie?"

„Bah — so viel für den Namen! Indem ich das Schicksal ein wenig controlire, bewahre ich vielleicht zwei Menschen — das heißt mich und irgend eine alte unangenehme Dame, vor bitterer Reue und Unglück. — Sie hat dann für ihre zwanzig Dollars eine Zeit lang die angenehme Aufregung, sich als Gewinnerin zu denken, und ich — habe eine hübsche Frau und zehntausend Dollars Capital —"

„Und wie willst Du's machen?"

„Der Negerjunge, den Du vorher gesehen hast, mein Sip, ist ein durchtriebener schlauer Bursch und mit allen Hunden gehetzt — der wird als „Waisenknabe" ziehen. Ich selber lese, in einer entfernten Ecke des Zimmers, um jeden Verdacht eines Betrugs unmöglich zu machen — die verschiedenen Nummern ab, wie sie mir in die Hand fallen — Sip wird durch ein schon mit ihm verabredetes Zeichen aufmerksam gemacht, und die nächste Nummer, die dann folgt, und zwar 325 — erhält mit lauter Stimme den Namen Thomas Scissors' — dessen Zettel er schon die ganze Zeit versteckt im Aermel trägt."

„Und wenn es entdeckt wird?"

„Wer kann es beweisen?"

„Und wer ist Nr. 325?"

„Ein reizendes Wesen, sage ich Dir, ein wahrer Engel,

die sich selber das Loos bei mir geholt hat und gar so lieb und verschämt aussah, als sie mir das Geld einhändigte."

„Und Du hast es von ihr genommen?"

„Lieber Freund, in Geldsachen hört — allen bekannten Erfahrungen nach — die Gemüthlichkeit auf, und ich nahm es ja außerdem auch nur deshalb, um es ihr vielhundertfältig wieder zurück zu erstatten."

Chalker saß auf seinem Stuhl, rauchte, trank Champagner dazu und schüttelte unaufhörlich mit dem Kopf.

„Du kannst aber die Verlosung doch nicht etwa heimlich abmachen," sagte er endlich, „und nachher nur die betreffende Nummer in Deinem Blatt anzeigen?"

„Gott bewahre — ich denke gar nicht daran," rief Scissors. „Wenn Du Dich auf die verschiedenen Ankündigungen besinnst, so mußt Du ja aus denen schon ersehen haben, daß die ganze Verlosung vollkommen öffentlich betrieben wird. Sämmtliche Interessenten werden feierlichst eingeladen, Theil an dem Actus zu nehmen — je mehr Menschen wir dabei haben, desto besser, denn desto öffentlicher wird dann gleich das Resultat und ein Widerspruch von vornherein zur Unmöglichkeit. Glaube mir, Dick, ich habe mir das Alles reiflich überlegt, und Du kannst Dir doch wohl denken, daß ich in einer Sache, bei der Alles für mich auf dem Spiele steht, nicht so leicht einen dummen Streich machen werde."

„Na, wir wollen's hoffen," sagte Chalker — „ein Betrug bleibt's aber immer."

„Aber doch nicht für mich!" rief Scissors — „ich bekomme doch jedenfalls zu den zehntausend Dollarn, die ich schon habe, eine Frau, mit der ich das Capital *theile*, nicht wahr?"

„Allerdings —"

„Also ich thue weiter nichts, als unbemerkt dem Schicksal die Hand zu führen, damit es nicht etwa blind und dann auch wahrscheinlich höchst ungeschickt in die Urne greift, sondern mir den Namen der Richtigen herauszieht. Wenn ich jetzt mit dem Gelde, *ohne* Frau, davonliefe, ja dann hättest Du Recht, dann wäre es ein Betrug, den ich nicht einmal vor mir selber verantworten möchte, aber so doch wahrhaftig nicht!"

„Und lebt Deine Auserwählte hier in Memphis?“

„Nein. Sie muß irgendwo im innern Land zu Hause sein und befand sich hier nur eine Zeit lang bei einer alten Tante zum Besuch. Ich habe mich aber, wie Du Dir wohl denken kannst und begreiflich finden wirst, gar nicht nach ihr erkundigen dürfen. Ich bin ihr sogar einmal, mit ihrer Tante, auf der Straße begegnet und habe sie — Du wirst gewiß meine Zurückhaltung bewundern — nicht einmal gegrüßt. Mich kannte sie aber, denn als ich an ihr anscheinend gleichgültig vorüberging, merkte ich gut genug, daß sie bis hinter die Ohren roth wurde. Ich sage Dir, es ist ein himmlisches Mädchen.“

Chalker lachte. — „Jetzt ist sie nicht mehr hier?“

„Ich weiß es nicht — ich habe sie wenigstens seit vierzehn Tagen nicht mehr gesehen und kenne auch ihre Wohnung nur von außen — dicht neben der Bank in dem neuen Backsteinhaus. Es müssen wohlhabende Leute sein.“

„Vielleicht eine arme Verwandte.“

„Und wenn auch, was schadet das? Wir haben zusammen ein Capital, mit dem man hier in Amerika schon etwas anfangen kann, und wenn wir das zusammenhalten, so müßte es mit dem Bösen zugehen, oder ich bringe es noch zu etwas Bedeutendem in den Staaten. Jedenfalls denke ich, die Zeitung gleich nach der Lotterie aufzugeben und meine advocatorische Praxis wieder aufzunehmen. Der Advertiser hat seine Schuldigkeit gethan — er kann gehen, wie jener Nigger in dem deutschen Drama sagt.“

„Und Du willst hier in Memphis bleiben?“

„Gewiß. Hier bin ich durch die Lotterie bekannt geworden. Mein Name ist seit den letzten vier Wochen in Aller Munde, und ich mag jetzt anfangen, was ich will, ich muß reussiren.“

„Hast Du die zehntausend Dollars beisammen?“

„Ich sage Dir ja, ich bin — nach Bezahlung meiner sämmtlichen Schulden, schon im elften Tausend und somit ein gemachter Mann.“

„All right then,“ rief Chalker, der als ächter Yankee auch gerade nichts besonders Unrechtes in einer derartigen Täuschung sah. Die Sache war jedenfalls smart angelegt, die

Hauptsache in allen amerikanischen Unternehmungen, und das entschuldigte eben so gut hölzerne Schinken und Muskatnüsse, wie Unterschiebung eines Looses in einer solchen Lotterie. Die weitere Unterredung mit dem Freunde betraf auch von da ab nicht mehr die rechtliche Seite des Unternehmens, sondern nur die verschiedenen Mittel und Wege, um es geschickt durchzuführen, und darüber verständigten sie sich bald und leicht.

Es sind merkwürdigere Unternehmungen in Amerika in's Leben gerufen und durchgeführt worden, als die Auslosung eines jungen hübschen Mannes, und die Sache an sich war nicht einmal neu. Aber das schadete nichts, sie blieb jedenfalls pikant, und daß sich ganz Memphis dafür auf das Lebhafteste interessirte, läßt sich denken.

Wie der Tag heranrückte, machte denn auch der Wirth des Hotels, in welchem die Verlosung stattfinden sollte, die nöthigen Vorbereitungen, um dem Ganzen einen würdigen und zugleich freundlichen Anstrich zu geben. Das Hotel wurde von oben bis unten mit grünen Büschen besteckt, und der Saal besonders, in welchem dieselbe stattfinden sollte, auf das Geschmackvollste decorirt. Scissors arrangirte das selber mit und baute vorzüglich an dem Platz, an welchem die verhängnißvolle, aber von ihm nicht mehr gefürchtete Urne aufgestellt werden sollte, eine ordentliche Laube von Buschwerk und tropischen Pflanzen auf, hinter welcher der kleine Negerjunge schon allein halb versteckt stand. Erst als Alles beendet und die Zeit auf Nachmittags halb zwei Uhr festgestellt war, da um ein Uhr noch die Post von Nashville eintraf, und diese möglich ankommender Theilhaber wegen abgewartet werden mußte, verließ er das Hotel wieder, um mit Chalker in der untern Stadt — dem sogenannten Memphis below the bluff — sein Mittagsmahl zu verzehren. Er war oben in der Stadt zu viel geneckt worden und wollte dem leichtfertigen und übermüthigen jungen Volk etwas aus dem Wege gehen.

„Sage einmal, um was ich Dich schon immer die letzten

Tage fragen wollte," meinte Chalker, indem sie zusammen den ziemlich steilen Fahrweg hinabschritten, „hast Du Deine Dulcinea noch nicht wieder gesehen?"

„Heute," rief Scissors, indem er den Arm des Freundes preßte — „vor kaum einer Stunde, als ich eben eigenhändig ein paar Blumentöpfe in das Hotel trug. — Sie ist da — sie ist bei Gott gekommen, und ich gebe Dir mein Wort, sie sah zum Anbeißen aus. Es ist eins der hübschesten Mädchen in ganz Tennessee, und wenn sie nicht schon früher Gefallen an mir gefunden hätte, ohne daß ich selber etwas Derartiges ahnte — so würde sie doch wahrhaftig kein Loos genommen haben, denn wenn es Eine im ganzen Staat nicht nöthig hat, auf solche Art unter die Haube zu kommen, so ist sie das gewiß."

„Und wie heißt sie?"

„Ich glaube, sie heißt Mary Brown, obgleich ihr Zuname nur Vermuthung ist. Ich hörte neulich von einer Miß Mary Brown, die in dem nämlichen Hause zum Besuch gewesen sein sollte, und den Namen Mary hat sie mir selber angegeben; weiter wollte sie mir aber nichts sagen und meinte nur mit ihrer silberhellen lieben Stimme, ich solle ein Kreuz dahinter machen; das genüge vollkommen, um das Loos nachher zu constatiren, wenn — Du hättest sehen sollen, wie lieblich sie dabei erröthete — es wirklich gewönne."

„Nun," meinte Chalker, „auf den Namen kommt allerdings nichts an, denn das Loos, oder vielmehr deßen Nummer entscheidet Alles. — Uebrigens ist das ein gutes Zeichen, daß Du sie wieder in Memphis gesehen hast, denn es beweist jedenfalls, daß sie ein reges Interesse an dem Erfolg nimmt — sie wäre sonst nicht dazu herüber gekommen. Hast Du sie gegrüßt?"

„Heute konnte ich mir nicht helfen," versicherte Scissors — „ich hätte beinah den einen Blumentopf fallen lassen. Sie kam mir auch zu unerwartet — sie bog gerade um eine Ecke, und wie ich sie vor mir und in ihr liebes herziges Gesicht sah, rief ich unwillkürlich aus: Wie geht's, Miß Mary — freue mich unendlich, daß Sie gekommen sind!"

„Und was sagte sie?"

„Gar nichts. — Puterroth wurde sie, machte mir eine halbe Verbeugung und war dann wie der Blitz um die nächste Ecke verschwunden."

„Ich bin wirklich neugierig, sie zu sehen."

„Der Wunsch wird Dir erfüllt werden," lachte Scissors, „denn wenn wir wieder hinaufkommen, finden wir sie jedenfalls im Saal. Mary fehlt nicht, darauf kannst Du Dich verlassen, oder meine ganze Menschenkenntniß wäre keinen halben Dollar werth."

„Du mußt sie mir jedenfalls zeigen," sagte Chalker, „damit ich mich in ihrer Nähe halten und die Wirkung beobachten kann, die das Resultat auf sie hervorbringt. Ich statte Dir nachher Bericht darüber ab."

„Verlaß Dich darauf — und nun komm, damit wir uns erst einmal zu der bevorstehenden Entwickelung stärken können. Ich habe großen Hunger und fast noch größeren Durst."

Die beiden jungen Leute säumten nicht lange, ein passendes Local aufzusuchen, und vertieften sich dabei in eine Flasche Sherry dermaßen, daß Scissors fast die rechte Zeit verpaßt hätte, wenn Chalker nicht aufmerksamer gewesen wäre. Pünktlich mußten sie aber oben eintreffen, das war das Wenigste, was das Publikum von ihnen verlangen konnte, und sie machten sich denn auch noch zur rechten Zeit auf den Weg, um mit dem Schlag halb zwei Uhr oben vor dem Hotel zu sein, wo sie indessen schon eine nicht unbedeutende Menschenmenge versammelt fanden.

In einer Nebenstube, die sich Scissors besonders reservirt, wartete Sip — oder Scipio, wie der Negerjunge eigentlich hieß — gehorsam auf seinen Herrn und bekam hier noch einmal genau seine Instructionen wie das Versprechen eines Silber-Dollars, wenn er seine Sache gut mache, oder einer tüchtigen Tracht Prügel, wenn er die geringste Dummheit begehe. Der Junge war aber schlau genug, einzusehen, um was es sich hier eigentlich handle, und bedurfte eigentlich gar keiner weiteren Erklärungen. Er wußte selber, was und wie er es zu thun hatte, und jetzt sollte also die feierliche Handlung beginnen, denn das entschieden aus Damen bestehende Publikum begann schon ungeduldig zu werden.

Es war eine wunderliche Gesellschaft, die aber merkwürdiger Weise viel weniger aus jüngeren, als Damen „in einem gewissen Alter“ bestand. Scissors hatte übrigens die Vorsicht gebraucht, um unnöthige Neugierige fern zu halten — einen Kassirer an die Thür zu stellen, der Jedem den Eintritt verweigerte, der sich nicht — wie bei Generalversammlungen von Actiengesellschaften — durch wenigstens eine Actie — oder hier vielmehr ein Loos — ausweisen konnte, daß er bei der Verlosung persönlich interessirt war. Die Loose, auf rosa Papier gedruckt, bildeten gewissermaßen die Eintrittskarten zu dieser Ehestandslotterie, und die Damen mußten sie vorzeigen.

Das nahm einige Zeit in Anspruch, denn anfangs sträubten sich dieselben hartnäckig gegen eine solche Maßregel, leugneten, daß sie selber bei der Sache interessirt wären, und wollten nur hergekommen sein, um den Gang der Verhandlung zu überwachen, weil — eine nahe Verwandte oder Freundin von ihnen „aus Scherz“ ein Loos genommen habe und sie dieser nun Bericht über das Resultat abstatten müßten. Als das aber nichts half und der Kassirer unerbittlich blieb, sich auch auf seine ganz bestimmten Instructionen berief, brachten sie etwas empört über die undelicate Zumuthung die versteckt gehaltenen Loose zum Vorschein und wurden dann natürlich eingelassen.

Dabei zeigte sich denn allerdings, daß Memphis selber ein ganz anständiges Contingent zu der Lotterie gestellt hatte, wenn man auch viele fremde Gesichter bemerkte, die von auswärts dazu eingetroffen sein mußten.

Scissors sah sich den Raum füllen, und das Herz klopfte ihm dabei fast fieberhaft in der Brust, denn noch immer war Mary nicht eingetroffen. Wenn er aber auch unter den Anwesenden manches jugendliche Gesicht entdeckte, so gehörte die — sehr große Mehrzahl, doch unstreitig einem reiferen — oft sogar einem schon etwas zu reifen Alter an, um nicht allerhand Besorgnisse wach zu rufen, wenn Sip wirklich nicht der Bursche war, für den ihn sein Herr hielt, und nur irgend die geringste Dummheit machte. Aber das war wohl kaum zu fürchten; er wußte genau, was er zu thun hatte, und überdies ließ sich jetzt nichts mehr an der Sache ändern. Die

Kugel rollte, und sein Schicksal mußte sich jedenfalls in der nächsten Stunde entscheiden.

Chalker war indessen die Geschäftigkeit selber und bemühte sich besonders, den Damen Stühle zu setzen und sie alle auf festen Plätzen unterzubringen. Wenn man sie stehen ließ, wäre natürlich das Gedränge zu groß geworden.

Da öffnete sich plötzlich die Thür, und herein trat, von einer älteren Dame begleitet, ein so liebliches Wesen, wie sich Chalker nicht erinnerte, je in seinem ganzen Leben gesehen zu haben. Sie konnte kaum achtzehn oder höchstens neunzehn Jahre zählen und blühte in Jugendfrische, mit ein Paar Augen, die wirklich schwarzen Brillanten glichen. Und was für Haar das Mädchen hatte, und was für einen blüthenweißen Teint! Unwillkürlich suchte auch sein Blick Tom Scissors, und er sah im Moment, daß er sich nicht getäuscht, denn dieser war purpurroth geworden und schien die liebliche Gestalt mit den Blicken zu verschlingen. Das wäre allerdings das große Loos gewesen, selbst ohne die zehntausend Dollars, und Chalker konnte ihm wahrlich nicht verdenken, wenn er sich des Mädchens wegen eine „kleine Unregelmäßigkeit“ in den Verhandlungen zu Schulden kommen ließ. Er hätte es an seiner Stelle genau ebenso gemacht.

Aber die bestimmte Zeit war indessen abgelaufen, und Scissors durfte nicht länger mit dem Beginn der Verlosung warten. Die ganze Sache erfordete indessen eine Einleitung, denn man konnte doch nicht gut, wie bei einer Lotterie um Geldgewinnste, einfach mit der Ziehung der Loose beginnen; es wäre zu entsetzlich prosaisch gewesen und würde jedenfalls einen schlechten Eindruck auf die Versammelten gemacht haben. Scissors mußte sich deshalb entschließen, dieselben anzureden, und er that es mit der ihm eigenen Würde, wenn auch heute mit einer an ihm nur sehr seltenen, ja fast nie wahrzunehmenden Befangenheit.

„Ladies!“ sagte er — „eine ganz eigenthümliche Feier hat uns heute hier zusammengeführt, und wenn ich schon früher mit der größten Freudigkeit mein Blut vergossen hätte, um gegen Jeden, der frech oder wahnsinnig genug gewesen wäre, das Gegentheil zu behaupten, den Beweis aufrecht zu halten,

daß die amerikanischen Damen die liebenswürdigsten, edelmüthigsten und theilnahmvollsten Wesen der ganzen Schöpfung sind, so hat mich der heutige Tag natürlich nur in meiner Ueberzeugung auf das Nachdrücklichste bestärkt, und ich kann wohl sagen, daß ich mich glücklich — überglücklich fühle, in diesem — in diesem ausgewählten Kreis zu stehen —"

Damit stak er fest, denn sein Blick fiel auf Mary, und er suchte umsonst eine Weile nach einem Faden, um wieder anzuknüpfen. Uebrigens schien es nicht wahrscheinlich, daß er die Fassung verlieren würde, denn ein amerikanischer Zeitungsredacteur muß oft weit stärkeren Feuern begegnen. Es dauerte deshalb auch nicht lange, bis er fortfuhr:

„Entschuldigen Sie, meine verehrten Damen, wenn mich für einen Moment nur mein Gefühl bewältigen konnte. Sie werden mir aber zugestehen, daß gerade diese Stunde, für mich wenigstens, von der höchsten Entscheidung und Wichtigkeit ist, und es sicher gerechtfertigt finden, wenn ich ihr nicht gleichgültig entgegengehe. — Erlauben Sie mir jetzt auf das Geschäftliche der Sache — was sich leider nicht vermeiden läßt, obgleich die edelsten Interessen der Menschheit dabei in's Spiel kommen, — einzugehen. Es ist eben nothwendig, damit Sie den Mechanismus kennen lernen, der hier die eherne Hand des Schicksals vertreten soll."

„Eine wahre Seele von einem Menschen," sagte eine der älteren Damen zu ihrer Nachbarin — „er verdient gewiß, daß er glücklich wird."

„Wenn ihm nur kein Unglück passirt," erwiderte die Freundin, die darunter jedenfalls verstand: „Wenn er Dich nur nicht zur Frau bekommt" — dem Gedanken aber doch keinen deutlicheren Ausdruck geben mochte.

„Der liebe Gott verhüt' es!" stimmte die Nachbarin ein, ganz der nämlichen Idee, nur natürlich nach anderer Seite hin folgend. Aber die Unterhaltung mußte abgebrochen werden, denn Scissors, der sich mit seinem Taschentuch die Stirn abgetrocknet hatte, fuhr wieder laut fort:

„Sehen Sie hier, meine verehrten Damen: in dieser Schale liegen die verschiedenen Nummern zusammengerollt. Ich werde Eine von Ihnen ersuchen, sie durcheinander zu

mischen, damit auch der leiseste Verdacht entfernt wird, als ob ich willkürlich ein bestimmtes Loos herausgesucht haben könnte — dort drüben in der andern Ecke steht ein armer schwarzer Waisenknabe, der nicht einmal lesen kann. Er wird langsam — eins nach dem andern — ein Papier herausnehmen und diesem Herrn da — ein Freund von mir, Mr. Chalker — entschuldigen Sie, daß ich ihn nicht früher vorgestellt habe — einhändigen, und zwei von Ihnen bitte ich, an seine Seite zu treten und die Zettel mit zu controliren. Sip, der Neger, zieht also einen Zettel und überreicht ihn Mr. Chalker — der ihn aber noch nicht entfaltet, bis ich die dazu gehörige Nummer abgelesen habe. Dann breitet er ihn auseinander und sieht, von den beiden Ladies dabei controlirt, ob er leer und weiß ist, oder meinen dort dazwischen gemischten Namen enthält. Die Eigenthümerin des Looses, welches die mit meinem Namen zugleich gezogene Nummer trägt, ist bestimmt, mich zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen. Glauben Sie, meine Damen, daß auf solche Art und Weise Alles fair — Alles rechtlich und in der Ordnung vorgehen muß und dem Zufall — wenn wir in dieser Angelegenheit einen Zufall wollen gelten lassen — jeder mögliche Spielraum geboten ist?"

„Ja — Alles fair — so ist's recht — so hab' ich es mir auch gedacht," rief es von verschiedenen Seiten, und Scissors fuhr — um zu keiner weiteren Einrede Gelegenheit zu geben, rasch fort:

„Dann Sip, mein Bursche, nimm Deinen Platz ein. Wenn Du Deine Sache brav machst, wirst Du eine gute Belohnung und morgen einen freien Tag bekommen. Meine Damen, ich bitte nur noch für einen Moment um Ihre Geduld — die Sache ist zu feierlich, um sie mit profanen Gedanken beginnen zu können." Dabei drückte er auf eine kleine Glocke, und fast unmittelbar danach setzte plötzlich in einem Nebenzimmer ein dort hinter der Thür verstecktes Musikchor mit einem Choral ein, den es langsam und feierlich durchspielte, während einige der älteren Damen die Hände falteten, als ob sie in der Kirche wären.

So lange der Choral dauerte, war natürlich eine Unter-

haltung nicht denkbar; es würde Niemand gewagt haben, die überdies nur leise getragene Musik selbst durch ein geflüstertes Wort zu unterbrechen, und wie er geendet hatte, trat Scissors wieder vor und zur Schale und sagte freundlich zu der ihm nächsten Dame:

„Dürfte ich Sie bitten, diese Nummern durcheinander zu mischen? Ich kann mein Geschick,“ setzte er artig hinzu — „keinen schöneren Händen überlassen.“

Die Dame, die etwas hoch in den Zwanzigen oder eine angehende Dreißigerin sein mochte, erröthete lebhaft, willfahrte aber augenblicklich der Bitte, und nachdem sie gewissenhaft alle die Nummern, die bis dahin unten gelegen, nach oben gebracht, trat sie von der Schüssel zurück und nahm ihren Platz wieder ein.

Scissors prangte, obgleich die Damen keineswegs geputzt oder in Balltoilette erschienen waren, im höchsten Staat. Er trug einen tadellos schwarzen und zu diesem Tage erst besonders gefertigten Anzug, weiße Weste und Halstuch, weiße Glaçéhandschuhe und eine Tuchnadel mit einem ächt böhmischen Stein, ebenso zwei große Ringe an den Fingern, im Frack aber, an der Stelle, wo bei anderen Menschen der Orden sitzt, eine Rosenknospe. — Sinnige Anspielung auf das sich heute Entwickelnde, wenn auch die K n o s p e nicht für sämmtliche Damen gepaßt hätte.

Jetzt kam der große Moment.

„Sip! Beginne, mein Junge,“ sagte Scissors. — „Mr. Chalker, ich ersuche Sie freundlich, die Zettel g e n a u anzusehen, damit wir einen nachher jedenfalls sehr peinlichen Irrthum vermeiden. Die beiden Damen an Ihrer Seite mache ich besonders darauf aufmerksam, und Ihnen, mein liebes Fräulein,“ wandte er sich dann wieder zu der ihm Nächsten, die auch die Loose durcheinander gemischt hatte, „werde ich nachher jedesmal die Nummer reichen, damit Sie dieselbe ebenfalls noch einmal laut lesen und ein Irrthum zur Unmöglichkeit wird.“

Sip nahm einen Zettel heraus und reichte ihn Mr. Chalker. Dieser hielt ihn so, daß ihn Jeder sehen konnte, in der Hand, dann griff Mr. Scissors selber eine Nummer, entfaltete sie,

indem er beide Arme weit vom Körper hielt, mit spitzen Fingern und las sie ab:

„Nr. 17!“

„Blank!“ sagte Mr. Chalker, indem er das Blatt öffnete, betrachtete, umdrehte und dann den beiden Damen zeigte. Es war in der That nur ein weißes Stück Papier.

Indessen hatte Sip schon ein anderes aus der Urne genommen und überreicht. Mr. Scissors las:

„Nr. 37!“

Es war wieder nichts.

Nr. 140, Nr. 6, Nr. 42, Nr. 250, Nr. 315, Nr. 530, Nr. 2, Nr. 97 und zahllose andere gingen auf die nämliche monotone Weise durch, und so aufmerksam die Damen im Anfang die ganze Manipulation beobachtet und bewacht hatten, so fingen sie doch jetzt, nachdem eine halbe, ja drei Viertelstunden auf solche Art langsam verlaufen waren, an, etwas zu erschlaffen.

Das war Alles, auf was Scissors gewartet hatte, und wenn ihm auch das Herz klopfte, als ob es ihm die etwas sehr angespannte Weste sprengen wollte, so bezwang er sich doch wacker und behielt die ruhige, eintönige Weise des Vortrags bei, bis er selber den Augenblick für geeignet hielt.

„Sip, mein Junge,“ sagte er ruhig, ohne aber nach dem Negerknaben hinüber zu sehen — „schlaf mir nicht ein!“

Das war das zwischen Beiden verabredete Zeichen.

„No, Massa,“ sagte der Knabe und nahm wieder einen Zettel aus der Urne, den er Mr. Chalker hinhielt. Dieser behandelte ihn ebenso wie die übrigen, und Scissors entfaltete jetzt ein Billet, von welchem ab er, so gleichförmig als früher, die Zahl las:

„Nr. 325!“

Damit reichte er den Zettel seiner Nachbarin, als Chalker in Extase ausrief:

„Das ist die Glückliche! Meine Damen, auf diesem Zettel steht Mr. Scissors' Name. — Ueberzeugen Sie sich selber.“

Die Damen rissen ihm den Zettel fast aus der Hand, zugleich aber wandte sich die Aufmerksamkeit der Versammelten nach dem mehr entlegenen Theil des Zimmers, denn dort stieß

Jemand einen schwachen Schrei aus, und allem Anschein nach mußte auch der Jemand ohnmächtig geworden sein, denn es wurde ängstlich nach einem Glase Wasser gerufen.

„Wasser, Sip! Wasser! schnell!" schrie Scissors in furchtbarster Aufregung. — Das Loos hatte entschieden, und Sip stürzte sich ordentlich durch die bauschigen Gewande hindurch, um dem Befehl Folge zu leisten. Chalker indessen, der, so weit das irgend anging, das schöne Mädchen nicht aus den Augen gelassen hatte, sah, daß sie, als der Schrei ausgestoßen wurde, noch aufrecht stand und aufmerksam zuhörte. Jetzt war ihre Gestalt aber verschwunden. Der glückliche Scissors — er hatte wahrhaftig das große Loos gezogen, und fast hätte er ihn darum beneiden können, wenn er nämlich nicht selber verheirathet gewesen wäre.

„Die hat die Nummer!" riefen die übrigen Damen sehr enttäuscht aus, denn sie wußten recht gut, daß sie unter ähnlichen Umständen auch genau so gehandelt hätten. Es konnte auch kaum anders sein, und wie Sip mit dem Wasser zurückkehrte — während draußen, aber diesmal auf Chalker's vorherige Anordnung, der Choral noch einmal begann — eilte jetzt Scissors, so rasch ihn seine Füße trugen, der Stelle zu, wo die Ohnmächtige noch unter dem Schutz der übrigen Damen lag. Jetzt durfte er ihr ja auch beispringen, ohne daß er durch zu große Eilfertigkeit Verdacht erregt hätte — jetzt war es sogar seine Pflicht und Schuldigkeit, und wie er nun den etwas wirren Damenknäuel durchbrach — denn sie Alle mußten ja jetzt natürlich wissen, wer die Glückliche sei, rief er mit vor Leidenschaft bebender Stimme aus:

„Wer ist es? — oh bitte, lassen Sie mich zu ihr, daß ich ihr Hülfe bringen kann. — Mein liebes — liebes Fräulein —"

Das Wort blieb ihm auf der Zunge sitzen, denn vor ihm, aufgerichtet, stand Mary, und nach dem Glas greifend, sagte sie freundlich:

„Oh, wie danke ich Ihnen — aber es hat nichts zu sagen; meine Tante wird sich gleich wieder erholen. Sie kommt schon wieder zu sich."

Wenn in dem Augenblick ein Bär aus den gegenüberliegenden Sümpfen von Arkansas zu Scissors gekommen wäre und hätte zu ihm gesagt: „Nun, mein lieber Tom, wie geht's, alter Junge?" — er hätte kaum tödtlicher erschrocken sein können, als in diesem Augenblick. — „Meine Tante wird sich gleich wieder erholen." — Hohngelächter der Hölle! Aeffte ihn denn ein tückischer Geist, oder — noch eine Hoffnung gab es — war die Tante nur ohnmächtig geworden, weil die Nichte den Gewinn gezogen hatte?

„Mein — liebes — Fräulein," — stammelte er — „ich weiß nicht — darf ich mich eines so unverhofften — eines so unerhörten Glückes freuen, daß Sie — ich wage den Gedanken kaum auszudenken — daß Sie wirklich —"

„Ja," nickte das junge Mädchen freundlich, — aber ein verschmitztes Lächeln spielte doch um ihre Lippen — „meine Tante war so glücklich. Sie hat die Nummer 325." —

Scissors fühlte, wie ihm die Kniee locker wurden. Die leiseste Berührung jetzt in den Kniekehlen, und er wäre zusammengeknickt wie ein Taschenmesser.

„Ihre Frau Tante?" stöhnte er.

„Sie war nie verheirathet," sagte die Nichte, und wieder zuckte es ihr über das liebe Gesicht wie Sonnenschein über einen murmelnden Bach, aber Scissors konnte keine Luft bekommen, die Kehle war ihm wie zugeschnürt, sein Kopf brannte, als ob er ihn in einen Ofen gehalten hätte. Er stotterte eine Entschuldigung — er wußte selber kaum was — er mußte einen Augenblick an die frische Luft — nur wenige Minuten, um wieder einmal frisch Athem zu schöpfen und wo möglich einen Schluck Brandy zu trinken. — Was kümmerte ihn jetzt die Ohnmächtige! Er drehte sich ab, schwankte durch die Damen durch, und Chalker's Arm dort ergreifend, zog er ihn in blanker Verzweiflung mit zur Thür hinaus, wo der verwünschte Choral noch immer seinen Lobgesang ertönen ließ.

„Ist sie's?" flüsterte ihm dieser zu, als sie mitsammen das Zimmer verließen, — „ging Alles glücklich?"

„Die Tante ist's!" stöhnte Scissors, und Chalker — da er ja die Tante nicht zu heirathen brauchte, platzte gerade heraus mit Lachen.

„Schäm' Dich, Chalker," rief Tom empört -- „ist das Freundschaft, während mir selber —"

„Aber, bester Tom, ich lache ja nur über den Choral, der so vortrefflich jetzt zu Deinem Zustand paßt," rief Chalker — „also die Tante. Alle Wetter, da darf man Dir viel Glück wünschen, denn Du wirst es nothwendig brauchen!"

„Ich schieße mir eine Kugel durch den Kopf," flüsterte Tom.

„Du bist ein Esel," flüsterte Chalker zurück. „Vor allen Dingen wissen wir noch gar nicht einmal, ob Alles in Ordnung ist. Sie kann sich verlesen, kann das Billet verloren, verkauft oder verschenkt haben, und tausend andere Möglichkeiten mehr."

„Hallo, Scissors, alter Junge!" jubelten ihm unten an der Treppe ein paar Stimmen entgegen, die ihn von da aus erkannt haben mußten und, da man sie nicht in den Saal gelassen, hier das Resultat erwarten wollten, um nachher mit dem alten Bekannten eine richtige Spree — d. h. einen Kneipabend zu feiern, „ist die Geschichte vorüber? — Nun, wie war's? Alles glücklich abgelaufen?"

„Ich komme gleich hinunter," rief Scissors, der um Alles in der Welt jetzt ein Zusammentreffen mit dem schadenfrohen Volk vermeiden mußte. — „Wartet nur noch einen Augenblick," und Chalker's Arm ergreifend, zog er ihn mit sich in den Saal und unter den Schutz des Billeteurs zurück.

Chalker hatte Recht. Zuerst war es nöthig, daß sie mit kaltem Blut den Thatbestand untersuchten; dann erst ließ sich bestimmen, was weiter zu thun sei. Ueberdies fiel ihm jetzt ja auch ein, daß Mary ein Billet haben mußte, denn sonst wäre sie von dem Billeteur gar nicht in den Saal gelassen, und daß er ihr die Nummer 325 gegeben, darauf hätte er einen körperlichen Eid ablegen wollen. Er war seiner Sache darin zu gewiß. Chalker versprach dem Freunde übrigens, vor der Hand als „Unparteiischer" die Untersuchung des Resultates anzustellen. Er konnte das auch am leichtesten und rücksichtslosesten thun, und darüber einig, betraten die Herren den Saal wieder, in welchem noch immer ziemliche Aufregung herrschte.

Die Ohnmächtige — wenn sie überhaupt ohnmächtig gewesen — war allerdings wieder zur Besinnung gekommen, saß aber noch immer, als zu schwach und „zu aufgeregt durch das Ereigniß" — von ihren Freundinnen umgeben, auf einem Stuhl und schlug verschämt die Augen nieder, als sie Scissors mit dem Freund zurückkehren sah. Chalker aber nahm ohne Weiteres das Wort, und sich mit einer eleganten Verbeugung gegen die Damen wendend, sagte er:

„Ladies, die Entscheidung, wegen welcher wir heute hier versammelt waren, ist gefallen, und zwar auf Nummer 325. Ein kleiner Zwischenfall, der die Sitzung unterbrach und sie für einen Moment störte, scheint erledigt zu sein. Jene ältere Dame, wahrscheinlich durch die Hitze des Saales ohnmächtig geworden, hat sich wieder erholt, und ich ersuche Sie nun, mir zu sagen, ob Eine der verehrten hier Anwesenden die fragliche Nummer in Besitz hat, oder ob wir deshalb vielleicht in den Listen —"

Er kam nicht weiter, denn darauf schien nur die ganze Gesellschaft gewartet zu haben. Fast wie aus Einem Munde riefen die Schönen:

„Sie hat sie ja — Miß Croß hat die Nummer. So zeigen Sie sie doch heraus, Miß Croß!"

„Ach, Sie entschuldigen mich wohl einen Augenblick, meine Damen," sagte die also angeredete, ja man könnte sagen angeschrieene Miß Croß, „die Ueberraschung war so groß; ich fühle mich noch so schwach — so betäubt von dem Ganzen."

Chalker hatte sie sich indessen genau betrachtet und konnte wahrlich den Freund um dies große Loos nicht beneiden. Es war eine ziemlich lange, hagere Gestalt, jedenfalls hoch in den Dreißigen. Beim Sprechen hielt sie auch die dünnen Lippen fest zusammen, was auf sehr schlechte Zähne schließen ließ. Daß sie auf dem linken Auge schielte, trug ebenfalls nicht dazu bei, sie zu verschönen. Und was für einen frommen Zug sie dabei um den Mund hatte; die Wangen lagen ganz glatt, und das Kinn hing, wie in ewiger Zerknirschung, tief herunter.

Noch blieb eine Hoffnung, wenn auch allerdings eine sehr schwache — es war der übliche Strohhalm des Ertrinkenden.

„Mr. Scissors, dürfte ich Sie vielleicht einmal ersuchen, die Liste nachzusehen und darauf den jener Nummer beigegebenen Namen zu vergleichen.“

Scissors fuhr in die Brusttasche, als ob sein Leben von seiner Schnelligkeit abhinge; die Nummer war auch augenblicklich gefunden; wie unzählige Male hatte er sie ja schon betrachtet und den Augenblick, wo sie gezogen werden würde, herbeigesehnt. — Jetzt war sie gezogen.

„Nummer 325,“ las er ab — „Miß Mary — ich glaube,“ stammelte er dabei, indem sein Blick umherflog und er tief erröthend die unfern von ihm stehende junge Dame entdeckte — „es war — es war jenes Fräulein, welches so gütig gewesen ist, das Loos bei mir zu nehmen. Ihr Name ist Miß Mary, nicht wahr?“

„Ja,“ sagte das junge Mädchen erröthend — „aber Miß Croß heißt ebenfalls Mary, und das Kreuz, was Sie hinter ihrem Namen finden werden, deutet ebenfalls das Croß (Kreuz) an. Ich habe das Billet damals im Auftrag meiner Tante selber bei dem Herrn geholt und glaube demnach, daß Alles in Ordnung ist.“

„Aber die Nummern, mein liebes Fräulein,“ sagte Chalker, während Scissors völlig vernichtet daneben stand, „gelten, so viel ich weiß, nur für die Damen, auf welche sie eingetragen sind.“

„Ich sage Ihnen ja, mein Herr, daß Mary Croß der Name meiner Tante ist. Außerdem könnte Niemandem das Recht bestritten werden, ein Loos zu verschenken oder auf eine andere Dame zu übertragen, und außerdem,“ setzte sie wieder mit demselben Lächeln, das über ihr ganzes Gesicht blitzte, hinzu, „würde ich nicht einmal von diesem großen Glück Gebrauch machen können, da ich schon seit drei Monaten mit Mr. Owens, dem Staatsanwalt, verlobt bin und unsere Hochzeit wahrscheinlich in nächster Woche stattfinden wird.“

„Mord!“ stöhnte Scissors innerlich.

„Und hier ist das Loos,“ sagte dabei Miß Croß, die sich indessen so weit gesammelt hatte, um allen Anforderungen an sie genügen zu können. „Ich glaube, daß ich mich in meinem unbestreitbaren Recht befinde,“ setzte sie mit Würde und einem vorwurfsvollen, aber doch sanften Blick auf Scissors hinzu.

„Und welche Nummer haben Sie selber, mein liebes Fräulein?“ wandte sich Chalker noch mit einem letzten verzweifelten Versuch an die junge Dame, „denn so viel ich weiß, dienten gerade die Loose zu Eintrittskarten.“

„Allerdings,“ lächelte Mary, „aber eine hier gegenwärtige Dame, deren Name nichts zur Sache thut, hatte deren zwei und borgte mir eins, um in der Nähe meiner Tante zu bleiben. Ueberdies interessirte mich die Verhandlung, und ich wünschte das Resultat zu erfahren. Außerdem,“ setzte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu — „war gerade die Nummer, die mich eingeführt, sonderbarer Weise die erste, die gezogen wurde — Nummer 17.“

„Mord!“ stöhnte Scissors noch einmal, aber an der Sache war in der That nichts weiter zu thun; ja, er mußte sich mit allen Kräften zusammennehmen, um nicht etwa zu verrathen, wie getäuscht er sich sah und welche anderen Hoffnungen er gehegt hatte. Schon jetzt flüsterten die Damen in sehr verdächtiger Weise mit einander, und wurde etwas Derartiges laut, daß er durch willkürliche Mittel den Gewinn absichtlich auf diese Nummer gebracht und sich dabei so geirrt habe, so war er verloren. Bewiesen konnte ihm freilich nichts werden, aber der Spott von ganz Memphis hätte ihn ja bis an sein Lebensende erbarmungslos verfolgt, und dem durfte er sich wahrhaftig nicht aussetzen. Es galt also jetzt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und was er dann weiter thun würde — er wußte es selber noch nicht, aber in seinem Kopf arbeitete es wie in einem Hammerwerk. Er wußte dabei auch wohl, was er jetzt sprechen müsse, hörte aber selber seine eigenen Worte kaum und ging durch die jetzt nöthigen Formeln wie eine Art von Maschine, die nicht durch eigenen Willen, sondern äußere Kraft in Bewegung gesetzt wird.

„Meine verehrten Damen,“ sagte er, „nach den vorliegenden Thatsachen, welche keinen Zweifel mehr zulassen, stellt es sich fest, daß die beabsichtigte und ausgeschriebene Verlosung in vollkommen gültiger Weise erledigt und der ausgesetzte Gewinn auf die Nummer 325 gefallen ist. Miß Croß ist, wie sie [illegible] vollständig ausgewiesen hat, Eigenthümerin und rechtliche Besitzerin dieser Nummer, und da mir meine Bescheidenheit ver=

bietet, ihr hier, vor so zahlreicher Gesellschaft, Glück dazu zu wünschen, so wird mir die Dame sicherlich erlauben, ihr morgen früh meine Aufwartung zu machen und das weitere Geschäftliche mit ihr zu regeln."

„Es würde mir eine Freude sein," sagte Miß Croß, die sich indessen vollständig gesammelt zu haben schien, „die Angelegenheit schon heute mit Ihnen regeln zu können."

„Mein werthes Fräulein," parirte aber Scissors den Stoß, der direct auf sein Herz geführt war — „ich würde unverantwortlich handeln, wollte ich heute schon — nachdem wir eben Zeuge der sehr natürlichen Nervenaufregung waren, welche Sie überkam, eine so wichtige Sache vornehmen. Ueberdies ist es schon spät geworden, und ich selber bin genöthigt, noch vorher eine Menge von Papieren durchzusehen und zu ordnen. Aber morgen früh um zehn Uhr, wenn Ihnen die Stunde nicht zu früh ist, erlaube ich mir, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Ich werde die ganze Nacht arbeiten, um alles Nothwendige vorher zu erledigen, und bin überzeugt, daß wir dann in einer halben Stunde zu dem nöthigen Verständniß gelangen, und — von keiner Seite Schwierigkeiten werden erhoben werden."

Die Dame schien damit nicht recht einverstanden. Ihre Nerven waren wohl gar nicht so schwach, wie sie sich heute gezeigt, aber sie fühlte auch, daß sie keine zu große Ungeduld verrathen dürfe, denn ihre Nachbarinnen ringsumher fingen schon wieder an mitsammen zu zischeln, und deren bösen Zungen durfte sie keine Blöße bieten.

„Ich bin vollkommen damit einverstanden, was der Gentleman sagt," erwiderte sie deshalb mit Würde. „Die Damen hier sind sämmtlich Zeuginnen, daß er die Berechtigung der mir durch das Loos zugefallenen Ansprüche anerkannt hat. Alles Weitere kann recht gut morgen früh um zehn Uhr, wo ich den Herrn erwarten werde, seine Erledigung finden. — Komm, Mary," und ihrer Nichte Arm ergreifend, verließ sie mit ihr, huldvoll dabei nach rechts und links grüßend und stolz wie eine Königin, den Saal.

Natürlich löste sich damit die Versammlung von selber auf, die nach der Entfernung der „Braut" kein weiteres Interesse

mehr bieten konnte. — Scissors selber war es, als ob die Wände des Hauses über ihm zusammenbrechen müßten — er sehnte sich hinaus in's Freie, und Chalker's Arm ergreifend, machte er den Damen eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und eilte, so rasch er konnte, mit dem Freund die Treppe hinunter, um das Hotel wo möglich unbemerkt zu verlassen. Aber darin hatte er sich getäuscht.

Unten an der Bar und in sämmtlichen Parterre-Räumen wimmelte es heute von Gästen, und daß die sich nicht würden an der Nase herumführen lassen, hätte er sich vorher denken können. Diese versäumten natürlich auch nicht, einen Spion im Saal selber aufzustellen — und zwar das Hausmädchen, der auf die Seele gebunden wurde, genau aufzupassen, ob das Loos auf eine der im Saal befindlichen Damen gefallen wäre, und dann auf welche. Sobald das constatirt worden, sollte sie augenblicklich wieder herunter kommen und Bericht abstatten. Der an der Thür aufgestellte Cassirer wurde mit einem Dollar und einem Glas Brandy hot bestochen, das Mädchen einzulassen, und als sie endlich das Resultat unten meldete, brach ein Jubel in den Localitäten aus, als ob eine Bande von Indianern losgelassen wäre und sich in ihrem Kriegsgeheul übte.

Miß Mary Croß — die ganze Stadt kannte sie und kannte Scissors, und ein ungleicheres Paar hätte man nicht auftreiben können, und wenn man sämmtliche Staaten danach absuchte. — „Armer Scissors," lauteten allerdings einzelne Ausrufe, im Ganzen gewann aber doch das Komische der Situation die Oberhand, und hatte er es denn überhaupt anders haben wollen? Die Chancen einer solchen Auslosung mußte er schon vorher überdacht haben, der Einsatz befand sich überdies in seinen Händen, und er durfte sich wahrhaftig nicht beklagen.

Jetzt wurden aber auch Posten ausgestellt, damit Niemand heimlich das Hotel verlassen konnte, und das Mädchen selber blieb oben an der Treppe, um gleich zu melden, wenn die Braut erscheinen würde. Daß sie oben ohnmächtig geworden war, wußte man natürlich auch schon. Jetzt kam sie — sie war überdies unverantwortlich lange geblieben, und das junge Volk drängte sich hinaus auf den Vorsaal, wo sie eine Gasse

bildeten und die Dame ordentlich Spießruthen laufen ließen. Miß Croß durfte in der That von Glück sagen, daß sie die junge wunderhübsche Miß Mary bei sich hatte, der spöttischen Bemerkungen wäre sonst gewiß kein Ende gewesen. So aber scheuten sich die Leute doch, irgend etwas zu äußern, was ihre Begleiterin vielleicht unangenehm berühren konnte. Nur ein Paar konnten sich den Genuß nicht versagen, wenigstens ein paar Fragen an die Braut zu richten.

„Doch wieder vollkommen wohl, Miß Croß?“ — „Hoffe, der Unfall hatte keine weiteren Folgen!“ — „Herzlichen Glückwunsch zu der unverhofften Freude, Miß Croß!“ — „Wie blühend Sie aussehen!“

Ehrfurchtsvoll wurde dabei die *junge* Dame von Allen gegrüßt, was sie auch freundlich, nach allen Seiten dankend, erwiderte. Miß Croß selber schien sich aber auf keine weiteren Erklärungen einlassen zu wollen. Den Spott, der in den theilnehmenden Fragen lag, fühlte sie recht gut, hielt sich aber für viel zu vornehm, um ihn zu beachten oder den Fragern noch weitere Gelegenheit durch eine Antwort zu geben. Nur etwas rascher schritt sie aus, und zwar mit hochgehobenem Kopf durch die Versammelten hin, bis sie die Hausthür erreichte und auf die Straße kam, auf der sie von Niemand weiter belästigt werden durfte.

Jetzt galt es nur noch, den glücklichen Bräutigam abzufassen, und daß der nicht herunter kommen würde, wenn er sie dort Alle versammelt sah, wußten sie aus Erfahrung. Der ganze Hausflur wurde deshalb geräumt; Niemand durfte sich dort mehr zeigen, und nur der Kellner wurde mit einem Gong oder chinesischen Tamtam hinter eine versteckt liegende und halbgeöffnete Thür postirt, wo er auf der Lauer bleiben mußte, bis Scissors die unteren Stufen der Treppe erreichte. Dann sollte er einen Schlag geben, der auf *diesem* Instrument durch das ganze Haus dröhnte, und das war das verabredete Zeichen, auf welches Alle hervorstürzen wollten. Selbst vor die Hausthür hatten sich Einige gestellt, um ihn zu verhindern, wenn er sich vielleicht im ersten Anprall mit Gewalt hinauswerfen wollte. Er mußte unter jeder Bedingung eingefangen werden und tractiren.

Jetzt kam er — oben wurden wenigstens Schritte gehört, und allen menschlichen Berechnungen nach war das der Bräutigam, der doch jedenfalls sobald als möglich die Einsamkeit suchte. Es war in der That Scissors, der erst vorsichtig über das Treppengeländer hinab sah und dann, als er Niemanden unten entdecken konnte, Chalker zuflüsterte: „Die Bahn ist frei; jetzt rasch, damit uns das Volk nicht aufspürt, sonst sind wir verloren!“ Er hatte aber zu früh triumphirt; der Kellner auf Posten that seine Schuldigkeit, der Schlag des Tamtam schmetterte durch das hölzerne Gebäude, und ehe Scissors nur einen Entschluß fassen konnte, ob er zurück oder nach vorn hinaus flüchten wolle, sah er schon von jubelndem Volk nach allen Seiten hin seinen Rückzug abgeschnitten und mußte sich in sein Schicksal ergeben.

„Scissors — alter glücklicher Bursch! Hurrah, die Braut soll leben! Es ist doch erstaunlich, was der Scissors für ein Glück hat! Ob er sich nicht das Beste von Memphis herausgefischt — zehntausend Dollars und eine unbescholtene Jungfrau! Aber tractiren muß er, davon hilft ihm kein Gott! — Heh, Platz da! Scissors will tractiren, damit wir die Gesundheit des jungen Brautpaars trinken können. — Höre, Scissors, mich lädst Du aber zur Hochzeit ein — und mich zur Taufe!“ kreischte ein Anderer dazwischen, und es war ein Lärm und Durcheinanderschreien, daß man sein eigen Wort nicht hören konnte. Scissors konnte sich auch nicht anders retten, als daß er sich willenlos dem Strom überließ, der ihn hinein in das Schenkzimmer und an die Bar führte. Dort gab er Ordre, auf seine Rechnung Alles herbei zu schaffen, was verlangt wurde und sich allerdings auch nur auf die gewöhnlichen Getränke beschränkte, und hatte dabei noch die Genugthuung, daß er ein ganzes Kreuzfeuer von bald guten, bald schlechten Witzen ertragen mußte. Uebrigens wußte er gut genug, in welcher Gesellschaft er sich hier befand, wo er verloren gewesen wäre, wenn man nur im Entferntesten geahnt hätte, daß er sich getäuscht sah und niedergeschlagen fühle. Nein, hier mußte er den Jovialen spielen, mochte ihm auch wie immer um's Herz sein, und je natürlicher er das that, desto besser — desto früher durfte er nämlich hoffen, wieder los zu

kommen, und er hatte noch so viel, so entsetzlich viel mit Chalker zu besprechen.

„Nun, Gentlemen,“ rief er aus, indem er das Glas hob, „auf bequemere Weise ist doch wohl noch nie Jemand zu einer Frau und zehntausend Dollarn gekommen, und einen gescheidteren Streich hätte ich in meinem ganzen Leben nicht machen können. Meine Braut, Miß Croß, soll leben!“

„Hoch!“ jubelte die Schaar in dem angenehmen Gefühl, den Bräutigam wenigstens fest zu haben.

„Und was sie für eine fromme Dame ist!“ rief Einer.

„In die Kirche wirst Du jetzt zweimal jeden Sonntag hinein müssen,“ fiel ein Anderer ein.

„Wer wird denn die Hosen tragen?“ frug ein Dritter.

„Und was er jetzt für famose Leid-Artikel in seiner Zeitung schreiben wird!“ fiel ein Vierter ein.

„Laßt Ihr mich nur machen, Gentlemen,“ sagte Scissors aber mit der größtmöglichen Ruhe. „Heute über vierzehn Tage wird hoffentlich die Hochzeit sein können, und auf heute über vier Monate lade ich die sämmtliche hier versammelte Gesellschaft wieder an diese selbe Stelle ein, und dann will ich mich willig vor ein von Ihnen niedergesetztes Gericht stellen und über mich urtheilen lassen —“

„Und tractiren, wie?“

„Nun, das versteht sich!“

„Hurrah für Scissors! Hurrah! Hip, hip, hip, hurrah!“

„Bis dahin ersuche ich Sie aber jedes jetzt doch nur voreilige Urtheil aufzuschieben,“ fuhr Scissors ruhig fort — „ich glaube, Sie werden das nur für fair oder billig halten.“

„Er hat Recht! Er hat Recht!“ rief es von allen Seiten — „laßt ihn zufrieden. Heute über vier Monate kommen wir hier wieder zusammen.“

„Gut, Gentlemen, dann entschuldigen Sie mich auch für heute, denn morgen früh müssen die ganzen Geschäfte geregelt werden, und ich habe da noch sehr viel zu thun. Morgen Abend bin ich aber vollkommen frei, und dann, wenn es Ihnen recht ist, können wir vergnügt zusammen kommen. Was an Brandy getrunken wird, zahle ich, denn das gehört noch Alles zu den Kriegskosten.“

„Hurrah für Scissors! Hip, hip, hip, hurrah!“ tobte der Sturm noch einmal los, und der Bräutigam hielt den Moment für passend, sich zurück zu ziehen. Hatte er doch allen Anforderungen in liberalster Weise selbst genügt und wußte nun, daß er von Niemandem mehr aufgehalten würde.

Draußen aber erst wieder auf der Straße, hakte er sich fest in Chalker's Arm, und während er mit ihm der eigenen Wohnung zuschritt, flüsterte er ihm zu:

„Dick — ich will Dir etwas sagen — ich bin furchtbar geleimt worden, aber doch nicht etwa so, wie das tollköpfige Volk da drüben glaubt. Ich will ihnen beweisen, daß ich meinen Namen mit Recht führe, denn das müßte eine erbärmliche Scheere sein, die sich nicht aus einer solchen Verlegenheit herausschneiden könnte. — Ich brenne durch.“

„Ich habe mir etwas Aehnliches gedacht,“ nickte Chalker, „als Du da drinnen so außerordentlich splendid mit Deinen Einladungen warst. Aber wohin willst Du?“

„Bah, ganz einerlei!“ rief Scissors mit einer fast unheimlichen Gleichgültigkeit aus — „auf dem ersten Boot, ob das nach Norden oder Süden fährt, und dann laß ich mich irgendwo im Wald, und zwar in einem andern Staat, in irgend einer Blockhütte an Land setzen, bis sie meine Spur verloren haben. Lieber von den Mosquitos bei lebendigem Leibe gefressen werden, als einer *solchen* Frau für Lebensdauer anzugehören.“

„Und wenn sie Dich erwischen?“

„Bah, heute haben sie noch keinen Verdacht! Zuerst warten sie auf die Unterredung mit dem Scheusal — meiner künftigen Frau; nachher wäre es vielleicht nicht mehr möglich.“

„Aber wenn die Nacht kein Boot mehr anlegt?“

„Es ist nicht gut denkbar, denn es vergeht kaum eine im ganzen Jahr, wo nicht nach der oder jener Richtung hin Gelegenheit sich bietet — aber selbst in dem Fall stehle ich mir im Wolfriver ein Boot oder Canoe und treibe damit stromab, so weit ich komme. Hier hilft nichts — es geht mir an den Kragen.“

„Und die zehntausend Dollar?“

„Nehme ich mit,“ sagte Scissors resignirt. „Ich betrüge meine Braut schon, indem ich ihr die Hälfte des Gewinnes,

mich selbst, entführe. Da aber diese Hälfte ohne die andere nicht den geringsten Werth für mich hat, so bin ich mir selbst der Nächste. Geschrei wird ohnedies genug werden, also kommt's auf ein bischen mehr oder weniger nicht an. Uebrigens ist es mir lieber, sie nennen mich einen Gauner als einen Esel, denn das Letztere thäten sie gewiß, wenn ich das Capital zurückließe — und ein Esel bin ich wahrhaftig nicht."

Chalker lachte. — „Also wenn Du die Nichte bekommen hättest, wärst Du nicht davongelaufen?"

„Ich wäre der glücklichste Mensch auf der Welt geworden."

„Erwischen sie Dich aber unterwegs, so kommst Du in Teufels Küche, denn der Staatsanwalt kann das recht gut als gemeinen Diebstahl hinstellen, und nachher blüht Dir das Zuchthaus."

„Bah, sie erwischen mich nicht, sei unbesorgt!" rief Scissors zuversichtlich. „Uebrigens habe ich mir auch einen Plan ausgedacht, um sie, sollte ich wirklich heut Abend bewacht werden, vollkommen irre zu führen, und der muß glücken, wenn Du mich dabei unterstützest."

„Und worin besteht der?"

„Ich habe ihnen gesagt, daß ich entsetzlich viel zu arbeiten hätte, sie werden also heut Abend an meiner Officin vigiliren, ob ich zu Hause bin. Die Laden lasse ich deshalb geöffnet, und durch die Vorhänge kann man eine Person in der Stube nur ganz undeutlich erkennen. Ein Dampfboot hören wir aber hier oben auf dem Bluff auf sechs, sieben Meilen Entfernung — kommt also eins, so nimmst Du meinen Platz am Schreibtisch ein, und revidirt in der Zeit irgend Jemand mein Logis von außen — denn in der Nacht wagt natürlich Niemand mich zu belästigen, so braucht er nur einen Blick durch's Fenster zu werfen, um sich zu überzeugen, daß ich noch wirklich an der Arbeit bin."

„So — nicht übel!" rief Chalker, „und gegen wen bricht nachher der Ingrimm aus, wenn sie herausbekommen, daß Du ihnen durchgegangen bist?"

„Doch wahrhaftig nicht gegen Dich? Du spielst ebenfalls nachher den böswillig Hintergangenen, schimpfst auf mich, soviel es Dir beliebt, und vertraust ihnen, daß Du nach An-

deutungen, die ich unvorsichtiger Weise gegen Dich gemacht, den Verdacht geschöpft hättest, ich wolle nach New-York, um mich von dort nach England einzuschiffen. Nach New-York komme ich gewiß nicht, und nach dorthin mögen sie nachher ihre Spürhunde senden, so viel ihnen beliebt; mich fangen sie nicht."

„Und wie willst Du das Geld transportiren?"

„Ich habe es schon lange in Gold und Werthpapiere umgesetzt, mache Dir deshalb keine Sorgen. Du willigst ein?"

„Ich will Dir etwas sagen, Tom," erwiderte Chalker — „die Sache giebt jedenfalls einen höchst interessanten und pikanten Artikel für meine Zeitung, wie sie auch abläuft, und ich gehe deshalb auf Deinen Vorschlag ein, werde auch nach Deiner Abreise noch ein paar Tage in Memphis bleiben, um die Wirkung zu beobachten, die Deine Flucht auf das Publikum hervorbringt."

„Aber Du nennst doch in Deiner Skizze nachher keinen Namen?"

„Gewissenhaft alle," versicherte Chalker mit der ernsthaftesten Miene von der Welt — „nicht um irgend etwas ließ ich mir das entgehen, denn es ist ja eben die Würze des Ganzen. — Und was schadet Dir es?"

„Du hast Recht," nickte Scissors, „aber nun auch fort, damit wir die nöthigen Vorbereitungen treffen können."

Tom Scissors hatte nicht zu viel gesagt, wenn er dem Freund versicherte, daß er ziemlich genau wisse, was er zu thun und zu lassen habe, um einer ihm lästig werdenden Verpflichtung aus dem Wege zu gehen, und da Chalker Alles, was er zu thun beabsichtigte, nur vollkommen natürlich fand und an Scissors' Stelle wahrscheinlich genau ebenso gehandelt haben würde, so machte er sich auch kein Gewissen daraus, ihn nach Kräften bei der Ausführung zu unterstützen. Das Böse dabei war nur die Sache, daß sie es hier nicht mit den gewöhnlichen, oft sehr lässigen Gerichten, sondern mit einer älteren Dame

zu thun hatten, die sich vollkommen klar bewußt war, daß sie für ewige Zeit in Memphis als Ziel erbarmungslosen Spottes dienen würde, wenn sie sich eben überlisten ließ, und daß ihr künftiger Gatte etwas Derartiges beabsichtigte, daran zweifelte sie — von dem Moment an, wo sie ihn gesprochen — keinen Augenblick. — Mary ebenfalls nicht. Owes aber, der Staatsanwalt, der sie gegen Abend besuchte und dem die ganze Sache natürlich ungemein fatal war, weil seine künftige Verwandte dadurch compromittirt wurde — hatte eine lange und sehr ernste Unterredung mit der Tante, bei welcher diese allerdings einige Thränen vergoß, aber doch in der Hauptsache ihm zugestimmt zu haben schien. Er verließ wenigstens das Haus sehr befriedigt und schritt direct nach dem Polizeigebäude hinüber.

Scissors war in der Zeit nicht müßig, sondern ging scharf daran, um alle nöthigen Vorbereitungen zu einer größeren Reise zu treffen, ohne sich dabei auch nur mit einem einzigen unnöthigen Stück zu belästigen. Er hatte Geld, das war die Hauptsache; das Wenige, was er an Wäsche und Kleidern brauchen würde, konnte er sich überall kaufen, und er durfte schon gar kein größeres Gepäckstück an die Landung hinunter schaffen lassen, weil das jedenfalls Verdacht erregt und die Aufmerksamkeit möglicher Lauscher unmittelbar auf ihn gelenkt hätte.

Sip, der Negerbursch, stand indessen draußen am Bluff oder trieb sich dort in der Nachbarschaft herum, damit er ein etwa unterwegs befindliches Dampfboot augenblicklich signalisiren konnte, und der Junge hatte ein Ohr wie ein Maulwurf. Indessen war in Scissors' Haus Alles vorbereitet worden, um die nöthige Täuschung zu erreichen, und wie es nur dunkel genug wurde, um Licht anzuzünden, saß Scissors selber an seinem Pult (während Chalker daneben hinter einer spanischen Wand lag) und schrieb, den Rücken dem Fenster zugedreht, sehr eifrig oder schlug verschiedene um ihn her liegende Bücher auf. Viel rascher, als er gedacht, sollte er aber von dieser gezwungenen Beschäftigung erlöst werden, denn es konnte kaum acht Uhr sein, als Sip in's Zimmer glitt und hastig flüsterte:

„Massa, ein Boot! schnell!"

„Woher?" rief dieser aufspringend.

„Von oben — da braucht's nicht so lange Zeit, um hier zu sein."

„Gut, mein Junge — Du hast Deine Sache brav gemacht. Da sind die versprochenen zehn Dollars für Dich. — Chalker, alter Freund, leb' wohl! Ist die Straße rein, Sip?"

„Kein Mensch draußen, Massa —"

„Sieh noch einmal nach — es darf mich Niemand hinausgehen sehen."

Der Neger kam augenblicklich mit der beruhigenden Versicherung zurück, die Straße läge vollständig öde und todt.

„So nimm Du meinen Platz ein, Chalker."

„Und Du schreibst mir einmal, wenn Du in Sicherheit bist?"

„Gewiß — Du kannst Dich darauf verlassen," erwiderte Scissors, war aber im Stillen fest entschlossen, etwas derartig Albernes gewiß im Leben nicht auszuführen — „und nun nochmals leb' wohl! Tausend Dank für Deine Freundschaft; vielleicht bin ich einmal im Stande, Dir, was Du mir jetzt thust, zu vergelten."

„Mach' daß Du fortkommst," sagte Chalker, „und versäume die Zeit nicht mit Redensarten — ich will schon sehen, daß ich durchkomme. Was weiß ich von der ganzen Geschichte, und was können sie mir anhaben? Apropos, Scissors, durch den langen Aufenthalt hier ist aber meine Kasse etwas sehr in Anspruch genommen worden; ich besitze nicht einmal mehr genug zur Rückreise. Kannst Du mir vielleicht fünfzig Dollars borgen?"

Scissors hatte sich eigentlich gewundert, daß die Anforderung nicht schon früher an ihn gestellt worden; sie war zu natürlich, und er selber auch schon darauf vorbereitet, schien sich nur nicht selber befugt gehalten zu haben, um davon anzufangen.

„Da, alter Freund," sagte er, indem er in die Tasche griff und zehn halbe Adler herausnahm — „die hast Du Dir redlich verdient. Von Borgen wollen wir auch gar nicht reden; ich kriegte sie ohnedies nicht wieder — gebrauch' sie gesund und gedenk manchmal freundlich meiner!"

„Da oben kommen Leute die Straße herunter,“ rief Sip, der draußen aufgepaßt hatte und eben wieder in die Thür sprang.

„Na, dann good bye,“ rief Scissors, nicht gewillt diese abzuwarten, und dem Freund nur noch einmal die Hand drückend, glitt er über die dunkle Straße hinüber, drüben in eine Seitengasse, und eilte dann, so rasch ihn seine Füße trugen, den Bluff hinab. Allerdings traf er hier einige Leute, die theils von den Werftbooten zur Stadt hinaufstiegen oder auch zu dem untern Theil hinabgingen, aber der Mond schien nicht, der Himmel war überdies bezogen und die Luft so dunkel, daß man kaum den etwas helleren Weg unterscheiden konnte, auf dem man hinschritt. Da brauchte er nicht zu fürchten, von irgend Jemandem erkannt zu werden, und erreichte auch das untere Werftboot, an welchem die stromab kommenden Boote gewöhnlich anlegten, ohne Zwischenfall.

Der Dampfer war indeß rasch näher gekommen, da ihm die ziemlich starke Strömung bedeutend forthalf. Schon beschrieb er im Fluß draußen einen Bogen, um von unten her an dem zu dem Zweck befestigten Boot anzulegen. Scissors war aber nicht leichtsinnig genug, sich jetzt schon hinab zu wagen, denn der Böse konnte sein Spiel haben und ihm auf dem beleuchteten Fahrzeug einen Bekannten entgegenführen. Er blieb deshalb im Schatten unter dem Bluff geduldig stehen, bis der fremde Dampfer fest angelegt und, was er löschen wollte, gelöscht, wie auch seine Passagiere an Land gesetzt und andere von Memphis aus an Bord genommen hatte. Jetzt tönte die Glocke wieder, das Zeichen zur Abfahrt, und nun war seine Zeit gekommen. Schon konnte er das Puffen der aufarbeitenden Maschine hören; er wußte, nun wurden die Taue eingenommen, und mit wenigen Sätzen war er auf dem Zwischenboot, lief darüber hin und sprang in das Zwischendeck des Dampfers hinein, wo er sich augenblicklich in der dort zusammen gedrängten Menschenmasse verlor — aber doch nicht so unbemerkt, als er geglaubt.

„Das ist er! Beim Teufel!“ flüsterte eine Stimme einer neben ihm stehenden Gestalt zu. — „Springen Sie, Mr. Owens — es hilft nichts!“ — und ohne sich auch nur einen

Moment zu besinnen, setzte Jener auf das indessen schon abgestoßene Boot hinüber. Sein Begleiter folgte ihm eben so resolut, kümmerte sich aber gar nicht um den Verfolgten, sondern eilte, so rasch ihn seine Füße trugen, durch den Maschinenraum nach vorn und die kleine Treppe hinauf, die zu der obern Kajüte führte.

„Wo ist der Capitain?" rief er in höchster Aufregung, „rasch, ich muß ihn sprechen!"

„Was wünschen Sie, Sir!" sagte dieser, der gerade vorn auf dem Ausbau stand und den Lauf des Bootes beobachtete.

„Sind Sie der Capitain?"

„Der bin ich!"

„So legen Sie Ihr Boot am obern Werftboot wieder an. Es hat sich eben ein entsprungener Verbrecher hinauf geflüchtet. Ich bin der Staatsanwalt und habe Polizei unten im Boot."

„Alle Teufel!" rief der Capitain — „und weshalb sind Sie da nicht früher gekommen?"

„Er sprang an Bord, wie Sie abstießen."

„Hm — Sie sind der Staatsanwalt?"

„Hier sind meine Papiere."

„Gut, die wollen wir nachher ansehen. Erst müssen wir das Boot halten lassen, damit wir nicht vorbeilaufen," — und ohne weiter ein Wort zu sagen, sprang er hinauf auf das Hurricane-Deck, um dem dort in seinem kleinen Pilothause stehenden Lootsen den Befehl zum Anlegen zu geben. Der fluchte allerdings nicht schlecht, denn er war in der dunkeln Nacht froh gewesen, daß er sein ziemlich großes Boot frei hatte, aber wenn die Polizei einem entflohenen Verbrecher nachsetzte, durfte er sich eben nicht weigern. Die Signalglocke für den Ingenieur wurde gegeben, und gleich darauf neigte sich der Bug etwas nach rechts, während die wieder angeschlagene Glocke das Zeichen gab, daß die Leute am obern Boot beistehen sollten, um die Taue aufzufangen.

„Ihre Papiere jetzt, mein Herr!" sagte der Capitain, als sie durch die vordere Kajüte gingen, wo helle Lampen brannten. Er brauchte auch nicht lange, um sich zu überzeugen, daß der Beamte in seinem Recht war. Er kannte derartige Documente gut genug, denn etwas Aehnliches fiel auf

den Mississippi-Dampfern gar nicht etwa selten vor, und der Ausführung des Verhaftsbefehls stand jetzt weiter nichts im Wege, als die Auffindung des Verbrechers unter den Passagieren, was vielleicht einige Schwierigkeit gehabt hätte, wenn der Polizeibeamte unten weniger auf seinem Posten gewesen wäre.

„Mr. Smith!" rief Owens mit lauter Stimme, als sie das Zwischendeck erreichten.

„Hier, Sir!" antwortete der Mann ebenso. — „Bitte, bemühen Sie sich hierher!"

„Haben Sie ihn?"

„Ja — hier liegt der Gentleman unter der Decke; er hat sich gleich aus dem Weg gedrückt, und ich bin nur neben ihm stehen geblieben."

„Sehr gut, Smith. — Mr. Scissors, dürfte ich Sie vielleicht ersuchen, aufzustehen? Sie müssen da sehr unbequem liegen." — Keine Antwort. — „Mr. Scissors, Sie wollen uns doch nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzen, Gewalt zu brauchen — Sie sind mein Gefangener — bitte, kommen Sie ruhig mit. Das Verstecken-Spielen hilft Ihnen doch nichts mehr."

„Das ist mein gewöhnliches Pech," brummte Scissors, während er die Decke abwarf und einen dichtgedrängten Kreis von Menschen um sich her erblickte.

„Sind Sie bereit, gutwillig mitzugehen?"

„— Ja," sagte Scissors — „ich sehe keinen andern Ausweg, möchte aber in der That wissen, wer Ihnen das Recht —"

„Bst," unterbrach ihn der Staatsanwalt freundlich — „wir arrangiren das Alles an Land, denn wir dürfen die Herrschaften hier nicht in ihrer Reise aufhalten. Wären Sie wohl so freundlich, Gentlemen, uns ein klein wenig Raum zu geben?"

„Ja wohl, Squire!" riefen die Leute bereitwillig — „war nur gut, daß Sie den Vogel noch erwischt haben; die kommen doch nur auf die Boote, um zu stehlen. Sollten ihm eigentlich erst ein paar Eimer Wasser über den Kopf gießen — oder ihn einmal an einem Tau unterducken. — Eine Tracht Prügel würde ihm keinenfalls schaden."

Aehnliche Ausrufe wurden von verschiedenen Seiten laut, und Scissors merkte bald, daß es für ihn weit besser sei, rasch zu folgen, als sich hier noch größeren Unannehmlichkeiten auszusetzen.

„Mr. Owens, lassen Sie uns an Land. Ich werde Sie begleiten.“

„Sehr freundlich von Ihnen — gute Nacht, Capitain — besten Dank!“

„Ich denke, wir haben uns gegenseitig einen Dienst geleistet,“ rief der Capitain des Dampfers — „werft die Taue da draußen wieder los. Go ahead!“

Dicht am Zwischendeck lag das Boot am Warft boat an — sie befanden sich mit wenigen Schritten auf demselben und stiegen dann schweigend eine Strecke lang die Uferbank hinauf, während der Dampfer schon wieder gewendet hatte und stromab ging.

„Und was wollen Sie jetzt mit mir beginnen, Mr. Owens? Ist das eine Ursache, um einen Mann in's Gefängniß zu werfen?“

„Vor der Hand ist von einem Gefängniß noch gar keine Rede, Mr. Scissors,“ sagte der Staatsanwalt artig, „denn sie können sich wohl denken, daß mir selber daran liegt, die Sache, meiner künftigen Verwandtschaft wegen, auf privatem Wege zu ordnen.“

„Dann hatten Sie aber kein Recht, mich officiell gefangen zu nehmen.“

„Dafür können Sie mir nur dankbar sein, und es steht Ihnen überdies später frei, sich deshalb über mich zu beklagen. Vor der Hand wollen wir einen, freilich etwas späten Besuch bei Miß Croß abstatten.“

„Jetzt noch? — Heut Abend?“ rief Scissors erschreckt.

„Die Zeit drängt; ich habe aber schon eben einen kleinen Jungen vorangeschickt, der uns anmeldet, und darf auch wohl mit Recht vermuthen, daß Sie die ganze — Ausstattung bei sich tragen?“

Scissors schwieg — endlich sagte er: „Und was verlangen Sie von mir?“

„Wir besprechen das oben; gedulden Sie sich nur ein

klein wenig. Ich denke, wir lösen die Sache zu allseitiger Zufriedenheit."

Damit war die Unterhaltung abgebrochen, und Beide stiegen lautlos neben einander den ziemlich steilen Hang hinan, bis sie endlich Miß Croß' Haus erreichten und allerdings auch wohl, der Anmeldung nach, erwartet wurden, aber doch noch ein wenig warten mußten, weil die Dame in der Geschwindigkeit die für nöthig erachtete Toilette noch nicht beendet hatte. Endlich erschien sie, aber allem Anschein nach sehr erstaunt über die Störung, und frug, was ihr die Ehre eines so späten Besuches verschaffe. Mr. Scissors habe sie doch selber erst auf morgen früh um eine Unterredung gebeten.

„Meine liebe Miß Croß," nahm da Owens das Wort — „Sie wissen, was wir schon besprochen und um was ich Sie gebeten habe, und es freut mich Ihnen mittheilen zu können, daß Mr. Scissors mit Vergnügen — oder wenigstens mit lobenswerther Bereitwilligkeit, um Ihren Gefühlen Rechnung zu tragen, auf den Vorschlag eingeht."

Scissors sah den Staatsanwalt erstaunt an, dieser aber fuhr ruhig, als ob er von einer abgemachten Sache spräche, fort, ohne dabei aber auch ein Wort davon zu erwähnen, daß er den Flüchtigen eben erst aus seinem Versteck an Bord herausgeholt habe:

„Daß Sie sich den Scherz mit dem Loos machten, Miß Croß, kann Ihnen Niemand verdenken; andere Damen haben das Nämliche gethan; daß aber in Ihren Jahren eine auf solche Art zusammengebrachte Ehe mit einem weit jüngeren Manne nur in Leid und Trübsal enden könnte, liegt auf der Hand, Mary selber würde unglücklich darüber sein."

„Aber ich hoffe doch," sagte die Dame gereizt, „daß ich einem so jungen Ding keine Rechenschaft über meine Handlungen schuldig bin."

„Gewiß nicht," lenkte der Staatsanwalt ein — „aber Sie haben mich ja doch selber oft und oft versichert, daß es Ihnen nur um den Geldgewinnst zu thun wäre, und Sie gar nicht daran dächten, den Ausloser zu heirathen."

„Das habe ich in der That," versicherte Miß Croß mit Würde, „nur in dem Fall, daß er selber —"

„Nun sehen Sie wohl. Er selber tritt freiwillig zurück und überläßt Ihnen das ganze Capital mit Ausnahme von zweitausend Dollars, die er für seine Resignation erhält."

„Aber, Mr. Owens," rief Scissors, der jetzt wohl merkte, daß er noch ganz gut wegkam, wenn er sich mit einer Theilung des Capitals begnügte, über die zweitausend Dollars aber doch erschrak — „das Capital beträgt zehntausend — ich sprach von der Hälfte."

„Bitte, mein lieber Herr," erwiderte aber der Staatsanwalt freundlich, „der Gewinn des Looses vergiebt — wie Sie hier aus Ihrer eigenen Anzeige sehen können — nicht allein Ihre Hand, sondern auch das ganze Capital an die Dame, welche das betreffende Loos gezogen."

„Aber der Sinn ist ein ganz anderer," rief Scissors.

„Das bedauere ich; es wurde dann schlecht stylisirt; das Gericht hält sich aber an die Fassung, und die sagt klar und deutlich, daß die gewinnende Dame Sie und die zehntausend Dollars erhält. Gerade dieser verlockenden Form hatten Sie auch den günstigen Erfolg zu danken, und wären Sie wirklich eine eheliche Verbindung mit Miß Croß eingegangen, so könnten Sie sich darauf verlassen, daß Sie nie das Capital in Händen behalten durften, dafür würde ich schon gesorgt haben. Das Capital wäre für die Frau sicher gestellt, und Ihnen würde nichts als die Mitbenutzung der Zinsen geblieben sein."

„Also ich bekomme achttausend Dollars."

„Fünf, mein verehrtes Fräulein," rief Scissors, dem der klare Angstschweiß schon auf der Stirn stand.

„Sie bekommen achttausend Dollars," versicherte aber ruhig der Staatsanwalt — „denn außer den zehn ist Ihnen, Mr. Scissors, für mehr abgesetzte Loose, trotz der Kosten, noch ein bedeutender Ueberschuß geblieben. Davon wollen wir aber nicht reden," wehrte er ab, als Scissors dem widersprechen wollte. „Sie, mein verehrter Herr, haben jetzt die Wahl — entweder Sie nehmen zweitausend Dollars — immer ein ganz hübsches Capital für einen unternehmenden Mann in Amerika — oder Miß Croß hält Sie beim Wort, und daß

ich sie dann unterstützen werde, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen."

Mr. Scissors warf einen Blick auf Miß Croß — das Lampenlicht war aber dem Ausdruck ihrer Züge nicht günstig — es legten sich zu viele Schatten darüber, und ihre Gestalt in dem leichten Ueberwurf —

„Und alles Andere ist dann erledigt?" frug er den Staatsanwalt.

„Alles," erwiderte dieser — „wir werden sehr bedauern, daß Sie Memphis so rasch verlassen wollen, aber — lieber Gott, in unserem bewegten Land muß man sich ja daran gewöhnen, angenehme Bekanntschaften zu machen und sie wieder zu verlieren. Wir können doch die Geldsache gleich erledigen?"

Scissors seufzte recht aus tiefster Brust, aber er sah auch ein, daß ihm keine andere Wahl blieb; denn diese Dame zu heirathen und zugleich das Gespött von ganz Memphis zu bleiben, da der Polizeidiener unter keiner Bedingung geschwiegen hätte, war eben so undenkbar. Er holte sein außerordentlich wohlgefülltes Portefeuille aus der Tasche und zählte die verlangte Summe in Werthpapieren auf den Tisch, die der Staatsanwalt genau prüfte. Sie befanden sich jedoch in guter Ordnung, denn Scissors hatte selber dafür gesorgt — freilich zu einem andern Zweck. Der Staatsanwalt legte sie zusammen und überreichte sie Mary's Tante.

„Sie entlassen also Mr. Scissors von jeder Verbindlichkeit gegen sich selber?" sagte er feierlich.

„Ich entlasse ihn," erwiderte Miß Croß würdevoll — aber auch mit einem kaum unterdrückten Seufzer.

„Gut — dann brauchen wir kein weiteres Document," sagte der Staatsanwalt — „ich genüge als Zeuge, und ein Papier in dieser delicaten Sache könnte einmal in unrechte Hände fallen. Mr. Scissors, ich wünsche Ihnen eine recht angenehme Reise."

Scissors biß die Zähne auf einander. „Und wie soll ich jetzt fortkommen?" sagte er.

„Ich werde Ihnen selber Leute mitgeben, um Sie beim Packen zu unterstützen. — Ihre Abreise braucht nicht geheim

gehalten zu werden," sagte Owens — „im Gegentheil würde das nur zu übler Nachrede über Miß Croß führen."

„Ich danke Ihnen, Mr. Owens," sagte Scissors, der aber jetzt auch ärgerlich wurde — „ich werde mir meinen Koffer doch hoffentlich nicht von der Polizei packen lassen sollen, als ob ich mit Zwangspaß über die Grenze gebracht würde. — Miß Croß, ich wünsche Ihnen einen angenehmen Abend. Es ist möglich, daß ich mein Glück von mir stoße, aber — vor der Hand glaube ich doch, daß ich die achttausend Dollars ganz vernünftig angelegt habe. — Empfehle mich allerseits."

Wie er sich rasch umwandte, sah er, daß sich an einem kleinen, in der Thür befindlichen Fenster die Gardine bewegte und allem Anschein nach etwas hastig wieder heruntergelassen wurde. Es gab ihm einen Stich durch's Herz — das war Mary — sie hatte gehorcht. — Aber nun litt es ihn auch nicht länger im Haus. Daß sie dort hinter der Thür über ihn lachte, war unzweifelhaft, und in Groll und Haß gegen das ganze weibliche Geschlecht stürmte er die Treppe hinab.

Wen er noch überraschte, war Chalker, der es sich in seiner Wohnung schon ganz bequem gemacht und besonders einen Theil Bücher eingepackt hatte, um sie mitzunehmen.

„Scissors! Menschenkind, wo kommst Du her?"

„Aus der Presse, Chalker, erwiderte düster der Freund — „ich — hatte mir die Sache anders überlegt."

„Haben sie Dich erwischt?"

„Nein," log Scissors — „mein Gewissen ließ es nicht zu. Ich — bin zu Miß Croß hinauf gegangen und habe mich mit ihr arrangirt. Sie hat Abstandsgeld genommen, und ich brauche jetzt nicht wie ein Verbrecher auszureißen."

„Und Du willst hier bleiben?"

„Nein," sagte Scissors — „ich nehme Deinen früheren Vorschlag an und gehe mit Dir nach Vicksburg."

Chalker sah ihn mißtrauisch an. Scissors kam ihm so merkwürdig verstört vor, und daß irgend etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse, blieb außer Frage, aber auch eben so gewiß, daß er den Freund — wenigstens jetzt — nicht zum Reden bringen konnte, wenn der eben schweigen wollte. Uebrigens ging er sehr erfreut auf Scissors' Zusage ein, von

dessen Hülfe er sich einen nicht unbedeutenden Erfolg versprach, und Sip, der mit offenem Mund in der Thür stehen blieb, als er seinen Herrn wieder erblickte, wurde augenblicklich abgesandt, um Kisten herbei zu schaffen und jetzt Scissors' sämmtliches Eigenthum einzupacken.

Erst gegen Morgen wurden sie damit fertig und warfen sich erschöpft auf ihr Lager. Sip wurde indeß beordert, die Kisten mit Tagesgrauen an die Landung schaffen zu lassen, und als gegen zehn Uhr Morgens ein Boot den Strom herabkam, eilten die beiden Freunde rasch hinunter zum Ufer, um dasselbe zu benutzen.

Was Scissors aber gefürchtet, geschah in der That, denn unten an der Landung fanden sie schon den unermüdlichen Staatsanwalt, der dort möglicher Weise die ganze Nacht verbracht hatte. Ein paar Freunde begleiteten ihn sogar.

„Nun, lieber Scissors, reisefertig?" rief er ihn an, „famoses Wetter zur Fahrt! Ich soll Ihnen auch noch Grüße von Miß Croß bringen. Sie wäre gern selber herunter gekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen."

„Das hätte noch gefehlt," dachte Scissors, sagte aber kein Wort weiter, sondern ließ Alles über sich ergehen — das Boot mußte ja auch gleich eintreffen. Er lud sogar die Herren ein, unten an der Bar noch ein Glas mit ihm zu trinken, was bereitwilligst angenommen wurde, bis das Boot endlich anlegte und die Freunde, nachdem sie ihr Gepäck hinüber geschafft, an Bord springen konnten. Des Händeschüttelns war dabei kein Ende. Wie sich aber der Bug des Dampfers wieder vom Land abwandte und in den Strom hinaushielt, stieg Scissors mit dem Freund auf das Hurricane-Deck hinauf, und noch einen letzten Blick nach Memphis hinüber wendend, sagte er, seinen Arm in den Chalker's legend:

„Hol' das ganze Memphis der Teufel — und mich dazu, wenn ich je wieder eine Privat-Lotterie arrangire!"

In der Büffelhaut.

Es war im Spätherbst eines der dreißiger Jahre, als eine kleine Jagdgesellschaft aus den Ozarkgebirgen in Nordamerika nach Westen zu in die Ebene stieg, um dort einmal eine Büffeljagd zu halten, denn in den Gebirgen selber fanden sie nur außerordentlich wenig Wild, und mit welch' großen Jagderwartungen waren sie doch aus den östlichen Staaten hierherüber gekommen. Es gab wohl noch Bären dort, und ihre Fährten und Zeichen ließen sich an manchen Orten im Walde erkennen, aber wie mühsam stellte sich die Jagd nach ihnen heraus, und mit ihren Pferden konnten sie wenig oder gar nichts ausrichten; die Berge zeigten sich zu schroff und hoch. Hirsche trafen sie nur selten; nur dann und wann vielleicht einmal einen wilden Truthahn, an dem sie eben ihr Leben fristen konnten.

Deshalb waren sie aber nicht den weiten Weg hier nach Westen geritten, und nach einigen sehr beschwerlichen Wochen beschlossen sie deshalb einstimmig, in das Indianische Territorium*) vorzudringen und zu sehen, ob sie dort bessere Geschäfte machen könnten.

Allerdings gehörte dieser Jagdgrund einem indianischen

---

*) Indianisches Territorium wird der District genannt, der den aus den östlichen Staaten vertriebenen Indianern von der Regierung zu ihren bleibenden Wohnplätzen angewiesen worden.

Stamm, den Rappahus und man wußte, daß es die Eingeborenen nicht gern sahen, wenn sich weiße Jäger in ihrem Revier blicken ließen — waren sie doch auch gerade von den Weißen immer schlecht genug behandelt worden. Aber unsere Jäger dachten ihnen schon zu entgehen; war die Prairie doch auch weit, und sie hofften deshalb ihren Zweck unbelästigt erreichen zu können. Kamen ihnen die Indianer aber wirklich in den Weg, ei, dann waren sie eben fünf gut bewaffnete Schützen mit ihren langen Büchsen und großen schweren Jagdmessern, und brauchten deshalb wenigstens nichts für ihre Sicherheit zu fürchten.

Allerdings war der Herbst schon ein wenig weit vorgerückt, aber jenes wunderbar schöne Wetter, das gerade in diesem Theile der Welt bis weit in den Winter hinein reicht und eigenthümlicher Weise „Indianischer Sommer" genannt wird, spannte seinen blauen Himmel über die Ebene, und die Jäger durften sich eine gute Zeit versprechen.

Ehe sie die eigentliche Prairie erreichten, und noch gewissermaßen in den Vorhügeln oder Ausläufern des Ozarkgebirges, erreichten sie die Niederlassung eines alten Deutschen, der sich hier hauptsächlich mit Viehzucht und Weinbau beschäftigte, und besonders eine weiße wilde Rebe angepflanzt hatte, die sich weiß nur an diesem einzigen Punkte von ganz Nordamerika wild vorfand und von welcher er sich für die Zukunft bedeutenden Nutzen versprach. Der Alte nahm sie gastlich auf, schüttelte aber sehr bedenklich den Kopf, als er hörte, daß sie in das Indianische Territorium hinein wollten, denn dort, meinte er, wäre erstens sehr wenig Wild, weil die Indianer den ganzen Tag auf der Jagd liegen, und dann befänden sich die Rappahus gerade jetzt in einer sehr gereizten Stimmung gegen die Weißen, da vor nicht langer Zeit ein paar von ihnen oben in Missouri jagen gewesen und von den dortigen Ansiedlern aus dem Staate gejagt wären. Ja zweien von ihnen hätte man sogar die Büchsen weggenommen, und wenn sie jetzt Weiße auf ihrem Terrain entdeckten, so sei Zehn gegen Eins zu wetten, daß sie Vergeltungsrecht üben würden.

Das schien allerdings möglich, ja sogar wahrscheinlich, aber noch lange nicht hinreichend, um die fünf kräftigen Jäger

von einem derartigen Versuche abzuschrecken. Am Leben selber durften sie die Indianer doch nicht beschädigen — so glaubten sie wenigstens — und gegen alles Weitere wollten sie sich schon selber schützen, wenn es nur Wild gab — wenn sie nur eine Heerde Büffel antrafen und eine gute Jagd machen konnten.

So sattelten sie denn auch am nächsten Morgen lachend und plaudernd ihre Pferde und trabten lustig in das gerade dort gar wunderschöne Land hinein.

Jener Theil Amerikas, den wirkliche Einwanderer damals eigentlich gar nicht betraten, weil er ihnen nicht allein zu weit aus dem Wege lag, sondern weil auch überhaupt mit dort keine ordentliche Verbindung über die Gebirge hinweg bestand, war in der That einer der schönsten des ganzen Landes, und da, wo die Berge zu Thal laufen, sollte man manchmal wirklich glauben, die Kunst hätte mehr gethan als die Natur, um über die niederen Hügel so malerisch kleine Wiesenflächen und schattige Bosquets zu vertheilen. Man ritt wie in einem durch Menschenhand angelegten riesigen Park; klare prachtvolle Quellen rieselten hindurch, und muntere Schwärme einer kleinen Papageienart, der sogenannten Perroquets, die auch noch viel weiter nach Norden vorkommen, strichen schreiend durch die Luft.

Aber kein Wild war zu sehen; kein einziger Hirsch kreuzte auf dem ganzen langen Ritt ihren Pfad, und nicht einmal im Wege fanden sie Fährten irgend welcher Art, die eines Fuchses vielleicht ausgenommen, der sich in der Nachbarschaft herumtrieb. Es ließ sich das aber auch leicht erklären, denn gerade dieses Terrain, das unmittelbar an das Indianische Territorium stieß, ja zum Theil noch dazu gehörte, war von beiden Theilen, von Weißen wie Indianern, zu oft durchstreift und bejagt worden, als dem armen Wilde Ruhe zu gönnen, sich wieder zu erholen. Früher ja, da hatte der Büffel und Elk (wapiti, Riesenhirsch) hier in förmlichen Rudeln gehaust, und es muß ein gar wunderbar schönes Bürschen gewesen sein in diesen herrlichen Wäldern und Triften. Das war vorbei, und die Wildniß leer geworden von den prächtigen Thieren, denen sie früher Nahrung gegeben. Unsere Jäger

hielten sich deshalb hier auch nicht lange auf, sondern trabten scharf aus, um bald einen besseren Boden für ihren Zweck zu erreichen, verließen nun aber auch die schon viel von Indianern und weißen Händlern begangene Straße, um mit keinem der ersteren früher als irgend nöthig zusammen zu treffen. Zu diesem Zweck bogen sie links in ein anderes Thal ein und folgten diesem weiter nach Südwesten, bis sie endlich die Prairie vor sich sahen, die sich gen Westen zum Fuße der Felsengebirge ausdehnt und von da an selbst keinen einzelnen Hügel mehr zeigt. Gebüsch stand allerdings noch hier und da; auch kleine Wälder lagen zerstreut darin umher, aber nur wie Inseln in einem endlosen Meer, mit dem die Prairie selber dadurch Aehnlichkeit hatte, daß das hohe Gras, wenn es vom Winde bewegt wurde, genau so wogte wie die offene See.

Von jetzt ab wurde ihr Ritt interessant, denn sie hatten nicht allein nach Wild, sondern auch nach Indianern auszuschauen, und kreuzten hier überall ihre Pfade, welche sie durch die Steppe gezogen; ja gegen Abend konnten sie sogar, auf einem etwas höher gelegenen Punkte, ein indianisches Dorf erkennen, von dem ihnen die vor den Zelten brennenden Feuer hell entgegen blinkten. Da sie übrigens nicht wußten, welche Aufnahme sie dort finden würden, zogen sie es vor, still vorbei- und einem kleinen Dickicht zuzureiten, das sie vor sich, etwas zu ihrer Linken, bemerkten. In dessen Schutz durften sie auch ein Feuer anzünden und dabei lagern, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, von ihren Nachbarn bemerkt und gestört zu werden.

Zu kochen hatten sie freilich nichts, denn ihre einzigen Lebensmittel bestanden in einigen Streifen getrockneten Hirschfleisches, das sie, in ihre wollenen Decken gewickelt, bei sich trugen. Sie machten dort auch keine lange Rast, denn da der Mond hell am Himmel stand, brachen sie, wie sich nur ihre Pferde sattgefressen und etwas ausgeruht hatten, bald nach Mitternacht schon wieder auf und ließen das Dorf der Wilden bald weit hinter sich.

So kreuzten sie die eigentliche Niederlassung der Rappahus, ohne einem einzigen Indianer zu begegnen, und brauchten hier

draußen in der weiten Prairie weit weniger zu fürchten, mit ihnen zusammen zu treffen.

Uebrigens fanden sie auch hier entsetzlich wenig Wild, denn die Eingeborenen lebten ja selber nur von der Jagd und lagen das ganze Jahr draußen, achteten auch keine Schonzeit des Wildes und schossen, was sie nur eben bekommen konnten. Gegen Abend waren sie allerdings glücklich genug, ein Wildkalb anzutreffen, das Einer von ihnen erlegte; sie hätten sonst hungrig zu Bett gehen müssen. Vorsichtiger Weise brieten sie auch, was sie nicht verzehren konnten, um es für den nächsten Tag aufzusparen, und sie brauchten es nothwendig, denn an dem Tage fiel kein Schuß. Uebrigens fanden sie die Spuren einiger Büffel, und jetzt war auch die eigentliche Jagdzeit für diese Thiere, denn im Herbst ziehen sie sich, der Haupttrupp in zahllosen Heerden, von Norden nach Süden hinab, in die wärmer gelegenen Prairien, während einzelne kleine Rudel, ja auch einzelne Stück zuweilen seitab streichen. Begegneten sie aber einem solchen Zuge, dann konnten sie auch sicher sein, eine gute Jagd zu machen.

Freilich zogen sich die Indianer in der Jagdzeit weiter in die Prairie hinein, und einzelne wilde Stämme, wie z. B. die Shyennes, begleiteten die Büffelheerden das ganze Jahr und schlugen dort ihre Zeltdörfer auf, wo die mächtigen Thiere entweder ihren Winter- oder ihren Sommer-Aufenthalt nahmen. Aber das machte den Amerikanern wenig Sorge; sie kannten vielleicht die Gefahr, die ihnen drohte, nicht einmal, oder wenn so, achteten sie ihrer nicht und drangen weiter und weiter in die Wildniß vor.

Am fünften Tage wurde ihnen die Sache aber doch bedenklich, denn sie hatten schon am Morgen vorher ihre letzten Lebensmittel verzehrt und seit der Zeit keinen Bissen über die Lippen gebracht. Dabei schien die Steppe vollkommen leer von Wild zu sein. Antilopen sahen sie allerdings dann und wann in ganzen Trupps, aber es zeigte sich stets unmöglich, an sie an zu bürschen, so scheu waren die Thiere, und sie fingen schon an, ganz ernstlich zu berathen, ob es nicht doch wohl an der Zeit wäre, an den Rückweg zu denken. Hatten sie sich doch auch, nur ihre Jagd im Kopf, schon viel weiter

nach Westen hinüber gezogen, als es anfangs in ihrer Absicht gelegen; ja sie wußten jetzt nicht einmal, wie nahe sie sich den Jagdgründen feindlicher Indianer befanden, und denen zu begegnen, wäre wahrlich nicht rathsam gewesen.

Ein kurzer Kriegsrath wurde gehalten, und man kam zuletzt überein, allerdings nicht die eben verfolgte Bahn wieder zu durchmessen, denn dort gab es kein Wild, aber doch wenigstens eine Strecke nach Süden hinab zu reiten und nachher einen östlichen Lauf zu nehmen. Trafen sie später auf Indianer, so waren es die jedenfalls weit mehr befreundeten Chocktaws und Cherokesen, von denen sie weniger zu fürchten hatten.

Sie hielten sich auch nicht lange bei ihrer Berathung auf, denn Hunger thut weh, und sie hatten keine Aussicht, so weit das Auge reichte, auch nur ein Mittagessen für den heutigen Tag zu bekommen. Die Richtung, die sie jetzt einschlugen, brachte auch keine Veränderung in die Scenerie — eine wilde, baumlose Ebene lag um sie her, so weit das Auge reichte, und nur die Sonne hatten sie zum Wegweiser, um die jetzt eingeschlagene Richtung beizubehalten.

Das Wetter war noch immer klar und der Himmel vollkommen rein, aber der Wind hatte sich etwas gedreht und kam von Nordwesten; es schien auch merklich kälter zu werden, als es bis jetzt gewesen, und schon heute Morgen lag ein leichter Reif auf der Prairie.

Wie sie so still und in mürrischem Schweigen vorwärts ritten, denn Jeder war mit seinen eigenen, eben nicht freundlichen Gedanken beschäftigt und knurrte innerlich, so laut wie sein eigener Magen, zügelte Einer von ihnen, Konwell, der Aelteste, plötzlich sein Pferd ein und sagte, nach vorn deutend:

„Was ist denn das eigentlich da vor uns? — Den dunkeln Punkt mein' ich, da oben auf jener Anschwellung des Bodens."

„Was soll's sein," brummte der neben ihm reitende Rawlins, „irgend eine kleine Gruppe verbrannter Büsche, gerade wie die war, die wir gestern passirten."

„Aber ich hätte eben darauf schwören wollen," sagte Konwell wieder, „daß sich dort etwas bewege. Wir wollen doch lieber

etwas vorsichtiger anreiten: möglicher Weise, daß dort ein Hirsch steckt.“

„Das wär' recht,“ stöhnte Turner, eine kleine, dicke Gestalt, der auch bis jetzt am meisten über Hunger geklagt und ihren Jagdzug verwünscht hatte. „Lange halt' ich's wahrlich nicht mehr aus, und meinen Riemen hab' ich schon so fest um den Leib geschnallt, daß ich wie eine Wespe aussehen muß.“

„Ja, eine schöne Wespe,“ knurrte Connor, der ebenfalls herangekommen war und aufmerksam nach der bezeichneten Stelle hinübersah; „wie eine Hummel, das wollt' ich noch eher gelten lassen. Aber beim Himmel!“ rief er plötzlich aus. „Konwell hat Recht — dort bewegt sich in der That etwas und das — das sind auch keine Büsche.“

„Das sind Büffel! Bei Allem, was da lebt!“ rief Brinks, der Fünfte der Schaar. „Büffel, die sich dort, vom Fressen satt, niedergethan haben. — Seht nur, der eine ist aufgestanden. Die Bestien können uns doch noch nicht gewittert haben!“

„Da trennen sie sich! Es sind Büffel,“ jubelte aber auch jetzt Konwell, „ein kleiner Trupp von vielleicht zehn oder zwölf Stück. Aber gewittert können sie uns kaum haben, obgleich der Wind nicht besonders günstig ist. Kinder, jetzt heißt es vorsichtig sein, denn machen wir die vor der Zeit scheu, so dürfen wir heut Abend wieder hungrig zu Bett gehen, und es bleibt uns nachher nichts Anderes übrig, als eins von unseren Pferden zu schlachten.“

„Das hätten wir zu Hause bequemer haben können,“ brummte Turner; „aber die Canaillen wittern uns richtig — jetzt stehen sie alle auf, und sobald wir uns wieder von der Stelle bewegen, machen sie sich auf die Hacken.“

„Ich glaube nicht!“ sagte Konwell. „Sie sind doch wahrscheinlich seit heute Morgen in Ruhe, und nur eben wieder aufgestanden, um eine frische Mahlzeit zu nehmen.“

„Ich wollte, das könnte ich von mir auch sagen!“ stöhnte Turner; „aber so viel ist sicher, wenn wir hier halten bleiben, bekommen wir keins von den delicaten Beefsteaks, die dort

oben herumlaufen, und ich dächte doch, wir gingen je eher desto besser an die Arbeit."

Konwell hatte indessen das Terrain mit den Augen überflogen und durch den emporgehaltenen Finger den genauen Stand des Wildes geprüft. Er schien seinen Plan entworfen zu haben, und da er der Einzige von Allen war, der überhaupt schon nach Büffeln gejagt, so verstand es sich von selbst, daß er die Anordnung der Jagd übernahm.

„Ihr, Turner und Brinks, haltet Euch nach rechts," sagte er, „etwa so, daß Ihr die Sonne gerade auf Euren linken Steigbügel bekommt. Rückt auch nicht zu rasch vorwärts, denn da Ihr das Rudel unter dem Wind passiren müßt, werden sie vielleicht auf Euch aufmerksam. Merkt Ihr das, so schneidet noch mehr nach Westen hinüber, als ob Ihr weit an ihnen vorbei wolltet; wir Drei jagen indessen, was unsere Pferde laufen können, in einem Bogen um sie her und suchen ihnen näher zu kommen. Sind wir dann in der richtigen Entfernung, oder geben sie auch selbst früher Fersengeld, so brechen wir auf sie ein, und es muß sich dann zeigen, wer rascher laufen kann. Sobald Ihr übrigens seht, daß sie flüchtig werden, so haltet Euch ebenfalls nicht mehr auf und sucht ihnen den Weg abzuschneiden."

„Ich wollte, ich könnte mir erst ein Rippenstück abschneiden, das wäre mir lieber," brummte Turner; „aber meinetwegen, unsere Pferde werden wenigstens ordentlich laufen können, denn ich glaube, ich wiege keine achtzig Pfund mehr."

„Ei, so lüg' Du und der Teufel!" lachte Rawlins, aber Konwell rief:

„Fort mit Euch, fort! Wir dürfen keinen Augenblick mehr versäumen. Eure Büchsen sind doch im Stande?"

„Na, ich sollte denken."

„Gut! — und nicht leichtsinnig geschossen, denn jede Kugel muß treffen, oder wir werden auf Pferdefleisch gesetzt."

„Da sitzen wir jetzt schon!" rief Turner. Brinks aber hatte seinem Thier schon die Sporen gegeben, und der kleine verdrießliche Bursche mußte eilen, daß er hinter ihm drein kam.

Jetzt begann die Jagd, denn die Männer hatten ganz recht gesehen; es war in der That einer jener kleinen vereinzelten

Büffeltrupps, die sich oft von dem großen Schwarm abschlagen, oder auch manchmal durch eine Indianer-Horde abgeschnitten und in die Weite gejagt werden. Die Thiere schienen keine Ahnung von der ihnen drohenden Gefahr zu haben, denn sie weideten ganz ruhig auf einer jener wellenförmigen Erhöhungen in der Prairie und achteten gar nicht auf das, was nur in einiger Entfernung von ihnen vorging.

Da trug ihnen plötzlich der Wind die fremde Witterung zu, denn Turner und Brinks waren jetzt auf eine Stelle gekommen, wo der Luftzug gerade von ihnen nach dem Wild hinüberstrich, und rasch und scheu warfen sie die dicken Köpfe empor, um die volle Strömung des Windes einzuziehen. Das dauerte auch gar nicht lange. Der scharfe Geruchssinn der Thiere ließ sie bald die drohende Gefahr erkennen, und da sie den gemachten Weg nicht zurück wollten, denn ihre Bahn lag jetzt nach Süden, so versuchten sie in wenigstens südöstlicher Richtung auszubrechen.

Dort aber näherten sie sich mehr und mehr den schon auf sie lauernden Jägern, und als sie die endlich ebenfalls bemerkten, war es zu spät, ihren flüchtigen Pferden noch zu entkommen.

Rawlins und Connor wollten allerdings gleich gegen sie vorbrechen; Konwell hielt sie aber noch zurück, und erst wie er gewiß wußte, daß sie ihnen nicht mehr näher kommen würden, gab er das Zeichen. „Jetzt vorwärts!" Ihren Thieren die Hacken in die Seiten bohrend, sprengten sie nach vorn, und nun begann die Hetze, an der die Pferde selbst lebhaften Antheil nahmen.

Es ist nämlich merkwürdig, wie sehr sich ein altes Jagdpferd für die Verfolgung des Wildes interessirt, und nicht allein, wenn es dasselbe sehen kann, nein, selbst im Walde drin, nur nach dem Laut, den die Hunde geben, schneiden sie aus eigener Ueberlegung den Weg ab, sobald sie merken, daß das verfolgte Wild einen Bogen schlägt, so daß sich der Jäger gar nicht mit ihrer Lenkung zu befassen hat.

Wie vielmehr nun hier, wo sie die plumpen Gestalten der davonrennenden Büffel deutlich erkennen konnten, und deshalb erst einmal im Gang, ließen ihnen die Jäger auch ruhig die

Zügel und konnten sich einzig und allein mit ihrer Waffe, der langen Büchse, beschäftigen.

So plump so ein Büffel aber auch aussieht, so rasch kommt er doch auf der Flucht von der Stelle, denn schon sein eigenes Gewicht, erst einmal in Gang gebracht, wie sein langer Körper treiben ihn vorwärts. Die Pferde gewannen aber trotzdem an dem Trupp, und je näher sie kamen, desto hitziger wurden sie auch in der Verfolgung, so daß die Reiter sie wahrlich nicht mehr anzutreiben brauchten. Konwell's altes Jagdpferd besonders ging ordentlich mit ihm durch und war den anderen bald wohl um einen halben Büchsenschuß voraus.

Also gedrängt, wandten sich die gehetzten Thiere aber jetzt auch wieder mehr nach Südwesten, bis sie entdeckten, daß in dieser Richtung die beiden anderen Jäger ihnen ebenfalls den Weg abzuschneiden suchten. Durch die veränderte Richtung rückten die Verfolger aber immer näher zusammen, und Konwell besonders war indessen schon so nahe gekommen, daß er auf den Trupp hätte feuern können. Einmal aber sah er sich gar nicht im Stande, sein Pferd einzuzügeln, und dann wollte er auch nicht so auf's Gerathewohl seine Büchse abschießen, da es nicht möglich gewesen wäre, sie wieder frisch zu laden. Nein, sicher treffen mußte er, und, um das zu können, auch in die unmittelbare Nähe des Wildes kommen. Uebrigens wußte er aus Erfahrung, daß es ihm nichts helfen würde, den Thieren den Weg abzuschneiden. Von der jetzt genommenen Richtung hätten sie sich nie mehr abschrecken lassen, sondern Alles zu Boden gerannt, was sich ihnen in die Bahn stellte. Nur an ihrer Seite hingaloppiren konnte er, denn eben so wenig dachte eins der Thiere daran, sich umzudrehen und gegen ihn zu wenden. Aber er lenkte sein Pferd nun an die rechte Seite des Trupps, um nach links hinüber bequemer schießen zu können, und jetzt war er ihnen so nahe, daß es von Weitem aussah, als ob er selber mitten im Trupp dahinsprenge.

Einen günstigeren Moment fand er nicht für einen Schuß; so denn das Pferd sich selber überlassend, mit beiden Händen die lange Büchse gehoben, bog er sich zu dem ihm nächsten Büffel, einem tüchtigen Bullen, über, zielte, so gut es die

rasche Bewegung erlaubte, und feuerte seiner Beute den Schuß mit sicherer Hand, etwas tief, dicht hinter der Schulter in den Körper.

Bei dem Knall des Gewehrs schraken allerdings die Büffel zusammen und drängten fast unwillkürlich etwas mehr links hinüber, sonst aber behielten sie doch ihre Richtung bei, und selbst der zum Tode getroffene ließ noch für wenige Minuten nicht an Schnelle nach. Aber das dauerte nicht lange, die Kugel wirkte nur zu bald, und das erste Zeichen, was er gab, war, daß er sich halb zur Seite wandte und seinen Trupp verließ.

Konwell versuchte sein Thier jetzt herum zu werfen, denn mit der abgeschossenen Büchse half es ihm nichts, die Hetze fortzusetzen; der Braune schien aber dazu noch gar keine Lust zu haben, und wie er nur den verwundeten Büffel abschwenken sah, folgte er ihm, gleichviel ob sein Herr wollte oder nicht.

Das angeschossene Thier aber nahm diese Begleitung übel. Es fühlte jedenfalls, daß seine Kräfte nachließen und es seinem Feinde nicht mehr entgehen konnte. Aber nicht widerstandslos wollte es sich ihm überlassen, sondern wandte sich plötzlich, mit allem Grimm seiner trotzigen Natur, scharf gegen den Reiter, senkte den dicken buschigen Kopf und stürzte sich gerade auf das Pferd los.

Konwell hatte indessen, wie gesagt, sein Bestes gethan, um von dem angeschossenen Büffel abzukommen, wenn auch bis jetzt vergeblich; nun aber hielt es sein wackerer Renner doch selber für gerathen, dem anstürmenden Feinde auszuweichen, und auf den Hinterbeinen herumfahrend, brachte er sich und seinen Reiter bald in Sicherheit.

Indessen waren aber auch Turner und Brinks von der einen und Rawlins und Connor von der andern Seite herangekommen, und ohne sich weiter mit dem übrigen Trupp aufzuhalten, der eben laufen mochte, wenn sie sich nur vor der Hand das eine Stück gewannen, feuerten sie ihre Büchsen in den trotzig dastehenden und sie mit gesenktem Kopf erwartenden Büffel hinein. Aber das seinem Geschick verfallene Thier hatte schon an der ersten Kugel genug bekommen. Wenn es sich auch noch eine Zeit lang auf den Füßen hielt — es war

weder mehr im Stande zu fliehen, noch Widerstand zu leisten; nur ein mattes, dumpfes Gebrüll stieß es aus, dann stürzte es zu Boden, um nicht wieder aufzustehen.

Der andere Trupp war indessen weit am Horizont verschwunden.

In der Verfolgung der Büffel hatten sie sich indessen einer kleinen Senkung genähert, in welcher Turner und Brinks, als sie an dem hohen Rande derselben hinjagten, niederes Gebüsch entdeckten. Brinks selber ritt auch jetzt gleich dorthin zurück, um den Platz näher zu untersuchen, und kam bald mit der fröhlichen Botschaft zurück, daß sie dort unten nicht allein genügend Holz finden würden, um ihr Fleisch zu braten, sondern auch Wasser, da eine kleine Quelle dort hindurchsickerte, so daß sie mit ihren Messern leicht einen Platz ausstechen konnten, um die klare Fluth darin zu sammeln. Uebrigens war der Ort doch wenigstens dreihundert Schritt von da entfernt, wo der jetzt verendete Büffel lag, und es wäre jedenfalls mit großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen, das ganze riesige Thier dorthin zu schaffen, noch dazu mit ihren abgehetzten Pferden. Auch sie selber fühlten sich viel zu erschöpft und hungrig dazu, und während Turner beordert wurde, voraus zu reiten, um einen passenden Lagerplatz auszusuchen und Feuer anzuzünden, gingen die Uebrigen daran, den Büffel aufzuschärfen, die Haut zurück zu legen und so viel von dem Fleisch abzuschneiden, als sie vor der Hand zu einer reichlichen Mahlzeit brauchten.

Turner zeigte sich auch in dem ihm gewordenen Auftrage sehr geschickt, denn als die Männer mit dem Fleisch herankamen, loderte schon ein tüchtiges Feuer empor, und die Stelle, wo es angezündet worden, erwies sich auch in sofern als passend, da sie dort ihre Pferde konnten weiden lassen, ohne daß man im Stande gewesen wäre, sie auf der übrigen Prairie zu entdecken. Selbst der Schein des Feuers konnte durch die ringsum aufsteigende Erhöhung nicht bemerkt werden, und nur jetzt am Tage mußten sie sich der Gefahr aussetzen, durch den aufsteigenden Rauch von vorbeikommenden Indianern entdeckt zu werden. Aber das half jetzt nichts; der Hunger peinigte sie viel zu sehr, um für den Augenblick an etwas Anderes zu

denken, als denselben zu befriedigen, und mit einer wahren Gier bewachten sie die an die Gluth gesteckten Streifen Fleisch, um sie, kaum halb gahr, wieder abzureißen und zu verschlingen.

Wir daheim können uns nur selten in die Lage eines solchen armen Jägers hineindenken, der da draußen in der Wildniß herumstreift und einzig und allein auf seine Büchse angewiesen ist, um sich nur am Leben zu erhalten. Von Gefahren umgeben, durchstreift er die Wildniß, und was ist nachher sein Lohn? Ein Stück Fleisch, als einzige Erquickung, und mit welchem Jubel wird selbst dieser einfache Lebensgenuß begrüßt! Doch lernt der Mensch genügsam sein; dort lernt er einsehen, wie wenig er eigentlich braucht, und wie viel er doch so oft verlangt. Die freie Steppe oder der düstere Wald sind sein einziges Asyl bei Nacht, mit vielleicht einer wollenen Decke, sich hinein zu hüllen; der Quell stillt seinen Durst, ein Stück Wildpret seinen Hunger, ein Weiteres kennt er — verlangt er nicht, und nur die Aufregung der Jagd entschädigt ihn für Alles, was er in besiedelten Plätzen oder volkreichen Städten zurückgelassen.

Den Jägern kam übrigens das Feuer nicht nur zum Braten ihres Fleisches zu statten, sondern auch, um sich daran zu erwärmen, denn der Wind hatte sich im Nordwesten festgesetzt und blies eiskalt über die Prairie. Bei der Hetze waren sie freilich heiß geworden, jetzt aber fing es an, sie zu frösteln, und Turner besonders schien nicht übel Lust zu haben, einen ordentlichen Holzstoß zu errichten, nur um erst einmal warm zu werden. Aber Konwell litt das nicht, ja er warf sogar, als sie ihre Mahlzeit verzehrt hatten, die Brände auseinander und verlöschte sie zum größten Theil, denn der davon aufsteigende qualmende Rauch konnte viel gefährlicher für sie werden, als die überdies noch nicht sehr große Kälte.

Nach Dunkelwerden hatte er, wie er versicherte, nichts gegen ein gutes Feuer einzuwenden, jetzt aber mußten sie darauf verzichten, um nicht herumstreifende Indianertrupps anzulocken, da man den Rauch auf außerordentliche Entfernung in der Pairire entdecken kann. Das Feuer selber aber lag, wie schon oben gesagt, von der ringsum aufsteigenden Erhöhung des Bodens verdeckt, und über Nacht oder vielmehr gegen Morgen

konnten sie dann eine zweite Mahlzeit halten, um mit Tagesgrauen den Rückweg zu besiedelten Gegenden anzutreten. Hatten sie doch auch jetzt ihren Zweck, einen Büffel zu erlegen, vollständig erreicht.

Aber es wurde immer kälter, und um die übermäßig erhitzten Pferde nur in etwas gegen den scharfen Luftzug zu schützen, mußten sie ihnen die Decken überbinden, bis sie sich etwas abgekühlt hatten. Die Jäger suchten sich indessen, so gut es gehen wollte, ein Lager für die Nacht herzurichten, scharrten an Laub zusammen, was sie bekommen konnten, und rissen Grasbüschel aus, um sich nur etwas weich zu betten. Eben so mühsam war es dabei, genügend Holz herbei zu tragen, um die ganze Nacht ein Feuer zu unterhalten, denn es gab dort keinen einzigen wirklichen Baum, den sie hätten fällen können; nur eben Buschwerk und Reisig, das allerdings rasch auflodert, aber auch eben so rasch verbrennt. Doch es mußte geschafft werden, und so gingen sie denn an die Arbeit, während Turner beordert wurde, indessen von dem erlegten Büffel Provisionen herbei zu tragen und besonders ein paar tüchtige Markknochen auszulösen, die später in den glühenden Kohlen geröstet werden sollten.

Turner begnügte sich aber damit nicht, sondern begann den Büffel gleich vollständig abzustreifen, wozu er ihn freilich zerlegen mußte, um den gewaltigen Körper bewegen zu können, aber er arbeitete sich wenigstens warm dabei und brachte es auch noch vor Abend glücklich zu Stande.

Er allein befand sich dabei auf etwas höherem Grunde, wobei er einen weiteren Blick über die Prairie bekam, als die Uebrigen hatten, und wie das bei einem Jäger ganz unwillkürlich ist, schweifte sein Auge oft von der Arbeit ab nach dem weiten Horizont hinüber, der ihn hier meergleich umgab. Er glaubte allerdings nicht, irgend etwas Außergewöhnliches zu sehen, und es war mehr alte Gewohnheit; doch selbst der Flug eines Vogels zog seinen Blick rasch an, und kein fremdartiger Gegenstand hätte ihm entgehen können.

Die Steppe lag aber still und wie ausgestorben. Manchmal strich wohl einer der kleinen Prairiefalken über ihr hin, der

den Geruch des Blutes gewittert haben mochte, aber sonst ließ sich kein lebendes Wesen auf dem ganzen Plan erkennen.

Doch was war das? — Dort hinten, gerad' am Horizont und gegen den westlichen, hellerleuchteten Abendhimmel zeichneten sich dunkle Punkte ab, die nach Norden hinauf zu halten schienen. Waren das etwa andere Büffel? — Aber nein, deren Zug lag in dieser Jahreszeit nicht den kälteren Regionen zu; — Hirsche vielleicht? — aber so zahlreiche Rudel hatte er noch nie zusammen gesehen; — Indianer? — den Teufel auch, wenn das Indianer waren und nachher in Sicht ihres Lagers kamen, dann wäre ihnen freilich ein böser Stand beschieden gewesen, denn wie hätten sie hoffen dürfen, sich gegen diese Ueberzahl zu vertheidigen.

Turner packte, was er an Fleischstücken tragen konnte, auf und glitt zu ihrem Lagerplatz zurück, wo er die Freunde mit der unwillkommenen Kunde rasch auf die Füße brachte. Der alte Konwell war der Erste unter ihnen, der einen der höheren Punkte erreichte, um von da einen besseren Ueberblick über die Prairie zu gewinnen, was ihm nicht lange Zeit nahm.

„Beim Himmel!" murmelte er leise vor sich hin. „Das ist eine ganze Horde der blutigen Schufte, die sich dort herumtreiben, um den südwärts gehenden Büffeln in den Weg zu kommen. Wenn uns die auf die Fährte gerathen, sind wir verloren."

„Aber uns können sie hier doch wahrlich nicht erkennen!" sagte Rawlins, der ebenfalls aufmerksam dort hinüber gesehen hatte. „Wir stehen hier viel tiefer, und wenn sie nicht gegen den hellen Horizont abstächen, würden wir nicht die Spur von ihnen zu sehen bekommen."

„Nein," nickte Konwell, „wenn sie die Richtung beibehalten, der sie jetzt folgen, so haben wir allerdings nichts zu fürchten; aber der Teufel traue! Irgend ein zufällig auftauchendes Stück Wild kann sie im Nu hier herüber jagen, und dann brauchen sie nur eine von unseren Fährten zu kreuzen, um augenblicklich zu wissen, daß Feinde in der Nähe sind."

„Aber was können wir thun?"

„Gar nichts, als still liegen," sagte der alte Jäger, „und

dabei gute Wache halten, daß sie uns, im schlimmsten Falle, nicht unvorbereitet überraschen. Wo ist Turner?"

„Der scheint wieder in aller Gemüthsruhe zu seinem Büffel gegangen zu sein, um den völlig abzustreifen. Er entwickelt dabei eine lobenswerthe Ausdauer."

„Er hat Recht, denn die Sonne wird bald unter sein."

„Dann dürfen wir am Ende diese Nacht nicht einmal ein Feuer anzünden," brummte Brinks, „um die rothen Faulenzer nicht durch den Schein anzulocken."

„Ach was," sagte Konwell, „da drinnen in der Senkung können sie das nicht erkennen; nur der Rauch wäre uns gefährlich gewesen, und brannte unser Feuer, das ich austrat, als wir unsere Mahlzeit gekocht, jetzt noch, so konnten wir uns auch darauf verlassen, die ganze Gesellschaft dort drüben heut Abend zu Gaste zu haben."

„Aber was nun?"

„Geht Ihr nur zum Lager zurück," sagte Konwell, „ich werde hier auf Wache bleiben, bis ich die Rothfelle da drüben sicher entfernt weiß — oder am besten wär's vielleicht, wenn Ihr Turner helfen wolltet, das Fleisch zum Lager zu schaffen. Je weniger wir dort oben auf dem weit sichtbaren Hochland herumarbeiten, desto besser; denn wenn irgendwo, kann man uns dort am leichtesten erkennen."

Die Männer folgten dem Rath, denn sie wußten recht gut, daß der alte Konwell die meiste Erfahrung mit den Rothhäuten und auch am längsten unter ihnen gelebt hatte. Ja, an seinem Kopfe trug er sogar noch den Schnitt eines Scalpirmessers, wo einst in einem heißen Kampfe einer ihrer Krieger, als er mit seinem Pferde gestürzt, im Begriff gewesen war, ihm die Kopfhaut abzureißen, um sie als Siegestrophäe mit nach Haus zu nehmen. Freilich wurde er nicht damit fertig, denn wie er kaum den ersten Einschnitt gemacht, schoß ihm einer von Konwell's Kameraden eine Kugel durch's Hirn, und Konwell war gerettet — aber die Narbe trug er noch bis zum heutigen Tag.

Turner fanden sie übrigens schon bei fast beendeter Arbeit, und er lud ihnen die zerlegten Fleischstücke auf, um sie mit zum Lager zu nehmen, denn was sie die Nacht über hier oben

ließen, holten sich doch nachher in der Dunkelheit die Prairie- wölfe, die manchmal in Schwärmen von Hunderten die Ebene durchziehen. Er selber schleppte die schwere Büffelhaut, von der er nur den Kopf abgelöst hatte, hinter sich drein, und als Brinks mit anfassen wollte, sagte er mürrisch:

„Ach, bemüh' Dich nur jetzt nicht, mein Junge — habt Ihr mich die ganze Arbeit hier oben allein fertig machen lassen, so kann ich jetzt auch das alte Fell allein ziehen —" und spannte sich denn auch wirklich vor, denn so ein frisch abgezogenes Büffelfell hat ein beträchtliches Gewicht.

Drüben im Westen sank jetzt die Sonne, und es fing wirklich an, bitter kalt zu werden. Der scharfe Wind hatte auch den Himmel vollständig rein gekehrt, und schon traten einzelne Sterne matt hervor. Die Jäger trauten sich aber noch immer nicht, ein Feuer anzuzünden, und Konwell hatte auch seinen Posten noch nicht verlassen — jedenfalls ein Zeichen, daß er die Wilden nicht ganz entfernt glaubte. Endlich wurde es aber so dunkel, daß sich doch nichts weiter erkennen ließ, und er kehrte langsam zu der kleinen Senkung zurück, in welcher seine Kameraden, um sich nur etwas zu erwärmen, fest in ihre wollenen Decken eingewickelt, auf und ab liefen.

„Nun, wie ist's, Konwell? sind denn die verwünschten Rothfelle noch nicht aus Sicht?" rief ihm Rawlins entgegen, wie er ihn nur kommen sah. „Mir knurrt der Magen schon wieder, und so hundekalt ist's geworden, daß Einem ja das Mark in den Knochen friert."

„Als die Sonne unterging, hab' ich nichts mehr von ihnen sehen können," sagte Konwell.

„Na, was zum Henker zünden wir denn da kein Feuer an!" rief Turner; „dann hat's doch keine Gefahr mehr?"

„Kurz vor Sonnenuntergang," meinte Konwell, „schwenkten ein paar von ihnen nach dieser Seite ab, und ich glaube, es wäre vielleicht sicherer, wenn wir noch ein klein wenig warteten. Können wir nachher keinen Feuerschein von dort drüben her erkennen, dann ist auch keine Gefahr, daß wir von dort aus gesehen werden."

Die Männer murrten, aber es lag auch zu viel Vernunft in dem Vorschlag, um ihn zurück zu weisen. Uebrigens schwand

die Dämmerung rasch, und Konwell, als er sich von der nächsten Erhöhung nochmals überzeugt hatte, daß wirklich kein Lichtschein am weiten Horizont zu erkennen war, ging jetzt selber daran, Feuer zu schlagen und Holz aufzulegen, das indessen in ziemlich reichlichem Vorrath von den Uebrigen herbeigetragen worden.

Von jetzt an nahm die neue Mahlzeit ihre Aufmerksamkeit vollkommen in Anspruch, und die saftigsten Stücke des erlegten Wildes wurden gebraten und unter Erzählen und Lachen verzehrt. Indessen hatte sich auch eine hinreichende Anzahl von Kohlen angesammelt, um jenen von den Jägern so gern gegessenen Leckerbissen zu bereiten: Büffelmark. Die starken ausgelösten Knochen wurden nämlich erst mit dem einen, dann mit dem andern Ende in die Gluth geschoben, nachher — überdies mürbe von dem Feuer gemacht — mit dem Rücken ihrer schweren Jagd- oder Bowiemesser zerschlagen und das Mark ausgesogen oder herausgestochen.

So war es etwa neun Uhr und Zeit zum Schlafengehen geworden, als Brinks die Frage anregte, wie sie sich lagern wollten. Konwell meinte nun zwar, Einer würde abwechselnd auf Wache bleiben müssen und die anderen Vier könnten sich entweder um das Feuer herum oder zusammen auf das doch einmal abgezogene Büffelfell legen.

„Nicht wahr?" rief aber Turner dagegen. „Ich habe es nur dazu abgezogen, die ganze Heidenarbeit allein damit gehabt und es auch ganz allein hierher geschleppt, damit Ihr jetzt die faulen Glieder darauf recken könnt."

„Ich habe Dir helfen wollen!" rief Brinks.

„Ja wohl — wie es fertig war," brummte der kleine dicke Bursch, „nachher braucht' ich Dich aber leider nicht mehr. Alle können wir so nicht um's Feuer herumliegen, dazu ist nicht Holz genug da, und himmelhoch dürfen wir die Flamme nicht einmal machen; da richtet Euch denn nur ein, wie Ihr wollt — ich werde Euch nicht im Wege sein, denn ich lege mich dort drüben irgendwo unter einen Busch und rolle mich in mein Fell ein."

„In Dein Fell?" rief Connor lachend; „und gehört das nicht etwa uns so gut wie Dir?"

„Morgen könnt Ihr's bekommen," rief Turner, der recht gut wußte, daß es ihnen morgen nichts mehr nützen würde, da es viel zu schwer und unbehülflich war, um nur je daran zu denken, es zu transportiren — „heute aber beanspruche ich es für meine Arbeit!" und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, wischte er sich die von den Markknochen fettig gewordenen Hände an seinen ledernen Leggins oder Hosen ab, zog sich dann das Fell ein tüchtiges Stück vom Feuer weg und, wie der Kälte zum Trotz, gerade in's Freie hinein, warf es auseinander, machte sich aus dem Sattel ein Kopfkissen, rollte sich dann, die Wolle nach innen, hinein, und lag dort, da sich das außen noch weiche Fell überall fest an ihn anschmiegte, so warm und behaglich wie im schönsten Bett. Er war auch rasch genug eingeschlafen, und wenn es den Uebrigen nicht ganz recht schien, — denn auf dem weichen Fell hätten sie jedenfalls besser gelegen — so lachten sie doch auch wieder über den komischen Burschen und ließen ihn eben gewähren.

Und die Nacht wurde es bitter kalt; selbst das Wasser, das sie in ihren Blechbechern neben sich stehen hatten, fror zu Eis, und immer näher rückten die Jäger zu dem mühsam unterhaltenen Feuer, bis gegen Morgen auch das letzte, am Abend in Vorrath herbeigeschaffte Holz aufgelegt und zu Kohlen gebrannt war.

Endlich dämmerte der Tag, und Konwell, der eigentlich die Nacht nur wenig geschlafen, weil er die Indianer nicht aus dem Gedächtniß brachte, war der Erste empor und auf der nächsten Höhe, um einen Blick über die Prairie zu gewinnen. Doch nirgends ließ sich auch nur das geringste Verdächtige erkennen. So weit das Auge reichte, regte sich nichts, und er schritt jetzt zum Feuer zurück, damit sie noch rasch ihr Frühstück bereiteten und dann an den Aufbruch dächten.

Uebrigens war es sehr gut gewesen, daß sie schon gestern Abend alles an Fleisch, was sie jetzt und auf dem Marsch brauchten, zum Lager hinunter geschafft, denn die gefräßigen Steppenwölfe hatten sich richtig in der Nacht eingefunden und Stunden lang um die willkommene Beute gebissen und dann in der Nachbarschaft ihr Abendlied geheult. Selbst jetzt noch war ein Schwarm der kleinen Cayotas (die kleinste

Art Wolf) damit beschäftigt, auch das Letzte von dem Gerippe abzunagen, und floh erst, als Rawlins zu ihnen hinaufstieg, um zu sehen, was sie übriggelassen hätten.

„Heh, Turner!“ rief Brinks indessen, der am Feuer saß und sich ein Stück Fleisch briet; „Hallo! Hast Du noch nicht Lust aufzustehen? Wir sind gleich fertig, und Du mußt nachher scharf hinterher traben.“

Er erhielt eine Antwort, aber nur eine Art von dumpfem Knurren — kein verständliches Wort, und Brinks sah, daß sich der noch immer dicht in seine Büffelhaut eingewickelte Kamerad bewegte, oder daß vielmehr der ganze Ballen, den er bildete, eine Bewegung machte.

Brinks kümmerte sich nicht weiter um ihn und ließ ihm noch eine Zeit lang Ruhe, endlich drehte er sich doch wieder nach ihm hin, um zu sehen, ob er nicht komme, und bemerkte nun, daß sich der wunderliche Ballen allerdings rege und bald nach der, bald nach jener Seite schwanke, von Turner selber aber war noch keine Spur zu erkennen, und nur ein dumpfer Laut ließ sich hören, der aus der Haut herausdrang.

„Was treibt denn Turner da oben?“ fragte Konwell, der gerade sein Pferd eingefangen hatte und zum Feuer brachte, um es nachher gleich zu satteln. „Will denn der heute nicht frühstücken? Er ist doch sonst wahrhaftig nicht der Letzte dabei.“

„Gott weiß, was er hat!“ schüttelte Brinks mit dem Kopfe. „Man kann aber gar nichts von ihm sehen, so fest ist er eingewickelt.“

„Er wird doch nicht krank geworden sein?“

„Ach bewahre — heh, Turner! Frühstück ist fertig!“

Wieder antwortete nur ein dumpfer Laut, und Konwell, jetzt wirklich besorgt, daß dem Kameraden ein Unglück könne zugestoßen sein, war mit wenigen Sätzen bei ihm. Kaum hatte er aber nur die Hand auf die Stelle der Haut gelegt, wo er die Schulter Turner's vermuthete, als er laut aufjubelte und dann, noch immer lachend, rief:

„Heh, Brinks, Connor, Rawlins, kommt einmal her — Turner ist eingefroren!“

Die jungen Burschen waren im Nu zur Stelle, und jetzt

erhob sich ein ordentlich wieherndes Gelächter der Jäger, als sie sahen, in welcher Lage sich der arme Teufel befand.

Die nasse, frisch abgezogene Haut hatte sich nämlich gestern Abend weich um den Körper des Schlafenden geschmiegt, so daß er die Kälte da draußen nicht im Mindesten empfand; wie es aber kälter und kälter wurde und die in der Haut eingeschlossene Körperwärme des Schlafenden nicht durch die dichte Wolle des Felles dringen konnte, fror die äußere nasse Seite und umschloß jetzt den darin Befindlichen, der nicht einmal einen Arm regen konnte, um sich zu befreien, so fest, als ob er in einer eisernen Kapsel gesteckt hätte.

„Hülfe!“ hörten sie jetzt den dumpfen Laut aus dem Fell heraus, das allerdings in der Nähe des Mundes schon durch den warmen Athem weich geblieben war, aber doch so überhing, um ihm kaum mehr Raum zu gönnen, als er zum Leben nothwendig brauchte. „Wickelt mich doch nur einmal aus dem verwünschten Fell heraus!“

„Alle Wetter!“ schrie Rawlins, „der steckt fest!“

„Tragt ihn zum Feuer hinunter,“ sagte Konwell, „dort können wir ihn am besten wieder aufthauen.“

„Tragen? — den schweren Kerl?“ rief Brinks, „der uns noch dazu gestern Abend nicht einmal erlauben wollte, auf dem Fell zu schlafen? — Rollt ihn hinunter; die Haut ist ja so fest wie Stein — dort mag er eine Weile liegen, bis er frei kommt.“

Der Vorschlag stimmte zu sehr mit der wilden Laune der Uebrigen, als daß sie ihm nicht hätten Folge leisten sollen, und ohne Weiteres faßten sie jetzt zusammen an und rollten den in die gefrorene Haut Eingekapselten zu dem Feuer nieder.

„Donnerwetter!“ schrie Turner, „ich werde ja ganz schwindlig!“ — aber es half ihm nichts. Unter Jubeln und Jauchzen wurde er von seinen vier Kameraden dem Feuer zugerollt, an dem sie ihn wollten aufthauen lassen, um ihn aus seiner unbequemen Lage zu befreien. Unterwegs aber fiel Konwell auf einen neuen Gedanken, und kaum hatten sie ihn neben den Kohlen, als er den Gefährten zuwinkte und rief:

„Alle Wetter, Jungens, was ist das? Zu Euern Büchsen! Dort drüben kommen die Indianer!“

„Oh weh!“ schrie Turner aus dem Fell heraus; „wickelt mich auf, daß ich nur die Arme freibekomme!“

„Zu Euern Pferden! In den Sattel!“ schrie aber Konwell wieder, „da ist die ganze Bande!“ und dabei griff er seine Büchse auf und feuerte sie gegen den Himmel ab.

Der in der Büffelhaut Steckende wand und krümmte sich — wenn ihn die Indianer so überraschten, war er verloren — aber das gefrorene Fell hielt fest, er konnte nicht einmal einen seiner Arme freibekommen, und Brinks wie Connor, ebenfalls auf den Scherz eingehend, schossen jetzt rasch hintereinander ihre Gewehre in's Blaue ab, sprangen dann zu ihren Pferden und galoppirten davon. Zu gleicher Zeit stießen sie aber den indianischen Schlachtschrei aus, und Turner gab sich für verloren.

Regungslos blieb er nun eine ganze Weile in seiner Haut liegen und murmelte endlich halblaut vor sich hin:

„Hol' mich Dieser und Jener, wenn das nicht zu toll ist! Dieses Lumpengesindel läßt mich im Stich; wenn sie mich nur wenigstens auf die Kohlen gelegt hätten, daß ich aufthaute. Ich glaubte, der Ochse, der früher in der Haut steckte und dem sie gehörte, wäre schlimm daran gewesen, als ihn unsere Kugeln trafen, aber Dem, der jetzt drin steckt, geht's noch ein ganz Theil schlechter. Büffeljagd! Mich erwische wieder einmal Einer auf der Büffeljagd; wenn ich nur erst wieder aus der Klemme heraus wäre!“

Lautes, schallendes Gelächter unterbrach plötzlich sein Selbstgespräch, denn die Kameraden, die nur eine kurze Strecke fortgesprengt und dann leise zurückgeschlichen waren, hatten ihm zugehört.

„Ach, Turner,“ rief Brinks, „wie geht's, alter Junge, haben Dich die Rothfelle noch nicht scalpirt?“

„Ach, geht zum Teufel!“ brummte Turner, der jetzt wohl merkte, daß sie einen tollen Scherz mit ihm getrieben, wenn es ihm auch so wohl lieber sein mochte, als wirklicher Ernst, der ihm jedenfalls sein Leben gekostet hätte. „Will denn Keiner das verwünschte Fell einmal auseinander brechen?“

Das mußte nun auch wirklich geschehen, denn der arme Tropf hatte jedenfalls Angst genug darin ausgestanden, aber doch nicht so leicht, als sie geglaubt, denn die steinhart gefrorenen Falten der zähen Haut gaben nur schwer nach. Der vordere Theil schien aber doch durch das Feuer, neben das sie ihn gelegt, etwas aufgethaut. Es gelang ihnen endlich, wenigstens einen Arm des Gefangenen frei zu machen, dann konnte er selber nachhelfen, und bald hatten sie ihn so weit, daß er mit seinem Oberkörper los kam und nun aus der Hülse, wie der Schmetterling aus der Puppe, heraus zu schlüpfen vermochte.

Wie aber sah der arme Teufel aus! Todtenbleich und von Angstschweiß völlig durchnäßt, arbeitete er sich zu Tage, denn der Scherz war doch ein wenig zu derb gewesen. Er schien auch im ersten Augenblick nicht übel Lust zu haben, seinem Zorne Luft zu machen, und kauerte mit finster zusammengezogenen Brauen am Feuer nieder. Als sein Auge aber zufällig auf die Schale fiel, in der er gesteckt, mußte er doch selber lachen, schwur aber einen heiligen Eid, das sei das erste und letzte Mal gewesen, daß er sich in einer kalten Nacht in eine frische Büffelhaut eingewickelt habe.

An raschen Aufbruch durften die Jäger noch nicht denken, denn Turner mußte sich erst vor allen Dingen trocknen, und die Uebrigen bereiteten ihm indessen mit außergewöhnlicher Geschäftigkeit sein Frühstück. Das rührte ihn, und als sie etwa zwei Stunden später ihren Marsch von Neuem antraten, waren sie wieder die besten Freunde.

Uebrigens wandten sie ihren Lauf jetzt scharf nach Osten, denn der gestrige Indianertrupp hatte sie doch belehrt, daß sich die herumstreifenden Horden der Wilden ganz in ihrer Nähe befanden, und ein Zusammentreffen mit ihnen wäre nichts weniger als angenehm gewesen. Mundvorräthe führten sie jetzt ja auch auf einige Tage mit sich, und nur zum Andenken an die Büffelhaut schlug sich Turner noch von dem Schädel des Büffels eins der kurzen, dicken, schwarzen Hörner ab, um sich einen Messergriff davon zu machen.

Erst am dritten Tag von da ab trafen sie auf Indianer, aber es waren friedliche Chocktaws, deren Territorium sie jetzt erreicht hatten, und wenn diese auch eben nicht gern weiße

Jäger in ihren Jagdgründen sahen, unternahmen sie doch wenigstens nichts Feindseliges gegen sie, ja gaben ihnen sogar die genaue Richtung an, auf welcher sie die erste Ansiedelung von Weißen, eine von diesen an der Grenze erbaute kleine Festung, am schnellsten erreichen konnten.

So gelangten sie wieder in die Staaten zurück. Konwell, Connor und Brinks beschlossen im nächsten Jahre einen neuen Jagdzug in die nämliche Gegend; Turner aber erklärte, daß er zu Hause bleibe — er hatte an dem einen Mal genug.

Eine Taufe unter den Fulahs.

Eine ziemliche Strecke am Senegal hinauf, an der Westküste Afrikas, lag ein freundliches Dorf der Fulahs, eines intelligenten, mächtigen Negerstammes, der sich zum größten Theil zur muhamedanischen Religion bekennt. Viele der Stämme haben freilich noch einen Theil ihrer alten heidnischen Gebräuche beibehalten und dabei den Islam in wunderlicher Weise mit dem Fetischdienst vermischt, aber schon ihre ganze Regierungsweise ist muhamedanisch, wie denn auch ihr Oberhaupt „Beherrscher der Gläubigen" genannt wird.

Allerdings hatten christliche Missionäre auch in diesem Lande versucht, die Bewohner von ihrer Irrlehre zu bekehren, aber doch nur mit sehr geringem Erfolg, denn in den Hauptstädten war der Islam zu mächtig, und im Innern das Volk zu gleichgültig, um einen günstigen und entscheidenden Erfolg zu erzielen. Außerdem ist es eine eigenthümliche Thatsache, daß jeder Glauben auch ein bestimmtes Klima verlangt, in dem er nur allein gedeihen und wachsen kann, und wie Erfahrung gelehrt, scheint der protestantische am wenigsten unter den Tropen fortzukommen.

Schon in Europa finden wir das bestätigt, wo er nur im Norden fest und dauernd Wurzel schlagen konnte, und selbst in Deutschland sehen wir die südlichen und wärmeren Staaten fast ausschließlich von Katholiken bewohnt, während sich die dort lebenden, vereinzelten Protestanten nur mit der Unterstützung des Nordens ihre Kirchen bauen können.

In fremden Welttheilen tritt uns das aber noch viel deutlicher vor Augen, und trotz der massenhaften Bibelvertheilung englischer protestantischer Gesellschaften, trotz der massenhaften Auswanderung nordamerikanischer Missionäre in alle Welten — und trotz der rosenfarbenen Berichte, die sie von überall her einschicken, sind ihre Erfolge doch in allen jenen Ländern außerordentlich gering. Ja, wo sie wirklich zuerst eintrafen und Propaganda für ihre Kirche machten, wandten sich die bekehrten Eingeborenen später in sehr vielen Fällen dem Katholicismus zu, sobald dessen Priester ihnen die neue Lehre predigten, und besonders in den Südsee-Inseln finden wir dafür den Beweis, denn nur eigentlich auf den Hawai'schen Inseln — und auch dort nur durch Polizeigewalt, konnte sich der protestantische Glaube als Landesreligion halten.

Die Missionäre mußten die außergewöhnlichsten Anstrengungen machen, um den Katholicismus nicht aufkommen zu lassen. Wer nur einer Neigung dazu verdächtig war, wurde verurtheilt, an den Straßen zu arbeiten. Leute, die nicht in der von ihnen übersetzten protestantischen Bibel lesen konnten, erhielten keine Erlaubniß zum Heirathen, und viele andere solche gewaltthätige Gesetze wurden gegeben, die in unserem Glauben schwerlich ihre Berechtigung fanden.

Noch mehr aber als der Katholicismus sagte den südlichen Völkern, wenn sie ja ihre Religion wechseln mußten, der Islam zu, und alle die Stämme und Nationen z. B. im ganzen ostindischen Archipel und an den asiatischen und afrikanischen Küsten, die nicht ihren alten Glauben beibehielten, sind viel leichter zur muhamedanischen als zur christlichen Religion bekehrt worden und haben auch, trotz der verschiedensten Bekehrungsversuche, hartnäckig daran festgehalten.

Aber die Nordamerikaner sind ebenfalls ein zähes Volk, das nicht so leicht von einem einmal erfaßten Gegenstand, sei es im Guten oder Bösen, wieder abläßt. Sie haben in ihrem Lande ordentliche Seminare, in welchen ihre Missionsprediger ausgebildet und auf die Länder, denen sie ihre Thätigkeit widmen wollen, vorbereitet werden, und kaum einen Punkt der Erde giebt es, auf den sie ihre Thätigkeit nicht erstreckt,

oder doch wenigstens den Versuch gemacht hätten, ihre Lehre dorthin zu verpflanzen.

Besonders fleißig und unternehmend sind dabei die Methodisten, eine außerordentlich exaltirte protestantische Secte, die auch deshalb fast alle amerikanischen Neger zu ihren Anhängern zählt, weil bei ihnen gerade die äußere Form so vorherrschend ist. Der heilige Geist — wie sie sich ausdrücken — befällt die Gläubigen. Wenn derselbe über sie kommt, fangen sie an zu jauchzen, der Schaum tritt ihnen auf die Lippen, sie beginnen zu rasen und zu toben und stürzen zuletzt — genau wie es die muhamedanischen Derwische thun — in einer Verzückung zusammen.

Von dieser Secte gehen die meisten Missionäre aus, und schon in den Vereinigten Staaten findet man sie überall verbreitet. Ja im ganzen Westen derselben haben sie, besonders unter den für das Uebernatürliche am meisten empfänglichen Frauen, auch die zahlreichsten Anhänger, und wo sich Pioniere der Mission in fremden Welttheilen zuerst eines Erfolges erfreuten, waren es besonders diese Methodisten. Es läßt sich deshalb denken, daß sie auch die Westküste Afrikas nicht außer Acht ließen, denn alle handeltreibenden Nationen sandten immer die Missionäre voraus, um das Volk für einen Verkehr mit anderen Völkern vorzubereiten, was besonders die Engländer auszubeuten verstanden.

Auch bei den Fulahs hatten vorzüglich amerikanische Missionäre dieser Secte ihr Glück versucht, bis jetzt aber immer mit sehr mittelmäßigem Erfolg, denn die Fulahs selber hingen entweder an der einmal angenommenen, muhamedanischen Lehre, oder wollten überhaupt von keiner Bekehrung wissen, die ihnen nicht auch zugleich einen praktischen Nutzen brachte. Wenn die Missionäre freilich an Solche, die ihren Predigten zuhörten, wollene Decken, Glasperlen und sonstige wünschenswerthe Gegenstände vertheilten, so fanden sie sich wohl bei der Versammlung ein, hörten auch andächtig zu und machten nicht einmal große Einwendungen, wenn sie getauft werden sollten. Die Missionäre hatten aber weiter keinen Nutzen und Erfolg davon, als daß sie ihre Geschenke los wurden und nach Hause berichten konnten, sie hätten wieder so und so viele Heiden

dem Bunde des Christenthums gewonnen. Mit den Heiden blieb es gewöhnlich beim Alten, und das Taufwasser war an ihnen kaum getrocknet, als sie schon nichts mehr von der neuen Religion wußten oder wissen wollten.

Solche Enttäuschungen hatte einer der eifrigsten Missionäre, ein Mr. Ezra Bowring, besonders häufig erlebt, ohne dadurch im Geringsten entmuthigt zu werden. Er kämpfte nach seiner festen Ueberzeugung für eine gute Sache, und da die Fulahs doch schon zum großen Theil von ihrem wilden Heidenthum zum muhamedanischen Glauben übergetreten waren, so gab er auch die Hoffnung nicht auf, sie noch einen Schritt weiter zu führen und zum Christenthum zu bringen. Freilich sah er dabei ein, daß das auf dem alten Wege — durch Geschenke und Versprechungen — nicht möglich sein würde, denn er hatte noch nie etwas Anderes dadurch erreicht, als daß sie die Geschenke nahmen, und dann doch nach wie vor in ihrem alten „Aberglauben" verharrten. Er beschloß deshalb, es jetzt in einer andern und mehr praktischen Weise anzufangen, und wie nur wieder ein Schiff von den alten Staaten eintraf und ihm die Mittel verschaffte, eine größere Reise in das Innere zu unternehmen, ging er mit frischem Muth an die Ausführung seines Planes, der in nichts Geringerem bestand, als vor allen Dingen die Frauen für seine Lehre zu gewinnen. Gelang ihm das, so stand er nicht mehr allein, sondern hatte Tausende von Bundesgenossen, die für ihn arbeiteten und ihn unterstützten, und er zweifelte deshalb auch keinen Augenblick mehr an seinem endlichen Erfolg.

Seine Ausrüstung war bald gemacht. Er kaufte sich einen der gewöhnlichen Missionswagen, in welchem er auch in wilden Gegenden übernachten konnte, und auf dem er zugleich seine Provisionen, und was er sonst unterwegs brauchte, mit sich führte. Dann schiffte er sich auf einem der französischen Dampfer, die den untern Theil des Senegal befuhren, ein, um eine große Strecke seines Weges in größerer Bequemlichkeit zurücklegen zu können, und stieg erst am letzten Landungsplatz aus, um von hier ab seine Reise mit dem eigenen Fuhrwerk fortzusetzen.

Ochsen, die seinen Wagen ziehen sollten, mußte er sich hier

allerdings erst kaufen, und auch Treiber dazu miethen, das aber war nur mit geringen Schwierigkeiten verknüpft. Es standen ihm genügende Mittel zu Gebote, sich alles Nöthige anzuschaffen, und schon am zweiten Tag sah er sich im Stande, seine Landreise anzutreten.

Dort gleich an Ort und Stelle zu beginnen, verhinderten ihn nämlich verschiedene Rücksichten. Erstlich wohnten dort zu viele Fremde, französische und portugiesische Sclavenhändler, die einer wirklichen und ernstlich gemeinten Mission nur störend entgegenwirken. Können sie doch den Eingeborenen als keineswegs empfehlenswerthe Anhänger eines fremden Glaubens gelten, und dann legen sie den Missionären noch außerdem jedes mögliche Hinderniß in den Weg, ja suchen sie sogar bei der Bevölkerung zu verdächtigen, als trieben sie Zauberei und andere verbotene Künste. Je weiter er diesen aus dem Wege ging, desto besser, und ohne deshalb auch nur irgendwen mit seinen Absichten und Plänen bekannt zu machen, bestieg er sein bescheidenes Fuhrwerk, einen mit einer Plane überspannten, gewöhnlichen Leiterwagen, und fuhr muthig und seinem guten Werk vertrauend in die Wildniß hinein.

Alle diese Missionäre sind aber auch zugleich Handelsleute, führen wenigstens stets eine Quantität von Waaren mit sich, die sie, wenn nöthig, entweder verwerthen, oder auch zum Eintausch dessen, was sie brauchen, verwenden, und haben sich so jedenfalls für alle Fälle gerüstet. Verstehen sie dann auch noch mit der Büchse umzugehen, um im schlimmsten Fall ihren Lebensunterhalt zeitweilig auf der Jagd zu finden, so sind sie für Alles gerüstet und können die wildesten Strecken ruhig betreten.

Sonderbarer Weise ist das Letztere aber sehr selten mit den amerikanischen Missionären der Fall; besonders scheinen sich die Methodisten der Jagd entschieden zu enthalten, und selbst mitten in den amerikanischen Wildnissen wird man sie nie mit einer Büchse auf der Schulter treffen. — Auch unser Reverend, Mr. Bowring, führte wohl ein altes Gewehr und etwas Munition bei sich, aber nur zu dem Zweck, um Nachts — wenn wilde Thiere seinem Lager nahen sollten — Schreck-

schüsse abzufeuern. Er würde nie daran gedacht haben, auf ihre Vernichtung auszugehen.

So setzte er seinen Marsch ununterbrochen sechs Tage fort, bis er jenes vorerwähnte Dorf erreichte, das ihm weit genug ab von jedem unmittelbaren europäischen Verkehr zu liegen schien, um es nicht allein zum Anfangs-, sondern auch zum späteren Mittelpunkt seiner Wirksamkeit zu machen.

Es war in der That ein reizendes Fleckchen Erde, das nicht mehr den tödtlichen Miasmen der Niederungen und Sümpfe ausgesetzt war und, schon am Fuß des höhern Landes liegend, von Hügeln eingeschlossen und von einem klaren, kühlen Bergwasser durchströmt, mit allem Zauber tropischer Vegetation ausgestattet, ein glückliches, zufriedenes Völkchen barg. Der Ort mochte etwa drei- oder vierhundert Hütten zählen, zwischen denen sich eine einfache, kunstlose Moschee erhob. Der größte Theil der Einwohner gehörte dem Islam an, trotzdem aber lebten noch viele Fetischdiener zwischen ihnen, ohne daß sie von den wenigen Derwischen, denen der Gottesdienst oblag, belästigt worden wären. Diese schienen es vielmehr der Zeit zu überlassen, die noch rückständigen Heiden zu bekehren, und lebten dadurch auf dem freundschaftlichsten Fuße mit ihnen; ja, gerade die Heiden kamen am häufigsten zu ihnen, um sich Rath zu holen oder in irgend einem Fall ihre Hülfe zu erbitten, und gingen dann auch selten fehl.

Der amerikanische Missionär verweilte dort einige Tage, und mit der Sprache der Fulahs, nach einem vierjährigen Aufenthalt in ihrem Lande, genau vertraut, lernte er rasch die einfachen und „interessanten“ Verhältnisse des kleinen Ortes kennen. Außerdem fand er bald, nach vorläufigen und vorsichtigen Erkundigungen, die er unter der Hand einzog, daß man ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg legen würde, wenn er seine Lehre predigen wollte. So viele Missionäre hatten schon das Land besucht und dabei nicht den geringsten Schaden gethan, daß selbst die Derwische gleichgültig gegen solche wandernde Priester geworden waren und sie ruhig gewähren ließen. Brachten sie doch auch stets eine Menge nützlicher und angenehmer Geschenke mit, und um

den Preis konnte man es ihnen schon gestatten, ein paar Reden zu halten und dem Volke — wie sie sich in ihrer morgenländischen Weise ausdrückten: „Märchen zu erzählen". Nachher zogen sie wieder weiter, und alles Andere blieb beim Alten.

In etwas überraschte sie aber der neue Geistliche dadurch, daß er sich mit den Männern gar nicht befaßte und erklärte, nur den Frauen predigen zu wollen. Er denke nicht daran, wie er sagte, irgendwen zu bekehren, sondern wolle ihnen nur die Lehre der christlichen Liebe in die Herzen pflanzen, damit sie ihre Kinder danach erziehen und gute Menschen aus ihnen machen könnten.

Natürlich verfehlte das seine Wirkung auf die Frauen nicht, und als er nach einiger Zeit diese alle zu sich einlud, um ihn anzuhören, kamen sie in Masse herbei; denn die Frauen der Fulahs wollten gerade so gern Alles wissen — ohne dabei im Geringsten neugierig zu sein — wie unsere eigenen europäischen Damen. Der Unterschied lag nur in der Farbe.

Der bestimmte Tag brach an, und da Mr. Bowring, der, wie gesagt, seinen kleinen Hausrath in seinem Planwagen bei sich führte und seine stete Wohnung darin hatte, selbstverständlich die Moschee nicht zu seiner Predigt benutzen durfte, weil er sie sonst, nach dem Glauben der Muhamedaner, entweiht hätte, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als im Freien zu predigen, und zwar von seinem eigenen Wagen herab.

Dieser war, aus den Palissaden heraus, die sich der Amerikaner zum Schutz gegen wilde Thiere gebaut, auf einen freien Platz gezogen, die Plane wurde von dem hintern Theil desselben zurückgeschlagen, und dort stand der Geistliche, der von hier aus die zahlreich versammelten Frauen am besten überblicken konnte, und begann seine Predigt.

Bowring war, in Ausnahme von den gewöhnlichen Methodistenpriestern, die in einem monotonen, näselnden Schnarren die höchste Salbung zu finden glauben, ein ganz tüchtiger und gewandter Redner, der dabei der Sprache vollkommen mächtig und mit einem bestimmten Ziel vor Augen in *seinem* Thema

kaum verfehlen konnte, Eindruck auf seine Zuhörerinnen zu machen. Er sprach nämlich zu ihnen anfangs allerdings von der freundlichen Duldung der christlichen Religion — wobei er sich wohl hütete, des Dreißigjährigen Krieges oder sonstiger Juden- und anderer Verfolgungen Erwähnung zu thun. Er schilderte nur die sanfte Lehre Christi in einfachen Worten und ging dann ohne Weiteres darauf über, ihnen zu erzählen, wie liebevoll und mit welcher Achtung die Frauen in christlichen Ländern von ihren Gatten behandelt würden und behandelt werden müßten, wenn nicht das Gesetz Zuwiderhandelnde treffen solle. Dann beschrieb er ihnen die häuslichen Sitten Amerikas, die Gewalt, welche die Frau dort über ihren Mann ausübe, der, wenn erst verheirathet, keine weiteren Frauen nehmen und außerdem nicht daran denken dürfe, sie zu irgend einer Arbeit zu zwingen, ja daß eine nur einigermaßen wohlhabende Frau sich sogar nicht einmal um die einfachsten und leichtesten Angelegenheiten zu kümmern brauche, sondern das Alles den zahlreichen Dienstboten oder Sclaven überlassen könne. Sie selber habe dabei nichts zu thun, als Schmuck und schöne Kleider zu tragen und ihren Vergnügungen nachzugehen.

Anders freilich sei die Frau, wie er fortfuhr, in den Ländern gestellt, welche Muhamed als den einzig wahren Propheten erkennten, und noch schlimmer bei den Anbetern von Götterbildern, wo sie wenig mehr als Sclavin des Mannes wäre — aber er rieth ihnen nicht ihren Glauben zu ändern. Der einzig wahre Gott, wie er auch heiße, habe das Alles weise eingerichtet, damit der Mensch nicht auf einmal zur vollen Glückseligkeit übergehe. Zuerst lebe er noch im Stande des Heidenthums, dann trete er zum Islam über, und zuletzt führe ihn der Herr doch in seiner Liebe zum rechten Glauben.

Damit schlug er das Buch, welches er bis dahin in der Hand gehalten, zu, bückte sich hinter die Plane, welche ihn den Blicken seiner aufmerksamen Zuhörerinnen entzog, und hatte seine Predigt für heute geschlossen. — Aber der ausgestreute Same wirkte.

Acht Tage zeigte er sich nicht unter den Bewohnern des Dorfes, und seine mitgebrachten Diener mußten Jedem, der

nach ihm fragte, sagen, daß er in seinem Wagen im Gebet vor Gott läge.

Auch das machte einen guten Eindruck auf die Fulah-Frauen. Er war überhaupt anders als die weißen Fremden, die sie bis jetzt gesehen; er trank keine spirituösen Getränke, was die Weißen nur zu häufig und im Uebermaß thaten; er war nie ungezogen oder roh gegen die Frauen und Mädchen, sondern behandelte sie stets mit größter Achtung; er vertheilte auch häufig Geschenke unter sie, und zahlte doch Alles, was er von ihnen brauchte, war also jedenfalls ein braver, rechtschaffener Mensch, von dem man nur Gutes lernen konnte. Der weibliche Theil der Bevölkerung erwartete in der That mit Ungeduld den nächsten Tag, an welchem er wieder predigen würde, und als es endlich geschah, fehlte wohl kaum Eine von Allen aus dem ganzen Dorfe. Selbst die Kinder hatten sie mitgebracht, und manche von den Männern fanden sich ebenfalls ein, um doch auch einmal zu hören, was der bleiche, magere Mann Alles vorbringen würde.

Mr. Bowring war aber heute vorsichtig und erging sich weniger darin, daß die Frauen, wenn sie Christinnen geworden wären, nichts mehr zu arbeiten brauchten, sondern schilderte vielmehr wieder das freundliche Familienleben seines Landes, erzählte, wie sorgsam die Eltern ihre Kinder erzögen und sie etwas Tüchtiges lernen ließen, damit sie später im Stande wären, sich viel Geld zu verdienen und angesehene Leute zu werden, und ließ, als er schloß — während er die Frauen nur noch mehr in ihrer guten Meinung von ihm bestärkt hatte, auch bei den Männern einen nicht ungünstigen Eindruck zurück. — Aber selbst das genügte ihm nicht.

Ezra Bowring war ein durchaus praktischer Mensch, der Alles, was er angriff, auch am rechten Ende packte — ein ächter Yankee in Fleisch und Blut, und dabei klug genug, um Alle, mit denen er es zu thun bekam, rasch zu durchschauen. Selbst die Derwische hatte er sich durch freigebige Geschenke und indem er es sorgfältig vermied, ihnen gegenüber in Religionssachen eine Meinung auszusprechen, schon zu Freunden gemacht, und das war ihm auch mit dem ersten Häuptling des Dorfes so weit gelungen, daß dieser ihn selber in seine Hütte

führte und sich von seinem fernen Vaterland erzählen ließ. Dabei konnte es dem Amerikaner nicht entgehen, daß hier zwei Sachen zusammenwirkten, die er, wenn geschickt benutzt, sehr zu seinem Vortheil ausbeuten konnte. Erstlich stand der Häuptling einer Streitsache wegen, die er über zwei Joch Ochsen mit den Derwischen gehabt, diesen nicht gerade freundlich gegenüber, und dann machten ihm in seinem eigenen Hause sieben angetraute Frauen das Leben schwer, so daß er in aller Verzweiflung schon anfing, sich dem Trunke zu ergeben.

Da kam Ezra Bowring und versprach ihm in beiden Fällen Abhülfe, wenn er ihm und seiner Lehre folgen wolle. Die christliche Religion geböte nämlich, daß jeder Mann nur eine Frau haben dürfe. Sobald er sich also zu diesem Glauben öffentlich bekennen würde, verstand es sich von selbst, daß er von seinen sieben Frauen nur eine auszuwählen brauchte, die er bei sich behielt. Die Ehe mit den anderen sechs aber wäre dadurch gelöst, und sie hätten vollständig das Recht verloren, sich um seine Familienangelegenheiten zu bekümmern.

Der Häuptling war nach dieser Unterredung sehr nachdenkend geworden und hatte in den nächsten Tagen mehrere geheime Besprechungen mit anderen Leidensgefährten gehabt; kurz, es fing an, ein unruhiger, unheimlicher Geist in dem Dorfe umzugehen, der sich besonders dadurch als der muhamedanischen Religion nicht günstig herausstellte, daß am nächsten Freitag nur sehr wenig Gläubige die Moschee besuchten, und die Derwische, wie wir sagen, vor leeren Bänken oder dort vielmehr vor leeren Matten predigen mußten. Noch fürchteten sie allerdings nicht das Schlimmste und schrieben dies entschiedene Ausbleiben der „Gläubigen" einem zufälligen Umstande zu, aber sie sollten über den wirklichen Thatbestand nicht lange in Zweifel bleiben.

Schon am nächsten Tage berief der Häuptling oder Scheik eine Versammlung der Großen seines Dorfes, zu welcher weder die Derwische noch Frauen Zutritt hatten, und dort schilderte er in beredten Worten die Vortheile, deren sie theilhaftig werden konnten, wenn sie sich zu der christlichen Lehre bekennen und eben so wohl ihrem alten Heidenthum wie dem Islam entsagen wollten. Der Zustimmung der Frauen waren

sie dabei gewiß, denn diese hatten schon lange für den Fremden Partei ergriffen, und da der neue Geistliche Geschenke unter sie vertheilte, während die Derwische nur fortwährend Steuern und Pflichttheile verlangten und eintrieben, so mußte sich auch in dieser Hinsicht ihre Lage wesentlich verbessern. Den Ausschlag bei der Verhandlung gab aber die Kunde, daß man sich mit der Annahme der neuen Religion aller alten Frauen entledigen könnte. Von da ab wurde die Versammlung stürmisch, und einige alte Heißsporne verlangten sogar augenblicklichen Uebertritt und Beseitigung schwebender Hindernisse.

Dagegen stimmte der Häuptling, und zwar aus sehr triftigen Gründen. Jetzt — wie er erklärte, hätten sie die Frauen alle auf ihrer Seite, und die muhamedanische Geistlichkeit fände an den Gegnern keinen Halt; erführen diese aber, um was es sich eigentlich handle, so wäre eine nicht zu verachtende Opposition zu erwarten. Von dem Ausscheiden der überzähligen Frauen dürfe deshalb keine Rede sein, bis der Uebertritt wirklich erfolgt und also ein Rückgängigmachen des Geschehenen nicht mehr möglich wäre; auf morgen früh berufe er deshalb auch eine allgemeine Versammlung, zu welcher der Geistliche eingeladen werden solle, und an dem nämlichen Abend möge dann die Taufe sein. Folgte in solcher Art Schlag auf Schlag, so blieb den Derwischen auch keine Zeit, sich mit ihrer Klage an den Fürsten und die hohe Geistlichkeit zu wenden, und selbst die Frauen mußten sich dem Unabwendbaren geduldig fügen.

Ein Geheimniß, das mehr als Einer weiß, ist eigentlich kein Geheimniß mehr, und die Derwische hätten eben keine — Derwische sein müssen, wenn sie nicht noch an dem nämlichen Abend wenigstens das Wichtigste der Verhandlung: den beabsichtigten Uebertritt des ganzen Stammes zur christlichen Religion, herausbekommen. Es läßt sich auch denken, wie sie darüber erschraken; denn nicht allein gefährdete es ihre eigene Existenz, sondern mußte sie auch, ihren Vorgesetzten gegenüber, dem schlimmsten Verdacht aussetzen, ihr Amt schlecht verwaltet und die ihnen anvertraute „Heerde" ohne Hirten gelassen zu haben. Sie thaten auch wirklich für den Augenblick Alles,

was in ihren Kräften stand. Ein Bote wurde noch in der nämlichen Nacht nach der Hauptstadt gesandt — die er freilich frühestens in vier Tagen erreichen konnte, und beide Geistliche suchten selber den Häuptling auf, um diesen auf die Gefahr aufmerksam zu machen, der er sich an Seele wie Körper bei einer solchen übereilten und gottlosen Maßregel aussetze. Dieser aber — ob er etwas Aehnliches geahnt, oder sich selber nicht recht sicher fühlte — war noch an demselben Nachmittag mit drei der einflußreichsten Fulahs des Dorfes hinaus auf die Jagd gegangen — angeblich um einem Löwen aufzulauern, der schon mehrere Nächte hindurch ihr Dorf umschlichen und in der letzten sogar ein Rind geraubt hatte — in Wirklichkeit aber nur, um etwaigen, doch gefürchteten Einsprüchen aus dem Wege zu sein.

War die Sache einmal geschehen, so ließ sich nichts mehr daran ändern, aber vorher wünschten sie doch allen etwa möglichen Erörterungen auszuweichen.

Den größten Triumph feierte indessen an diesem Abend Ezra Bowring; denn ehe der Häuptling das Dorf verließ, hatte er diesen mit seiner Absicht bekannt gemacht und ihn beauftragt, die nöthigen Vorbereitungen für den nächsten Tag zu treffen.

So hatte er denn jetzt sein Ziel erreicht — das höchste Streben seines ganzen Lebens, und morgen Abend schon konnte er einen expressen Boten mit einem Brief an „the board of Missionaries“ senden, um ihnen mitzutheilen, daß er an e i n e m Tage so und so viel tausend Seelen dem ewigen Verderben entrissen und der Gemeinschaft der Methodisten gewonnen habe. — Aber er hütete sich wohl, irgend Jemand hier im Ort ahnen zu lassen, wie glücklich er sich darüber fühle, sondern hielt sich an dem ganzen Nachmittag verschlossen in seinem Zeltwagen; ja selbst als gegen Abend einer der Derwische kam und ihn zu sprechen verlangte, mußte ihn sein Diener abweisen. Sein Herr sei krank, lautete die Entschuldigung — er liege auf seinem Bett, schlafe und dürfe nicht gestört werden.

Der nächste Tag brach an, und mit ihm kam ein ganz merkwürdig reges Treiben in den kleinen Ort. Schon lange

vor Sonnenaufgang waren die Frauen beschäftigt, sich an dem kleinen Bergstrom zu waschen und zu putzen, und selbst die Männer strichen sich frisch mit Fett an und ölten sich das wollige Haar, daß es glänzte. Auch bunte Tücher banden sie sich um die Hüften und warfen ihre Binsenmäntel um, kurz Alles zeigte an, daß etwas Außerordentliches im Werke sei. Kaum war das Frühstück verzehrt, als die Wanderung nach dem Wagen des Missionärs begann, während der Amerikaner, noch hinter seinem Zelt verborgen, durch eine kleine Oeffnung in demselben mit freundlichem Lächeln das Herbeiströmen der frommen Schaar beobachtete.

Lange durfte er sich ihnen aber nicht vorenthalten, denn die Fulahs hatten nicht viel Geduld, und er fürchtete auch nicht mit Unrecht, daß die Derwische wie ihr Anhang alles Mögliche aufbieten würden, um den voraussichtlichen Erfolg des Fremden zu vereiteln. Er trat deshalb auf den Vorbau seines Wagens hinaus, und es sah eigenthümlich aus, wie der lange hagere Mann mit den blonden Haaren und blauen Augen, den die heutige Aufregung nur noch bleicher als gewöhnlich machte, zwischen den Tausenden von schwarz glänzenden, mit bunten Tüchern und Gold und Korallenputz behangenen Gestalten stand, ein wirklicher Prediger in der Wüste zwischen „Türken und Heiden", und seine heutige Predigt mit einem schmetternden Gesang zum Lobe des Höchsten begann.

Dann kam die Rede selber, und der Amerikaner war klug genug, nichts darin zu erwähnen, was einen oder den andern Theil der hier Versammelten hätte stutzig machen können. Er hielt sich vernünftiger Weise streng an die einfache Lehre Christi, nicht an den Aufputz, den ihr spätere Jahrhunderte übergehangen, und da er ihnen damit nur Liebes und Gutes künden konnte, so verfehlte er auch nicht die erhoffte und eigentlich schon bei seinen Zuhörern beschlossene Wirkung. Allerdings übte seine Predigt hier noch nicht den Einfluß auf die Gemüther der Andächtigen aus, wie wir das so häufig in Amerika bei den Methodisten beobachten können, aber Alle schienen doch fest entschlossen, den neuen Glauben, den ihnen der Fremde gebracht und der sich mit gar keinen weiteren

Unannehmlichkeiten verknüpft zeigte, anzunehmen, und als Mr. Bowring endlich diejenigen in der Versammlung, welche willens wären, den alten Irrthümern zu entsagen, aufforderte, zu ihm heran zu treten, drängten sich, mit Ausnahme Einzelner, die zu der Partei der Derwische gehörten, Alle um seinen Wagen und verlangten jetzt mit stürmischen Rufen, getauft zu werden.

Allerdings hatte der Häuptling bestimmt, daß die Ceremonie erst am Abend vorgenommen werden solle, und der Amerikaner war auch damit einverstanden gewesen. Als er aber die Erregung rings umher bemerkte, fühlte er doch, daß ein so passender und günstiger Augenblick vielleicht nie im Leben wiederkehren würde, und nicht gesonnen, sich irgend einen Vortheil aus der Hand zu geben, beschloß er den Moment zu benutzen. Wasser war bei der Hand, ein kleiner Bach rieselte dicht an seinem Wagen vorüber, Gefäße hatte er ebenfalls schon bereit; sein Diener mußte herbeitragen, was er konnte, und noch stand die Sonne nicht im Mittag, als er schon, in einem etwas summarischen Verfahren, das aber die Umstände vollkommen entschuldigten, den ganzen Stamm durch die Taufe zu Christen gemacht. Nur Wenige hatten sich davon zurückgehalten, und ein paar von diesen waren dann augenblicklich zu den Derwischen hinübergeeilt, um ihnen die Schreckenskunde mitzutheilen.

Was aber konnten diese thun, so lange sie noch nicht einmal weitere Befehle von ihren Oberen erhalten — ja was selbst dann, wo das Entsetzliche als eine vollbrachte Thatsache feststand.

Indessen eilten die jungen Christen nach Hause, um sich ihres neuen Standes zu erfreuen, vermieden aber dabei, den Weg an ihrer alten Moschee vorüber zu nehmen, denn es war ihnen doch ein etwas unbehagliches Gefühl, wenn sie sich dachten, daß sie den früher mit solcher Ehrfurcht betrachteten Platz nun nie wieder betreten und den Gott, den sie dort früher angebetet, für immer meiden sollten. Das Ganze war ihnen auch eigentlich ein wenig rasch gekommen, und Viele waren sich wohl der doch so wichtigen Sache gar nicht recht klar geworden. Aber das ließ sich jetzt nicht mehr ändern,

und so schlimm konnte es doch auch nicht sein, denn so viele weiße Fremde — ja fast Alle, die zu ihnen kamen, waren Christen und befanden sich wohl dabei, und der Verkehr und Handel mit diesen mußte jedenfalls dadurch erleichtert werden.

Und welche Verbesserung sollte der neue Glauben jetzt im eigenen Hause bringen, wo zwischen den verschiedenen Frauen eines Mannes so oft Streit und Hader entstand — die Männer scheuten sich nur noch, es ihren Frauen mitzutheilen, und über Mittag wurde auch in der That in keiner Hütte davon gesprochen; aber berathen mußte die Sache doch endlich und damit auch zur Entscheidung gebracht werden, und am Nachmittag versammelte deshalb der Häuptling die Aeltesten des ganzen Stammes um sich, um ihnen, nur von einem streng religiösen Standpunkt aus, die Sünde vorzuhalten, mehr als *eine* Frau zu haben, wie sie aufzufordern, ihr künftiges Leben in Einklang mit der neuen Lehre zu bringen.

Das war ein Schlag für die Frauen, der um so härter traf, je unerwarteter er kam. *Ihnen* hatte der fremde Christenpriester nur gesagt, daß kein Mann, wenn er schon verheirathet sei, noch eine weitere Frau dazu nehmen dürfe, und das war ihnen gerade recht gewesen. Aber daß die alten auch noch abgeschafft werden sollten, überstieg die Grenzen jeder Möglichkeit, und völlig rathlos, was jetzt zu thun, liefen sie aus alter Gewohnheit zu denen, die bisher ihre Rathgeber gewesen, von denen sie sich aber heute völlig losgesagt — zu den Derwischen.

Was für merkwürdige Leute solche Derwische sind! Durch ihre Spione hatten sie schon lange Kunde von all' den Vorgängen im Dorfe erhalten und waren ebenso auf das Genaueste von der unter den Frauen herrschenden Aufregung unterrichtet worden. Sie wußten auch, daß diese zu *ihnen* kommen würden, um Hülfe zu suchen, und etwas Angenehmeres als dieser Zwischenfall hätte ihnen gar nicht geschehen können — aber ob sie sich das Geringste davon merken ließen? Gott bewahre! Mit auf der Brust gekreuzten Armen saßen sie da, verdrehten die Augen, seufzten und hörten schweigend und regungslos die immer stürmischer werdenden Klagen der Frauen

an. Nur als diese endlich auf eine Antwort drangen, zuckten sie die Achseln und sagten mitleidig:

„Ihr habt es ja selber so gewollt — jetzt ist es zu spät. Die neue Religion legt auch Euern Männern nicht einmal die Pflicht auf, künftighin für Euern Lebensunterhalt zu sorgen; Ihr seid Christinnen geworden — vielleicht giebt Euch der neue Gott, was Ihr eben braucht.“

„Aber dann bleiben wir keine Christinnen,“ riefen die Weiber. „Wir wollen von einer Religion nichts wissen, die uns auf die Straße setzt.“

„Das hilft Euch nichts,“ sagte aber ruhig der ältere Derwisch, „ob Ihr Euch jetzt dazu bekennt oder nicht. Eure Männer sind zu derselben übergetreten, und so lange der fremde Priester hier ist, wird er sie auch darin erhalten und bestärken.“

„Aber wenn er fort ist?“

Der Derwisch zuckte mit den Achseln. — „Es wäre möglich, daß dann eine Aenderung eintreten könne, aber Bestimmtes ließe sich nicht darüber sagen.“

Mit den wenigen Worten hatte er einen Funken in ein Pulverfaß geworfen und die Mine explodirte.

Hatten vorher die Männer eine Zusammenkunft gehalten und Beschlüsse gefaßt, so hielten die Frauen jetzt ebenfalls eine, begnügten sich aber darin nicht mit den einfachen Beschlüssen, sondern führten sie augenblicklich und auf frischer That aus. Es war indessen Abend geworden und Mr. Bowring eben von einem Besuch bei dem Häuptling zurückgekehrt, dem er noch einige nothwendige Verhaltungsregeln für die nächste Zeit gegeben. Unmittelbar neben seinem Lagerplatz, der mit Palissaden und Dornen eingefaßt war, um wilde Thiere zu verhindern, ihm einmal über Nacht hinein zu brechen, brannte ein kleines, aber helles Feuer, an welchem ihm einer seiner Diener eben das Abendbrod bereitete, als der andere, der gerade die Plane des Wagens zurechtzog, weil der Himmel mit Regen drohte, dem Amerikaner meldete, vom Dorfe herüber kämen eine Anzahl von Fackeln gerade auf den Lagerplatz zu.

Mr. Ezra Bowring schüttelte mit dem Kopf. Was wollten

die Leute noch heut Abend von ihm? denn seines Wissens hatte er alles Nöthige schon mit dem Häuptling besprochen. Geschah das, um ihm, vielleicht einer ihrer alten Sitten nach, eine Ehre zu erweisen, und dunkle Erinnerungen von einem daheim erlebten Fackelzug schwebten ihm vor, dessen afrikanische Ausführung jedenfalls interessant gewesen wäre. Er stand langsam auf und bestieg seinen Wagen, um von da aus die Nahenden besser betrachten zu können.

Ein Zug war es freilich nicht; die Fackeln schwärmten wirr und ungeordnet durcheinander, und buntes Toben und Geschrei tönten zugleich herüber. Wie eine religiöse Procession sah das keinenfalls aus; aber freilich hatte dies wilde, wunderliche Volk auch wilde und wunderliche Sitten, und einem späteren, ruhigen Leben mußte es vorbehalten bleiben, sie zu ändern und zu bessern. Hatte ihm doch der Häuptling heute schon zugesagt, daß gleich am morgenden Tage der Bau einer Kirche sowohl, als eines Wohnhauses für ihn selber in Angriff genommen werden sollte, und war das erst beendet, dann hoffte er auch, besser und nachhaltiger auf die Bevölkerung einwirken zu können.

Der wilde Schwarm kam indessen immer näher. Deutlich konnte er schon einzelne Ausrufe und Schreie unterscheiden — das war eine tolle, lärmende Feier, die jedenfalls später einer würdigeren weichen mußte — man durfte freilich nicht zu viel auf einmal von den erst aus der Nacht ihres Unglaubens erweckten Heiden erwarten.

Jetzt waren sie da. Der Schwarm hatte die Palissaden erreicht; als sich Ezra Bowring aber schon darauf vorbereitete, eine Anrede an die Menge zu halten, faßten fünfzig, sechzig schwarze Fäuste die aufgestellten spitzen Hölzer, die seine Umzäunung bildeten, und rissen sie mit Gewalt zu Boden, während ein ganzes Rudel wilder, dunkelhäutiger Megären, die Fackeln in der Linken und viele in der Rechten sogar Keulen, Messer oder Lanzen haltend, in den innern Raum drangen und dermaßen alle zu gleicher Zeit auf ihn einschrieen, daß er nicht eine Silbe davon verstand. Desto deutlicher waren freilich die drohenden Bewegungen, die sie gegen ihn machten, und Ezra, natürlich nur in dem Glauben, daß hier irgend ein

unglückseliges Mißverständniß obwalten müsse, begann von seinem Wagen herunter die etwas ungestümen Besucher anzureden. Wenn er aber gehofft hatte, in einer Versammlung von einigen hundert Frauen, von denen jede einzelne entschlossen und gewillt war zu reden, zu Worte zu kommen, so mußte er bald seinen Irrthum einsehen. Alles schrie und tobte auf ihn ein.

Ezra, mit noch keiner Ahnung einer ihm etwa drohenden Gefahr, faßte mehr das Komische der Situation auf, und in einer momentanen Pause sagte er deshalb freundlich:

„Meine Damen, ich muß dringend bitten, daß nur vier von Ihnen auf einmal reden —" — aber auch das gestanden sie ihm nicht zu, denn Jede wollte bei den Vieren sein, bis sie endlich selber einsahen, daß sie auf diese Art den Zweck nicht erreichten, der sie hergeführt. Eine kurze Verhandlung entstand zwischen ihnen, von welcher aber der Amerikaner, obgleich der Sprache vollkommen mächtig, gar nichts als abgebrochene Ausrufungen verstand. Diese aber konnten nicht dazu dienen, ihn über den friedlichen Charakter der Schaar zu beruhigen, denn sie waren wirklich drohender Art, und er hörte endlich mit Genugthuung, daß eine der Wüthenden — es war die älteste Frau des Scheiks, also auch die erste Dame des Landes, eine wild aussehende, trotzige Gestalt mit einer Fackel in der Linken, eine mit kupferner Spitze bewehrte Lanze in der rechten Hand haltend, vor ihn hintrat und mit gellender Stimme rief:

„Ist das Deine Religion, Du bleichhäutiger Fremder Du, daß die Männer ihre Frauen verjagen und auf die Straße werfen sollen, hast Du uns nicht vorgelogen, daß wir, wenn unsere Männer Christen geworden wären, es gerade so gut wie im Himmel haben sollten?"

Ezra wollte etwas erwidern und ihnen sagen, daß noch nie eine Lüge über seine Lippen gekommen, aber sie ließen ihn nicht reden — von allen Seiten schrieen sie auf ihn ein, und als sich der Sturm nur einigermaßen gelegt hatte, verstand er wohl, daß sie irgend eine Forderung an ihn stellten, aber war nicht im Stande heraus zu bekommen, welche. Da überschrie die erste Rednerin endlich den Rest, denn sie merkte, daß

der Fremde nicht hören konnte, was sie von ihm verlangten, und dicht vor ihn tretend, daß er die Gluth der Fackel an seinem Gesicht fühlte, kreischte sie:

„Augenblicklich nimm das Verbot zurück, daß die Männer nur eine Frau haben dürfen! Wir wollen Christen bleiben, aber in der Weise, wie wir's gewohnt sind."

„Aber meine Damen —"

„Die Männer sollen Frauen nehmen dürfen, so viel sie wollen und ernähren können!" schrieen ein paar schrille Stimmen, und wieder brach ein Chaos von Ausrufungen los, das er erst mußte austoben lassen, ehe er etwas darauf erwidern konnte. Jetzt endlich legte sich der Lärm, denn die Versammelten wollten nun die Antwort des Missionärs hören, die ihrer Meinung nach natürlich nicht anders als zustimmend ausfallen konnte.

„Meine Damen," sagte Ezra jetzt noch einmal, denn keine Frau der Welt hält mehr auf eine höfliche und achtungsvolle Anrede, als eine alte Negerin. „Sie werden mir bezeugen müssen, daß ich nun und nie davon gesprochen habe, ein Mann unter den Christen könne mehr als eine Frau ehelichen. Im Gegentheil erinnere ich mich recht gut, Ihnen gesagt zu haben, daß ein Mann, wenn er verheirathet wäre, keine weitere Frau dazu nehmen dürfe."

„Aber daß er die alten fortjagen soll, davon hast Du kein Wort gesagt?" schrieen die Frauen wieder — „jetzt wollen wir's hören, daß wir bei unseren Männern bleiben und daß sie uns nicht fortschicken dürfen."

„Die christliche Religion —" begann Ezra, aber von der wollten die Versammelten nichts hören. — „Bei unseren Männern bleiben!" schrieen und tobten sie. — „Du bist der Geistliche, Du kannst das bestimmen, und nur unter der Bedingung haben wir unsern alten Glauben verlassen."

„Aber das geht nicht," schrie jetzt Ezra über den Lärm hinaus. „Es ist gegen die Religion, und ich kann doch nichts erlauben, was der große Prophet Christus selber verboten hat!"

Wieder unterbrachen sie ihn mit wüthendem Toben und verlangten von ihm das Unmögliche. Es dauerte eine geraume

Zeit, bis sie endlich die Gewißheit erlangten, daß er christlichen Männern nie das Recht zugestehen könne, Vielweiberei zu treiben. Jetzt aber erreichte die Wuth der Megären auch ihren Gipfelpunkt.

„Der Derwisch hat Recht! Er ist ein Betrüger — er ist gar kein Priester — nieder mit ihm — nieder! Schlagt ihn todt!“ und mit den Fackeln und Lanzen drangen sie auf ihn ein, schlugen nach ihm und hätten ihn in ihrer Raserei vielleicht umgebracht, wenn nicht der alte Derwisch, der sich bis dahin in der Nähe gehalten, ohne Theil an der Verhandlung zu nehmen, zugesprungen wäre und die Frauen „in Allah's Namen“ ermahnt hätte, von Gewaltthätigkeiten abzustehen. Er wußte recht gut, welche Folgen das für ihr Dorf haben mußte, wenn sie hier einen Weißen erschlagen hätten, denn die Fremden schützten einander, und ihre Schiffe waren so zahlreich, wie die Löwen in der Wüste.

Ezra Bowring war übrigens schon bei dem ersten Anprall der rasenden Weiber in seinen Zeltwagen zurückgefahren und hatte nach der dort liegenden Flinte gegriffen — wohl nicht in der Absicht Eine zu tödten, aber sie doch wenigstens damit zurück zu schrecken. Der Derwisch ersparte ihm aber selbst dieses letzte verzweifelte Mittel, und wie er die Frauen jetzt bat, dem Fremden kein Leides zu thun, sondern ihn nur fortzuschicken, damit er ihren Frieden hier nicht länger störe, kam auf einmal neues Leben in den Schwarm.

„Ja! Fort mit ihm!“ schrieen die Frauen, den Gedanken rasch auffassend, aus — „fort mit ihm! Schickt ihn dahin, wo er hergekommen — fort! Wo sind seine Ochsen? — wo seine Leute — wir wollen nichts von seiner Lehre wissen. Er ist ein Betrüger, ein Lügner, und nur hierher gekommen, um uns unglücklich zu machen.“

Aber es blieb auch nicht bei den bloßen Ausrufungen, denn die Fulah-Frauen, selber an harte Arbeit und ebenso daran gewöhnt, mit dem Vieh umzugehen, hatten sich augenblicklich mit ihren Fackeln in der Nachbarschaft zerstreut, wo sie auch bald die Ochsen und die dorthin geflüchteten Diener des Missionärs antrafen. Da galt kein Zaudern oder Hinausschieben. Die Leute, die bald verstanden, was von ihnen verlangt wurde,

schienen selber froh, hier mit heiler Haut fortzukommen, und trieben die Zugochsen rasch zum Lager. Fünfzig Hände halfen ihnen dort beim Anschirren. Alles faßte mit an, und ehe eine Viertelstunde vergangen war, standen die Ochsen eingespannt vor dem Wagen. Was noch dort von Geschirr in der Nähe lag, wurde dann hinaufgeworfen, ohne daß sich Ezra auch nur noch einmal auf seiner „Veranda" gezeigt hätte, und: „Fort! Fort mit ihm!" schrieen die Weiber jetzt wieder und hieben auf die außerdem vor den Fackeln scheuenden Stiere ein, die sich in einen so raschen Trab setzten, daß ihnen die Treiber kaum folgen konnten.

Aber selbst damit waren die Megären noch nicht zufrieden. Nicht einmal in der Nähe wollten sie den gefürchteten Priester die Nacht dulden, weil sie besorgten, daß er am nächsten Morgen auf's Neue ihre Männer beschwatzen könne. An dem Dorf vorbei, in dem sich die Männer nicht regten noch rührten, mit wehenden Fackeln und Hohngeschrei trieben sie den Wagen des armen Methodisten, der auf seinem nicht mit Federn versehenen Fuhrwerk und über den rauhen Weg wahrlich keine gute Fahrt haben konnte. Und auch hier durfte er noch nicht halten, weiter und weiter mußte er in die Nacht hinein, und als sie ihn endlich verließen, erklärten sie den Treibern, daß sie morgen mit Tagesanbruch hierher zurückkehren und Alle todtschlagen würden, die sie noch in dem Bereich oder nur der Nachbarschaft ihres Dorfes fänden. Damit verließen sie ihn.

Ezra Bowring kehrte auch ohne Weiteres an den Senegal zurück, denn er hütete sich wohl, den erbosten Weibern wieder zu nahe zu kommen. Aber er hatte seinen Zweck doch erreicht und konnte durch den nächsten Dampfer mit gutem Gewissen nach Hause berichten, daß er „in dem und dem Monat über zweitausend Fulahs getauft und in den Bund der Christen aufgenommen habe". Daheim wurden dann Sammlungen für die „interessanten Bekehrten" veranstaltet, und besonders thätig waren die Damen, wollene Strümpfe und Unterröcke für die „neuen Christen" zu stricken und hinüber an den Senegal zu senden.

In dem Fulahdorf blieb indessen Alles beim Alten. Die

Männer hatten einmal an jenem Abend den Frauen das Feld überlassen, und als der Missionsprediger am andern Morgen verschwunden war und ihre Weiber, wie ebenso die Derwische auf das Bestimmteste erklärten, es sei nur ein Betrüger gewesen, der in böswilliger Absicht zu ihnen gekommen wäre, um ihren Frieden zu stören, betrachteten sie ihre Taufe als nicht geschehen. Geschenke bekamen sie außerdem nicht mehr, und ihre alten Frauen waren sie auch nicht los geworden — weshalb sollten sie sich weiteren Unannehmlichkeiten aussetzen. So sind denn auch die Fulahs bis auf den heutigen Tag noch Muhamedaner oder Heiden geblieben, und später dort eingetroffene Missionäre fanden für die Bekehrung ein so unerquickliches Feld, daß sie nie lange in jener Gegend blieben.

Nebraska.

1.
In der Prairie.

Weit wie der endlose Ocean breitete sich die Steppe aus; kein Baum, kein Strauch unterbrach die furchtbare Monotonie der Landschaft, und glühend brannte dabei die Sonne auf das verdorrte gelbe Gras und die mit scharfen langen Stacheln bedeckten Cactuspflanzen nieder. Ueber den dürren, trostlosen Boden aber zitterte ein flackernder Schein, den leise bewegten Wellen der See nicht unähnlich und das darüber hinschweifende Auge blendend.

Nur drei lebende Wesen wurden in dieser Einöde sichtbar — ein Reiter, sein todmüdes Pferd und ein einzelner dunkelbrauner Aasgeier, der hoch in der Luft den unter ihm hinziehenden Wanderer umkreiste, als ob er nur auf den Augenblick warte, wo er erschöpft und gebrochen zusammensinken und ihm zur Beute dienen solle. War es doch schon der dritte Tag, daß er ihm so folgte, und das scharfsinnige Thier mochte wittern, daß ein Menschenkind solche Entbehrungen nicht viel länger mehr im Stande sei zu ertragen.

Er hatte nicht so ganz Unrecht. Der Reiter unter ihm schien wie sein Thier der über ihn hereinbrechenden Ermattung zu unterliegen, und nur manchmal noch raffte er sich mit Aufbieten aller Kräfte empor, und warf spähend und ängstlich forschend den Blick umher, — aber nicht lange. Was sich dem Auge bot, schien nicht geeignet, ihm Trost zu geben — kein Baum, kein Strauch verrieth das heiß ersehnte Wasser,

und wenn sich auch hier und da eine Antilope oder ein kleiner Trupp von Büffeln am Horizont zeigte, was half es ihm? Ihm fehlte die Kraft, sie zu verfolgen, und sein armes Roß vermochte kaum noch, ihn im Schritt weiter zu schleppen; wie hätte er je daran denken können, ein Heerde Büffel zu hetzen.

Es war ein junger Mann von kaum mehr als fünfundzwanzig Jahren, und in die gewöhnliche Tracht der westlichen Jäger, in ein ledernes, ausgefranstes Jagdhemd und ebensolche Leggins und Moccassins gekleidet — aber bleich und erschöpft sahen die Züge seines Gesichts aus — trüb und gläsern starrte das blaue Auge, wenn es nicht für einen Moment emporleuchtete, vor sich auf den Sattelknopf nieder; wirr hingen ihm die blonden Haare unter dem alten grauen Filzhut heraus, und nur krampfhaft noch hielt die Hand die vor ihm auf dem Sattel liegende Büchse gefaßt, als ob er von der treuen Waffe Schutz und Hülfe erwarte. — Bittere Täuschung! Wasser brauchte er — Wasser! Seine Zunge klebte am Gaumen, seine Kehle war ihm ausgedorrt, daß er mit jedem Athemzug brennende Gluth einzuschlürfen glaubte, und wie Fieberbrand zuckte es ihm manchmal über Stirn und Schläfe und flog ihm dann wieder in starrem Frösteln über den mißhandelten Körper.

Eben so ermattet als der Reiter war das Pferd. Es hatte dann und wann einmal gehalten und den Kopf niedergebogen, als ob es einen der höher stehenden Grashalme abpflücken wolle, aber es immer bei dem Versuch bewenden lassen. Wozu auch, die Zunge war ihm so dürr, als die seines Herrn, und wie wäre es im Stande gewesen, das trockene, harte Gras hinab zu schlucken. — Dann und wann blieb es stehen, und nur mechanisch und wie in alter Gewohnheit preßten ihm dann des Reiters Schenkel die Flanken, daß es sich wieder langsam fortbewegte. Wohin? wer von Beiden hätte es sagen können, nur nach Westen lag ihr Cours, den noch so fernen „blauen Bergen“ zu — dort war Wasser, dort war Wild in Ueberfluß, und doch — wie durften sie hoffen, jene ferne Bergkette zu erreichen, wo schon seit Wochen der Himmel keinen Tropfen Regen für sie gehabt, und keine Quelle die weite Prairie durchrieselte.

Auch nicht freiwillig hatte er sich allein in diese furchtbare Einöde gewagt, und als er die westliche Grenze der Civilisation verließ, war es in einem Trupp von neun rüstigen und gut bewaffneten Jägern gewesen, die einen Jagdzug nach den Felsengebirgen unternehmen wollten. Da wurden sie eines Nachts von einer Horde Shyennes-Indianern überfallen und Sechs ihrer Partei getödtet und scalpirt. Drei nur entkamen, aber Jeder mußte auf eigene Hand sein Heil in der Flucht suchen, und George Reynolds, wie der junge Mann hieß, suchte, als er keinen seiner Kameraden mehr auffinden konnte, den Rückweg nach den Staaten. Dorthin aber verlegten ihm überall die Indianer den Weg; er sah sich mehrmals in Gefahr, von ihnen angegriffen zu werden, und faßte endlich den tollkühnen und verzweifelten Entschluß, seinen Weg allein nach den Felsengebirgen fortzusetzen, wo er auch vielleicht hoffen durfte, eine andere Jagdgesellschaft anzutreffen. Die Entfernung, die ihn noch von den Bergen trennte, war überdies nicht so groß mehr, und dorthinaus suchten ihn die Shyennes keinenfalls.

Am zweiten Tag von da ab schoß er allerdings einen Büffel und bekam dadurch Lebensmittel genug; aber die Indianer hatten ihn von dem Plattefluß abgeschnitten, an dem ihre Wigwams standen, und wenn er auch noch in der ersten Zeit ein paar Wasserlöcher fand, die der letzte Regen gebildet und die Sonne noch nicht ganz aufgesogen hatte, so legte diese der scharfwehende Wind doch bald vollkommen trocken, und jetzt galt es, so rasch als irgend möglich gen Westen vorzudringen, um hügeliges Land und mit diesem frische Quellen zu erreichen, denn in der Steppe hätte er sonst verschmachten müssen.

Aber viel weiter, als er je geglaubt, lagen die Berge. So scharf er auch nach Westen ausspähte, er war nicht im Stande, die Umrisse irgend eines Höhenzugs zu entdecken, und wie Tag nach Tag schwand, ohne daß auch ein einziger Tropfen Wasser seinen Gaumen netzte, da verließen ihn wie sein wackeres Thier zuletzt die Kräfte. Er faßte auch schon einmal den Entschluß, das Pferd abzusatteln und sich selber zu überlassen, möglich, daß es sich dann noch retten konnte, während er selber zwischen den dürren Grasbüscheln ausgestreckt den Tod erwartete; aber jener geheimnißvolle Instinct,

der Mensch wie Thier sich mit allen Fasern bis zum letzten Augenblick an's Leben klammern läßt, hinderte ihn an der Ausführung. — Er blieb noch im Sattel, aber vor seinen Augen schwirrte und blitzte es schon in wilden, phantastischen Lichtern, und nur das Pferd hielt noch die einmal angenommene Richtung selbstständig bei.

Aber auch das Pferd fühlte zuletzt seine Kräfte erlahmen; sein Gang wurde schwankend; es hielt öfter als gewöhnlich an, und blieb zuletzt ganz stehen, ja wich nicht einmal von der Stelle, als ihn die Kniee des Reiters mehr unbewußt als willkürlich preßten.

George Reynolds erwachte wie aus einem Traum, denn glanzlos hatte sein Auge bis jetzt vor sich niedergestarrt, so daß er die Außenwelt schon fast vergessen. Jetzt schaute er empor — wie ein Nebel lag es vor seinem Blick, und er strich sich mit der Hand über die Stirn, als ob er die wirren Bilder, die ihm das Hirn gekreuzt, von dort hinwegwischen wolle. Aber plötzlich faßte die vor wenig Momenten noch so kraftlose Hand krampfhaft den Zügel und fuhr dann empor, um das Auge gegen den brennenden Sonnenstrahl zu schützen; denn gerade voraus — täuschten ihn seine Sinne nicht — blitzte es in dem Licht wie ein funkelnder Wasserspiegel, und hohe Bäume hoben sich am Strand.

War es denn Wirklichkeit, was er dort vor sich sah, oder täuschte ihn der zitternde Sonnenstrahl und die aufsteigende Hitze auf der ausgebrannten Prairie? Er hatte oft davon gehört, daß sich solche Bilder in der Steppe wiederspiegeln — aber wie ein Blitz schoß ihm auch die Erinnerung an einen Abend durch die Seele, wo sie weit drüben in Missouri an einer murmelnden Bergquelle im Walde gelegen, und einer der Jäger, der fast seine ganze Lebenszeit in diesen Prairien zugebracht, von einem Paradies erzählte, das versteckt inmitten einer unnahbaren Wildniß liegen sollte. Dort herrschte eine liebliche Fee, eine Tochter des indianischen Manitu, und welcher Indianer den Platz erreichen konnte, war glücklich und aller Sorgen bar — jeden Weißen aber traf der Tod, und glücklich genug, daß ewige Nebel den geheimnißvollen Platz umgaben, oder mancher arme Trapper wäre dort wohl sonst in sein Verderben hinein gerannt.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit aber, während ihn die Erinnerung an jene Erzählung überkam und ihm das Herz fast hörbar in der Brust schlug, beobachtete George das vor ihm liegende Bild, das seine Form indeß in nichts veränderte. Es blieb fest und regungslos an seiner Stelle, ohne Schwanken und Schwinden — es konnte keine Täuschung sein, und war es möglich, daß er dort jenes — allen Weißen so gefährliche Paradies der Rothhäute vor sich sah? — Aber was es auch immer sei — dort blitzte Wasser — das war der eine und einzige Gedanke, der ihn durchzuckte — Wasser, seine schon am Gaumen klebende Zunge zu netzen — Wasser, um sein armes Pferd zu tränken. Gefahr? — wäre er überhaupt in diese Steppen gegangen, wenn er sich vor irgend einer Gefahr gescheut hätte? wahrlich nicht. — Wasser, Wasser! blieb der einzige Gedanke, den er in diesem Augenblick fassen konnte, und wenn eine ganze Horde von Indianern in dieser Stunde vor der Quelle oder dem See gelagert hätte, er wäre hindurch gebrochen, um nur einmal, nur einmal noch sich satt zu trinken und dann — wenn es sein mußte — zu sterben.

Im nächsten Moment fühlte auch das Pferd den Schenkeldruck des Reiters, und es war fast, als ob in diesem Augenblick jede Schwäche von diesem gewichen wäre. Vorwärts! nur vorwärts, war sein einziger Gedanke — seine ganze Gestalt hob sich, seine Glieder schienen ihre frühere Elasticität wieder zu gewinnen, und sein treues Thier mußte fühlen, daß eine Veränderung mit seinem Herrn vorgegangen sei. — Oder witterte auch der todmüde Gaul den noch fernen See? aber er raffte sich noch einmal wie gewaltsam empor, und suchte sogar wieder in einen Trab zu fallen. Doch dazu reichten seine Kräfte nicht mehr aus, und nur mit ziemlich raschen Schritten arbeitete er sich dem vor den Blicken seines Herrn ausgebreiteten Ziel entgegen.

Anfangs hatte der junge Jäger, in der Erregung über die Entdeckung und von neuer Hoffnung das Herz erfüllt, seine ganze Schwäche und Erschöpfung fast vergessen. Den Blick auf den blinkenden See und das ihn umgebende schattige Gesträuch geheftet, dachte er kaum mehr an alle überstandenen Leiden, und weiter und weiter drängte er dem Ort entgegen,

an dem er neue Kräfte sammeln konnte — aber er mußte die Entfernung unterschätzt haben, denn wohl eine Stunde war er so geritten, ohne merklich näher gekommen zu sein, und schon fühlte er, wie ihn die alte Schwäche wieder überkam. — Und jetzt verschwand das Bild ganz — war es, daß sich eine leichte schmale Wolke über die Sonne zog? — Nein, ein niederer Hügelrücken, wie sie sich häufig die Prairie entlang ziehen, lag vor ihm und benahm ihm dadurch natürlich, da er sich auf tieferem Boden befand, die Aussicht gen Westen. Sobald er jenen Hügelrücken erreichte, mußte er auch wieder in Sicht des Sees kommen, und konnte dann gar nicht mehr so weit von ihm entfernt sein.

Wie die Entfernungen aber auf diesem Boden, wo man gar keinen weiteren Maßstab hat, täuschen! — Der Hügelrücken sah aus, als ob er nur wenige hundert Schritt vor ihm läge, und doch brauchte er weit über eine Stunde, ehe er ihn erreichen konnte. Jetzt fing sich an das Land zu heben — langsam und allmälig nur, aber doch fast zu viel für sein armes Thier, das die Hufe nicht mehr vom Boden bringen konnte, und George wäre gern abgestiegen, um ihm die Last zu erleichtern, aber die bösen, hartstacheligen Cactusstauden standen hier so dicht, daß er sich mit seinen dünnen Moccassins nicht hineinwagen durfte. — Doch nur kurze, kurze Frist noch — dort lag ja schon der höchste Kamm — von da aus brachte sie gewiß nur ein kurzer Ritt zu der schattigen Quelle. — „Weiter, weiter, mein armes Thier, und dort sollst Du Rast und Ruhe haben Tage lang, denn dort finden wir ja auch Wild und Gras, und unsere Leiden haben da ein Ende.“

Langsam, oh wie langsam stiegen sie den Hügel empor — die Sonne brannte wieder mit voller Gluth auf die Steppe nieder, und auf dem Hügelkamm lag es und schimmerte wie ein schwimmender Strahlenkamm, in den sich Regenbogenfarben mischten. — Wie schwer ihm die Hand wurde, in der er den Zügel hielt — wie bleiern ihm selbst die Augenlider schienen — aber nur noch wenige Schritte, dann war er oben, und jetzt! — es flirrte ihm vor den Augen und bunte Schlangen zuckten herüber und hinüber, aber jetzt hatte er den Höhenkamm erreicht, und dort — laut aufjubeln hätte er

mögen, wenn die vertrocknete Kehle nur noch einen Ton gehabt — dort lag der blinkende See, in aller Pracht und Herrlichkeit — kaum tausend Schritt vor ihm ausgebreitet, ja wie er den Kopf erstaunt nach rechts und links wandte, sah er sogar, wie sich der Wasserspiegel auch noch da und dort ausbreitete und ihn schon einem Halbkreis ähnlich umgab. Hätte er sich nur ein klein wenig mehr rechts oder links gewandt, so würde er ihn früher erreicht haben; aber selbst hier war er ja nicht mehr weit davon entfernt, und noch einmal raffte er seine letzten Kräfte empor, um das Rettungsufer zu erreichen.

Es waren nur tausend Schritt, aber selbst diese schienen fast zu viel für die beiden armen Wanderer — für den Herrn und sein treues Thier, und über ihnen kreiste noch immer der ekelhafte Geier seine Bahn und stieß manchmal einen heisern, wie triumphirenden Schrei aus.

Im Westen hatte sich schon seit einiger Zeit eine dunkle Wolkenschicht gebildet und war höher und höher gestiegen, ohne aber noch die Sonne zu erreichen. Jetzt zuckte ein matter Blitz daraus hervor, und ein leiser Donner folgte — aber George hörte es gar nicht mehr. Vorwärts — was half es, daß sie zögerten — lauerte doch hier nur der Tod auf sie, während sie dort neues, frisches Leben erwartete. Vorwärts, und dem Roß die Hacken fester in die Seiten bohrend, trieb er es jetzt den Hügel hinab.

Wasser! Leise stöhnte er den Ruf vor sich hin, als er dem ersehnten Labsal näher und näher kam — Wasser! und das Pferd war dabei kaum von der Stelle zu bringen. Witterte es denn nicht das süße Labsal, das sich schon fast im Bereich vor ihm ausbreitete? — Noch einmal raffte George all' seine Kräfte zusammen; er fühlte nur zu deutlich, wie sie schwanden, und daß er diesen Zustand nur noch kurze Zeit vielleicht ertragen könne. Alles schwamm ihm vor den Augen, aber schon hatte er fast den Rand des Sees erreicht und sah den dunkeln Schatten seiner Bäume dicht vor sich — nur noch einige Schritte, die Vorderhufe seines Thieres mußten schon in der Fluth stehen — er wollte sich aus dem Sattel schwingen, aber da verließ ihn die Besinnung, und schwerfällig glitt er an dem Hals seines Thieres hinab und zu Boden nieder.

2.

Nebraska.

Wie lange er so gelegen, wußte er nicht, aber endlich fühlte er, daß sich eine kühle, weiche Hand auf seine Stirn legte und frischer Trank seine Lippen netzte. — Oh wie gut das schmeckte und wie es ihm plötzlich neues, frisches Leben durch die Adern goß! Aber noch lag er halb bewußtlos und seiner Sinne nicht mächtig, und erst als ihm sein freundlicher Helfer Stirn und Nacken mit dem kühlenden Naß feuchtete und es über ihn spritzte, erholte er sich so weit, daß er die Augen aufschlagen konnte. Doch auch dann schloß er sie wieder, denn was er mit dem einen Blick gesehen, war zu lieb — zu hold, um es nicht im Geiste zu halten und fort zu träumen — zu träumen? — Oh, es konnte ja doch nichts Anderes als ein herrlicher, aber doch neckischer Traum sein, der sich wohl wenige Minuten festzaubern, aber nie verfolgen ließ!

Aber wieder legte sich die weiche Hand auf sein Haupt und kühlte und netzte ihm die heißen Schläfe, und eine süße, freundliche Stimme sagte in der Sprache der Sioux, die er vollkommen gut verstand: „Wache auf, Fremder — komm, sei guten Muthes! Du bist gerettet und für den Augenblick auch sicher — steh auf! Was liegst Du hier auf dem trockenen, heißen Boden, wo Du nur wenig Schritte zu machen brauchst, um eine frische Quelle und kühlen Schatten zu erreichen?"

George öffnete noch einmal die Augen, und wieder sah er das nämliche Bild vor sich, das sich vorher schon seinem Blick gezeigt.

Es war ein junges, blühendes Weib, einem der indianischen Stämme angehörig, das mit einer Perlmuttermuschel als Schale in der Hand halb über ihn gebeugt stand und ihn mit freundlichen, mitleidigen Blicken betrachtete — und wie lieb sie dabei aussah!

Sie trug ein schneeweißes kurzes Obergewand aus fein gegerbten Fellen — ein Zeichen, daß sie die Tochter eines

großen Häuptlings war — die Säume mit kleinen, bunten Perlen zierlich gestickt und die Nähte überall mit dem nämlichen Leder ausgefranst — nach indianischer Sitte. Ihre Beine staken in ebensolchen Leggins, die ihr noch fast den halben, mit einem zierlichen und reichgestickten Moccassin bekleideten Fuß bedeckten. Die langen schwarzen Haare waren in zwei starke Zöpfe, aber ebenfalls mit eingewundenen Perlenschnüren geflochten, und den Hals schmückte ein breites Band aus kleinen, feingeschliffenen Perlmutterstücken.

Ihre Haut war von einer lichten Bronzefarbe und dabei so zart, daß George deutlich erkennen konnte, wie sich, als ihre Blicke sich begegneten, eine leichte Röthe über Wangen, Schläfe und Nacken ergoß — und wie groß und gut ihn dabei ihre dunkeln Augen anschauten, daß es ihm alle Herzensfasern rasch zusammenzog. — Oh wie wohl, wie unsagbar wohl ihm der Blick that!

„Fühlst Du Dich besser, Fremder?“ frug ihn da noch einmal das holde Kind, „glaubst Du, daß Du aufstehen kannst, wenn ich Dir helfe? Sieh, wir haben nur wenige Schritte zu thun, und Du kannst dann im Schatten jener Bäume von allen Deinen Leiden ausruhen.“

George hatte sich vorher so schwach gefühlt, daß er kaum seinen Platz im Sattel behaupten konnte. Jetzt auf einmal war es, als ob jede Schwäche von ihm gewichen sei. Nur die Zunge klebte ihm noch am Gaumen, das Sprechen wurde ihm schwer, und mit leiser, aber auch fast scheuer Stimme sagte er, indem er sich, von ihr dabei unterstützt, vom Boden hob: „Wer bist Du, liebes holdes Wesen, das sich hier meiner so freundlich annimmt? Oh sage mir Deinen Namen, daß ich Dir danken und Dein Gedächtniß ewig im Herzen tragen kann!“

„Ich heiße Nebraska,“ erwiderte leise das junge Weib.

„Nebraska nennen wir den Staat,“ rief George erstaunt, „und was ist Deines Stammes, deines Vaters Namen?“

„Fordere ihn nicht zu hören,“ erwiderte Nebraska scheu und blickte wie furchtsam zur Seite.

„Und weshalb?“

„Weil er Dich und Deinen ganzen Stamm haßt. Du wärst verloren, wenn er Dich hier fände. Komm, die Augen-

blicke sind kostbar, denn Du mußt frische Kräfte sammeln, um Deine Reise fortzusetzen und diese Gegend weit, weit hinter Dir zu lassen."

„Und weshalb haßt er mich?" frug aber George noch einmal, „hat er mich doch nie gesehen."

„Wessen ist das Blut," rief da Nebraska heftig, „das noch jetzt an Deinen Händen, an Deinen Waffen klebt? — Das Blut der rothen Männer, die Du erschlugst, obgleich sie Dich nie in ihr Land gerufen. — Oh komm, die Stunden fliegen, und ehe der Abend dämmert, muß Dich Dein Thier wieder weit hinaus in die Steppe getragen haben."

„Wieder fort von Dir?" sagte George still und traurig; „oh sprich mir nicht von so rascher Trennung, wo ich Dich ja kaum gefunden habe."

„Da — hier trink Dich satt," erwiderte Nebraska freundlich und den Worten ausweichend, indem sie ihn zu einem Rasensitz am See führte und dann sich zu der klaren Fluth niederbog, um ihm die Perlmutterschale auf's Neue mit Wasser zu füllen, „dann werde ich Dir Speise bereiten, daß Du Dich kräftigen magst, und indessen weidet Dein Pferd das süße Gras am Rand des Wassers ab — sieh nur, wie es sich in der Fluth wälzt, und wie wohl es sich fühlt. Das ist auch wundersam stärkendes Wasser, und während ich fort bin, mußt Du die eigenen Glieder darin baden."

„Du willst mich verlassen?"

„Da drüben steht mein Wigwam. Ich kehre bald zu Dir zurück. Fürchte jetzt nichts. Nebraska wacht über Dich, und bei dem Nahen der geringsten Gefahr werde ich Dich warnen. Aber verlaß auch den Platz hier nicht, bis ich es Dir selber sage. Du kennst die Gefahren nicht, die Dich hier umgeben."

„So lagert ein Stamm Deiner Freunde am See?"

„Frage mich nicht weiter; ich darf Dir nicht mehr sagen, als ich schon gesagt — ja ich hätte selbst das nicht gedurft," setzte sie leise und kaum hörbar hinzu. Aber sie ließ ihm keine Zeit, sie noch einmal anzureden, denn die Muschel neben ihn niederlegend, damit er sich selber ihrer bedienen könne, zog sie ihre Hand, die er gefaßt gehalten, aus der seinen und eilte flüchtig den nächsten Büschen zu, hinter denen sie gleich darauf verschwand.

George sah ihr still und staunend nach. Wie lieb war sie — wie schön — wie ängstlich sorgte sie für ihn, und doch wie wild und trotzig blickte manchmal ihr Auge, wenn es unbemerkt auf ihm zu ruhen glaubte. War ihre Güte etwa Heuchelei und sie jetzt nur fortgeeilt, um die Feinde herbei zu rufen und ihn ihrem Haß und Blutdurst auszuliefern? — Aber nein; er schämte sich vor sich selber, daß er auch nur mit einem Gedanken einen solchen schändlichen Verdacht gefaßt haben konnte. Nebraska war keine Verrätherin — das gute, liebe Auge konnte nicht lügen, und wenn sie ihn ja einmal zornig angeblitzt — hatte sie nicht Recht? Klebte nicht das Blut ihrer Brüder oder Stammesgenossen an seinen Händen, und wenn er es auch in Vertheidigung des eigenen Lebens vergossen, weshalb betrat er diesen Boden, der dem rothen Mann gehörte? weshalb drängte er sich auf fremdes Eigenthum? Deshalb fort mit solch' unwürdigen Gedanken; er fühlte, daß er hier sicher sei, und zu einem der nächsten, mit herrlichen Blüthen bedeckten Busche tretend, warf er seine Kleider ab und sprang in die klare Fluth.

Aber wie schwarz und dunkel der Himmel plötzlich geworden war — wie grell sich die Blitze am Himmel jagten und dumpf grollender Donner dahinter drein schmetterte; — und wie düster blitzte plötzlich die Oberfläche des Sees und warf kleine unheimliche Kräuselwellen empor, als ob es da unten koche und gähre und bald mit furchtbarer Gewalt zu Tage brechen solle. Warfen jene hohen blauen Felsen, die er vorher gar nicht bemerkt, nur ihren Schatten so düster über das Wasser, oder war es der zürnende Himmel, der sich darin wiederspiegelte? Ebenso kam es ihm vor, als ob eine starke Strömung vom Ufer ab nach dem Mittelpunkt des Wasserspiegels zusetze, und dort konnte er deutlich eine kochende Bewegung erkennen, als ob ein Wirbel da hinab in die Tiefe zöge.

Es litt ihn nicht länger in der Fluth, er schwamm dem Ufer wieder zu und fand jetzt wirklich, daß er sich mit der Strömung nicht geirrt, denn wie gewaltsam zog es ihn vom Lande ab, und er mußte alle seine Kräfte aufbieten, um wieder trockenen Boden zu gewinnen — und wie still und friedlich

hatte der kleine See vorher in der Sonne gelegen, so daß er fast geglaubt, er könne die Kiesel auf seinem Grund erkennen.

Das Bad sollte ihn erfrischen, aber die Anstrengung, das Ufer wieder zu erreichen, hatte ihn fast mehr als je erschöpft, und eine sonderbare Schwäche überkam ihn, daß er in einem halb bewußtlosen Zustand am Ufer niedersank. Aber das dauerte nicht lange; er raffte sich empor, kleidete sich an und erwartete jetzt mit Ungeduld die Rückkehr des schönen Mädchens, das auch nicht lange auf sich warten ließ.

Oh wie schön sie war — wie engelschön! — Mochte es sein, daß er sich schon so lange, seinem wilden Leben folgend, in der Einöde herumgetrieben und der Gesellschaft holder Frauen entfremdet war, aber ihm schien es, als ob er nie im Leben edlere Züge und eine schlankere und dabei üppig volle Gestalt gesehen hätte. Auch die dunkle Farbe der Haut zerstörte diesen Zauber nicht, ja gab ihm eher einen noch höheren Reiz. — Aber sie kam ihm verändert vor — vielleicht deshalb, weil sie ihre Zöpfe aufgewunden hatte, daß sie ihr jetzt das Haupt wie eine Krone zierten. Sie trat stolz und fast königlich einher, und ihr Auge blitzte ihn, als es das seine traf, wie stolz und trotzig an. Doch das dauerte kaum einen Moment, denn schon im nächsten lächelte sie wieder gar so lieb, und indem sie ein großes Blatt, das sie zusammengeschlagen in beiden Händen trug, vor ihm ausbreitete, sah er, daß sie ihm zartgebackene Fleischstücke und braunes Maisbrod gebracht, an dem er sich laben und erquicken konnte.

„Jetzt iß, Fremder," sagte sie freundlich, indem sie einen Schritt von ihm zurücktrat und die rechte Hand in die Seite stemmte, wobei George zum ersten Mal bemerkte, daß sie einen kleinen, aber blitzenden Tomahawk im Gürtel trug, „iß und laß es Dir schmecken, denn Du hast einen langen und mühsamen Weg vor Dir, und manche Gefahr kann Dir drohen, zu der Du alle Deine Kräfte brauchst."

„Wie sonderbar das ist," sagte George, als er einen Blick über den See warf, der jetzt wieder licht und still und sonnenhell vor ihm lag, „noch vor wenig Minuten glaubte ich jenes Wasser unergründlich tief, mit reißender Schnelle einem Wirbel zustrebend, der über einem schwarzen Abgrund gähnte,

und jetzt sieht er so still und friedlich und ungefährlich aus, als ob sich ein Kind ungestraft darin baden könnte."

„Er ist wie das Herz des Menschen," sagte das junge Weib ernst, „wandelbar und täuschend und dabei unergründlich. Im Sonnenschein blitzen wohl die Perlen, die er in seiner Tiefe trägt, hell und leuchtend auf, aber wie sich eine Wolke über seine Sonne legt, trübt er auch seinen Geist, und wild und stürmisch kocht er manchmal auf."

„Was ist Dir, Nebraska?" rief George, denn plötzlich kam eine wunderbare Veränderung über das junge Weib. Ihre Stirn zog sich in düstere Falten, ihr Auge leuchtete, ihre ganze Gestalt hob sich, und fast krampfhaft fuhr ihre Hand, nicht nach dem Herzen, aber nach dem Tomahawk, den sie an ihrer Seite trug. Sie kam ihm auch in dem Augenblick weit älter vor, als wofür er sie bis dahin gehalten, und wie eine zürnende Gottheit dieser Steppen stand sie so vor ihm. Staunend sah der junge Mann zu ihr auf und fuhr dann leise fort: „Habe ich irgend etwas gethan, das Dir mißfällt?"

„Nein," rief das junge Weib lächelnd, und wie mit Zauberschnelle stand wieder das schüchterne junge Mädchen vor ihm; „nicht jetzt, wo Du hülflos bist und ich Dich dem Tode nah' am Ufer meines Sees fand. Unsere Nation hat nie mit Hülflosen Krieg geführt, und als Deine Voreltern, die weißen Männer, zuerst in kleiner Zahl unsere Küsten betraten, weil ihr Häuptling daheim nicht dulden wollte, daß sie ihren Gott auf ihre eigene Art verehrten, nahmen wir sie freundlich auf, gaben ihnen Speise und Trank, gaben ihnen Land und Mais zum Pflanzen und lehrten sie den Hirsch und Büffel jagen. Es waren ihrer so wenige, wir hätten sie mit leichter Mühe vernichten können — aber sie waren eben schwach und hülflos, und wir reichten ihnen die Hand. Wir hätten es nicht thun sollen," fuhr sie wieder ernst werdend fort, „denn Ihr danktet es uns schlecht. Schiffe um Schiffe kamen, die mehr und mehr der Fremden brachten. Neue, furchtbare Waffen führtet Ihr dabei, die Blitz und Donner in ihrem Innern und den Tod in unsere Reihen trugen. Zu spät sahen wir jetzt ein, wie wir gefehlt, aber Manitu zürnte

deshalb doch nicht mit uns, denn nur im Guten waren wir zu weit gegangen — nur aus Mitleid mit den Fremden hatten wir unser Land und die Gräber unserer Väter preisgegeben — nicht aus Haß und Habgier, die Dein Volk kennzeichnet, Fremder, und ihm das Brandmal der Schande aufdrückt. Doch iß," setzte sie mit der Hand abwehrend hinzu, „iß und stärke Dich und laß uns nicht von dem Geschehenen, dem nicht mehr zu Aendernden reden — es wäre nicht gut für uns Beide, unnöthig die alten Wunden aufzureißen, und was nützte es uns, ein Blatt von dem Baum zu hauen, der seine Wurzeln über unsern Boden schlingt, wenn wir nicht den ganzen Stamm vernichten können. Kleinliche Rache, die den Tomahawk nach einem Schatten schleudert!"

George folgte dem Befehl, denn er war wirklich hungrig geworden. Aber trotzdem, daß er seit mehreren Tagen keine Speise zu sich genommen, genügten nur wenige Bissen, ihn zu sättigen. Möglich, daß sein Magen durch das lange, unfreiwillige Fasten geschwächt worden und sich erst wieder an nahrhafte Kost gewöhnen mußte. Unwillkürlich aber hafteten des jungen Mannes Blicke auf dem schönen Wesen, das jetzt vor ihm am Boden kauerte und mit dem Finger große geheimnißvolle Figuren in den Sand zeichnete.

George warf jetzt einen Blick um sich her über die Scenerie und mußte sich gestehen, kaum je in seinem Leben ein lieblicheres, freundlicheres Bild gesehen zu haben, als das in dieser Stunde vor ihm ausgebreitete. War es ihm früher so vorgekommen, als ob der See einen Halbkreis bilde, in dessen innern Bogen er eingedrungen, so erkannte er jetzt, daß er sich darin geirrt. Von hier aus gesehen, schien er nur ein weites Becken zu bilden, das mit tiefen Einschnitten versehen in eine Menge kleiner reizender Buchten auslief und von den prachtvollsten Bäumen beschattet wurde. — Wunderbar nur, daß er von diesem See noch nie gehört und Hunderte von alten Jägern, die er gesprochen hatte, doch schon seit einem Menschenalter die Prairien nach allen Seiten durchzogen, und ihnen wäre dieser Platz im Leben nicht entgangen. — Oder sollte er wirklich jenes feenhafte Paradies erreicht haben, von dem ihm jener alte Trapper damals erzählt, und wer

war das Mädchen dann? — Aber nein, dieser üppige Körper gehörte der Erde an, diese süßen Lippen, diese seelenvollen Augen der irdischen Liebe nicht einem überirdischen Spuk, und jene Erzählung des alten Trappers war nichts als ein gut erfundenes Märchen, um damit einen Abend am Lagerfeuer zu verkürzen. Es gab ja keine Geister und Gespenster mehr, wenn es überhaupt deren je gegeben, und dieses holde Wesen gerade sollte ein solches sein? — Bah! es war zu absurd, auch nur einen solchen Gedanken zu verfolgen.

„Fühlst Du Dich jetzt besser?“ sagte in diesem Augenblick Nebraska und sah fast schelmisch lächelnd zu ihm auf. „So komm jetzt in mein Boot — ich will Dich hinüber zu jener kleinen Insel fahren und Dir die Wunder dieses herrlichen Sees zeigen, denn bis zum Abend mußt Du doch mein Gast bleiben. Dann aber, wenn die Sonne eben im Westen gesunken ist, darfst Du auch nicht länger säumen und mußt die ganze Nacht hindurch scharf reiten, um eine lange Strecke zwischen Dich und diesen See zu bringen.“

„Und was hätte ich hier zu fürchten, Nebraska, wo Du mir selber Schutz gewährt?“

„Alles!“ sagte das junge Weib ernst, und wieder blitzte jener merkwürdige und unheimliche Glanz aus ihren Augen. „Alles, denn wenn Dich der fliegende Bär hier findet, bist Du verloren, und Deine Glieder rösten noch in dieser Nacht am Marterpfahl.“

„Der fliegende Bär?“ fragte George kopfschüttelnd, „noch nie habe ich den Namen dieses Häuptlings nennen hören. Er muß noch jung und unberühmt sein.“

„Jung und unberühmt?“ lachte das Mädchen bitter. „Sein Haar ist grau, sein Antlitz gefurcht und das Innere seines Wigwams mit wehenden Scalpen der Bleichgesichter von oben bis unten bedeckt — und Alle waren Krieger, die er mit den Waffen in der Hand erschlug. Der fliegende Bär ist ein großer Häuptling — aber komm, die Zeit vergeht, und bis wir zurückkehren, hat sich Dein armes Thier auch satt gefressen und ausgeruht. Was willst Du mit Deiner Büchse? — Zu schießen findest Du da nichts.“

„Ich kann doch die Waffe nicht hier am Ufer zurücklassen?“

„Und weshalb nicht? Kämen sie früher zurück, so hülfe Dir die eine Kugel wenig und könnte nur Dein Schicksal beschleunigen. Aber nimm sie — es mag Dir selber Beruhigung gewähren, wenn sie Dir auch nichts nützen wird — komm!“ und damit schlüpfte sie in ein Dickicht prachtvoller Trauerweiden, die ihre langen Zweige bis hinab in die Fluth hängen ließen, und glitt wenige Minuten später in einem dünnen, aus Cedernholz zierlich gearbeiteten und vorn am Bug phantastisch geschnitzten Canoe heran, das sie dicht vor dem jungen Jäger landete.

George, mit diesen schwankenden Fahrzeugen genug vertraut, sprang leicht hinein und bat sie, ihm das Ruder zu überlassen; aber sie winkte ihm nur mit der Hand, seinen Sitz vorn im Bug einzunehmen, und trieb dann selber das schlanke Fahrzeug mit geübter und starker Hand durch die Fluth, die an seinem scharfen Bug emporkräuselte. George sah bald, daß sie einer kleinen, reizenden Insel zusteuerte, die er bis jetzt noch gar nicht bemerkt und die, mit breitblättrigen Pflanzen und palmenähnlichen Gewächsen bestanden, einen gar freundlichen Anblick gewährte. Wie er dem zauberisch schönen Wesen so gegenüber saß, war es ihm, als ob sich seine ganze Seele zu ihr hingezogen fühle. Sein Herz klopfte ihm fast fieberhaft in der Brust, seine Stirne glühte, und sein Blick hing in steigender Bewunderung und Sehnsucht an ihr. — Aber sie wich dem Blick aus; ihr Auge haftete still und ruhig an dem Punkt, dem sie entgegen steuerte, und als sie das Canoe endlich in eine kleine, schmale Bucht hineingelenkt, daß es eine Muschelbank entlang glitt, sprang sie leichtfüßig hinaus, ergriff die vorn daran befestigte Weinrebe und band es an einem der jungen Stämme fest.

George war ihr fast eben so rasch gefolgt, aber er achtete nicht auf die wundervolle Scenerie, die ihn hier umgab — er staunte nicht, mit Früchten bedeckte Orangenbäume in einer Gegend zu finden, die jetzt da draußen nur verbranntes Gras und trostlose Cactusstauden trug. Von rasender Leidenschaft erfaßt, ging er auf das Mädchen zu, ergriff ihre Hand, legte seinen andern Arm um ihre Hüfte und sagte mit vor innerer Bewegung fast erstickter Stimme:

„Nebraska — sei mein! — Sieh, ich habe ein wildes Leben geführt, ich bin in der Steppe, verfolgend bald und bald verfolgt, umhergezogen, und das höchste Ziel, das ich kannte, war der Erfolg des Augenblicks. — Jetzt aber — jetzt erst, seit ich Dich gesehen, fühl' ich es klar, daß es etwas Höheres — daß es ein Glück giebt, dem ich bisher fremd geblieben, das ich kaum geahnt: das Glück der stillen Häuslichkeit. — Sei mein! Sieh, an diesem stillen See, im Schatten dieser prachtvollen Bäume, will ich uns eine Hütte bauen. Was wir zum Leben brauchen, erlege ich leicht mit meiner guten Waffe, und wenn Dein Vater zurückkehrt und Dich in meinen Armen glücklich sieht, wird er auch willig unsern Bund segnen. Wie viele Weiße haben sich ja Euern Stämmen angeschlossen und sind zum Stamm gehörig dann betrachtet worden."

Das Mädchen hatte ihm ruhig ihre Hand überlassen, ja selbst geduldet, daß er den Arm um sie schlang. Sie rührte sich nicht, und nur ihr Auge haftete fest und ernst an dem seinen, aber George konnte nicht erkennen, ob in Liebe oder Haß. Ihr Blick funkelte, als ob er sich fest in seine innersten Gedanken bohren wolle. George jedoch, da sie schwieg, fuhr dringender und lebendiger fort:

„Antworte mir, Mädchen — laß mich nur ein leises kleines Wörtchen hören, daß Du mir gut bist — daß Du hoffst, glücklich mit mir zu werden. Ich habe Deinen Stamm bis jetzt verfolgt, oh laß mich Dir zeigen, daß ich ihn auch zu lieben und gegen alle Angriffe zu vertheidigen vermag. Laß mich Dir beweisen, daß ich es brav und ehrlich meine."

„Hast Du geendet?" sagte da das junge Weib kalt und hart. „Hast Du genugsam meine Ohren jetzt mit Lügen gefüllt?"

„Nebraska!" rief George bittend.

„Frieden!" sagte die Indianerin, indem sie ihre Hand aus der seinen zog und ihren Körper von seinem Griff befreite, „ich kenne Dich, falsches, weißes Geschlecht, und da und dort schon hast Du die Töchter des rothen Mannes berückt und dann schändlich betrogen und verlassen!"

„Nebraska!"

„Schweig!“ rief das schöne Weib, indem es sich zu seiner vollen Höhe stolz und gebieterisch emporrichtete. „Alles, was Du mir sagen könntest, weiß ich vorher. Wie oft — wie viel tausendmal habe ich es gehört, wenn ich über den Meinen wachte und ihnen durch den Mund der Vögel warnende Worte in die Ohren sang.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Du wirst mich nie verstehen,“ sagte Nebraska kalt und höhnisch lächelnd, „aber die dort kommen, werden eine andere Sprache mit Dir reden. Wehre Dich — ich wollte Dich retten, denn ich hielt Dich für besser, als Andere Deinesgleichen — ich sehe, ich habe mich getäuscht, und in Deine eigenen Hände lege ich jetzt Dein Schicksal zurück. Fliehe, und die Tochter Manitu's will Dir verzeihen, daß Du Dein Auge bis zu ihr erhoben.“

„Die Tochter Manitu's?“

„Fliehe!“ sagte das schöne Mädchen kalt, indem sich ihr Arm dem Land entgegenstreckte; „siehst Du den langen Zug von Kriegern dort, die dem östlichen Arm des Sees entgegenhalten? Noch hast Du Zeit, das andere Ufer zu erreichen und Dein Pferd zu satteln — halte Dich gen Westen und wende den Kopf nicht zurück — aber höre auch die Warnung — betritt Dein Fuß zum zweiten Mal die geheiligte Stelle, dann färbt ein dunkler Blutfleck den klaren See, und ein Scalp mehr hängt in der Hütte des fliegenden Bären.“

George war der Richtung, die sie ihm andeutete, rasch mit seinen Augen gefolgt, aber ein Blick genügte, um ihn zu überzeugen, daß sich in der That dort ein langer Zug von Indianern durch die Steppe bewegte, die eben von einem Kriegs- oder Jagdzug zurückgekehrt sein mußten, denn deutlich zeichneten sich ihre nackten, dunkeln Oberkörper auf dem welken, gelben Gras der Steppe ab.

„Verrathen,“ murmelte er leise und bitter vor sich hin, „und nur deshalb hast Du mich von meinem treuen Thier hinweggelockt, um eine sichere Beute Deines Stammes zu werden.“

„Blödsinniger Thor,“ lachte die Jungfrau bitter, indem sie den kleinen blitzenden Tomahawk halb aus ihrem Gürtel

zog. „Glaubst Du denn, wenn ich nach Deinem Blut gedürstet, ich hätte irgend welcher Hülfe bedurft, das zu erlangen, als Du erschöpft und ohnmächtig zu meinen Füßen lagst? Der ganze Stamm zieht dort hinüber — noch haben sie keine Ahnung Dich zu finden, und ehe eine halbe Stunde vergeht, deckt Dich jener niedere Streifen Gebüsch. Fliehe! ich möchte nicht Dein Blut an meinen Händen sehen."

„So liebst Du mich dennoch, Nebraska!" rief George bewegt; „oh wenn Du wüßtest, welche Leidenschaft für Dich meine ganze Seele erfaßt hat!"

„Ich kenne die Leidenschaft!" sagte das junge Weib düster; „sie ist so flüchtig wie der Höhenrauch, der an den Bergen vorüberzieht, und das Elend eines ganzen Menschenlebens müßte sie bezahlen. Geh, Deine Worte sind Gift, aber sie prallen machtlos an meinen Ohren ab — geh! Noch hast Du Zeit zu fliehen. Wenn der Stamm den See erreicht und ein einziges Canoe auf seine Fläche hinausgleitet, bist Du rettungslos verloren."

George stand sprachlos, wilde Gedanken durchzuckten sein Hirn, und als ob die Indianerin den Geist ahnte, der in ihm tobte, legte sich ihre Hand fast unwillkürlich an die scharfe Waffe an ihrer Seite. Da kreuzte ein böser Gedanke das Hirn des jungen Trappers. Fast rasend vor rasch erwachter Liebe, war er fest entschlossen, sich den Besitz des jungen, wunderschönen Mädchens zu sichern, und ging es nicht in Liebe — durch Gewalt. Aber hier konnte er das nicht; drüben erst mußte er sein Pferd wieder eingefangen und gesattelt haben, und tollere Wagestücke hatte er schon unternommen. Selbst der schwindende Tag schien seinen kecken Plan zu begünstigen. Die Sonne stand kaum noch eine halbe Stunde über dem Horizont und senkte sich diesem rasch entgegen. Brach die Nacht ein, so waren die Indianer, selbst wenn sie ihn entdeckt hätten, gar nicht im Stande, ihn zu verfolgen, und wie er ihnen dann entgehen konnte, wußte er gut genug. Jetzt galt es nur, sie zu bewegen, ihn wieder hinüber an's andere Ufer zu begleiten, und sich gewaltsam zwingend, sagte er, so ruhig er irgend konnte:

„Es ist gut, Nebraska — verzeihe mir, wenn ich Dich

gekränkt — ich wollte Dir nur sagen, wie lieb ich Dich in den kurzen Stunden gewonnen habe — nicht Dir wehe thun. Laß uns in Freundschaft scheiden und nimm das Ruder wieder, daß es mich zum letzten Mal, von Dir geleitet, durch den freundlichen See führt. Willst Du meine Bitte erfüllen?"

Nebraska sah ihn fest und forschend an, als ob sie in seiner innern Seele lesen wolle, und ein leises, fast wehmüthiges Lächeln zuckte um ihre Lippen; ehe er aber nur ein anderes Wort sagen konnte, sprang sie leichten Schrittes in das Canoe, nahm das Ruder auf und winkte ihm zu seinem alten Sitz. Dann schob sie das leichte Fahrzeug ab vom Land, warf noch einen Blick nach der Stelle, wo sie die heimkehrenden Indianer zuletzt gesehen, und trieb dann das schlanke Fahrzeug rasch durch die aufkräuselnde Fluth dem festen Land wieder entgegen.

3.

Die Flucht.

Unterwegs sprachen Beide kein Wort. Still und schweigend ruderte die Jungfrau, und wenn ihr Blick auch manchmal den ihres Gefährten suchte, begegnete sie ihm nicht, denn George wich ihm unwillkürlich aus — fühlte er sich doch einer Schuld gegen sie bewußt und konnte ihr deshalb nicht in's Auge sehen.

Jetzt hatte sie das Ufer erreicht, und dort — nur wenige Schritte entfernt, wälzte sich George's Pferd in Lust und Uebermuth in dem süßen Gras, in dem es sich völlig satt gefressen hatte. Jetzt landeten sie; der Bug des schlanken Fahrzeugs schoß in den weichen Muschelsand hinein, und George war im nächsten Augenblick am Land und zog das Canoe hoch hinauf auf's Trockene, damit Nebraska ihren Fuß nicht zu nässen brauchte.

Das junge Mädchen sprang leicht an Land, nahm dann

ihr Ruder, stieß es durch den weichen Boden, damit sie die Liane daran festigen konnten, und blieb dann ruhig an der Stelle stehen, während George seinem Pferde pfiff und Sattel und Decken indeß vom Boden nahm. Seine Hand zitterte dabei — eine furchtbare Aufregung hatte sich seiner bemächtigt, die er kaum fähig war, vor der Jungfrau zu verbergen. Nebraska selber aber schien wenig auf ihn zu achten. Sie war auf einen dort liegenden, umgestürzten Baumstamm getreten, um von da aus das niedere Land besser übersehen zu können, und aufmerksam forschte sie der Richtung zu, nach der vorhin der Zug der heimkehrenden Indianer verschwunden war. Aber von dort aus war nichts mehr von ihnen zu erkennen; George hatte sich davon schon selber überzeugt. Noch einmal sah er nach dem Sattelgurt und schnallte ihn fester, so daß er sich bei einem scharfen Ritt gesichert wußte, und nun den Zügel aufgreifend und seine Büchse in die Rechte nehmend, während er den rechten Ellbogen über den Sattel legte, schwang er sich leicht hinauf.

Nebraska stand noch immer auf ihrer etwas erhöhten Stellung und wandte erst jetzt ihr Antlitz dem jungen Fremden zu, als dieser sein Thier ihr zulenkte und es einige Secunden später neben ihr wieder einzügelte. Sie mußte natürlich glauben, daß er Abschied von ihr nehmen wolle, und die Hand ihm entgegenstreckend, sagte sie mit freundlicher Stimme: „Lebe wohl! Der Gott Deines Stammes schütze Dich, und wenn Du sicher zu den Deinen gelangst —“

„Nicht ohne Dich, Nebraska!“ rief der junge Trapper, indem er sein Pferd mit dem rechten Hacken vorwärts spornte und seinen linken Arm mit eiserner Stärke um ihre Hüfte wand. „Du bist mein, Nebraska; ich kann Dich nicht lassen, oder ich wäre elend mein ganzes Leben lang!“ und noch während er sprach, hatte er das überraschte Mädchen zu sich auf's Pferd gerissen, das schon im nächsten Augenblick mit seiner schönen Last über die Steppe dahinflog.

„Verräther!“ zischte Nebraska zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch, „ist das Deine Dankbarkeit? — stirb!“ und mit den Worten suchte ihre Hand den Tomahawk an ihrer Seite, aber George hatte das vorausgesehen und den

Stiel unter dem Gürtel gefaßt. Er war jung, gewandt und kräftig, und da er sich um die Führung seines Thieres kaum zu kümmern brauchte, sondern es nur mit dem Druck seiner Schenkel regierte, lag das schwache Mädchen bald hülflos in seinen Armen. — Aber sie zeigte auch keinen Widerstand mehr — sie stieß keinen Hülfeschrei aus, der die Verfolger hätte auf ihre Fährten lenken können. Nur das Antlitz wandte sie ihm zu, und wieder sah George das finstere, kalte, höhnische Lächeln auf ihren Zügen, und fremd — ganz fremd erschien sie ihm in diesem Augenblick.

„Hast Du triumphirt?“ sagte sie dabei, aber so ruhig, mit so schneidender Stimme, daß er fast erschreckt zu ihr niederschaute. „Blinder Thor, der Du dem, was Du Dein Glück nennst, entgegen zu eilen glaubst und doch nur ein Spielzeug in der Hand anderer Mächte bist. Sieh Dich um! Hast Du mich für so kindisch gehalten, Einem Deines Stammes zu vertrauen?“

George warf den Blick zurück — schon vorher war es ihm gewesen, als ob er den Schall von galoppirenden Hufen hinter sich höre, wenn er auch Niemanden entdecken konnte. Jetzt erkannte er einen einzelnen Indianer, der aber, nicht zum Kriege gerüstet, in sein ausgefranstes Jagdhemd gekleidet, die wehenden Adlerfedern auf dem Kopf, den Köcher mit den Pfeilen und den kurzen Bogen auf dem Rücken, so ruhig hinter ihnen drein sprengte, nicht als ob er sie verfolgen wollte, sondern ihnen nur als Diener beigegeben sei. Er machte auch nicht die geringste Bewegung, um sein eigenes Thier zu größerer Eile anzutreiben und sie zu überholen, sondern blieb immer in gleicher Entfernung von ihnen, und wandte nur manchmal den Kopf langsam nach rechts oder links, wie es, nach Wild ausschauend, die Reiter in der Steppe immer thun. So weit aber George umherschaute, konnte er kein anderes lebendes Wesen entdecken, und als er sich darin endlich sicher fühlte, sagte er trotzig:

„Und glaubst Du wirklich, Nebraska, daß der eine rothhäutige Schuft dahinten mich an meiner Flucht verhindern könnte? Laß ihn uns folgen, wenn er es wagt, aber bei Gefahr seines Lebens!“

„Ich weiß," sagte Nebraska kalt, „daß Ihr Bleichgesichter Euch nicht scheut, Einen unseres Stammes so leicht und gewissenlos zu tödten, als ob es ein Wolf oder ein raubgieriger Panther sei. Blut ist Euren Schritten gefolgt, und die Thränen unseres Volkes, das Ihr unter die Füße tretet. Dadurch seid Ihr übermüthig geworden; Ihr durchstreift unsere Jagdgründe, als ob es Euer eigener Grund und Boden wäre, und das nicht allein, Ihr legt selbst die Hand an das Heiligste, was wir kennen, an die Freiheit unseres Volkes. Ich war eine Thörin, Dir auch nur einen Moment zu trauen, als ich Dich hülflos am Ufer des Sees fand. Du sahst anders aus, wie mir die Uebrigen bis jetzt erschienen, und ich half Dir, anstatt Dich zu tödten. Die Täuschung dauerte aber nicht lange, denn Deine rohe Leidenschaft verrieth Dich zu früh. — Jetzt bist Du verloren."

George ließ sie gern reden, denn dadurch vergrößerte er mit jeder Secunde die Entfernung, die ihn von der Zahl seiner Feinde trennte. Ueberdies tauchte die Sonne eben in den Horizont der meergleichen Prairie unter. Kaum fünfzehn Minuten später deckten die Schatten der Nacht den weiten Plan, und unmöglich war es, von dem Augenblick an seinen Fährten zu folgen. Er unterbrach sie deshalb auch mit keinem Wort, und nur als sie die Drohung ausstieß, daß er verloren sei, zuckte ein halb zurückgehaltenes Lächeln um seine Lippen und er sagte leise:

„Ich fürchte nichts für mich, Nebraska! Gott selber hat meinen Fuß jener Stelle zugelenkt, wo ich das höchste Glück der Erde finden sollte; er wird mich jetzt auch schützen, es zu erhalten und mich seiner zu freuen."

„Gut!" sagte die junge Indianerin, indem sie ihm fest in's Auge sah. „Die Wette nehme ich an. So laß uns jetzt sehen, ob Manitu, mein Vater, oder der Gott der Bleichgesichter stärker ist. Wehre Dich, Fremder, Du bist in der Gewalt Deiner Feinde, und um Mitternacht tanzt mein Volk um den Marterpfahl, an dem Deine Glieder rösten."

Mit den Worten ergriff sie ihn am rechten Handgelenk, in dem er die Büchse trug, und vergebens suchte George sich diesem Griff zu entziehen.

„Mädchen, Du hast die Kraft eines Bären,“ lachte er, denn er hatte bisher nur leicht versucht, sich von ihr los zu machen; „aber Du mühest Dich umsonst — was ich einmal erbeutet, lasse ich so leicht nicht wieder fahren.“

„Was Du erbeutet?“ sagte da höhnisch die Indianerin, die seine Hand wie in einem Schraubstock hielt und dabei mit dem einen Finger den Zügel des Pferdes aufgriff, das sie, trotz Allem, was George dagegen thun konnte, herum und den Weg zurücklenkte, den sie eben gekommen. „Ich habe Dir gesagt, Du seist verloren, und ich mache mein Wort wahr. Du bist in meiner Gewalt und, ehe der letzte Tagesstrahl erlischt, ein Gefangener jenes Stammes am See.“

„Teufel!“ knirschte George zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch, indem er seine ganze Kraft anwandte, um seinen Arm frei und sein Thier wieder in eigene Gewalt zu bekommen; „Du bist kein menschliches Wesen, — ein Weib könnte diesen Arm nicht halten.“

„Sagte ich Dir nicht, ich sei die Tochter Manitu's?“ lachte Nebraska, und ihr Lachen klang so heiser wie das Gekreisch jenes Geiers, den er damals über sich gehört.

„Laß ab von mir!“ zischte George, indem er seinen Arm mit aller Kraft zu befreien suchte; „ich möchte Dich nicht schädigen, aber Du zwingst mich sonst dazu.“

Nebraska erwiderte kein Wort, aber ihren andern Arm wand sie um ihn, und ohne daß er es verhindern konnte, erfaßte sie auch seine linke Hand. Zugleich fühlte er, daß ihm die rechte vollständig erstarrte; das Blut konnte nicht mehr hineindringen, und nach wenigen Sätzen des Pferdes entfiel sogar die Büchse den kraftlos gewordenen Fingern und stürzte zur Erde nieder. George wollte sein Pferd einzügeln, denn er durfte die Waffe nicht zurücklassen, aber er hatte die Gewalt darüber verloren, und als er den Kopf wandte, sah er, wie der ihnen noch immer ruhig folgende Indianer sich im Sattel niederbog und, als sein eigenes Pferd über die Stelle wegsetzte, mit der diesen Stämmen eigenen Gewandtheit sein linkes Knie über den Sattel klammerte und die Büchse vom Boden aufgriff, ohne auch nur den Zügel seines Thieres zu berühren.

Im nächsten Moment hob er sich wieder empor und schwang sie triumphirend um seinen Kopf, zu gleicher Zeit aber stieß er auch ein wildes, fast gellendes Geheul aus — den Schlachtschrei seines Volkes, wenn es den Feind im Lager überfällt und ihn zu schrecken und zur Flucht zu treiben sucht — und der Schrei wurde beantwortet. Wie aus tausend Kehlen schallte er in die Ohren des Jägers, der sich vergebens jetzt im Griff des furchtbaren Weibes wand. In verzweifelter Anstrengung und mit Aufbieten aller Kräfte suchte er sich wohl frei zu machen, aber es war, als ob er nicht von den zarten Händen eines Mädchens, sondern von stählernen Ketten und Banden gehalten würde, und näher und näher trugen ihn dabei die Hufe seines eigenen Thieres dem jetzt über ihn hereingebrochenen Geschick entgegen.

Vor ihm auf in dem dämmernden Abendschatten tauchten die Gestalten der Feinde — mehr und mehr schienen es zu werden, je näher er ihnen kam. Ein dunkler Schwarm von Kriegern mit wehenden Hauptfedern und Lanzenspitzen, einige die Büffelfelle um ihre nackten braunen Schultern geschlagen, andere ihre Bogen mit aufgelegtem Pfeil in der linken Hand, die Thiere dabei mit der rechten zu rascherem Lauf antreibend. Nur wenig Minuten lagen zwischen der Zeit, wo er sie zuerst bemerkt, und dem Moment, in dem sie zusammentreffen mußten.

Er wußte, er war verloren, und noch einmal machte er einen letzten Versuch, um wenigstens seinen rechten Arm frei zu bekommen und sein Messer zu ziehen — doch vergebens; seine Arme schienen ihm wie gelähmt, und als er den wilden, heulenden Schwarm um sich erblickte — als er sah, wie Alle mit teuflischem Lachen die Fäuste nach ihm ausstreckten und ihn vom Pferde rissen, da verließ ihn die Besinnung, und wie in einem Traum nur war es ihm, daß er auf ein anderes Thier gehoben, dort festgeschnürt und dann mit Windeseile hinweggeführt wurde.

4.
Gefangen.

Wie lange er in diesem Zustand gelegen, wußte er selber nicht; als er, wie aus einer Betäubung, halb erwachte und sich erheben wollte, konnte er es nicht. Es war dunkle Nacht um ihn, und er mußte am Boden angebunden sein, denn er war nicht im Stande, auch nur ein einziges Glied zu rühren. Und wie sonderbar funkelte es ihm dabei vor den Augen, wie tausend Sterne blitzte es hin und wieder, ohne daß er einen einzelnen daraus hätte unterscheiden können. — Aber die Sterne sammelten sich bald zu festeren Massen; sie standen nicht am Himmel, sondern sammelten sich an der Erde, und bald erkannte er, daß der Schein von Hunderten von Fackeln herrührte, die in langen Reihen näher und näher kamen. Das waren seine Mörder, die ihn zum Marterpfahl schleppen wollten; aber bei Gott, sie sollten ihn nicht weich und furchtsam finden!

Deutlich erinnerte er sich jetzt auch, daß er einst selber einer solchen Scene beigewohnt. Er und ein anderer Jäger waren von den Arrapahoes gefangen und er — sonderbarer Weise, wie es gerade die Laune der Wilden fügte, von ihnen begnadigt, sein Kamerad aber zum Marterpfahl verurtheilt worden. Das waren furchtbare Augenblicke, als der Unglückliche unter den ihm auferlegten Qualen stöhnte, winselte und seine Mörder um Erbarmen bat. Erbarmen? Die blutdürstigen Bestien kannten das Wort nicht, und die Frauen besonders tanzten jubelnd um ihn her und verspotteten ihn seines „kleinen Herzens" wegen. Nein — er wußte doch, daß ihm deshalb nicht das Geringste erspart wurde, aber stark sollten sie ihn finden, und dem Tod — und wenn er ihm selbst in der furchtbarsten Gestalt nahe — kalt und trotzig in's Auge sehend.

Es blieb ihm nicht lange Zeit, um nachzugrübeln, denn

die Fackelträger kamen mit rasender Schnelle näher, und er erkannte bald, daß sie eine Art Wettlauf unter sich veranstaltet hatten, wer zuerst bei dem Opfer anlangen würde. Und jetzt sammelten sie sich, dicht vor ihm in einem Halbkreis, um den furchtbaren Pfahl — genau so, wie er es damals bei den Arrapahoes gesehen. Scheußliche Weiber mühten sich, Reisig und Gebüsch herbei zu schleppen und ein großes Feuer um den Pfahl herum anzuzünden, damit er nachher auf den glühenden Kohlen seine Wanderung beginne, und dort — das Blut schoß ihm in einem heißen Strom zum Herzen zurück — dort stand Nebraska, glühend roth von den züngelnden Flammen beleuchtet und schön, wie er sie nie gesehen, und gab selber die Befehle zu seiner Marter.

Sie hatte ihr Oberkleid abgeworfen und ihre Zöpfe gelöst; wild umflatterten die Haare ihre nackten Schultern, und in der Hand hielt sie eine kurze, mit Widerhaken versehene Lanze und trieb dabei und drängte, als ob sie selber die Zeit nicht erwarten könne, in der seine Qualen begannen.

Auf ihn achtete Niemand — er wurde noch nicht gebraucht, und man schien ihn bis dahin sich selber zu überlassen. — Wenn er jetzt noch entfliehen konnte! Die Nacht war dunkel, und wenn er auch ohne Büchse fast einem gewissen Tod in der Steppe entgegenging, doch lieber dort allein und einsam sterben, als hier, verspottet und verhöhnt, den ausgesuchten teuflischen Qualen erliegen.

Vorsichtig suchte er seinen Arm zu regen und die Bande zu fühlen, die ihn hielten; er arbeitete und drehte — er fand, daß er die Schlinge langsam, aber mehr und mehr über seine rechte Hand brachte — noch ein Versuch, und sie war frei, und laut aufjubeln hätte er mögen, als er sein Messer noch an seiner Seite fühlte. Jetzt konnte er sein Leben wenigstens vertheidigen, wenn ihm seine Flucht mißlang, denn gutwillig gab er sich nicht wieder in ihre Gewalt.

Leise krümmte er sich zusammen, um die Bande zu erreichen, die seine Füße hielten; das gelang ihm auch, ohne daß er entdeckt wäre. Nun brauchte er nur einen Moment abzupassen, wo die Gruppe der tanzenden Megären zwischen ihn und die Flammen kam und seinen Körper in den Schatten

brachte, und dann den günstigen Augenblick zur Flucht benutzen. Darauf brauchte er auch nicht lange zu warten. Ein dunkler Schwarm der ekelhaften Weiber sammelte sich vor der Gluth, und wie eine Schlange glitt er zurück in den Schatten der Erhöhung, an der er lag, sprang dort empor und floh, so rasch ihn seine Füße trugen, hinein in die Steppe. — Aber seine Flucht war zu rasch entdeckt worden — ein Wuthgeheul erfüllte die Luft, und von allen Seiten sah er die Indianer — in der linken Hand ihre Fackel, in der rechten eine Waffe schwingend, herbeieilen. Noch hatte er wohl über hundert Schritt Vorsprung, und er war sonst und unter seinen Freunden der beste und ausdauerndste Läufer in den Prairien — heute schien es, als ob an jedem seiner Füße ein centnerschweres Bleigewicht hange — er kam kaum von der Stelle. Da hörte er dicht an seiner Seite einen leichten, flüchtigen Schritt, und als er das Antlitz dorthin wandte, erkannte er Nebraska, die mit jenem alten, spöttischen Lächeln zu ihm herüberschaute und schon die Hand ausstreckte, um ihn zu ergreifen.

„Teufel!“ schrie er da, alle seine Kräfte zusammenraffend, „Teufel in eines Engels Gestalt! Du wenigstens stirbst mit mir!“ und ehe Nebraska dem Stoß ausweichen konnte, rannte er ihr das Messer in die Seite.

Die junge Indianerin brach zusammen; als aber ihr mattes Auge auf ihn fiel, flüsterte sie leise: „Oh George! es sollte nur eine Probe für Dich sein — jetzt — ist Alles — vorbei!“ und ihre Augen schlossen sich auf immer.

„Nebraska!“ schrie der junge Trapper im höchsten Schmerz und Entsetzen auf. „Um Gottes willen, was sprechen Deine Lippen?“ — Sie antwortete ihm nicht; als er aber den scheuen Blick wild umherwarf, konnte er keinen der übrigen Indianer mehr entdecken. Nur der alte Bursch, der ihm bei seiner ersten Flucht allein gefolgt, stand neben ihm, und die Hand auf seine Schulter legend, sagte er, und sonderbarer Weise in englischer Sprache: „Hier — schluck' einmal, Fremder! Das wird Dir gut thun — na, ich denke, er hat's jetzt überstanden. Er macht die Augen wenigstens auf.“

George sah ihn verwundert an — das war kein Indianer, das war ein Backwoodsman oder Trapper, wie er selber, und dann die Steppe — es war gar nicht Nacht, sondern noch heller Tag — Morgen oder Abend, aber die Sonne stand noch über dem Horizont am Himmel und warf ihre schrägen, mattrothen Strahlen über eine andere Gruppe von Männern, die ihn, auf ihre langen Büchsen gelehnt, umstanden.

Fast unwillkürlich griff er neben sich nach seiner Büchse — er fand sie nicht, der Alte aber lachte und sagte: „Aha, jetzt ist wieder Leben in ihm, aber sorge Dich nicht, Fremder, Deine Büchse lehnt dort am Wagen. Wir haben sie abgeschossen und rein gemacht, denn sie lag, als wir Dich fanden, in dem Wasserloch neben Dir."

„In dem Wasserloch?" sagte George erstaunt, „aber wie weit haben wir von hier zum See?"

„Zum See? zu welchem See? zum Salzsee? Nun sechshundert Meilen etwa."

„Zu dem See dicht bei, mit Muschelkies und schattigen Bäumen."

„Dicht bei?" lachte der Alte, „sollte Dir schwer werden, hier in hundert Meilen Entfernung einen See mit schattigen Bäumen zu finden."

„Aber ich war daran — ich sah ihn, als ich von einer Höhe — wie die da, die dort drüben liegt, niederstieg."

„Oh — so einen?" nickte der Alte wieder, „deren giebt's hier genug — das ist die Mirage, und an einem so heißen Tag, wie wir ihn heute Morgen hatten, kann man sie sehen, daß Einem das Wasser im Munde zusammenläuft."

„Aber ich habe daraus getrunken, ich bin darüber gefahren."

„So!" nickte der Alte wieder, „na, den See, aus dem Du getrunken hast, kann ich Dir zeigen. Da — gleich neben Dir das Wasserloch da, an dem Du mit dem Gesicht lagst, als wir Dich fanden. Warst Du lange ohne Wasser gewesen?"

„Drei Tage fast!"

„Na, dann kam der Wolkenbruch heute gerade zur rechten Zeit für Dich."

„Aber Nebraska!"

„Nebraska? nun gewiß sind wir in Nebraska, und zwar recht in der Mitte der blutigen Prairie; aber wir ziehen jetzt an der Platte hinunter und heim, und wenn alle Rothhäute zwischen uns und dem Strom lägen. Hol' sie der Teufel! wir haben zusammen etwa zwanzig Büchsen, mit denen können wir sie uns schon vom Leibe halten. Wie kommst Du übrigens allein in die Prairie? Hast Du Dich verirrt?"

„Meine Gesellschaft wurde von Indianern überfallen und gesprengt — aber sagt mir nur," er sprang entsetzt empor, als die Erinnerung an das eben Erlebte sein Hirn kreuzte, „habt Ihr hier nicht — ein — todtes Indianermädchen gefunden?"

Die Männer lachten. „Hast Du von todten Indianermädchen geträumt?" sagte der Alte wieder, „dann wundert es mich nicht, daß Du so laut geächzt und gestöhnt. Aber komm! schüttle die albernen Gedanken von Dir. Steh auf und komm mit zum Feuer da drüben, denn für heute ist's doch zu spät, noch einmal aufzubrechen, und unsere Pferde haben hier Wasser genug und bedürfen ebenfalls der Ruhe. Der Regenguß kam gerade zur rechten Zeit."

George richtete sich empor und sah staunend umher. Die öde Steppe lag, so weit sein Blick reichte, um ihn her — keine Spur von einem See oder Baum — dort weidete sein Pferd — seine Büchse war ebenfalls da — sein Messer selbst stak in seinem Gürtel. — Aber konnte er das Alles nur in einem Fiebertraum gesehen haben? — Der See? Er erinnerte sich selber jetzt der wunderbaren Luftspiegelungen, die diese öden Flächen manchmal zeigen. — Aber Nebraska — oh! daß es nur ein Traum gewesen, und doch stach ihn der Blick, mit dem sie ihn zuletzt angesehen, noch jetzt in's Herz und machte ihn erbeben.

Aber er war keine Natur, um sich solchen Eindrücken lange hinzugeben. Er raffte sich empor, schritt zu seinem Pferd, sattelte es und stieg auf. Die Jäger frugen ihn erstaunt, ob er sie verlassen und allein in die Steppe hinaus reiten wolle, aber er schüttelte mit dem Kopf. Nur das Terrain umher wollte er untersuchen und, wie er sich leise sagte, sich selber überzeugen.

Langsam durchstreifte er so die Nachbarschaft und ritt besonders wieder zu dem Hügelkamm hinauf, von dem aus er damals den See zu seinen Füßen ausgebreitet gesehen — er war verschwunden — keine Spur von ihm zurückgeblieben, und so weit das Auge reichte, kein Wasserspiegel, selbst kein Strauch, als höchstens die Stämme vertrockneter wilder Sonnenrosen zu erkennen.

Er hatte geträumt und dankte Gott dafür. Aber mit dem Bewußtsein kehrte auch ein anderer Entschluß in sein Herz ein.

Spät am Abend erreichte er das Feuer der Jäger wieder, die von hier aus nach den Staaten zurückkehrten. Denen schloß er sich an; das wilde Leben hatte keinen Reiz mehr für ihn, und schaudernd dachte er daran, wie er selber oft in wildem Jugendübermuth den Kampf mit den Indianern gesucht und manchen — manchen mit kaltem Blute niedergeschossen hatte. Das war kein Traum gewesen, sondern nur zu furchtbare Wirklichkeit, und in jedem der Gefallenen, die seine Erinnerung heraufbeschwor, sah er jetzt Nebraska's bleiche Züge.

Gegen seine rauhen Gefährten durfte er das aber natürlich nicht aussprechen. Sie würden ihn nur verspottet haben, denn sie selber waren in diesen ewigen Kämpfen aufgewachsen — was kümmerte es auch sie, was in seinem Herzen vorging!

Am nächsten Morgen brachen sie auf und zogen dem Plattefluß zu, und es war in der That ein ansehnlicher, aus den Felsengebirgen zurückkehrender Zug von Trappern mit einigen zwanzig Packthieren und eben so vielen Schützen, die den umherstreifenden Horden der Indianer schon Respect einflößen konnten. Sie wurden auch wohl einige Male von ihnen umschwärmt, aber nie ernsthaft angegriffen, und erreichten endlich, nach etwa vierzehntägigem Marsch, die ersten Ansiedelungen wieder, in deren Schutz sie völlig sicher waren. Aber selbst in dem Staate Nebraska wollte George nicht bleiben. Er lachte wohl jetzt selber über seine damaligen Phantasien, aber nur der Name Nebraska mahnte ihn wie an eine schlechte That — an eine unedle Handlung, wenn er sie auch nie in

Wirklichkeit verübt. Sein Vater war ein reicher Kaufmann in New-Orleans, dorthin zog er und vergaß bald im Taumel des dortigen regen Lebens seine wilden Abenteuer im Westen — oder wenn sie ja einmal wieder vor seinem innern Auge emportauchten, war es nur wie ein matterleuchtetes, liebliches Bild, dem die Zeit alle scharfen, schmerzenden Contouren genommen und selbst das Peinliche darin gemildert hatte.

Ein vergnügter Abend.

Auf fünf Uhr Abends war die Abfahrt des zwischen Memphis und Vicksburg laufenden Paketdampfers „Ivanhoe" festgesetzt. Die Glocke hatte zur bestimmten Zeit geläutet, und die Passagiere waren sämmtlich an Bord. Trotzdem wurden die ausgelegten Planken noch nicht eingenommen, und selbst am Springtau stand noch kein Mann, um dieses rasch abwerfen zu können und dadurch die letzte Verbindung mit dem Land zu lösen.

Das dauerte eine Viertel= — eine halbe — eine ganze Stunde, und die Passagiere fingen an ungeduldig zu werden. Es dunkelte auch schon, und gerade unterhalb Memphis waren, bei dem seichten Wasserstand, eine Menge von Stellen im Mississippi, an denen das ziemlich große Boot leicht auf den Sand laufen und dann Tage lang dort sitzen konnte. Was ließ sich aber dagegen thun? Der Capitain antwortete nur ausweichend, und man munkelte zuletzt, daß er noch auf den längst fälligen Eisenbahnzug warte, der dem schon überdies gefüllten Boot noch mehr Passagiere bringen würde.

Das war auch in der That die einzige Ursache der Verzögerung, und als die ankommende Locomotive aus der Ferne schon ihren grellen Pfiff gegeben, dauerte es noch etwa eine Viertelstunde, und zwei große Omnibusse rasselten die Landung hinab, um ihre lebende Fracht für den „Ivanhoe" wie für das Whiteriver=Paketboot abzugeben.

Aber der „Ivanhoe" rührte sich deshalb doch noch nicht von der Stelle, denn — die Koffer fehlten noch und kamen erst mit dem Packwagen etwa eine halbe Stunde später an.

Unter den Passagieren herrschte indessen die größte Ungeduld, aber sie sollte noch viel stärker auf die Probe gestellt werden, denn trotzdem, daß jetzt Passagiere wie Gepäck — allem Anschein nach — glücklich angelangt waren, wurde nicht die geringste Anstalt zur Abfahrt gemacht, und das Boot lag fest und sicher vor seinem Tau. Nichtsdestoweniger blieb die Maschine geheizt, und es stellte sich zuletzt heraus, daß noch ein Koffer fehlte, den der Capitain — jedenfalls nach guter Bezahlung — mit der liebenswürdigsten Geduld erwartete, wobei er sich den Henker darum scherte, was die übrigen Passagiere dazu sagten.

Allerdings setzte sich in der Kajüte eine junge Dame an das Instrument und übte etwa eine Stunde lang einen schottischen Galopp, den sie bis auf drei oder vier Tacte auswendig konnte, welche sie dann, wie einen Leichenmarsch, vom Blatt spielte. Aber es wollte trotzdem kein rechtes Leben in die Gesellschaft kommen, denn die „Gentlemen" trieben sich ungeduldig und verdrossen um die „Bar" oder den Schenkstand herum, tranken und rauchten und nahmen wieder und wieder Abschied durch Anstoßen der Gläser von Freunden, die sie an Bord begleitet hatten, und denen die Verzögerung jetzt einige Dollars kostete. Der Ausschenker ließ sich nämlich für jedes Glas Whisky oder jede Cigarre 25 Cents — etwa 7½ Groschen — zahlen, und schlecht genug war außerdem Alles, was er dafür bot.

Eine volle Stunde lag das Boot so und wartete auf den einen Koffer, bis endlich ein herabrasselnder Wagen seine Ankunft kündete, und jetzt kam plötzlich Leben in das Ganze. Die Glocke läutete zum „dritten und letzten" Mal. Die noch an Bord befindlichen Einwohner von Memphis eilten hinab und über die Planken, um nicht eine unfreiwillige Reise stromab zu machen, das Tau wurde losgeworfen, der Dampf sprühte aus, die Räder fingen an zu arbeiten, und wenige Minuten später löste sich das Boot vom Lande los; der Bug hielt in den Strom hinaus, fiel dann ab, der Strömung

folgend, und jetzt keuchte der gewaltige Bau, mit den zahllosen erleuchteten kleinen Fenstern, seinen vorgeschriebenen Weg stromab, dem Süden entgegen.

Der Mississippi ist übrigens, und besonders bei niedrigem Wasserstand, ein ganz heimtückischer Strom, mit Sandbänken, Untiefen und eingeschwemmten Stämmen, so daß die Steuerleute, die sämmtlich Lootsen sein müssen und auch Pilot genannt werden, besonders in dunkler Nacht ihre Augen offen halten müssen, um allen ihnen im Wege liegenden Gefahren bei Zeiten auszuweichen und das richtige Fahrwasser zu halten.

Das kümmerte aber die Passagiere in der hellerleuchteten, brillant eingerichteten Kajüte wenig genug. War es doch eben Sache der Piloten, sie rasch und sicher den Strom hinab zu führen — wenn sie nur indeß die Zeit so angenehm als möglich verbrachten. Die „Herren" der Schöpfung hatten allerdings noch eine Weile alle Hände voll zu thun, indem sie an dem vollgedrängten Clerksstand Billete lösen und den Schlüssel zu ihrem Stateroom erhalten mußten, um nur erst einmal die zahlreichen Gepäckstücke der Damen unter- und aus dem Wege zu bringen — ebenso den „Porter" zu finden, damit dieser ihr größeres Gepäck übernahm und ihnen Marken dafür gab, wie ferner — nach der gehabten Anstrengung — ein von den Damen unbemerktes Glas Whisky zu nehmen. Das Letztere wurde ihnen aber schon durch die sinnreiche Anlage des Schenkstands außerordentlich erleichtert, denn auf sämmtlichen Booten sind dieselben so gebaut, daß sie von der Damenkajüte nicht beobachtet und controlirt werden können — den Ausschenkern würde sonst manches heimlich genommene Glas entgehen, ja sie würden vielleicht kaum die Hälfte ihrer Einkünfte haben.

Was nun aber auch die Ursache gewesen sein mag, ob die Gesellschaft die Etude der jungen Dame, die unerbittlich ihren „Schottischen" bearbeitete, satt bekam und anfing unerträglich zu finden, oder ob der Steward und Porter, Beides ein paar musikalische Talente und dem Genus der coloured Gentlemen angehörig, dieselben nicht länger zurückhalten konnten, genug, die Beiden mit einer Violine und einer

Clarinette bewaffnet rückten plötzlich in's Feld und fingen an zu stimmen, wonach sich die junge Dame augenblicklich beleidigt zurückzog und von dem Schauplatz abtrat.

Ob die Passagiere einen guten Tausch gemacht, will ich dahingestellt sein lassen; denn die beiden Virtuosen schienen sich wohl über den Tact, aber nicht über die Melodie des Stückes geeinigt zu haben, das sie gleich zuerst vortrugen, so daß ein wahres Chaos von Mißtönen die Kajüte erfüllte. Trotzdem hielten die Zuhörer geduldig aus: es war doch „Musik", und es ist kaum denkbar, was ein amerikanisches Ohr in dieser Hinsicht zu ertragen vermag.

Draußen verfolgte indessen das Boot seinen von Hindernissen bedrohten Weg, der noch schwieriger wurde, als gegen neun Uhr etwa der Mond unterging und damit den Lootsen nur auf den schwachen Sternenschimmer und den Schein des Wassers anwies. Der Pilot murmelte auch wohl ein paar Flüche in den Bart, daß der Capitain das Boot so lange aufgehalten, bis er jetzt im Dunkeln an die schlimmsten Stellen kam; aber das ließ sich nicht mehr ändern, denn beilegen durften sie nicht. Sie hatten schon zu viel Zeit mit dem Koffer versäumt. Nur vorn auf das Hurricanedeck wurde einer der sogenannten Deckhands oder Bootsleute beordert, um den Strom überwachen zu helfen, falls einer der im Strom verborgenen und oft fast verdeckten, eingeschwemmten Baumstämme — sogenannte Snags — dem Auge des Lootsen entgehen sollte. Eine weitere Vorsicht ließ sich eben nicht anwenden; alles Andere mußte dem Lootsen überlassen bleiben.

Selbst amerikanische Ohren ertrugen den musikalischen Genuß nicht auf die Länge der Zeit; aber praktisch, wie dieser Volksstamm überhaupt ist, hatte man bald herausgefunden, daß man das Unvermeidliche doch zu etwas benutzen könne — nämlich zu einem gemeinsamen Tanz.

Musik war in dem Spiel nun einmal nicht, und man fühlte wohl, daß sie auch nie hineingebracht werden konnte, aber die beiden Unermüdlichen hielten wenigstens Tact, und mehr brauchte man gar nicht. Ein paar der jungen Leute, mit gerade genug Whisky im Kopf, um geringe Schwierigkeiten als nicht bestehend zu betrachten, forderten einige der

jungen Damen zum Tanze auf; der erste Buchhalter des Bootes hielt sich ebenfalls für verpflichtet, mit einem guten Beispiel voran zu gehen, und im Nu waren vier tanzlustige Paare angetreten, wonach dann die beiden Musikanten zu einem der beliebten Jigs einsetzten, während der Violinspieler — ein dunkler Mulatte, als sogenannter Prompter die verschiedenen Figuren für „Gents" und Ladies, während er selber seine Saiten strich, ausrief, und damit das Ganze in Ordnung hielt.

Das Boot war indessen an Land gelaufen, um Holz einzunehmen. Draußen am Ufer, unter dem Schatten der riesigen Sumpfbäume, loderte ein mächtiger Holzstoß empor und sandte seinen rothen Gluthenschein über den Schwarm der Bootsleute, die über die vom letzten Regen schlüpfrigen Planken, mit großen Holzstößen auf den Schultern und schweißtriefenden Stirnen, auf das Boot hinab eilten, dort ihre Last abwarfen und dann zurück für eine neue Ladung keuchten. Der Mate oder Steuermann stand dabei und fluchte über die Säumigen, und der zweite Buchhalter lehnte mit seinem Maßstab an dem Holzstoß, handelte mit dem Eigenthümer des Holzes und blies dabei den Rauch seiner Cigarre in den Gluthenschein der neben ihm lodernden Flamme.

Aus dem Boot selber heraus aber und der hellerleuchteten Kajüte ertönten die Klänge der Violine und Clarinette, und fröhliche Paare wirbelten in dem leicht erwärmten Raum hin und wieder, und heiteres Lachen ertönte aus ihrer Mitte.

Jetzt schlug die Glocke wieder an; die Leute rafften in größter Eile zusammen, was noch an einzelnen Scheiten dort oben lag, und der Eigenthümer des Holzes hatte ein wachsames Auge auf die nichtbezahlten Klafter, damit sie ihm die nicht, größerer Bequemlichkeit wegen, zu einer letzten Ladung angriffen.

Die Planken wurden eingezogen, das Boot trieb zurück, wandte sich und verfolgte wieder schnaubend seinen Weg, ohne daß die Kajüten-Passagiere auch nur sein Anlegen gemerkt, oder doch darauf geachtet hätten. Was kümmerte sie das Holztragen; sie befanden sich hier oben so wohl und behaglich als möglich.

Es war auch wirklich ein prächtiger Raum, mit Geschmack und Eleganz eingerichtet und jeder Bequemlichkeit ausgestattet, die man sich auf einer Reise nur wünschen konnte. Die Kajüte war, den Theil eingerechnet, den man ausschließlich den Damen vorbehalten, etwa neunzig Schritt lang und etwa zehn Schritt breit, während acht mit Lampen besteckte Kronleuchter fast Tageshelle darin verbreiteten. Die ganze Länge hindurch standen Tische und Lehnstühle, aber man hatte oben in der Damenkajüte Alles aus dem Weg gerückt, was den Tanz stören konnte, und dort gerade sammelte sich die schöne Welt, während die übrigen männlichen Kajüten-Passagiere, die keinen activen Theil an dem Tanz nehmen wollten, in ihrem Theil der Kajüte, aber so nahe als möglich den Tanzenden, blieben und, den Hut auf den Knieen, dem fröhlichen Treiben zusahen.

Plötzlich bekam das Boot einen Stoß, daß einige Damen schwankten und von ihren Tänzern gehalten werden mußten.

„For Gods sake, what is that? — um Gottes willen, was ist das?"

„Oh, gar nichts," lachte das fröhliche Volk; „wir sind aufgelaufen und sitzen fest. Der Esel von Pilot hat das Fahrwasser verfehlt."

Die Sache verhielt sich allerdings so. Das Boot saß auf dem Rand einer Sandbarre, die sich vielleicht erst in der letzten Woche gebildet hatte, so daß sie der „Esel von Pilot" noch gar nicht kennen konnte. Aber das hatte nichts zu sagen. Jedes Mississippiboot führt jetzt an jeder Seite einen sogenannten Spar — einen Baum, mit dem man das Boot nach jeder beliebigen Richtung abschieben kann, und dieser, wenn eingesetzt und durch das mit Dampf getriebene Gangspill in Bewegung gebracht, übt hinlängliche Kraft aus, um das Schiff, wenn auch mit nicht geringer Arbeit, wieder ab und frei zu bringen.

Oben in der Kajüte lachten die jungen Leute über den Unfall, und unten am Deck quälten sich die Bootsleute mit der Handhabung des schweren Spars und dem Umladen der vorn auf dem Bug aufgehäuften Fracht, die sie verhinderte, sich frei zu bewegen.

Zuerst mußte der Spar von dem Derrick — einem aufrechtstehenden Baum mit Flaschenzug daran — gehoben und mit der Spitze in das Wasser gebracht werden; dann galt es, denselben in die rechte Lage zu bringen, und nun erst konnte ihnen die Kraft des Dampfes zu Hülfe kommen und mit riesiger Gewalt das Boot bei Seite pressen.

Aber das zugespitzte Holz arbeitete sich auch zu gleicher Zeit in den Schlamm hinein und war deshalb nicht im Stande, den Bug des Bootes mehr als etwa einen Fuß herum zu schieben; dann mußte der zweite eingesetzt werden, der nun zu arbeiten anfing, während man den andern auf's Neue einsetzte.

Solche Arbeit, die manchmal Tage und Nächte hindurch dauert, erschöpft zwar die Leute ungemein, aber was schadet das! Sie werden ja dafür bezahlt und mögen zusehen, ob sie später eine Stunde Schlaf finden können.

Diesmal sollten sie übrigens noch leicht davonkommen, denn der scharfe Bug des Bootes hatte sich nur in den äußern Rand einer Sandbank eingebohrt. Dicht daneben war schon wieder tieferes Wasser, und ehe man noch den Bug so weit herumgedrückt, daß er gegen die Strömung zu liegen kam, wühlte sich der Kiel wieder aus dem Sand heraus, und die Mannschaft hatte jetzt für ein paar Minuten volle Arbeit, den nachschleifenden Spar erst frei zu bekommen und dann empor zu heben, was jedoch mit Hülfe des lästerlichen Fluchens von Seite des „Mate" und der vereinten Kraft der Leute auch glücklich gelang.

Die Maschine fing an zu arbeiten, und ein eigenthümlich rollender Ton derselben, den sie jedesmal bei Umschwung des Flywheels von sich gab, hielt Tact oben zu der Melodie, die noch lustig den Reigen festhielt.

Oben auf dem Hurricanedeck, neben dem Lootsenhaus, stand der Capitain. Er war müde geworden und wollte zu Bett gehen, und sah sich nur noch einmal vorher da oben nach dem Stand der Dinge um. — Die Nacht war übrigens ziemlich dunkel. Besonders wo sich der Pilot gezwungen sah, das Boot dicht unter Land zu halten, warfen die hohen Bäume ihre Schatten noch düsterer auf den Strom, und es

gehörte das geübte Auge eines solchen Mannes dazu, um stets genau zu wissen, wo er war, und dadurch auch die hier verborgenen Gefahren zu kennen.

„Ziemlich dunkel heut Abend," bemerkte der Capitain, der gerade aus dem Lichte kam und gar nichts sehen konnte.

„Wir haben drei Stunden in Memphis mit dem verdammten Koffer versäumt — wenn wir den Platz da voraus noch hätten mit Mondenlicht passiren können, wäre Alles recht gewesen."

„Wenn wir darüber hinaus sind, haben wir gutes Wasser, nicht wahr?"

„Ein paar seichte Stellen abgerechnet, ja. Es wäre am Ende besser, wir legten bis Tagesanbruch bei. Es liegt hier verwünscht viel Holz im Strom."

„Ich dachte, Sie kennten das Fahrwasser so genau?" sagte der Capitain.

Der Lootse erwiderte nichts weiter — wenigstens nichts laut, und zerbiß nur einen halb herausgestoßenen Fluch. Ueberdies wurde gerade vor ihnen das Licht eines andern Dampfers sichtbar, der auch zugleich seinen hohlgezogenen heisern Pfiff ausstieß und, dem Gesetz nach, beantwortet werden mußte.

Der Capitain stieg wieder in die Kajüte hinab; er hatte vergessen, sich eine Cigarre mit herauf zu bringen, und wollte doch lieber noch abwarten, bis sie die „böse Stelle" eben passirt — in die Führung des Bootes durfte er ja doch nicht hinein reden — das war Sache des Lootsen.

Indessen hatte sich aber unten die Scene verändert, denn ein paar Franzosen, die sich an Bord befanden und hinunter nach New-Orleans wollten, schienen nicht mehr im Stande gewesen zu sein, diese musikalische Mißhandlung länger zu ertragen. Mit Gewalt war aber — wie sie recht gut wußten, nichts auszurichten — die Leute hatten das volle Recht, jede ihnen beliebige Tonart zu jeder ihnen beliebigen Zeit zu greifen, und der einzige Ausweg blieb der, selber einzuspringen. Beide waren übrigens Virtuosen, und als sich jetzt, nach Beendigung des Tanzes, der eine an das Pianino setzte und der andere ihn mit der Violine begleitete, hörten die beiden Mulatten beschämt zu spielen auf, und sogar die Damen ver-

gaßen im ersten Moment den Tanz — aber nicht lange, denn einen so lustigen Jig spielten die beiden Leute gleich zum Eingang, daß ihnen die Füße in den Schuhen zuckten, und wenige Minuten später war der Tanz wieder, und zwar mit doppelter Betheiligung, im Gang. Noch ein größerer Raum mußte frei gemacht werden, um den Tänzern genügenden Platz zu gewähren, und der erste Buchhalter, als solcher verpflichtet die Honneurs zu machen, erinnerte sich nicht, je einen so vergnügten Abend an Bord verlebt zu haben; ja, selbst die Kajüten-Aufwärter zündeten aus eigenem Antrieb die noch nicht benutzten Lichter in den Kronleuchtern an, als ob sie selber fühlten, daß solche außergewöhnlich festliche Gelegenheit auch außergewöhnliche Anerkennung verlange.

Die Kajüte strahlte in einem wahren Lichterglanz, und hier und da knallten Champagnerpfropfen, während die Stewards mit ihren schwarzen Gesichtern und weißen Jacken, und der erste Buchhalter mit seinem weißen Gesicht und einer schwarzen Jacke, die ersteren die Gläser trugen und der letztere das Einschenken überwachte — damit nämlich nicht etwa aus Versehen ein Gentleman früher versorgt wurde, als irgend eine der Ladies.

Wieder ein Stoß, der einigen Damen einen leisen Schrei auspreßte, denn sie schütteten sich den Champagner über die Kleider.

„Richtig wieder auf dem Sand," lachte einer der jungen Herren; „nun bleibt uns nichts übrig, als die ganze Nacht eben durchzutanzen."

Der Capitain lehnte am Pianino und hielt ein ebengefülltes Glas an die Lippen, als er ein eigenthümliches Geräusch mehr fühlte als hörte, denn es zog ihm aus der Fußspitze bis in die Kopfnerven hinauf. Es war das Scheuern irgend eines harten Gegenstandes gegen die Schiffswand, und wer das nur einmal empfunden hat, weiß auch, wie Einem das Gefühl durch alle Glieder zieht. Ja, schon wenn nur der Kiel des Fahrzeugs leise und kaum bemerkbar den Grund scheuert, zuckt und zieht es in allen Nerven.

Der Capitain wußte im Nu, daß sie nicht auf dem Sand saßen, und doch stockte die Maschine. Er trank jedoch erst



G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

98. Lieferung.

II. Serie.

Jena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

Preis für jede Lieferung 50 Pf.



vorsichtig sein Glas aus, stellte es auf den Ofen, und schritt dann, so rasch er, ohne unhöflich zu sein, durch den Schwarm der Passagiere kommen konnte, nach vorn. Leicht war das aber nicht, denn die langen Schleppkleider der Damen bildeten fast einen Teppich im Salon, und wie da hindurchkommen, ohne auf die kostbaren Stoffe zu treten. Es war eine verzweifelte Geschichte, und der Capitain dabei wirklich in Eile, denn das sonderbare Geräusch wiederholte sich, und dumpfes Geschrei drang in diesem Augenblick aus dem Maschinenraum zu ihm herauf. Er mußte unhöflich werden, und der erste Buchhalter, dem jetzt nichts weiter übrig blieb, als hinter ihm drein zu stürzen und seinen Capitain zu entschuldigen, mußte zu seinem Entsetzen bemerken, daß dieser einer der Damen das Kleid vollständig abtrat, und eine andere, in deren Falten er hängen blieb, fast zu Boden riß.

Aber selbst die also heimgesuchten Damen bekamen nicht Zeit, darüber zu zürnen, denn noch während sie dem „groben Menschen" einen Blick voll Haß und Verachtung nachschleuderten, erlitt der Boden, auf dem sie standen, eine sonderbare Veränderung.

„Wir sinken!" tönte von irgend Jemandes Lippen der Schreckensschrei, den aber noch eigentlich Niemand begriff. Wie konnte das Boot sinken — den Salon durchfluthete Tageshelle — Musik erfüllte den Raum, und noch knallten Champagnerpfropfen da und dort, da sich die Kajütenwärter durch ein vermuthetes neues Auflaufen auf eine Sandbank doch nicht in den ihnen übertragenen Pflichten konnten stören lassen.

So viel war übrigens sicher: der Salon lag nicht mehr gerade und machte schon das Tanzen unmöglich. Der hintere Theil, in welchem sich die Damenkajüte befand, hatte sich bedeutend gesenkt, und — senkte sich noch; und einzelne der Herren eilten jetzt nach vorn, angeblich um Erkundigungen über den Stand der Sache einzuziehen.

Oben in seinem kleinen Verschlag hatte indessen der Pilot mürrisch gestanden, sein Priemchen im Munde rasch herüber und hinüber wechselnd. Aber das Auge hielt er scharf auf den Strom gerichtet; denn gerade jetzt befand sich das Boot

am Eingang einer Stelle, wo zahlreiche Snags das Fahrwasser füllten und eine Durchfahrt selbst bei hellem Tag alle Aufmerksamkeit erforderte. Er kannte allerdings jeden einzelnen der dort eingeschwemmten Baumstämme, aber die hier sehr starke Strömung setzte auch rasch hindurch, und zu jeder andern Zeit würde er vielleicht die Durchfahrt gar nicht gewagt haben. Jetzt aber hatte ihn der Capitain ärgerlich gemacht. Was verstand der „Landlubber“ von der Stromfahrt — und Capitain ließ er sich schimpfen, wo er nicht einmal im Stande gewesen wäre, den Posten eines zweiten Steuermanns auszufüllen.

„Hol' ihn der Teufel,“ brummte er leise vor sich hin; „was geht's mich an! Mein Boot ist es nicht, und wenn er's haben will, daß wir in der Finsterniß durch den Platz fahren, mir kann's wahrhaftig recht sein.“

Dabei verwandte er aber kein Auge von der Oberfläche des Stromes, und sein scharfer Blick bohrte sich in die Nacht hinein. Ununterbrochen fast ertönte auch die Klingel für die Ingenieure, um bald das rechte, bald das linke Rad außer Wirksamkeit zu setzen, bald mit diesem, bald mit jenem vorwärts zu arbeiten, wodurch er dem Steuer helfen und rasche Wendungen machen konnte, um irgend einem voraus entdeckten Baumstamm auszuweichen.

Der Pilot war ein in seinem Fach außerordentlich geschickter Mann, nüchtern dabei und sich jeder Verantwortung, die er übernommen, völlig bewußt. Mit ruhiger Hand steuerte er auch das Boot, selbst in der Nacht durch den gefährlichen Platz, und erreichte endlich wieder offenes Wasser.

„Snag to larboard!“ schrie der vorn auf Deck sitzende Matrose noch einmal, dessen Auge sich indeß vollkommen an die Dunkelheit gewöhnte.

„Ich weiß es,“ lachte der Pilot verächtlich; „das ist derselbe alte Bursche, an dem die „Berenice“ sank, und liegt genau im Fahrwasser. Wenn die Regierung einen Cent werth wäre, ließe sie wenigstens das Fahrwasser von Baumstümpfen räumen.“

„Snag gerade voraus!“ schrie da der Mann aus Leibeskräften, während das Boot eben unmittelbar an dem zur Linken aufragenden Holz vorbeischoß und unmöglich nach der

Seite hin ausweichen konnte. Der Pilot griff allerdings mit eiserner Hand in die Speichen und warf das Rad herum, und zugleich ertönte die Glocke für den Maschinenraum, das Starbordrad zu halten und zurückarbeiten zu lassen. Die hier drohende Gefahr kannte er auch gar nicht; er hatte hier nie einen Snag gesehen, und nur einen zitternden Schein erkannte er auf dem Wasser. — Möglich, daß sich ein bis dahin versenkter Baumstamm, wie das oft geschieht, halb aus seinem Sandbett gehoben hatte und an die Oberfläche gekommen war. Er wußte genau, daß der Snag dort wenigstens vor vierzehn Tagen noch nicht gelegen; aber jetzt war auch keine Zeit zu Beobachtungen — der Bug fuhr herum und glitt fast an dem Holz vorüber — doch die Strömung ließ dem Boote nicht Zeit. — Sobald sie die breite Seite fassen konnte, drängte sie es nach vorn, und ein dumpfer Ton, wie von eingeknicktem Holz, ertönte gleich darauf.

„Das ist recht!" lachten die Feuerleute unten bei ihrer Arbeit, als sie den Stoß fühlten und das Geräusch hörten, „knick' nur all' die verwünschten Hölzer zusammen, Alter, nachher kriegen wir das nächste Mal freie Bahn."

„Sie ist fest!" rief da plötzlich ein Anderer; „bei Gott, sie hat sich gespießt."

„Unsinn! — spießen an dem morschen Holz — auf dem Sand sitzen wir —"

Für einen Moment vergaß Jeder da unten seine Arbeit und sprang an den Rand des Bootes. Selbst die zur Koje Gegangenen krochen rasch heraus; denn daß sie nicht auf dem Sand festsaßen, fühlten sie gut genug. Todesschweigen herrschte aber, denn die nächsten Minuten mußten erst entscheiden, in wie weit das Boot durch den Anstoß gefährdet sei, oder ob es überhaupt nur Schaden gelitten hätte.

Da tönte der Schreckensruf durch das Zwischendeck: „Wir sinken!" und im Nu pflanzte sich der Schrei von Mund zu Mund. Es war auch zu augenscheinlich, denn während der scharfe, abgebrochene Baumstamm vorn in das Boot ein Loch gestoßen und ein paar Planken herausgerissen hatte, schoß das Wasser dort hinein, strömte nach hinten und füllte den Stern des Bootes, der langsam sinken mußte. Das Vordertheil

hing indessen noch an dem Snag und wurde von diesem vor der Hand emporgehalten.

Das aber konnte nicht lange dauern, denn durch das Arbeiten des Bootes und sein eigenes Gewicht vergrößerte sich rasch die Oeffnung, die der Snag gestoßen. Die Fluth schoß mit furchtbarer Stärke hinein, und wenige Minuten mußten das Schicksal des verunglückten Fahrzeugs entscheiden.

Oben im hellerleuchteten Salon herrschte indessen eine nicht unbedeutende Verwirrung, obgleich man noch immer nicht den ganzen Umfang der Gefahr erkannte. Im Schenkstand stießen die auf solche Bewegung nicht vorbereiteten Flaschen durcheinander, auch die Gläser im Salon rutschten unter die Tische, und nur einer der schwarzen Aufwärter glaubte Gelegenheit wie auch noch Zeit zu haben, eine unangebrochene Flasche Champagner für sich in Sicherheit zu bringen. — Er hatte sich geirrt.

Holzwerk krachte, als ob das ganze Boot von einander gebrochen wäre, und für einen Moment war es fast, als ob es wieder in die richtige Lage kommen wollte, denn das Vordertheil senkte sich plötzlich. Aber draußen ertönte auch in dem Moment ein durchdringendes Geschrei. Es war die schwarze Chambermaid oder Kammerfrau der Kajüte, die hereinstürzte; aber sie brauchte kaum ein Wort zu sagen, denn hinter ihr und von allen Seiten strömte die Fluth herein. — Sie waren verloren.

„Capitain!" schrieen die Frauen mit gellender Stimme nach Dem um Hülfe, dem sie ihre Sicherheit anvertraut hatten — „Capitain! Capitain!" — aber wo war der, und was hätte er ihnen nützen können. Noch verbreiteten die Lampen ihren hellen, milden Schein, der auf die mit Oelbildern geschmückten Wände und die weißgemalten und vergoldeten Holzschnörkeleien an Decke und Seitenwänden niederblitzte; aber schon bot das Innere der Kajüte ein Bild der furchtbarsten Verwirrung.

Die Herren hatten sich, wenn sie nicht selber Familie besaßen, bei der ersten Ahnung wirklicher Gefahr hinaus auf den Gang geflüchtet, um von dort das Hurricanedeck zu erreichen, von wo aus sie eher die Gefahr überschauen und auch

auf Rettung denken konnten. Andere dagegen stürzten nach ihren Frauen und Kindern, während eine Anzahl ältlicher Damen auf die Stühle und Tische sprangen, um nur dem einströmenden Wasser zu entgehen. — Arme Geschöpfe! Das Boot hatte sich von dem es bis jetzt haltenden Snag losgerissen und sank bei fünfundzwanzig Fuß Wasser rasch in die Tiefe nieder.

Wie das in den erleuchteten Raum hineingurgelte und schwoll. Väter mit ihren Kindern auf dem Arm, die Frau gewaltsam der einpressenden Fluth entgegenziehend, drängten hinaus in's Freie. Selbst einige junge Damen trotzten dieser scheinbaren Gefahr, weil sie fühlten, daß sie da draußen eher auf Rettung hoffen konnten. Die Meisten drängten sich aber in der Mitte des Salons zusammen, und obgleich jetzt einige der Officiere herbeieilten und Einzelne zu retten versuchten, war es doch zu spät. Sie mußten an ihr eigenes Leben denken, denn in demselben Augenblick, wo das Wasser die Thüren deckte, waren sie auch verloren.

Jetzt kam der Moment. Ob das Boot nach unten auf einem Ast des nämlichen Baumes aufgesessen, der irgendwo nebenan seine Wurzeln eingeschwemmt, wie mit einem Schlage tauchte es plötzlich nieder. Ein furchtbar gellender Schrei, und schon verlöschten die Lampen und wälzte sich die trübe, gurgelnde Fluth über die Oelgemälde an den Wänden und in das vergoldete und bemalte Schnitzwerk der Decke hinein, zu dem auch die mit der Fluth kämpfenden Körper emporgerissen wurden. Da drunten wühlte und arbeitete es noch eine Weile und schlug verzweifelnd mit den zuckenden Gliedern um sich — dann war Alles still — furchtbar still, und nur manchmal quoll eine große, trübe Blase empor und zerplatzte mit gluckendem Geräusch.

Ein anderes, bewegteres Bild bot das obere Hurricanedeck des versunkenen Bootes. Der Hintertheil desselben war ebenfalls unter Wasser, aber es schien auf vollkommen schrägen Grund aufgekommen zu sein, auf dem der Bug wohl zehn oder zwölf Fuß höher zu liegen kam.

Dort um und vor dem Pilothaus hatten sich die Geretteten, und unter ihnen fast die ganze — mit solchen Zufällen schon

vertraute — Mannschaft geflüchtet. Alles drängte hier um und vor das Pilothaus, in das man so rasch als möglich die einzelnen Damen unterbrachte. Hier und da stieg wohl noch ein Lebender aus der Fluth heraus und schrie, sobald er die Oberfläche erreichte, um Hülfe — aber wer konnte ihm helfen — wer sich hinaus in den gurgelnden Strom in finsterer Nacht wagen un einem Ertrinkenden die Hand entgegenstrecken? Es wäre sicherer Tod für Beide gewesen.

Nur ein einziger Mann wagte es. Aus der Fluth stieg ein Körper empor, und eine weibliche Stimme schrie um Hülfe. Der Mann warf sich hinaus, schwamm auf sie zu und erfaßte sie, war aber nicht im Stande, mit ihr zurück an Deck zu schwimmen. Die mächtige Strömung ließ sich hier nicht stemmen, und man hatte nicht einmal ein Seil dort oben, um es den Beiden zuzuwerfen. Ob sie sich retteten? — Niemand an Bord erfuhr es. Das gesunkene Boot lag so ziemlich in der Mitte des Stromes, und es war ein weiter Weg nach beiden Seiten des Ufers.

Die an Bord Befindlichen hatten aber zu viel mit sich selber zu thun, um an ein paar fremde Unglückliche zu denken, die neben ihnen vielleicht versanken. Zu viel des Schrecklichen war schon in ihrer unmittelbaren Nähe vorgegangen, es konnte keinen Eindruck auf sie machen.

Das gesunkene Boot bot einen wunderlichen Anblick. Schräg aus dem Wasser heraus erhob sich der vordere Theil des obersten Decks, gerade bis zum Pilothaus, das ebenfalls noch trocken lag, zehn oder elf Schritt voraus aber ragte die Spitze der Stange, die vorn aufgerichtet auf dem Bug steht und dem Pilot zur Richtung dient, aus dem Wasser empor, und an ihr hing noch, von der Fluth unerreicht, die grüne Laterne und warf ihren unheimlichen Schein auf die unter ihr hinschießende Fluth. An dem schrägen Deck aber klammerten sich einige achtzig Menschen fest — Menschen von jedem Alter und Stand — im schwarzen Frack und mit Glacéhandschuhen Einzelne, Andere in rothwollenem Hemd, mit geschwärzten Gesichtern und Händen. Neger und Weiße lagen dort fried-lich neben einander und erwarteten zitternd vor Frost den nächsten Morgen, der ihnen, wenn er nicht gleich Hülfe

brachte, doch verstattete, das Ganze ihrer Lage zu überschauen.

Nicht unbegründet war dabei ihre Furcht, daß die starke Fluth das schwachgezimmerte Gebälk noch auseinander drängen könne, und dann wäre wenig Hoffnung auf Rettung für sie gewesen — aber es hielt, und schon mit Tagesgrauen hörten sie in der Ferne einen andern Dampfer, der hinter ihnen den Strom herabkam und ihnen Hülfe bringen konnte. — Es war die „Jane Rickardson“, ein Sternwheelboot, das bald die Schiffbrüchigen entdeckte, zuerst die gefährliche Stelle passirte, dann beidrehte, und langsam wieder gegen den Strom aufkam, um sie an Bord zu nehmen.

Wohl machten jetzt einige der Passagiere den Versuch, in die Kajüte zurück zu tauchen, um einen Theil ihres Eigenthums zu retten — aber es war nicht möglich. Der gerade damals ziemlich hohe Fluß mußte erst fallen, ehe man daran denken konnte, und es blieb denen, die ihr Besitzthum nicht geradezu aufgeben wollten, nichts Anderes übrig, als mit der „Jane Rickardson“ nach Vicksburg oder wenigstens Helena hinab zu gehen, um von dort aus mit einem von der Gesellschaft gemietheten Dampfer das Wrack aufzubrechen oder zu heben.

Vergebene Mühe! Der alte Mississippi ließ nicht mit sich spaßen, und da man ihm einmal ein Spielzeug geboten, benutzte er auch die Gelegenheit, sich nach Kräften daran zu ergötzen.

Als man endlich ein Boot gefunden und damit an Ort und Stelle hinauf fuhr, war keine Spur mehr von dem Wrack zu sehen. Der untere Raum stand noch mit der Fracht darin und der Maschine oben darauf. Die aufgebaute Kajüte mit den darin eingeschlossenen Leichen und all' ihrem sonstigen Schmuck und Zierrath hatte der erbarmungslose Strom aber zersplittert und hinweggeführt, und wie zum Hohn starrte an der Stelle der nämliche starre Baumast empor, der das arme Boot in jener Nacht aufgespießt und dann der Fluth übergeben hatte.

Ein wild gewordener Handwerksbursch.

Es ist merkwürdig, wie bunt zerstreut wir Deutschen über die ganze Welt sind, so daß man kaum irgend einen Winkel der Erde, mag er noch so entfernt und abgeschieden liegen, betreten kann, ohne wenigstens ein oder das andere Exemplar ehrlichen Deutschthums anzutreffen. Es mag hauptsächlich mit daran liegen, daß wir selber keine Colonien haben, die uns ein bestimmtes Ziel geben; es liegt aber auch vielleicht im deutschen Charakter, der in seiner Gemüthlichkeit überall hineintappt und selten ganz schlecht dabei fährt, manchmal aber doch auch in eine Sackgasse geräth und dann plötzlich weder rück- noch vorwärts kann, also hängen bleibt und „wild" wird.

So sitzen einzelne Exemplare davon in den Cordilleren von Chile und Peru, in den Bergen von Brasilien und in den Mississippisümpfen, in Afrika in der Wüste und in Asien zwischen den Inseln. Das merkwürdigste von allen fand ich aber doch einst mitten in den Pampas, einen deutschen Steinmetz, und zwar in einer Gegend, wo auf fünfzig Meilen im Umkreis auch kein Stein von Faustgröße zu finden gewesen wäre.

Kaspar Hüter war ein ehrlicher Deutscher, aus der Gegend von Mainz oder aus der Stadt selber gebürtig, und in seiner Jugend nach Buenos-Ayres ausgewandert. Als Steinmetz hatte er in einer großen Stadt sicher darauf gerechnet, Arbeit

zu bekommen, sah sich aber nicht wenig überrascht, als er dort keinen einzigen Stein zu bearbeiten fand, und die Gebäude alle von Backsteinen aufgeführt waren.

Nun wurde ihm allerdings der Vorschlag gemacht, dort bei dem Bauhandwerk einzutreten und sich da hinein zu arbeiten, wo er dann auf gute und ziemlich stete Beschäftigung rechnen konnte. Nach dem alten Zunftzopf vieler deutschen Gewerke hielt er das aber unter seiner Würde. Das Land war groß, irgendwo mußte er Steine finden, wenn er nur immer geradeaus ging, und da ihm gesagt wurde, daß am Fuß der Cordilleren eine ziemlich große Stadt, Mendoza, läge und er dort wahrscheinlich solche Arbeit bekommen würde, wie er sie haben wollte, machte er sich auf, um den bezeichneten Ort zu suchen.

Hierbei stellte sich nur eine Schwierigkeit heraus: Kaspar Hüter konnte nicht reiten. Das wird auch in Deutschland von keinem Steinmetz verlangt, und es war ihm überhaupt noch nie in den Sinn gekommen, auf ein Pferd zu steigen, nur um da oben die Balance zu halten. In den Pampas der La Plata-Staaten war aber eine Reise in das Innere, ohne dabei im Sattel zu sitzen, ganz undenkbar, und ein Landsmann von Hüter, den er in Buenos-Ayres traf, redete ihm so zu, doch wenigstens den Versuch einmal zu machen, daß er zuletzt nachgab. Aber die Sache nahm ein böses Ende. Pferde merken gewöhnlich im Augenblick, ob der auf ihnen Sitzende Schluß hat oder nicht, und da Kaspar Hüter nicht einmal wußte, was Schluß war, so ließ sich das Resultat so ziemlich voraussehen. Das Pferd schlug nach eigenem Gutdünken eine raschere Gangart ein, und Kaspar Hüter suchte es am Zaum zurück zu reißen; dadurch wurde es böse, fing an durchzugehen und warf den ungeschickten Reiter wie einen Sack mitten in die Pampas hinein.

Da lag er, zugleich aber auch mit dem Entschluß, sich eines solchen Leichtsinns nie wieder schuldig zu machen. Er brauchte überhaupt gar nicht zu reiten, wo alle Monate wenigstens eine Caravane von Ochsenkarren nach Mendoza abging. Was hinderte ihn denn, sich einer von diesen anzuschließen; an Fußwanderungen war er überhaupt schon von seinem Handwerks-

burschenleben her gewöhnt, und mit den die Karren ziehenden Ochsen hielt er doch sicher Schritt.

Darin erst mit sich im Reinen, fühlte er auch eine große Beruhigung, denn der Ritt durch die Pampas hatte ihm schon acht Tage lang große Sorgen gemacht, und als ihm sein Landsmann noch half, den Mann aufzusuchen, der die nächste Caravane abschickte, so machte es keine große Schwierigkeit, die Erlaubniß ausgewirkt zu bekommen, daß er dieselbe begleiten durfte. Es verstand sich dabei von selbst, daß er für seine Nahrung unterwegs sorgen wolle, oder, wenn er das nicht konnte, dafür bezahlen müsse. Aber es gab unterwegs keine Hotels. Die Caravanen lagerten, wo sie die Nacht überraschte und sie genügend Wasser antrafen, immer im Freien, und das ewige und einzige Nahrungsmittel blieb Fleisch! Fleisch! Fleisch! Das war nicht theuer, und er konnte eine tüchtige Strecke in das Land hineinrücken, ohne seine Kasse übermäßig anzustrengen.

Aber er war nicht der einzige Passagier. In einem kleinen Städtchen oder Dorf, das sie passirten, hatte sich ihnen ein alter Gaucho mit seiner Tochter angeschlossen, die nach Rio quarto (oder dem „vierten Fluß") hinüber wollten. An dem Alten war nichts Besonderes zu sehen; er trug einen sehr schmutzigen argentinischen Poncho und einen weißen Bart; außerdem waren vielleicht „besondere Kennzeichen" an ihm, daß er sich nie, weder Gesicht noch Hände, wusch und dadurch einen ganz absonderlicheu Teint bekam, aus dem man den Abkömmling der spanischen Race kaum herausfinden konnte. Er hatte dabei ein verbissenes, eigentlich unangenehmes Gesicht und erinnerte Hüter immer an eine alte Meisterin, die er einmal gehabt, als er noch in Mainz in der Lehre stand, und die seiner Meinung nach genau so ausgesehen wie der alte Gaucho mit seinem Poncho und Schnupftuch um den Hals — nur natürlich ohne den weißen Bart.

Desto hübscher aber war die Tochter, die vielleicht dadurch einen noch weit größeren Zauber auf unsern Kaspar Hüter ausübte, weil er kein Wort von dem verstand, was sie sagte, und sich deshalb auch gar nicht mit ihr unterhalten konnte. Sie hatte rabenschwarze Locken und eben solche Augen, einen

schlanken zierlichen Wuchs, und Füße und Hände so klein und allerliebst, daß sich unser Steinmetz, an die derben Fäuste der deutschen Mägde gewöhnt, gar nicht erinnerte, etwas Aehnliches in seinem ganzen Leben gesehen zu haben.

In Cruz alta, einer Ortschaft, die Station bildete, erschrak er freudig, als er zuerst in Sicht der „Stadt" kam, denn sie war mit Mauern umgeben, und allen vernünftigen Berechnungen nach mußte die Mauer auch aus Steinen bestehen — aber es war nichts weiter als zusammengeschlagener Lehm, der, wie er später fand, auch das Material zu den größeren Gebäuden liefern mußte. Nicht einmal im Ofen gebrannte Backsteine hatten sie hier, wie doch wenigstens in Buenos-Ayres, und am meisten ärgerte ihn das Volk selber, das seine Beine vom lieben Gott gar nicht bekommen zu haben schien, um auf der Erde damit herum zu laufen, sondern nur, um sie über einen Pferderücken zu hängen. Wenn sie selbst nur über die Straße hinüber wollten, gebrauchten sie dazu nicht ihre Füße, sondern sprangen auf eins der dort überall angebundenen Pferde und ließen sich hin tragen.

Und was das überall für eine unreinliche Wirthschaft war! Du lieber Gott, daheim hatte er manchmal über die Meisterin raisonnirt, wenn sie das Tischtuch über eine Woche in Gebrauch nahm, oder einmal mit einem Handtuch die Teller auswischte. Hier schien es ein ganzes Jahr liegen zu bleiben, und die Señoras wischten die hölzernen Schüsseln — lauter kleine Miniaturtröge — nicht mit einem Handtuch, sondern sehr häufig mit ihrem Halstuch aus, das ihnen auch, im Nothfall, zum Schnupftuch dienen mußte. Niemand sah aber etwas Außergewöhnliches darin, und da auch noch überall die Fleischstücken mit den Fingern aus den Trögen genommen wurden, so war eine solche Mahlzeit natürlich nichts weniger als appetitlich.

Am meisten ekelte sich Kaspar anfangs vor der Kocherei in den Pampas selber, wenn sie mit der Caravane weit draußen in der Ebene, und aus Sicht von jedem Haus, die Nacht verbrachten, denn dort gab es gar kein Holz, um ein ordentliches Feuer damit anzufachen, nur einzelne Distelstauden, mit denen man eine Flamme erzeugte und nachher trockenen

Kuhdünger darauf legte, den die Gesellschaft allabendlich sammelte. War der dann richtig in Gluth gerathen, so wurden die Fleischstücken unmittelbar darauf gelegt und so geröstet, und das Fleisch mußte dadurch wohl gahr werden, schmeckte aber doch immer nach dem Brennmaterial.

Kaspar bewunderte dabei die Gleichgültigkeit des jungen Mädchens gegen alle derartigen Unbequemlichkeiten; denn so zart sie auch aussah, schien sie nicht das geringste Außergewöhnliche darin zu finden und ertrug die größten Entbehrungen mit noch größerer Liebenswürdigkeit. Und wenn sie ihn ansah, machte sie immer ein freundliches Gesicht, was er ihrem guten Herzen zuschrieb. Im Ganzen aber amüsirte sie sich über ihn, weil er sich so völlig unbrauchbar zu Allem zeigte, was man, nach ihren Begriffen wenigstens, zum Leben brauchte: Er konnte nicht reiten, denn der Führer der Caravane hatte ihm schon manchmal eins der Pferde, die sie bei sich führten, um etwa abstreifende Zugstiere wieder beizutreiben, gutmüthig zum Gebrauch angeboten, was er aber jedesmal hartnäckig ausschlug und dazu entschieden mit dem Kopf schüttelte. Er konnte kein Thier schlachten, was man ihm einmal übertragen wollte, ja nicht einmal Abends ein Feuer anmachen, so viel Mühe er sich auch damit gab. Einen Lasso zu werfen, war er natürlich ebenfalls nicht im Stande, denn dazu muß man im Sattel sitzen. Was in aller Welt konnte er sonst, und was wollte er in den Pampas?

Eines Abends, bei sehr schönem Wetter, als sie ihre Mahlzeit verzehrt und mitsammen um das Feuer herumsaßen, nahmen sie ihn vor und suchten aus ihm heraus zu bekommen, was er eigentlich verstände und was er hier zu thun beabsichtige. Im Anfang lachte er nur ganz vergnügt, als sie Alle auf Spanisch in ihn hineinredeten, und nickte immer dazu mit dem Kopf, zuletzt aber nahm ihn Marita, wie das junge Mädchen genannt wurde, allein vor und redete dann mit deutlichen Gesticulationen so lange auf ihn ein, bis ihm endlich eine Ahnung kam, was man von ihm zu erfahren wünsche.

Ja — aber wie ihnen das nun begreiflich machen? Er sagte ihr allerdings in seinem guten Mainzer Dialekt, daß

er ein Steinmetz wäre und am liebsten Häuser und Kirchen baue, aber jetzt schüttelte *sie* lachend mit dem Kopf, denn was die wunderlichen Laute bedeuteten, verstand sie ebenfalls nicht. Um ihr das besser begreiflich zu machen, stand er jetzt auf und suchte in der Nachbarschaft einen Stein, um es ihnen an dem zu erklären — aber er fand keinen, und die Leute, die glaubten, er hätte da draußen etwas verloren, weil er so gebückt in den Pampas umherlief, sprangen in ihrer Gutmüthigkeit ebenfalls empor und wollten ihm suchen helfen. Endlich nahm er sein Taschenmesser heraus; es fiel ihm ein, daß er einen Feuerstein in der Tasche hatte, und an dem, indem er mit dem Messer daran herumklopfte und so that, als ob er einen großen Steinblock behauen wollte, suchte er ihnen nun begreiflich zu machen, welchem Geschäft er folge. — Aber es ging nicht, denn sie hatten etwas Derartiges nie gesehen. Er holte jetzt aus einem der Wagen, auf denen er sein Handwerksgeräth mit sich führte, einen Theil desselben heraus, aber derartige Instrumente waren ihnen vollkommen fremd, und sie schüttelten die Köpfe darüber, denn sie begriffen nicht, was irgend ein Mensch mit denen anfangen könne. Erst als er mit seinem Messer kleine Stücken Rasen herausstach, auf einander häufte und mit deren Hülfe eine Art von Haus herstellte, kam ihnen der Gedanke, daß er herüber gewandert sei, um Häuser zu bauen, und damit beruhigten sie sich vollständig, denn *wie* er das machen würde, war nachher *seine* Sache.

So erreichten sie das kleine Pampasstädtchen Rio quarto, bis wohin der alte Gaucho und seine Tochter mitgefahren waren, und Kaspar, der sich in das Mädchen verguckt hatte, beschloß ebenfalls da zu bleiben und zu sehen, ob er hier nicht etwas anfangen könne. Ein paar Worte Spanisch hatte er unterwegs schon aufgegriffen; wenn er länger unter den Leuten lebte, mußte er ja natürlich auch bald ihre Sprache lernen, und Steine zum Bauen — ei, die fanden sich auch vielleicht, wenn man nur recht danach suchte, und nachher wollte er die Sache schon in Gang bringen.

Uebrigens hatte er auch in seiner Kiste wenigstens so viel Geld, um es eine kurze Zeit mit anzusehen, da er kurz vorher,

ehe er Deutschland verließ, eine kleine Erbschaft von ein paar hundert Thalern gemacht. Eltern und Geschwister lebten ihm auch nicht mehr, und so konnte er sich immer einmal eine Weile „in der Fremde" herumtreiben.

Als gewissenhafter Deutscher ging er allerdings am nächsten Morgen gleich zu dem Ortsrichter, der, wie er sich schon in Buenos-Ayres erkundigt, Alcalde genannt wurde, und zu dem man ihn deshalb gleich hinwies, wie er nur den Namen nannte — was wußten denn die Leute, was er bei ihm wollte! Er beabsichtigte aber nichts Geringeres, als ihm sein Wanderbuch aufzuzeigen, damit er keine Verdrießlichkeiten mit der Polizei bekam. Der Alcalde aber, ein richtiger Gaucho eben so gut wie die Anderen, schüttelte sehr erstaunt mit dem Kopfe, als ihm der kleine wunderliche Mann mit seiner vollkommen unverständlichen Sprache ein halb gedrucktes, halb geschriebenes Buch vorlegte und ihm dabei nicht einmal erklären konnte, was er damit machen solle. In seiner Verlegenheit wußte er sich auch nicht anders zu helfen, als daß er eine Flasche aguardiente oder Branntwein hervorholte und dem vacirenden Steinmetzgesellen ein tüchtiges Glas davon einschenkte, und das war dem „reisenden Handwerksburschen" allerdings in seiner Praxis noch nicht vorgekommen, daß er von der Polizei tractirt wurde.

Jetzt gefiel ihm das Land aber erst recht, und wie ihm der Alcalde auch gar noch das Buch zurückgab und für das Hineinsehen nicht einmal etwas bezahlt nehmen wollte, war er ziemlich fest entschlossen, vor der Hand jedenfalls dazubleiben.

Marita trug dazu allerdings am meisten bei, wenn er sich das auch noch nicht recht gestehen mochte, und obgleich es ihn anfangs immer noch ein wenig störte, daß sie in ihrem ganzen Wesen nicht so sauber und reinlich war, wie er es wohl daheim bei deutschen Frauen und Mädchen gewohnt gewesen, so überwand er es doch bald, denn sehr verwöhnt war er in dieser Hinsicht in Deutschland auch nicht worden. Wir finden das ja im Leben nur zu häufig bestätigt, daß Menschen, die nicht von Jugend auf dazu angehalten wurden, lieber mit dem Geringsten fürlieb zu nehmen, wenn es nur

eben reinlich und sauber ist, und auf ihren Körper so viel zu halten, daß sie weit eher, wenn es sein muß, zerrissene als schmutzige Wäsche an sich dulden, an den Grenzen der Civilisation sehr leicht verwildern und dann wo möglich ihre Lehrer in allen unangenehmen Angewohnheiten noch übertreffen.

So weit war es mit Kaspar Hüter nun allerdings noch nicht gekommen, und dazu trug sehr viel bei, daß er Marita gern gefallen wollte. Er versuchte das auf die verschiedenste Weise.

Ihr Vater hatte in Rio quarto ein Geschäft — d. h. in einer aus Lehm gebauten und mit zwei Abtheilungen versehenen Hütte verkaufte er an Jeden, der davon Gebrauch machen wollte, Caña (den Vorlauf des Rums, ein nicht unangenehmes Getränk), dann das stärkere aguardiente, und hielt dabei eine Art von Frühstückslocal, indem er den Leuten, die zu ihm kamen, ein paar Stück Fleisch in der Pfanne briet und ordentlich mit achi oder rothem Pfeffer würzte, und dazu auch — etwas sehr Ungewöhnliches in den Pampas, etwas selbstgebackenes Brod verabreichte. Das Brod konnte man aber nur dann essen, wenn man nicht gesehen hatte, wie es angeknetet wurde — nachher, obgleich es von Marita's sehr zierlichen Fingern geschah, wäre es wohl kaum noch — ohne einen Gauchomagen denkbar gewesen.

Die Localität selber war dabei so ureinfach als irgend möglich. Sie bestand aus einer einmal früher geweißten Stube und einem breiten Ladentisch, dessen Bretter aber auch über See gekommen und hierher mit Hülfe eines der großen Karren geschafft waren, und deshalb — obgleich nur gemeine Kiefer, den Werth kostbaren Mahagonis repräsentirten. Stühle und Tische gab es weiter nicht, man hätte denn ein paar an den Wänden herumliegende Pferdeschädel, die zuweilen als Sessel dienten, dazu rechnen müssen. Wer etwas dort verzehren wollte, konnte sich zu dem Zweck an den Ladentisch stellen oder die Holzschüssel, in der es ihm verabreicht wurde, auf seine Kniee nehmen und sich auf einen der Pferdeköpfe niederlassen; sein langes Messer führte ohnedies Jeder bei sich, und Gabeln kannte man nicht in einem Lande, wo die

Leute geschickt genug sind, ihre Finger zum Festhalten der Fleischstücke zu benutzen.

Uebrigens gab es in Rio quarto auch eine Art von Posada oder ein Wirthshaus, in welchem Reisende, die natürlich nur zu Pferd die Pampas durchstreiften, Quartier bekommen konnten. Wenn auch kein Bett, denn das giebt es dort nirgends, so fanden sie doch wenigstens eine Lehmbank mit Flöhen, auf welche sie sich ihre Satteldecken ausbreiten, ihren Sattel als Kopfkissen hinlegen und ihren Poncho oder Mantel als Zudecke gebrauchen konnten. Dort quartierte sich Kaspar vor der Hand ein und bekam von den gutmüthigen Wirthsleuten, da er keinen Sattel, also auch keine Satteldecken bei sich führte, eine Partie Schaffelle zur Benutzung überlassen, mit deren Hülfe er sich ein gerade nicht besonderes sauberes, aber doch weiches Lager herrichten konnte. Zum Frühstück ging es aber stets hinüber zu dem alten Gaucho, wo er Marita eine halbe Stunde anschmachtete und dazu ein Stück halbgahres Fleisch aß, das ihm mit seinem rothen Pfeffer beinahe die Kehle ausbrannte und ihn fortwährend zum Husten zwang.

Er beschloß aber sein Ziel: Marita's zierliche Hand zu erwerben, nicht allein durch Schmachten zu erreichen, sondern den Sturm auf ihr Herz auch noch in anderer Weise zu versuchen. Unten in dem Kasten, den er mit sich führte, befand sich nämlich eine Flöte, für welche er in Deutschland schon eine stille Neigung gefühlt, und durch deren Studium er wohl ein Jahr lang den Frieden seiner ganzen Nachbarschaft vergiftet hatte. Diese holte er jetzt wieder vor, schraubte sie zusammen und überraschte noch an dem nämlichen Abend nicht allein Marita, sondern die ganze Bevölkerung von Rio quarto durch: Du, du liegst mir am Herzen — Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus und — Was ist des Deutschen Vaterland? Es waren das seine drei Hauptlieder, und wenn er auch noch von einigen anderen den Anfang wußte, so kam er doch im weiteren Verlauf unfehlbar wieder in eins der oben genannten zurück, was aber in Rio quarto nicht besonders viel schadete.

Hüter war aber auch praktischer Natur, denn er sah recht gut ein, daß er ein *solches* Leben wohl recht gut so lange

fortführen könne, als sein Geld ausreichte, dann aber, wenn er sich nicht etwas dazu verdienen könne, mit Schimpf und Schande abziehen müsse, und das wollte er vermeiden.

Schon nach den ersten acht Tagen wußte er genau, daß mit seinem Geschäft hier gar nichts zu machen wäre — was wollte ein Steinmetz in den Pampas? er hätte hier eben so viel Beschäftigung gefunden wie ein Holzmacher, wo es auf hundert Meilen weit keinen Baum gab — ein paar Pfirsichbäume in den Gärten ausgenommen.

Als sie durch die Pampas kamen, hatte er zur Rechten blaue Hügelrücken gesehen, und die Gauchos, als er dort hinüber zeigte, hatten ihm das Wort Córdoba genannt. Es machte sich auch in dieser Zeit, daß ein Trupp Maulthiertreiber dort hinüberging, die von Mendoza kamen und Wein dahin bringen wollten. Denen beschloß er sich anzuschließen und die Gegend einmal zu recognosciren. Er führte auch in der That seinen Vorsatz, zu Fuß wie immer, mit keckem Muth aus und gelangte nach Córdoba und in Berge, wo es wirklich Steine gab — aber die Leute schienen nur einen sehr mäßigen Gebrauch davon zu machen, und Arbeit für ihn gab es keine. Dafür aber traf er einen deutschen Hutmacher, der aus irgend einer kleinen Stadt aus dem Norden kam, um nach Buenos-Ayres zu gehen, und der rieth ihm, Hutmacher zu werden — wenn er denn doch in dem verwünschten Lande, das er schon lange satt habe — bleiben wolle. Das Geschäft rentire sich am besten — Material konnte er mit den Caravanen von Buenos-Ayres bekommen, und die Hüte würden in der Steppe so gut bezahlt, daß man noch immer einen hübschen Profit dabei machen konnte.

Damit setzte der Deutsche seine Reise wieder fort und ließ einen Stachel in Hüter's Herz zurück.

Er sollte Hutmacher werden, er, ein tüchtiger Steinmetz, und anstatt Steine behauen, schäbigen Filz klopfen? — Etwas sprach allerdings dafür — sein Onkel in Deutschland war auch ein Hutmacher gewesen, und er hatte in dessen Hause wenigstens eine Idee von dem Geschäft bekommen, aber doch nicht genug gelernt, um es selber in Angriff zu nehmen. Und er, ausgelernter Steinmetz, sollte da noch einmal in die Lehre gehen?

Sein Vater hatte gewollt, daß er sein eigenes Handwerk, die Schuhmacherei, treiben solle, aber dazu mochte er sich nie verstehen, denn das ewige Sitzen sagte ihm nicht zu — und wozu brauchte es hier in den Pampas auch Schuster, wo die Gauchos ihre Beine nur in abgezogene und glatt rasirte Schläuche steckten, die sie vorher einem Pferdebein abgezogen hatten? Schuhe — wer trug Schuhe oder Stiefel, als vielleicht der Gentleman-Gaucho einmal, wenn er zum Fandango ging, und dann mußte es jedenfalls ganz feines Schuhwerk sein, das sie sich weit besser von Buenos-Ayres kommen ließen, als er es ihnen hier hätte machen können.

Kaspar wußte selber nicht recht, was er mit sich anfangen und ob er vor der Hand in Córdoba bleiben, oder nach Rio quarto zurückkehren solle, aber die Liebe gab dabei den Ausschlag. Daß ihm Marita gut sei, hatte er selbst bemerkt, und etwas Aehnliches mußte allerdings in dem Herzen des Mädchens vorgehen, sie würde es sonst kaum ausgehalten haben, diesem Flötenspiel Stunden lang zu lauschen. Thatsache war auch wirklich, daß sie gern in die lebhaft hellblauen Augen des Deutschen (in diesem Lande eine große Seltenheit) hineinschaute, und wenn er jetzt daran dachte, wie freundlich sie ihn jeden Morgen gegrüßt, wie herzlich sie ihm jeden Abend ihr melodisches „buenas noches, Don Gaspard" gesagt, so erfaßte ihn eine Sehnsucht nach seinem Schaffellager in Rio quarto, die jedenfalls einer besseren Sache würdig gewesen wäre, ihn aber so quälte, daß er ihr nicht länger widerstreben konnte und wollte.

Auf dem Rückweg sollte er auch zum ersten Mal in seinem Leben das Reiten versuchen. Ein Bewohner von Córdoba schaffte eine Partie Pferde dort hinüber und nahm dabei eine Ladung Paraguaythee mit. Der erlaubte ihm, sich dem Zuge anzuschließen — aber nicht zu Fuß, da er dabei nicht von der Stelle käme. Ein altes, ruhiges Pferd versprach er ihm, das allerdings so aussah, als ob es es lange aufgegeben hätte, zu einem Galopp anzuspringen. Obgleich sich aber Kaspar nicht mit dem Gedanken befreunden konnte, nur mit dem Bewußtsein oben auf einer solchen Bestie zu sitzen, jeden Augenblick wieder herunter geworfen zu werden, klammerte er sich doch sehr zum Ergötzen

der ihn begleitenden Gauchos krampfhaft fest, und da das Tempo ein sehr mäßiges blieb, gewöhnte er sich endlich an seinen ungewissen Sitz. Ja er fühlte zuletzt sogar einen Stolz darin, auf einem wirklichen, lebendigen Pferd zu sitzen und nicht herunter zu fallen.

Am letzten Tag freilich sollte ihm auch das noch passiren, denn schon in Sicht von Rio quarto, trieben die Gauchos ihre Thiere plötzlich zu einem scharfen Galopp an, und dem widerstand Kaspar nicht. Die Steigbügel verlor er augenblicklich, Schluß hatte er ebenfalls keinen, und wie sein wiederhaarig gewordener Gaul, den er mit allen Kräften nicht mehr zurückhalten konnte, einmal über eine kleine Gruppe von Erdlöchern hinwegsetzte, welche die Viskochas hier in den Grund gegraben, dabei aber doch in eins hineintrat und etwas stolperte, flog er über den Kopf weg und dermaßen zu Boden, daß er im ersten Augenblick glaubte, er hätte alle Rippen im Leibe gebrochen.

Ein so wildes Volk die Gauchos der Pampas nun auch sein mögen, so haben sie in ihrem Charakter doch auch wieder einen gutmüthigen Zug. Sie lachten ihn allerdings tüchtig aus, halfen ihm aber wieder auf die Füße und in den Sattel — obgleich er die übrige Wegstrecke viel lieber gegangen und auf fester Erde geblieben wäre, und verstanden sich sogar dazu, von jetzt ab langsam zu reiten. Was lag auch daran, ob sie eine Viertelstunde früher oder später in die Stadt kamen?

Von dem Augenblick an war Kaspar wieder täglicher Gast im Hause des alten Don Pablo, wie er von den Leuten in der Stadt genannt wurde, und lernte dabei Spanisch, so rasch er nur immer konnte, d. h. in seiner eigenen Weise, indem er nur die Worte nach und nach im Gedächtniß behielt, und diese dann ganz nach seiner altgewohnten Construction, häufig noch dazu mit deutschen Worten oder auch Endungen dazwischen, hinauswarf. Die Gauchos erstaunten allerdings über die ganz neue und eigenthümliche Sprache, die sich da unter ihren Augen entwickelte, aber sie fingen doch wenigstens an zu verstehen, was er sagte oder sagen wollte, und lachten dann nur manchmal über die verkehrten Sätze, die er zu Tage förderte.

Indessen war Kaspar Hüter aber auch nicht müßig, sondern scharf dahinter her, seinen neuen Beruf zu beginnen. Er ging zu einem dortigen Hutmacher und suchte diesem begreiflich zu machen, daß er bei ihm in die Lehre treten wolle — aber der Mann verstand nicht, was er meinte; er gab sich jetzt Mühe, ihn durch allerlei Zeichen von seiner Absicht in Kenntniß zu setzen — umsonst. Der Hutmacher schüttelte nur immer erstaunt mit dem Kopf und machte es zuletzt gerade so, wie es der Alcalde gemacht hatte, er holte eine Flasche Caña vor, schenkte ihm ein Glas davon ein und glaubte ihn damit los zu werden. Kaspar trank nun allerdings das ihm Vorgesetzte gewissenhaft aus, dachte aber gar nicht daran, wieder fort zu gehen, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, und da er fand, daß das mit Worten nicht möglich sei, ging er praktisch zu Werke.

Vor allen Dingen zog er ohne Weiteres seinen Rock aus, wobei ihn der alte Gaucho freilich verwundert anstarrte, dann streifte er die Aermel in die Höhe, und nahm, ohne sich auch nur nach dem „Meister" umzusehen, einen alten Hut auf, den jener gerade im Begriff gewesen war zu waschen. Das besorgte er, da er damit umzugehen wußte, selber.

Der Gaucho blieb dabei stehen und sah ihm mit offenem Munde zu; wie Kaspar aber damit fertig war, legte er ihn bei Seite, drehte sich nach jenem um und sagte auf gut Deutsch:

„Na, nu 'was Anderes her!"

Der würdige Hutmacher fing jetzt entweder an zu begreifen, was den wunderlichen Fremden zu ihm geführt, oder wollte er auch vielleicht nur sehen, wie weit er es treiben würde, aber er brachte ihm andere Arbeit, und mehr verlangte Kaspar nicht. Er zeigte sich dabei so willig und auch geschickt, daß der Alte ordentlich seine Freude an ihm hatte, und als er sich Abends zum Gehen anschickte, ließ er ihn nicht, sondern er mußte erst mit ihm essen, und dann reichte er ihm auch einen Viertel-Dollar zur Belohnung. Den nahm aber Kaspar nicht, schüttelte mit dem Kopf, sagte Buenas noches und ging direct nach Don Pablos' Haus hinüber, wo er vorher erst wieder seine gewöhnlichen Flötenstücke abblasen mußte.

Wen er aber überraschte, war der Hutmacher, als er sich am nächsten Morgen in aller Frühe wieder bei der Arbeit einfand und jetzt regelmäßig jeden Tag, von Morgens bis Abends, bei ihm aushielt. Nach und nach verständigte er sich auch mit ihm, daß er sein Geschäft lernen wolle — entweder Kaspar lernte Spanisch oder der Hutmacher Deutsch, denn Kaspar sprach in seiner Unterhaltung immer mehr die letztere als die erste Sprache; aber sie begriffen doch, was sie von einander wollten, und mehr brauchte es nicht, um sie bald gute Freunde werden zu lassen.

Kaspar's Liebe zu Marita wuchs; und nicht allein daß er ein neues Stück auf der Flöte spielen lernte — er lernte auch reiten, und zwar mit wahrer Todesverachtung. Der Hutmacher hatte, wie alle dort ansässigen Gauchos, eine Partie Pferde draußen in den Pampas herumlaufen, von denen er immer eins am Hause hielt, um es stets bereit zu haben, wenn er es einmal brauchte. Das fing Kaspar an, Sonntags Vormittags zu benutzen, und wenn er sich auch nur stundenweis darauf setzte und im Schritt durch die Straßen und besonders Fensterparade ritt (d. h. Fensterparade konnte man nicht gut sagen, da das Haus vorn nur eine Thür und keine Fenster hatte), so fing er doch bald an, sich in den Sattel zu gewöhnen. Es ging auch gar nicht anders; er hätte nicht in den Pampas existiren können, wenn er nicht reiten lernte, und da er das fühlte, schickte er sich eben so gut hinein, wie in das Hutmachen.

So hatte er zwei Jahre rüstig gearbeitet und das wenigstens, was sein eigener Meister wußte, gründlich durchgemacht, ja sogar vielleicht noch größere Fertigkeit erlangt, als dieser selber besaß. Da hatte er Glück oder sein Meister Unglück, eins von beiden, denn dieser war draußen in den Pampas gewesen, um einen Stier zum Schlachten zu fangen; er warf ihn auch mit dem Lasso, verwickelte sich aber unglücklicher Weise mit dem Bein darin, stürzte, wurde geschleift und dann Abends todt, auf ein Pferd gebunden, nach Rio quarto hereingebracht.

Von jetzt ab war Kaspar Hüter der einzige Hutmacher im Ort und ein gemachter Mann. Nun durfte er auch, was

ein Anderer an seiner Stelle schon lange gethan hätte, mit gutem Gewissen um Marita anhalten, und der Vater, bei dem er das gewissenhaft that, sagte ihm die Tochter auf der Stelle zu. Er wollte mit dem Mädchen sprechen, und Don Gaspard solle nur am nächsten Morgen wieder kommen, um alles Weitere in Ordnung zu bringen.

Der nächste Morgen kam, und Kaspar Hüter auch, aber die Sache ließ sich trotzdem nicht arrangiren, denn Marita war in der nämlichen Nacht verschwunden, und wenn auch ganz Rio quarto wußte, daß sie mit einem wilden Burschen von Gaucho, der sich dort in den letzten drei Monaten herumgetrieben, davon gelaufen oder vielmehr geritten sei, so erfuhr das Kaspar doch nicht, da sich Niemand für befugt hielt, es ihm zu sagen.

Kaspar that das Dümmste, was er in der Geschwindigkeit thun konnte; er setzte sich nämlich auf ein Pferd und ritt ihr nach, ohne natürlich zu wissen, wohin sie sich gewandt. Er meinte nämlich, er würde sie in San Luis finden, wo er wußte, daß sie Verwandte hatte. Aber dort war sie nicht; es wollte sie auch Niemand gesehen haben, und er hetzte noch Monate vergebens in der Nachbarschaft herum, während sich Rio quarto indessen gänzlich ohne Hutmacher befand und die Einwohner dort schon ganz ernstlich daran dachten, Boten auszusenden und den, wie sie glaubten, Entflohenen wieder einfangen zu lassen.

Aber er kam von selber. Eines Tages ritt er, auf seinem todmüden Thiere, selber todmüde in die Lehmmauern der kleinen Stadt wieder hinein. Er frug auch gar nicht, ob Marita in der Zeit zurückgekehrt oder aufgefunden sei — er hatte es den ihm Begegnenden in der Straße angesehen, und hielt auch erst an, als er sich vor seiner alten Werkstätte befand, von der er, da der alte Hutmacher ohne Erben gestorben war, ohne Weiteres Besitz ergriffen.

Dort stieg er ab, ließ sein Pferd, dem Ruhe besonders Noth that, frei laufen und ging wieder, nach wie vor, an die Arbeit, um das Versäumte nachzuholen. Von allen Seiten kamen auch die Leute jetzt herbei, theils um irgend etwas zu bestellen, theils um einmal zu hören, was Don Gaspard da

draußen ausgerichtet habe und wo er überall gewesen wäre. Aber sie erfuhren nicht viel von ihm. Ueberhaupt schweigsamer Natur, schien er in diesem Fall noch weniger geneigt, diesen besondern Gegenstand zu erörtern, und als erst ein paar Wochen darüber verflossen waren, ließ man ihn ohnedies zufrieden.

Von der Zeit ab ging eine ganz merkwürdige Veränderung mit ihm vor, die sich aber vor der Hand mehr an seinem äußern als an seinem innern Menschen zeigte. Seine von Deutschland mitgebrachten Kleider hatten nämlich bis hierher wohl ausgehalten, jetzt aber gab der wilde Ritt seinem letzten, noch einigermaßen tragbaren Anzug den Rest, und ähnliche neue waren natürlich in diesem District nicht zu beschaffen gewesen. In der ganzen Argentinischen Republik, die Hafenstadt Buenos-Ayres ausgenommen, würde es nämlich unmöglich gewesen sein, auch nur ein einziges Paar fertiger Hosen zu bekommen, oder überhaupt einen Schneider zu finden, der sie hätte machen können, denn kein Mensch trug ein derartiges Kleidungsstück.

Unterhosen ja, und bei den jungen Stutzern auch noch untenherum gestickt oder mit Fransen besetzt, auch sehr weit, darüber aber allgemein die Landestracht, die sogenannte Cheripa, ein großes Tuch, das mit dem einen Ende hinten am Gürtel befestigt, dann zwischen den Knieen durchgezogen und vorn wieder in den Gürtel eingeschoben wurde. Das Ding war allerdings beim Gehen nicht eben besonders bequem, aber desto praktischer beim Reiten, und da die Männer doch den ganzen Tag im Sattel saßen, so genügte es ihnen vollkommen. Dabei trugen sie kurze Jacken, welche die Reicheren dicht mit schwersilbernen Knöpfen besetzten, und darüber bei kaltem Wetter den unentbehrlichen Poncho oder Lochmantel, der in der Mitte ein Loch hat, durch welches der Kopf gesteckt wird, so daß er in malerischen Falten überall an ihnen niederhängt. In diesem Poncho ist aber der Phantasie freier Spielraum gelassen, denn er kann kurz oder lang getragen werden und spielt dabei häufig in den merkwürdigsten und grellsten Farben. Gewöhnlich hat man ihn aber gestreift und aus zwei Stücken bestehend, die zusammengenäht werden, wobei

man nur den Platz offen läßt, durch welchen der Kopf nachher geschoben werden muß. Die Füße stecken, wie schon vorher erwähnt, in der abgezogenen Haut von ein paar Pferdebeinen, und die Nationaltracht ist fertig.

Kaspar Hüter ging jetzt daran, diese anzulegen; aber so lange er noch wenigstens einen Theil seiner früheren Kleidungsstücke besaß, that er das auch nur stückweis, und das erste, was er adoptirte, war nothgedrungen die Cheripa, die wirklich malerisch aussieht, wenn sie unter einem Poncho oder mit der kurzen Jacke getragen wird, aber einen höchst originellen Anblick unter einem langschößigen blauen Rock gewährt, wie ihn Kaspar noch daheim an schönen Sonntagen getragen und dann natürlich auch mit nach Südamerika gebracht hatte. Die Bewohner von Rio quarto lachten auch wohl darüber, aber Kaspar machte sich gar nichts daraus. In der Woche ging er ruhig seiner Arbeit nach, und Sonntags hetzte er draußen in der Pampas herum, um nach seinem Vieh zu sehen, von dem er schon eine hübsche kleine Heerde besaß. Waren doch Rinder damals billig genug, und Jedermann brauchte sie auch, um sich damit seinen Bedarf an Fleisch zu stellen.

Zunächst nach den Hosen gingen die Stiefel auf die Neige. Bis jetzt hatte er sie sich selber noch immer, so gut es eben gehen wollte, mit Streifen roher Haut zusammengeflickt, aber nun zeigte es sich als vollkommen unmöglich, auch nur noch einen Stich darin anzubringen. Sie fielen ihm von den Füßen, und er mußte ebenfalls zu den Botas der Argentiner greifen.

Der blaue Rock nahm ein böses Ende. Er hatte ihn einst zum Trocknen vor seine Thür gehangen, dort ging aber ein Pferd spazieren, das irgend einem Nachbar gehörte, und mit weiter keiner Unterhaltung, beschäftigte es sich damit, den einen langen Schooß desselben so vollkommen zu zerkauen, daß das Kleidungsstück als Rock völlig unbrauchbar wurde. Dadurch bekam Kaspar eine Jacke, und da ihn diese nicht genug bei Regenwetter schützte, legte er sich auch noch den Poncho zu.

Das wäre noch Alles angegangen, wenn er nur die Landestracht, und nicht auch die bösen Gewohnheiten des Volkes an-

genommen hätte, in welches ihn sein wunderliches Schicksal von dem schönen Rhein fort mittenhinein geworfen. Freilich hatte er nichts, was ihn davon zurückhalten konnte, und ziemlich indolent in seinem Charakter, ließ er sich eben gehen.

Neben seiner Arbeit mußte er daheim noch selber seine Kühe und seinen Hausstand besorgen, und wenn er sich auch einen kleinen Jungen zur Hülfe und quasi als Lehrling nahm, so besserte er doch wenig oder gar nichts in dem Haus, in dem es jetzt so schmutzig und unappetitlich aussah, wie in allen übrigen.

Er wusch sich nur dann, wenn ihm die Unreinlichkeit selber lästig wurde — und er hatte eine gute Natur und konnte darin viel aushalten. In der Bereitung seiner Speisen war er ebenfalls nichts weniger als eigen, und das Schlimmste von Allem noch, er fing an, sich einem liederlichen Leben zu ergeben.

Wenn eine Caravane von Mendoza gekommen war und eine Partie Weinschläuche in der Posada abgesetzt hatte, dann konnte man ihn dort jeden Abend hinter der Flasche, und Morgens auch noch manchmal fest eingeschlafen und betrunken mitten auf der Straße finden, und wo ein Fandango gehalten wurde, fehlte er gewiß nicht. Aber er tanzte nur in sehr seltenen Fällen selber, sondern blies meistens zu *seinem* Vergnügen und zur Verzweiflung der Tänzer, die er fortwährend aus dem Tact brachte, die Flöte mitten in die Guitarrenbegleitung hinein; ja, ließ sich dann auch durch kein Lachen oder Schimpfen irre machen. Mit einem Wort, Kaspar Hüter war wirklich und wahrhaftig wild geworden, und wenn es nicht der wunderlich mit Deutsch und Spanisch gemischten Redeweise wegen gewesen wäre, würde man ihn unfehlbar für einen ächten und eingeborenen Gaucho gehalten haben.

So vergingen wieder zwei Jahre, in welcher Zeit er aber das Haus seines früher beabsichtigten Schwiegervaters nie mehr betreten hatte. Auch Marita schien verschollen, denn da sie jetzt wahrscheinlich an irgend einem entfernten Ort lebte, und weder schreiben noch lesen, also auch keine Briefe abschicken konnte, so wurde ihre Vaterstadt gänzlich ohne Nachricht von ihr gelassen.

Der alte Gaucho führte indessen seinen „Frühstückskeller" fort, kam aber, ohne die Hülfe der Tochter, immer mehr herunter, denn es sah jetzt so entsetzlich bei ihm aus, daß selbst die Gauchos anfingen, sich zu ekeln, und das will gewiß viel sagen.

Er war auch in den letzten Jahren recht alt geworden, und eine Wunde trug dazu viel bei, die er eines Abends in der Posada bei einem Gelage bekam. Es war ein Stich in die Seite, der ihm hätte das Leben kosten können, und Wunder genug, daß er ohne weitere Pflege und ärztliche Hülfe wirklich wieder auf die Füße kam. Monate lang aber lag er, von Schmerzen und Flöhen gepeinigt, auf seinen alten schmutzigen Schaffellen in der Lehmhütte, in der ihn nur die Nachbarn manchmal besuchten, um ihm das Nothwendigste zu reichen und ihn nicht verhungern zu lassen.

Damals schickte er nach dem Deutschen, und dieser unterstützte ihn auch, hielt sich aber doch fern von ihm, weil er ihn im Verdacht hatte, Marita's Flucht damals unterstützt zu haben und selbst jetzt ihren Aufenthalt zu wissen. Er that ihm aber Unrecht, denn der Alte, der allerdings gemerkt hatte, daß Marita jenem herumvagabondirenden Gaucho geneigt sei, hatte selber gewünscht, daß sie den viel zuverlässigeren Deutschen heirathen solle, und nur weil er sie dazu zwingen wollte, war sie ihm eben davongelaufen.

Der Alte erholte sich allerdings von der Wunde, aber ob sich ein Rheumatismus hineingeschlagen hatte, was bei der Lebensart eben kein Wunder gewesen wäre, oder ob doch wohl im Innern edlere Theile getroffen worden, er „kümmerte", wie man beim Wilde sagt, und es dauerte gar nicht lange, da wurde er von seinen Nachbarn hinaus auf den Kirchhof getragen und dort in sein letztes Kämmerchen gelegt.

Das Haus stand jetzt leer, wurde aber vom Alcalden, da man nicht wußte, ob die Tochter wieder zurückkehren könne, zugeschlossen und dadurch für sie in Besitz gehalten. Eigenthum fand man auch darin nicht vor, als vielleicht ein paar alte Kleidungsstücke und das nothwendige Reitzeug mit ein paar Messern und etwas Küchengeschirr — das mochte darin bleiben, denn es hatte Niemand weiter ein Recht daran.

So verging wieder ein Jahr, und Kaspar hatte sich indessen in Rio quarto den Ehrentitel: „Der liederliche Deutsche“ erworben, gab sich auch alle erdenkliche Mühe, die Leute nicht Lügen zu strafen. Wenn man aber glauben würde, daß ihm das Leben, was er jetzt führte, gefallen habe, so wäre man im Irrthum gewesen. Kaspar Hüter hatte in seiner ganzen Natur keine Anlage zur Liederlichkeit. Diese brach eben an ihm aus, wie bei anderen, sonst gesunden Menschen die Blattern oder Cholera und Typhus ausbrechen, und der Verlauf der Krankheit mußte seine Zeit haben. — Sie dauerte allerdings etwas lange, und wenn er sich auch einmal für acht oder vierzehn Tage herausarbeitete, so bekam er doch immer wieder einen Rückfall, der, allbekannt, viel gefährlicher ist, als die eigentliche Krankheit selber.

Eines Morgens saß er so in seiner Werkstätte. Er hatte die Nacht wieder durchgeschwärmt, und im Hirn arbeitete es ihm wie in einer Schmiedewerkstätte, da ihn nicht allein ein körperlicher, sondern auch ein moralischer Katzenjammer peinigte. Den Kopf in beide Hände gestützt, oder ihn vielmehr mit beiden Händen haltend, denn es war ihm fast, als ob er auseinander springen müsse, kauerte er auf einem alten Pferdeschädel in der einen Ecke der Stube und starrte wild und düster auf die Heimath, die er sich hier geschaffen.

War das ein Aufenthalt für einen civilisirten Menschen, zu denen er sich doch bis jetzt gezählt? — würde er früher geglaubt haben, daß selbst nur ein Stall so liederlich und unsauber gehalten werden dürfe, als er jetzt hier in seiner „besten Stube“ hauste? und die Kopfschmerzen! — Er hörte gar nicht, daß die Thür aufging und jemand Fremdes auf die Schwelle trat; er fühlte nicht allein die Sehnsucht nach der Verbesserung seiner gegenwärtigen Lage, sondern auch nach einem sauern Häring, und sah dabei keine Möglichkeit, nur wenigstens eins von beiden zu erlangen.

„Don Gaspard,“ sagte da eine leise, kaum hörbare Stimme, und als er erschreckt emporfuhr — denn die Laute mahnten ihn an vergangene Zeiten — sah er eine Frau auf seiner Schwelle stehen, die ihre Mantilla fest um sich herge-

schlagen hatte und ihn nur mit den großen dunkeln Augen ernst und wehmüthig anschaute.

Im ersten Moment wußte er nicht, was er aus der Gestalt machen sollte. War es eine der Nachbarinnen, die zu ihm herüber kam, um irgend eine bestellte Arbeit abzuholen oder wenigstens danach zu fragen? — denn in der letzten Zeit hatte er sein eigentliches Geschäft fast gänzlich vernachlässigt. Er fühlte sich aber gerade nicht in der Stimmung, besondere Umstände mit der Señora zu machen; die Leute sollten ihn in Ruhe lassen — er belästigte auch Niemanden, und wenn er einmal —

„Don Gaspard," sagte die Stimme noch einmal, und der Laut derselben klang wo möglich noch geisterhafter als vorher.

Wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, sprang Kaspar Hüter plötzlich empor.

„Marita!" schrie er und starrte die Frau an, als ob er eine Erscheinung gesehen hätte. Diese aber ließ leise die Mantilla herunter sinken, und wieder, nach langer, schwerer Zeit, schaute er auf die lieben, und noch immer so schönen, aber ach so bleichen Züge jener holden Blume der Steppe, die ihm früher das ganze Herz erfüllte, und Vaterland wie alles Andere vergessen ließ, um für sie seine Heimath in einer fremden Welt zu gründen.

„Marita," flüsterte da leise die Gestalt — „Marita, die Verlorene — Verlassene — die Waise. — Meinen Vater haben sie begraben — mein Herz ist todt, und ich will jetzt selber hinaus in die Pampas gehen und sterben. Nur Euch, Don Gaspard, wollte ich vorher noch Lebewohl sagen. Ich habe Euch tief gekränkt — es war böse und schlecht von mir gehandelt. Verzeiht mir! Denkt nicht mit Zorn an die arme Marita, die recht, recht unglücklich geworden ist. Sie wurde schwerer gestraft, als sie je gedacht — schwerer vielleicht, als sie es verdient," setzte sie noch leiser hinzu. „Nur Euch noch einmal wiedersehen wollte ich, und dann fortgehen von hier — fort auf immer und für alle Zeiten."

Kaspar antwortete ihr nicht gleich. Wenn er vorhin geglaubt hatte, er trage eine Schmiedewerkstatt im Kopf, so fühlte er jetzt deutlich zwei, die ihm rechts und links über

den Schläfen hämmerten. — Marita hatte gefehlt — ja — aber war er besser gewesen als sie? Was für ein Leben führte er jetzt, seit Jahr und Tag? — wie sah er aus? Zerlumpt und schmutzig, daß er sich kaum mehr vor einem Menschen konnte sehen lassen, und in welchem Zustande befand sich außerdem seine Werkstätte, in der er Wochen lang jetzt keine Hand zur Arbeit gerührt? Sollte das so fortgehen, und sah er dann nicht seinen Ruin leibhaftig vor Augen?

Es ist die Frage, ob Kaspar Hüter in einer vollkommen ruhigen und normalen Stimmung denselben Entschluß so rasch und bestimmt gefaßt haben würde, als er es jetzt that. Mit einer gelinden und innerlichen Zerknirschung aber, die ihn gerade erfaßte, kam das Bewußtsein über ihn, daß es vielleicht noch eine Möglichkeit gebe, sich wieder heraus zu arbeiten und ein anderer Mensch zu werden, und daß diese Möglichkeit gerade vor ihm stand. Er erhob sich, ging auf Marita zu, und ihr die Hand entgegenstreckend, sagte er freundlich:

„Arme Marita — Dein Vater ist gestorben und Du stehst jetzt ganz allein!“

Die junge Frau antwortete ihm nicht, aber die Thränen flossen ihr stärker aus den Augen, und sie hob nicht einmal die Hand, um sie abzutrocknen.

„Warum bist Du fortgegangen, Marita?“ sagte Kaspar weich.

Die Frau schluchzte stärker, kauerte sich an der Thür, neben der sie noch immer gestanden, am Boden nieder und verhüllte sich das Gesicht mit ihrer zerfetzten Mantilla. So saß sie, ineinander gebrochen, ein Bild der Reue und Zerknirschung, und wagte nicht zu dem die Augen zu erheben, den sie so schwer beleidigt hatte.

Hüter hatte, wenn auch von der Welt vernachlässigt, ein seelensgutes Herz, und dies ging ihm jetzt über. Mochte vielleicht die letzt durchschwärmte Nacht und sein gegenwärtiger Zustand dazu beitragen, aber die Thränen liefen ihm selber an den Backen nieder, und er vergaß, wie schwer die vor ihm gebeugte Frau sich an ihm versündigt hatte — vergaß sich selber.

„Komm, Marita,“ sagte er endlich leise, indem er sie am

Arm faßte und aufzurichten suchte — „es kann vielleicht noch Alles gut werden. Ich will Dich nicht fragen, wo Du die Zeit über gewesen bist, und Du fragst mich nicht, was ich indeß getrieben habe. Wir wollen thun, als ob nichts vorgefallen wäre, und zusehen, ob wir ein neues Leben mit einander beginnen können. Was meinst Du dazu?

„Und Du stößt mich nicht fort von Dir, wie es die Anderen gethan haben?" flüsterte Marita und sah ihn mit den großen, so wunderbar schönen Augen fragend an.

„Nein," sagte da Kaspar fest entschlossen — „nein. Ich will auch ein anderer Mensch werden; ich will wieder fleißig sein und nicht mehr trinken, daß man am andern Morgen hundeelend ist. Wir wollen die Sache auch heute noch in Richtigkeit bringen, und dann richten wir uns das Haus hier ein und fangen ein neues, glückliches Leben an."

Marita war aufgestanden und ließ die Mantilla von ihrem Gesicht fallen — ach, das waren noch immer die lieben, nie vergessenen Züge, um die er sich so lange gesorgt und gehärmt, das war noch immer der bezaubernde Blick, der ihm schon damals auf der kurzen Fahrt den Kopf verdreht, und wie er da wieder hineinsah, konnte er sich nicht mehr zurückhalten, nahm sie in die Arme und küßte sie, und hielt sie, als ob sie ein armes weinendes Kind gewesen wäre.

Aber der praktische Mensch gewann bei ihm rasch wieder die Oberhand, denn heute zum ersten Mal fing er an sich zu schämen, wie es bei ihm — wie er selber aussah. Ebenso war er noch nüchtern, und Marita schien gleichfalls noch nicht gefrühstückt zu haben. Er packte deshalb sein sämmtliches Kochgeschirr zusammen, ging damit zum Fluß hinunter und wusch es aus; dann lief er wieder fort, um Fleisch zu holen, und als er zurückkehrte, hatte Marita indessen Feuer angemacht, Wasser zugesetzt und den Mateh aus einer alten Blechbüchse zusammengesucht, um dies nothwendigste Lebensbedürfniß der Argentiner, den Paraguaythee, vor allen Dingen zu bereiten.

Kaspar blieb in der Thür stehen und sah ihr zu — es war ihm ein gar so wohlthuender und neuer Anblick, Jemanden für *ihn* wirthschaften zu sehen — aber er bekam noch immer keine Rast, denn seine Vorräthe im Haus schienen

vollständig erschöpft, so daß er sich wieder in Trab setzen mußte, um nur das Nothwendigste an Zucker, Salz, Zwiebeln und etwas Brod herbei zu schaffen. Aber auch eine Flasche Wein brachte er mit, und als er jetzt wieder sein Haus betrat, hatte es Marita gründlich gereinigt und ausgekehrt, den Tisch abgewaschen und überhaupt Alles gethan, was ihr die geringen Mittel erlaubten, um den mehr einer Höhle als einer menschlichen Wohnung gleichenden Raum nur ein klein wenig behaglicher herzurichten — und wie wenig Ansprüche machten die Bewohner der Pampas an Comfort! — Aber es war noch immer kein Wort weiter zwischen ihnen gewechselt worden, und schweigend verzehrten sie zusammen die Mahlzeit — schweigend untersuchte Marita die Matehröhre, die sogenannte Bombilla, ob sie Luft habe und der Mateh süß genug sei, und reichte sie dann Kaspar, der sich die Lippen an dem Metall verbrannte und es gar nicht zu fühlen schien, so sonderbar und außergewöhnlich war ihm heute zu Muthe, und so sehr drückte ihn dabei seine gegenwärtige Lage nieder.

Er besaß nämlich auch keinen Real mehr im Vermögen, denn das Letzte, was er noch gehabt, war in den letzten, liederlich verlebten Monaten, wo er noch dazu wenig oder gar nichts gearbeitet hatte, vollständig darauf gegangen, so daß er heute Morgen sogar einige Ueberredungskunst gebrauchte, um nur das Nothwendigste für sein Frühstück geborgt zu bekommen. — Und damit wollte er einen vollkommen neuen Hausstand anfangen?

Ganz in seinen Gedanken verloren, hatte er den einen Blechbecher und eine Tasse — Gläser besaß er nicht — mit Wein gefüllt. Die Tasse schob er der Marita hin, stieß dann mit ihr an und trank — und er schenkte noch einmal ein und noch einmal, und wie ihm der feurige Mendozawein durch die Adern rollte, fingen auch die Schwierigkeiten an zu schwinden, die er bis dahin vorausgesehen und für unüberwindlich gehalten hatte.

„Marita,“ sagte er plötzlich, indem er ihr die Hand entgegenhielt — „wollen wir Alles vergessen, was bisher vorgefallen ist, und willst Du meine Frau werden?“

„Oh Don Gaspard,“ sagte das junge Weib, indem ihr die hellen Thränen aus den Augen und in den Wein liefen — „könnt Ihr mir denn je vergeben, was ich Euch angethan, und mir, da Ihr nicht einmal wißt, wie schwer ich dafür gebüßt, verzeihen?“

„Ich bin auch ein liederlicher Lump gewesen,“ sagte Kaspar entschlossen, „und wenn unsere Polizei das Salz werth wäre, was sie zu ihrem Fleisch ißt, so hätten sie mich zehnmal einstecken und per Schub müssen über die Grenze schaffen lassen. Das ist aber jetzt vorbei, Marita — wir wollen ein neues Leben beginnen. In mein Vaterland gehe ich doch nicht wieder zurück — ich kann nicht mehr Deutsch sprechen — ich habe es neulich versucht, aber es geht nicht — es kommt immer Castilianisch heraus, und dann — passe ich auch dort nicht mehr hinüber, denn ich würde mich mit keinem Meister mehr vertragen — und mit der Meisterin erst recht nicht.“

„Aber ich bin arm — blutarm — ich habe gar nichts,“ flüsterte Marita — „nicht einmal mehr ein Pferd — kein Rind und kein Schaf — nur das alte öde Haus, an dem aber auch, wie ich heute Morgen gesehen habe, das Dach eingestürzt ist.“

„Das schadet nichts,“ sagte Kaspar, der der Flasche tüchtig zugesprochen, fest entschlossen. „Ich kann arbeiten, wenn ich will, und ich will jetzt. Wir bleiben bei einander, Marita, und jetzt sollst Du einmal sehen, daß ich noch ein ordentlicher Kerl werde.“

Kaspar Hüter hielt Wort. Gleich nach dem Frühstück borgte er sich ein Pferd, um sein eigenes Thier draußen einzufangen und die zwei letzten Stück Rindvieh, die er noch besaß, beizutreiben und zu verkaufen. Noch an demselben Tag ließen sie sich in der dortigen Kirche trauen, denn dem Geistlichen lag selber daran, die sonst der Stadt zur Last fallende Marita unter Dach und Fach zu bringen, und nach Papieren wurde nicht gefragt. Marita mußte nur ihre Aussage beschwören, daß in Córdoba, wo sie bis jetzt gelebt haben wollte, ihr Gatte vor etwa zwei Monaten bei einem Fandango von einem dort anwesenden Chilenen erstochen und auch dort begraben sei.

Von da an begann unser deutscher Handwerker in der That ein neues Leben und warf sich mit einem solchen Eifer auf sein bisher vernachlässigtes Geschäft, daß er rasch wieder Credit, und damit auch die Gewißheit bekam, seine Lage zu verbessern. Er kaufte sich wieder einen Anfang zur Viehzucht und ging sogar daran, sein Haus — ein Eckgebäude am Marktplatz und in sehr günstiger Lage — wie man bei uns sagen würde — etwas zu restauriren. Marita nämlich erwies sich als eine musterhafte Frau — so weit nämlich in den Pampas von musterhaften Frauen überhaupt die Rede sein kann. — Jedenfalls war sie praktischer Natur und wollte ebenfalls etwas zum Verdienst des Hausstandes beitragen. Sie machte also den Vorschlag, das frühere Geschäft ihres Vaters, zu welchem man in jenem glücklichen Lande keine weitere Concession brauchte, wieder aufzunehmen und einen „Frühstückskeller" zu errichten, und Kaspar ging aus zwei Gründen willig darauf ein. Erstlich frühstückte er selber gern, und dann versprach er sich, wenn die Sache richtig angefangen wurde, einen nicht unbedeutenden Nebengewinn, ja er hatte selber eine sehr gute Idee, die er dabei zur Ausführung zu bringen beschloß.

Die Sache wurde in Angriff genommen und auch pünktlich durchgeführt. Kaspar Hüter holte den alten Ladentisch, und was sonst noch in seines seligen Schwiegerpapas Wohnung stand, in sein jetziges Haus, und überraschte die Bewohner von Rio quarto bei der Eröffnung seines Frühstückslocales durch ein neues Gericht, das man bis dahin noch kaum dem Namen nach gekannt.

In Deutschland nämlich hatten sie bei dem letzten Meister, bei dem er damals gestanden, alljährlich ein paar Schweine geschlachtet, und Gesellen wie Lehrlinge waren dann stets dazu verwendet worden, bei der Bereitung der Würste thätige Hand zu leisten. In die Geheimnisse derselben war er deshalb vollständig eingeweiht, und wenn er auch einen nöthigen Hackeklotz auf das Schmerzlichste vermißte, half er sich doch, so gut das gehen wollte, mit einem Stück des überdies etwas zu langen Ladentisches, und stellte bald eine Auswahl von Würsten her, die sämmtliche Gauchos zur Bewunderung hinrissen

und so rasch verzehrt wurden, wie sie nur aufgeschnitten werden konnten.

Auch mit der Bäckerei richtete er sich wieder ein und baute zu dem Zweck in seinem Hof selber einen Miniaturbackofen, wobei ihn freilich der Mangel an Brennholz sehr störte. Weit in den Pampas gab es aber doch kleine Holzgebüsche, und da er jetzt wirklich keine Arbeit scheute und von Morgens früh bis tief in die Nacht hinein thätig war, überwand er das Alles.

Anfangs hatten die Honoratioren von Rio quarto allerdings mit Verachtung auf die so rasch und unter so zweideutigen Verhältnissen geschlossene Ehe herabgesehen und von dem kleinen „liederlichen Aleman" nichts mehr wissen wollen, auch natürlich keinen Umgang mit seiner Frau gestattet. Jetzt endlich, als sie sahen, wie ordentlich sich die Leute betrugen und wie sauer sie es sich werden ließen, um ehrlich durch zu kommen, fiel nach und nach das Vorurtheil und man fing an, die Sache von einem andern Standpunkt zu betrachten.

Es war im Jahre 1849, als ich Kaspar Hüter in Rio quarto traf und sprach, und seine Umstände hatten sich bis dahin so verbessert, daß er Eigenthümer einer kleinen Heerde von Rindern, von etwa sechs Pferden, zehn oder zwölf Schweinen, und außerdem glücklicher Vater von vier außergewöhnlich schmutzigen, aber sonst gesund aussehenden Kindern war.

Er selber, ein kleines ausgetrocknetes Männchen, mit einem dünnen melancholischen Gesicht und hellblauen müden Augen, trug einen sehr bös aussehenden, grellrothen Poncho (Rosas herrschte damals in der Argentinischen Republik, eine Menge Cavallerie lag in Rio quarto und Roth war die officielle Farbe des Dictators), eine dunkelblaue Cheripa mit Fettflecken — keine Unterhosen, so daß die dünnen nackten Waden aus dem Faltenwurf herausschauten, ein Paar grobe rindslederne Schuhe, in denen die ebenfalls bloßen Füße staken, und kein Schnupftuch.

Die Kinder, zwei Mädchen und zwei Jungen, von denen der älteste Knabe vielleicht dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein mochte, waren natürlich nicht von den anderen Gauchokindern zu unterscheiden und schon jetzt mehr daran gewöhnt,

im Sattel zu hängen, als ihre nackten Füße zum Gehen zu gebrauchen.

Die Frau, die wohl früher schlank und zierlich gewesen sein mochte, zeigte selbst noch jetzt — wenn auch bei größerer Beleibtheit, Spuren von Schönheit. Sie hatte wundervolle Augen mit mächtig langen dunkeln Wimpern, und Haare, von denen man nicht begriff, wie der Kamm nur durch diese Fülle von langen schwarzen Flechten hindurch ging. Auf ihr Haar schien sie auch besonders viel zu halten, sonst aber glich sie in allen Stücken den übrigen Frauen der Pampas; das alte schmutzige Schultertuch, das als Mantilla dienen mußte, diente auch zu gleicher Zeit als Taschentuch und Wischlappen für die Schüsseln; das vorn offene Hemd zeigte mehr, als es verhüllte, und der an zahllosen Stellen zerrissene Rock mußte über Jahr und Tag kein warmes Seifenwasser gesehen haben.

Auch in dem Frühstückslocal sah es entsetzlich aus, und in irgend einer civilisirten Ortschaft der Welt — außer in Südamerika — würde sich ein Besucher in Ekel abgewandt haben, wenn nur der Gedanke in ihm aufgestiegen wäre, aus diesen Schüsseln und von dieser Speise zu essen. — Aber was kümmerte dies die Gauchos! Während ich dort war, kamen fünf oder sechs der argentinischen Soldaten in ihrer malerischen und buntfarbigen Tracht herein, ließen sich ein Glas Caña und ein Stück Brod und Wurst geben und verzehrten dasselbe, unter Lachen und Plaudern, mit anscheinend größtem Appetit.

Sonderbarer Weise hatte der Mann aber das Deutsche vollständig verlernt, und wenn ich nicht schon damals etwas Spanisch verstanden hätte, so würde ich nie eine Unterredung mit ihm haben führen können. Er mischte fortwährend spanische Worte ein, oder gab auch den deutschen vollständig spanische Endungen, was im Ganzen außerordentlich komisch klang. Dabei war er durch das Gespräch mit mir aber auch wieder im Spanischen irre geworden, und wenn ihn die Soldaten anredeten, gab er diesen ganz verkehrte Antworten mit deutschen Zwischensilben, so daß sie ihn verwundert anstarrten und ein paar Mal laut auflachten.

Der Señorita mochte es aber doch wohl nicht ganz recht

sein, daß ich sie am frühen Morgen und in ihrer eben nicht brillanten Toilette überrascht hatte. Ich war ein Landsmann ihres Gatten, und der durfte nicht wieder fortgehen, ohne nicht wenigstens überzeugt zu werden, daß sie über andere Mittel verfüge, sich zu kleiden. Unter irgend einem Vorwand nahm sie mich — was sie besser unterlassen hätte, mit in ihr Wohn- und Schlafzimmer, wo es wahrhaft Entsetzen erregend aussah — aber an den Wänden hingen verschiedene buntfarbige und auch saubere Kleider, sogar ein schwarzseidenes darunter, mit einer seidenen Mantilla, und Hüter selber erklärte mir, daß das die Garderobe seiner Frau wäre — ihre Vestidoskammer, wie er sagte, aber sie mache von den Kleidern nur Sonntags, oder einmal bei einer festlichen Gelegenheit Gebrauch — ginge auch manchmal damit zu einem benachbarten Fandango, und könne sich dann eben so schön anziehen als „Eine der Ersten".

Zu komisch sah Hüter aus, als er mich noch eine Strecke begleitete und zu seinem ächt inländischen Costüm einen alten abgeschabten, aber sehr hohen Cylinderhut aufsetzte, wie ihn übrigens viele Gauchos, trotz Poncho, Cheripa und Botas trugen, und dabei erzählte er von seinem Handwerksburschenleben daheim, das aber nur noch wie nebelhaft manchmal aus seiner Erinnerung aufzutauchen schien.

Und trotzdem lebte er noch darin — er sah noch die Pappelalleen und deutschen Wirthshäuser — er erinnerte sich an deutsche Bierkrüge und Schoppen, ja er hatte sogar noch sein altes Wanderbuch aufgehoben, aus dem freilich die noch unbeschriebenen Blätter schon lange zu Papiercigarren benutzt worden waren.

Er sprach von deutschen Herbergsvätern und Fechten, was hier in den Pampas auch betrieben würde, nur in anderer Weise, kurz, er war wirklich nichts weiter auf der Gotteswelt, als ein richtiger, nur wild gewordener Handwerksbursche. Allerdings hätte er sich nicht in dem Aufzug in Deutschland dürfen blicken lassen, oder er wäre sicher von dem ersten Gensdarmen aufgegriffen worden, dem er in Sicht gekommen.

Hier gehörte er dagegen zu den alltäglichen, allgewöhnlichen Gestalten, nur mit dem Unterschied vielleicht, daß er

dem Beispiel aller Solcher folgte, die ihr bischen Cultur abstreifen und in ein wildes Leben eintauchen, indem er die neu adoptirten Sitten der Urvölker noch übertraf und schmutziger schien, als irgend ein Gaucho der ganzen Nachbarschaft.

Als ich, etwa eine Stunde nachher, sein Haus wieder passirte, um mit dem Correo meinen Ritt nach den Cordilleren fortzusetzen, stand Kaspar, unverbesserlich in seinem Aeußern, vor der Thür seines Locals — denn er wußte, daß wir dort vorbei mußten, — neben ihm aber, in rauschender Seide und jedenfalls frisch gewaschen, Marita. Sie hatte sich dem Landsmann ihres Mannes doch noch einmal, wenn auch nur für einen flüchtigen Moment, in vollem Glanze zeigen wollen, und grüßte huldreich, als wir vorüber sprengten.

Der Windstoß.

Alfred Jefferson, ein vollblütiger, aber auf St. Thomas geborener Neger, hatte sich soeben mit Miß Sarah Meier, einer ebenfalls rabenschwarzen Schönheit, vermählt, und die ganze kleine Gesellschaft war nach Hause zurückgekehrt, um dort, bei einem vergnügten Mahl, die Festlichkeit zu beschließen.

Hierbei muß ich erwähnen, daß Alfred Jefferson früher sehr einfach Sip oder Scipio und Miß Sarah Meier noch nach ihrem Kindernamen Klit (was ursprünglich Klytemnestra hieß) genannt worden. Diese Namen waren ihnen von ihren früheren Herren gegeben. Nach Aufhebung der Sclaverei aber wählten sich die Neger ihren eigenen Namen selber, jeder nach eigenem Geschmack, und gewöhnlich nach Familien, an die sie Anhänglichkeit bewahrt, oder solche, die ihnen volltönend klangen (was bei Meier allerdings nicht der Fall sein konnte), ihre Sclavennamen warfen sie aber, als häßliche Erinnerung, gründlich ab.

Alfred Jefferson hatte sich kurz vorher im östlichen Theile der Stadt ein nicht sehr großes Bretterhaus gebaut, und zwar dicht oberhalb dem Weg, der den Bewohnern von St. Thomas als Paseo oder Spaziergang längs der Seeküste zu diente. Die Häuser standen dort draußen allerdings noch vereinzelt, der Grund war auch insofern nicht besonders zu einem Hausbau geeignet, als der Hügelhang der überhaupt nur bergigen Insel, für einen Hausgrund wenigstens, ziemlich steil auflief. —

Nun hätte Don Alfredo, wie er von den spanischen Negern genannt wurde, denselben wohl etwas abgraben können, um dadurch eine horizontale Fläche herzustellen, aber das wäre jedenfalls eine langwierige und auch schwere Arbeit gewesen, die man nicht einmal für nöthig hielt. Leichter machte sich das in der Front, die etwa zehn Schritt oberhalb des Weges stand, ein paar kleine Säulen aus zusammengetragenen Steinen aufzusetzen — alle die dort Angesiedelten hatten ja eben so gebaut — und dadurch brachte man für den Fußboden auch eine ebene Fläche zu Stande.

Das Haus sah noch ein wenig wild und unfertig aus, besonders die Anlage darum her. Nur erst die Einfriedigung zu einem späteren Garten war fertig, und wo der Garten hinkommen sollte, lagen jetzt noch ausgeworfene Steine, Schutt, Holzspähne und übrig gebliebene Dachschindeln. Das schadete aber nichts und konnte recht gut später weggeräumt und in Ordnung gebracht werden, denn Mr. Alfred Jefferson war viel zu ungeduldig gewesen, die reizende Miß Sarah Meier zur Mrs. Jefferson zu machen, als daß er auf die Beendigung aller noch nothwendigen Arbeiten hätte warten mögen.

Auch das Innere des aus nur zwei Stuben und einer Küche bestehenden Hauses ließ noch sehr viel zu wünschen übrig, denn die Wände — die tapeziert werden sollten, wie es wenigstens die in der Ecke lehnenden, aber noch aufgerollten Tapeten versprachen — zeigten bis dahin die rohen Bretterflächen.

In der Mitte des größten Raumes — der andere war zum Schlafzimmer vorbehalten — stand aber nichtsdestoweniger ein unverhältnißmäßig großer und zu diesem Zweck auch nur ausgeborgter Tisch mit weißer Leinwand gedeckt und vollständig zu einem Diner ausgerüstet, ein paar große gläserne Vasen darauf mit prachtvollen Blumen, zwei andere mit tropischen Früchten, und in der Küche waren schon drei ältere Negerdamen seit frühestem Morgen beschäftigt, das Beste und Kostbarste an Speisen herzurichten, was die Insel nur überhaupt bot.

Der „Salon“ war aber schon deshalb nicht eingeräumt worden, weil nach dem Diner ein Ball beabsichtigt war.

Dann konnte man die Stühle einfach an die Wände schieben, den Tisch hinaus schaffen, und der Tanzsaal war fertig.

Nur einen, aber sehr auffälligen Schmuck zeigte die nach der See zu liegende Bretterwand — auffällig insofern, als es dahin eigentlich gar nicht paßte — und zwar ein großes Oelbild in einem breiten goldenen Rahmen, das Mr. Alfred Jefferson und Miß Sarah Meier in fast über Lebensgröße — Beide im höchsten Putz und mit den schwarzen Gesichtern zwischen weißen Vatermördern und Chemisette wie zwischen Spitzen und weißen Blumen steckend — vorstellte. Das Bild war aber erst, trotz langer Bestellung, im letzten Augenblick vollendet worden und noch vollständig naß. Man hatte deshalb nicht gewagt, es auf der Staffelei stehen zu lassen, denn die Verwandtschaft verstand zu wenig von Oelgemälden und hätte die noch nicht trockenen Gesichter vielleicht mit den Fingern berührt. Deshalb hing es vorläufig mitten zwischen den beiden nach der See zu führenden Fenstern, und hoch genug, um nicht von neugierigen Fingern betupft zu werden — machte aber dadurch auch um so größeren Effect.

Der Zug kam aus der Kirche zurück und beeilte sich etwas. Es hatte den ganzen Tag über, schon vom frühen Morgen an, ein häßlicher, kalter Nordostwind, und zwar in Stößen, geweht. Manchmal beruhigte er sich wieder eine kurze Zeit, dann aber kam er mit verstärkter Kraft und trieb den Staub in Wolken die breite Straße entlang und an dem Berghang hin der Stadt zu.

Es war überhaupt spät geworden. Der allerdings schwarze, aber deshalb doch sehr fromme Geistliche hatte seine Rede so lang ausgedehnt, daß er besonders die Damen in der Küche zur hellen Verzweiflung trieb, und Mrs. Hortensia Buckingham, die Vorsteherin dieses Heiligthums, die ärgsten Flüche ausstieß — hinter denen sie aber jedesmal ein beruhigendes „Gott erhalte unsere Seelen“ folgen ließ.

Endlich kamen sie. Die Meldung brachten schon vor der Hand ein Dutzend pechschwarze Jungen, die sich rasch aus der Kirche gedrängt hatten und nun die erste Kunde des frohen Ereignisses in die Küche trugen — um die herum sie von dem Augenblick an Station nahmen. Bald darauf folgte auch der

Brautzug, aber etwas in Unordnung, wie er sich, die Oberkörper vorgebeugt, die Herren ihre Hüte, die Damen ihren Kopfputz und ihre Shawls haltend, ziemlich langsam gegen den Wind vorwärts bewegte.

Den Damen besonders wehte er die langen Kattunschleppen herüber und hinüber und wirbelte die von ihnen aufgewühlten Staubwolken in die Luft hinein, ja riß ihnen sogar die Blumen aus den wolligen Locken, und unter Lachen und Kichern flüchteten sie sich endlich unter das schützende Dach, wo natürlich erst wieder frische Toilette gemacht werden mußte.

Indessen trugen die Küchenmegären die Speisen auf, an denen es in der That Ueberfluß gab. Auch die Getränke fehlten nicht, denn St. Thomas ist ja ein Freihafen, und Weine wie spirituöse Getränke waren dort überall zu einem sehr mäßigen Preis zu haben.

Die Herren aber, die sich viel rascher abgestäubt, bewunderten unterdessen das große Oelgemälde an der Wand, das mit den noch nassen und überhaupt sehr grellen Farben einen überraschenden Eindruck machte. Außerdem zeugte es — und deshalb vorzüglich war es heute hier schon aufgehangen — von dem Reichthum des Besitzers, denn derlei Kunstwerke mußte man auf St. Thomas ganz enorm bezahlen. — Auch die Damen schlossen sich jetzt den männlichen Bewunderern an, und man gestand, nie im Leben etwas Schöneres und Naturgetreueres gesehen zu haben. Miß Sarah sprach ordentlich — und wie sie lächelte — gerade so verschmitzt als im wirklichen Leben — und wie stolz Don Alfredo an der Seite seiner schönen Braut aussah — wie er den Kopf hintenüber warf, daß man die große goldene Busennadel vorn auch voll und deutlich sehen konnte. — Aber: „Ladies und Gentlemen zum Essen!“ kündete Mrs. Hortensia Buckingham an — „God bless my soul, was für ein Sturm; das Haus schüttelt ordentlich!“

Die Gesellschaft hatte das große Oelgemälde im Nu vergessen. Sie waren Alle, durch den langen Aufenthalt in der Kirche, sehr hungrig geworden, und ihre Bewunderung ging nicht so weit, um darüber den Magen zu vernachlässigen.

Um den Wind kümmerte man sich wenig oder gar nicht, denn der 25. October, die stete Grenzzeit der Stürme, war glücklich vorübergegangen, ohne besondern Schaden gethan zu haben, und heftige Winde blieben ja in St. Thomas an der Tagesordnung, hatten aber, nach dem 25. October, noch nie das gewöhnliche Maß überschritten, sondern wirbelten nur in unangenehmer Weise den Staub auf, belebten aber auch dafür den Hafen, aus dem die Fahrzeuge mit solcher Brise immer aus- oder einkreuzen konnten.

Der Himmel war dabei nur leicht bewölkt. Manchmal allerdings trieben düstere Nebelstreifen darüber hin und verdunkelten Viertelstunden lang die Sonne, dann aber zeigte sich wieder auf weite Strecken blauer Himmel, und fest zusammenhängendes Gewölk ließ sich nirgends erkennen.

Das Diner begann, und bei der Suppe zeigte sich die Gesellschaft unverhältnißmäßig schweigsam. Sie arbeitete aber dafür desto fleißiger mit dem Löffel, und erst bei dem nachfolgenden Fisch begann das Gespräch etwas lebendiger zu werden. Aber die Stimmung wurde gehoben, als Mr. Benjamin Franklin, ein alter Neger mit schon eisgrauer Wolle und furchtbar vorstehenden Lippen, aber ein bei der schwarzen Bevölkerung sehr geachteter Gentleman, und außerdem ein komischer Kauz mit leidlichem Humor, aufstand und an sein Glas schlug.

Im Nu herrschte Todtenstille — deutlich konnte man draußen den Wind pfeifen hören, und Aller Blicke wandten sich ihm zu, während die jungen Damen schon zu kichern anfingen, denn etwas Komisches kam jetzt gewiß heraus, und sie freuten sich im Voraus darauf.

Mr. Benjamin Franklin war ein in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geborener und früherer Plantagenneger, aber einmal mit einem dänischen Schiff von New-Orleans glücklich entkommen und hier nach St. Thomas gebracht worden, wo es damals schon keine Sclaven mehr gab. Mit einem entschieden ausgesprochenen Drang für das Höhere, hatte er sich damals auf die Wissenschaften geworfen und Schreiben und Lesen gelernt, und galt jetzt unter seinen Bekannten als ein außergewöhnliches Licht.

Mr. Benjamin Franklin sprach sehr lange. Er hatte sich ein Beispiel an dem Geistlichen genommen und begann seine Rede, wenn er auch das Unbedeutendste zu sprechen hatte, wenigstens mit der Erschaffung des ersten Menschenpaars, das — natürlich schwarz aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, während später Kain, nachdem er seinen Bruder erschlagen, und der Herr ihn frug, wo sein Bruder Abel sei, vor Schrecken blaß oder bleich wurde, von Stunde an auch so blieb und dieselbe Farbe seinen Nachkommen mittheilte. Dann ging er langsam auf spätere geschichtliche Daten über und kam endlich, nach etwa einer Stunde — und ohne humoristisch zu werden — auf den glücklichen Augenblick zu sprechen, der Miß Sarah Meier zur Mrs. Alfred Jefferson gemacht habe, und voraussichtlicher Weise einer ganzen Bevölkerung von Jeffersons — was allgemeine Heiterkeit erregte und Mrs. Jefferson beschämt niedersehen machte — die Bahn eröffnen werde.

Noch während er sprach, hatte ein paar Mal der Wind gegen das östliche Fenster in solcher Weise angedrückt, daß die Scheiben klirrten und der ganze Fensterflügel zitterte. Das war aber immer nur für Momente und kam strichweise, während in den Zwischenpausen kaum ein Lüftchen bemerkbar blieb.

So, während Benjamin Franklin zum Schluß kam und, zur allgemeinen Freude, sein Glas hob, um das junge Ehepaar, dessen Conterfei in liebender Einigkeit an der Wand hing, aus vollem Herzen leben zu lassen, schien der Wind vollkommen eingeschlafen, und man konnte deutlich jedes Wort verstehen, das der würdige Mann sprach. Jetzt klirrten die Gläser zusammen; die beiden Gatten hatten sich erhoben, um dem Redner und der Gesellschaft für den Toast zu danken; Mr. Alfred Jefferson ergriff sein Glas und sagte mit seinem gewinnendsten Tone: „Ladies and Gemmen!“ — aber er kam nicht weiter. In dem Moment brachen die nach Osten gelegenen Fensterscheiben klirrend in die Stube herein; Mr. Jefferson selber wurde durch den Luftdruck gegen seine Braut geworfen — die Damen stießen einen Schrei aus — aber das Alles war nur der Beginn der Katastrophe gewesen.

In demselben Moment, wie bei einem Schiff auf hoher, sturmgepeitschter See, hob sich der hintere Theil des Hauses, und während es Mrs. Hortensia Buckingham — einen großen Rinderbraten vor sich auf einer Schüssel — hinterrücks auf den Boden warf, war im Nu der ganze Tisch von Schüsseln, Tellern, Gläsern, Flaschen, Messern, Gabeln und Löffeln vollkommen rein gefegt und schurrte, hinter diesen her — wie um sich sein Eigenthum wieder zu holen, nach Lee zu.

An diesem hielten sich allerdings die Gäste an, und weniger zwar um seine Bahn zu hemmen, als selber von ihm gestützt zu werden. Aber welchen Schutz konnte ihnen „ein Tisch auf Reisen" bieten. Er gewährte für den Augenblick allerdings einen trügerischen Halt, aber nur um sie so viel sicherer mit fort zu reißen. Der ganze hintere Theil des Hauses hob sich, während die nach Süden und der See zu gekehrten Fenster niedersanken, und in dem Moment, wo dieser Theil das Uebergewicht erlangte, gab es einen furchtbaren Ruck und Stoß, und die Verwirrung hatte jetzt ihren höchsten Grad erreicht.

Das ganze Haus war nämlich, da die nur mittelmäßig fest aufgestellten Steinpfeiler rasch nachgaben, im wahren Sinn des Worts auf sein Gesicht oder die vorderen Fenster gestürzt; der frühere Fußboden bildete jetzt die hintere Wand, und oben aus der Küche kamen Töpfe und Pfannen, Mehlspeisen, Saucen, Wassereimer, Milchtöpfe wie Flaschenvorräthe — Mrs. Buckingham voran auf einem Präsentirteller wie auf einer Eisenbahn niederschurrend in den Knäul der durcheinander geworfenen Gäste. — Und wo befanden sich diese?

Mr. Benjamin Franklin saß mitten auf dem frischgemalten Oelbild der beiden jungen Gatten — über ihm lagen zwei junge Damen in weißen Kleidern und ein älterer Herr.

Der Tisch selber war mehr nach der Westseite des Hauses geschossen, da sich dieses auch an der Ostseite gehoben, und hatte dort einen alten Onkel von Mr. Jefferson, wie eine Verwandte der Braut, die von Sammet, Seide und Spitzen strotzte, durch das eine Fenster durch unter das Haus getrieben, daß der Onkel nur noch mit dem Kopf und die Dame mit den Füßen nach oben reichte.

In dem andern Fenster staken ebenfalls vier oder fünf nicht unerheblich durch die Glasscherben verletzte Personen, und Mrs. Buckingham trieb durch ihr Gewicht Mr. Guido Washington, Hauptbarbier von St. Thomas, dermaßen gegen die Wand an, daß er ein paar Bretter absprengte und dadurch wenigstens den Saucen und Weinen, wie allen aus der Küche gekommenen Flüssigkeiten einen Abfluß gestattete.

Was war geschehen? — Niemand wußte es, denn wie die Verunglückten nur erst wieder zur Besinnung kamen und um sich schauen konnten, herrschte Todtenstille um sie her. Der Sturm, der bis dahin geweht, war völlig verschwunden — kein Lüftchen regte sich, und Mr. Jefferson, der sich zuerst wieder gefaßt und seine junge Frau emporgerichtet hatte, warf nur einen verzweifelten Blick auf das Oelgemälde und die ringsum angerichtete Verwirrung und Zerstörung, und suchte dann an dem Tisch hinauf zu klettern und oben das andere Fenster zu erreichen, denn nur von draußen konnte er daran denken, ihnen Hülfe zu schaffen, indem er ein Loch in die Wand hieb.

Mit größter Mühe schwang er sich zu dem ebenfalls zerbrochenen, oder vielmehr ineinander geknickten Fenster empor und sah hinaus. Großer Gott! die drei Nachbarhäuser, die mit dem seinigen in einer Reihe standen, lagen ebenfalls zu Boden — was war nur geschehen? und der Wind? — kein Blatt bewegte sich mehr an den nächsten Büschen, und nur als er den Blick in die Bai hinunter warf, sah er die dort schäumenden und sich überstürzenden Wogen, und gegenüber am Ufer lag eine ziemlich große Barke hoch und trocken auf dem festen Land.

Aber er hatte jetzt keine Zeit, sich um die Leiden anderer Leute zu bekümmern, denn seine unmittelbare Nähe erforderte seine ganze Aufmerksamkeit — doch wie helfen? — ha! dort oben neben dem Holzhaufen mußte eine Axt liegen — dort war heute Feuerholz gespalten. Er eilte den Hang hinauf — er hatte sich nicht geirrt, dort sah er sie wirklich; ehe er aber im Stande war, sie zu erreichen, mußte er sich selber wieder auf den Boden werfen und an die Steine anklammern, denn der erste Stoß des wieder erwachenden Sturmes, der aber

jetzt von der ganz entgegengesetzten Seite kam, faßte ihn und drückte ihn mit seiner furchtbaren Wucht nieder.

Der Sturm hatte entweder für die kurze Zeit vollständig pausirt, oder war, was wahrscheinlicher, um Norden herum gegangen, wobei die Stadt natürlich in dieser Zeit durch die im Norden aufsteigenden Berge vollkommen gedeckt wurde. — Sobald er aber die im Westen liegende Thalschlucht gewann, warf er sich auch mit so viel wüthenderer Gewalt dort hindurch, und hatte er schon vorher im Hafen großen Schaden angerichtet, so fegte er denselben jetzt vollständig klar, während er am Land, in den Strichen, die er gerade traf, in tollem Muthwillen hauste.

Mr. Jefferson's Wohnung kam am schlechtesten dabei weg, und es schien fast, als ob er sich die zur ganz besondern Zielscheibe ausgesucht. Don Alfredo lag platt auf der Erde und konnte sich dort kaum halten, und aus dem Hause selber ertönte jetzt ein markdurchschneidender Schrei, denn mit einem Prasseln und Krachen, als ob die Welt zusammenbreche, riß die Windsbraut — ohne die geringste Rücksicht auf die andere Braut zu nehmen — jetzt mit einem Schlag das ganze Dach von dem Gebäude los und öffnete den in dem Haus Gefangenen dadurch allerdings den Weg zur Freiheit, gewann aber auch selber Macht gegen sie, und brachte besonders die in den Fenstern und Glasscherben Steckenden in nicht geringe Gefahr. — Ja oben in der Küche fing sogar die äußere Wand durch die ausgeschütteten glühenden Kohlen an zu brennen, und der Schreckensruf „Feuer!“ vermehrte noch das Furchtbare ihrer Lage. Der Wind war aber zu heftig — da die Flamme nur eben die äußeren Bretter ergriffen hatte, konnte sie nicht zurückbrennen — der Sturm schlug sie förmlich vom Hause ab, und einem Negerknaben, der sich noch mit oben befand, gelang es, die einzige Stelle zu erreichen und auszugießen.

Und jetzt, plötzlich wie er gekommen — der stärkste Orkan, den St. Thomas je gesehen — war er auch vorübergebraust. Nur unten in der Bai bäumten und schäumten noch die zu Gischt gepeitschten Wogen, und der ganze Berghang, wo bisher friedliche Wohnungen gestanden, war mit Trümmern überdeckt.

Armer Mr. Jefferson — er hatte sich so auf den heutigen Tag gefreut — so große Vorbereitungen getroffen, um ihn würdig zu begehen, und wie mußte das Alles enden! — Und was für Arbeit jetzt vor allen Dingen, um die Damen aus ihrer immer noch gefährdeten Situation zu befreien!

Glücklicher Weise war kein einziger wirklicher Unfall vorgekommen, und außer den Schnittwunden, die Einzelne an den Händen und Beinen von zerbrochenen Fensterscheiben davongetragen, keine weitere körperliche Verletzung vorgekommen.

Und Mr. Benjamin Franklin — der unglückliche Mensch saß noch immer, sich fest anklammernd, mit den weißen Hosen auf dem frischgemalten Bild — oder jetzt vielmehr in einer Mischung von durcheinander geriebenen Farben, denn selbst diese Frontseite des Hauses lag so steil abhängend an der Bergseite, daß er nicht wagte, sich zu bewegen. — Und wie sahen die Damen aus — es war ein trauriger Anblick, diese gründlich zerstörten Toiletten!

Aber jetzt galt es, sie erst wieder einmal auf sichern Boden zu bringen und auf die Füße zu stellen — dann stoben sie Alle auseinander, um nur die eigene Heimath aufzusuchen und zu erfahren, welches Unheil auch dort der Sturm angerichtet.

Und Mr. Jefferson und seine junge Frau? — Es hatte Keiner von Allen mehr Zeit, sich um das junge Ehepaar zu bekümmern; nie ist eine fröhliche Gesellschaft gründlicher auseinander geweht worden, als es bei dem damaligen Hochzeitsdiner von Don Alfredo der Fall gewesen.

Der junge Lehrmeister.

1.

Die Auswanderer.

Der blutige Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist vorüber, und all' die schrecklichen Prophezeiungen unserer Schwarzseher hier sind **nicht** eingetroffen. Keine Räuberbanden durchziehen das Land, kein riesenmäßig angewachsenes stehendes Heer zehrt die besten Kräfte desselben auf. Die entlassenen Soldaten strömen, so rasch sie möglicher Weise können, in ihre eigene Heimath, zu ihren verlassenen Beschäftigungen zurück, ja selbst viele der höheren Officiere — ohne Verlangen danach, sich nun ihre Lebenszeit vom Staate füttern zu lassen — ergreifen irgend ein ihnen zusagendes Gewerbe und gehören von da ab wieder dem Bürgerstande an.

Die Ursache liegt allerdings darin, daß sie auch noch etwas Anderes gelernt haben als Soldaten-Spielen. Der Kampf für die Freiheit ihres Vaterlandes ist beendet, und willig greifen sie wieder zu Pflug und Axt, um den Boden jetzt zu bebauen, den sie vorher mit ihrem eigenen und dem Blut ihrer Feinde gedüngt hatten.

Der Amerikaner ist überhaupt außerordentlich praktisch und „time is money“ (Zeit ist Geld) eigentlich das Gefühl, um das sich Alles in den Staaten dreht — die Triebfeder aller ihrer Handlungen. Das entsetzliche Schlachten von Menschenleben in den letzten, verzweifelten Kämpfen hat aber unter allen Klassen der Gesellschaft in wahrhaft schreckerre-

gender Weise aufgeräumt, denn die Verluste an Todten zählen nicht nach Tausenden, sondern nach Hunderttausenden, und kein Wunder dann, daß das übervölkerte Europa, und ganz besonders Deutschland, schon seine Schwärme von Arbeitskräften wieder hinüber schickt, um die leergewordenen Plätze auszufüllen.

Wie freilich die deutschen Colonisten ein Segen für Amerika geworden, dem sie in den letzten fünfzig Jahren in immer je fünf Jahren einen neuen Staat geschaffen und den Wohlstand des fremden Landes gehoben, so wurde die Auswanderung für Deutschland selber ein Fluch; denn die besten und tüchtigsten Kräfte — alle solche, die das Gefühl in sich hatten, auch selbstständig auftreten und sich ihren Lebensunterhalt erkämpfen zu können, gingen für uns verloren — verloren in der That; denn glaube ja Keiner, daß die Deutschen in Nordamerika — ob sie auch ein geselliges Leben dort fortführen und Turn- und andere Vereine stiften, nicht für Deutschland selber verloren wären. Wie sich auch Einzelne dagegen sträuben mögen, mit der Zeit gehen sie Alle in den Amerikanern auf, und nicht allein, daß sie dem Vaterlande nichts mehr nützen, nein, sie schaffen ihm dort selber durch ihren Gewerbfleiß eine Concurrenz, die erst in späteren Jahren ernstlich fühlbar werden wird.

Aber das läßt sich eben nicht ändern, so lange deutsche Regierungen blind gegen die Interessen ihres Volkes sind, und deutsche Minister lieber das ganze Land zu Grunde gehen lassen, wenn sie sich nur selber auf ihren Sitzen halten können. Werden doch die guten Arbeitskräfte in Mecklenburg z. B. muthwillig mit Stöcken aus dem Lande hinausgepeitscht, nur um einer stammbaum-tollen Junkerpartei nichts von ihren Rechten zu vergeben. Wer kann es dem guten, tüchtigen Handwerker und Bauer verdenken, wenn er — ob auch mit noch so schwerem Herzen — den Wanderstab ergreift und ein Land über dem Meere sucht, wo Menschen auch wie Menschen behandelt werden müssen.

Den Deutschen da drüben geht es auch im Ganzen ziemlich gut; denn sie betreten das fremde Land fast immer mit bescheidenen Ansprüchen und sind schon von vornherein darauf

gefaßt, schwer und hart arbeiten zu müssen — waren es ja auch daheim nie anders gewohnt. Nur Eins will ihnen selten in den Kopf, und das ist: daß sie dort drüben über dem Meer, bei anderen Leuten, die sie auch nicht für klüger halten, als sie selber sind, noch einmal anfangen sollen zu lernen.

Wer besonders unsern deutschen Bauer, aber auch den Handwerker kennt, weiß, wie zäh und hartnäckig er an dem Alten, Gewohnten hängt, und wie unendlich schwer, ja oft unmöglich es ist, ihn, wenigstens in seinen alten Verhältnissen, davon abzubringen. „Das hat mein Vater und mein Großvater so gemacht," sagt er, „und es war immer gut, warum soll es jetzt auf einmal schlecht geworden sein!" Ein Hand- oder Ackerwerkzeug, mag es noch so unpraktisch und in England oder Amerika schon lange von anderen und besseren verdrängt sein, giebt er nicht auf, bis er nicht nothgedrungen muß, und daß sogar irgend Jemand in der Welt etwas, das in sein eigenes Geschäft schlägt, besser und rascher machen könne als er selbst, würde ihm nie im Traum einfallen.

So hatten sich auch in einem —schen Dorfe drei mitsammen verwandte Familien zur Auswanderung, und zwar nach Nordamerika entschlossen und, trotz allem Abrathen mit den dortigen Verhältnissen ziemlich bekannter Männer, schon hier in Deutschland die Thorheit begangen, von einem der Auswanderungs-Agenten ein Stück Land im Westen Amerikas zu kaufen und — zu bezahlen. Es war ja so spottbillig gewesen, nur zwei Dollars für den Acker — rein gefunden, und wenn der Verkäufer — wie ihnen der Agent sagte, nicht so nothwendig baar Geld gebraucht hätte, würde er es nicht um das Zehnfache der Summe hergegeben haben.

Und jetzt wurde eingepackt. Die drei Familien gehörten nicht etwa der ärmeren Klasse an; es waren Leute, die selbst in Deutschland schon etwas vor sich gebracht, aber der vielen Schererei, der ewig wachsenden Steuern, der Militärpflicht ihrer Söhne und hundert anderer derartiger Dinge müde, ihr Vaterland verließen, um sich „dort drüben" anzusiedeln. Ihre Güter hatten sie auch hier verkauft — nicht so ihr Geschirr und Werkzeug, was zum Gut gehörte, und das nun, mit

einer unendlichen Menge von Hausrath, Leinwand und sonstigen Dingen — (nur keine Bücher, denn die führt der Bauer nicht bei sich — sein Gesangbuch ausgenommen) wurde in riesengroße, eisenbeschlagene Kisten verpackt und nach der Seestadt geschickt, um dort verladen zu werden.

Die Fracht dafür, die sie auf der Bahn und selbst auf dem Schiffe bezahlen mußten, kam ihnen freilich entsetzlich hoch vor, aber die Sachen waren doch nun einmal eingepackt und mußten auch versandt werden — was konnte es eben helfen.

So landeten sie in New-York, und das Erste was sie dort hörten war, daß sie, um dahin zu kommen, wo ihr gekauftes Land lag — in Arkansas — viel besser gethan haben würden, sich nach New-Orleans einzuschiffen.

Nun hatten ihnen allerdings schon in Deutschland verschiedene Leute das Nämliche gesagt; der Agent aber, der einen Accord hatte, um einem nach New-York segelnden Schiffe volle Passagierfracht zu schaffen, versicherte sie damals, daß das ganz einerlei wäre, und der mußte es natürlich besser verstehen, als alle die Uebrigen. Jetzt saßen die drei Familien mit ihren sechzig Centnern Gepäck in New-York, und das Billigste, wie sie von hier wegkommen konnten, war, dasselbe per Fracht und Segelschiff nach New-Orleans zu senden und indessen selber die Reise dorthin auf der Eisenbahn zu machen.

In New-Orleans trafen sie freilich vierzehn Tage früher ein, als das Schiff mit ihrem Gepäck, so daß sie dort eine nicht unbedeutende Rechnung im Gasthof bezahlen mußten, aber es **kam** doch endlich, und glücklicher Weise fanden sie auch einen Deutschen, der jenen Landstrich kannte und ihnen ziemlich genau die Lage ihres gekauften Ackergrundes angeben konnte. Allerdings lautete seine Beschreibung der Nachbarschaft nicht sehr verlockend; es sollte außerordentlich niederes, aber auch freilich sehr fruchtbares Land sein, das an einem kleinen Flusse in den „Mississippisümpfen“ lag. Um dahin zu gelangen, mußten sie aber auf einem der Mississippidampfer Passage bis Memphis im Staat Tennessee nehmen. Von dort aus führte eine gerade und breite Straße genau nach Westen auf die Stelle zu, die sich nicht verfehlen ließ.

„Mississippisümpfe!“ Das Wort gefiel ihnen gar nicht; es klang so naß und ungesund, und Keiner von ihnen hatte bis jetzt auch noch daran gedacht, irgend ein Landgut in einen Sumpf zu verlegen. Nun versicherten ihnen allerdings die Leute in New-Orleans, daß man unter dem Namen Sumpf oder swamp in Amerika etwas ganz Anderes verstehe als in Europa, und zwar keinen wirklichen Sumpf mit schwammigem Boden (und der Name „swamp“ klang verdächtig ähnlich), sondern nur eine weite Niederung, die allerdings außerordentlich fruchtbares Land enthalte, aber auch freilich manche Uebelstände. „Sehr viele Mosquitos würden sie dort wohl finden,“ meinten die Leute, „und auch möglicher Weise einmal das kalte Fieber bekommen.“

Doch was half's. Das Land war gekauft und mußte jedenfalls bezogen werden. Unter allen Umständen war es nöthig, dorthin zu reisen, und mit dem ersten stromauf gehenden Dampfer verließ denn auch die kleine Gesellschaft New-Orleans, um in Memphis am Mississippi wieder an Land zu gehen und von da an nach Arkansas überzusetzen. — Das kostete auch wieder viel Geld, ließ sich aber nicht mehr ändern, und als der Dampfer an dem Werftboot unterhalb Memphis anlegte, waren die Leute dort auf's Aeußerste erstaunt, als ihnen eine ordentliche Barrikade von Kisten auf ihr Boot gebaut wurde und sie hörten, die sämmtlichen Sachen sollten nach Arkansas hineingeschafft werden.

Das war unmöglich. Bis hierher hatten die Deutschen mit ihrem unsinnigen Gepäck noch den Wasserweg benutzen können, und wenn sie der Transport auch viel Geld kostete, so brachten sie ihre Riesenkisten doch wenigstens mit fort; hier aber hörte selbst die Möglichkeit auf; denn die Regenzeit oder der Winter war eingetreten und der Weg durch den Sumpf so weich geworden, daß an eine solche Frachtsendung nicht gedacht werden konnte.

Was nun anfangen mit all' den unnützen Kisten und Kästen? Und die Leute waren endlich nur noch froh, als sie einen Deutschen fanden, der ihnen — für ein bedeutendes Lagergeld natürlich, das Gepäck in sein Haus stellte. Außerdem mußte es aber auch noch umgepackt werden, da jede Familie doch

wenigstens eine Kiste mit in den swamp nehmen wollte, ohne die sie nicht glaubten fertig zu werden. Ein Wagen wurde dann, ebenfalls für schweres Geld, aber gemeinschaftlich gemiethet, der sie an den Ort ihrer Bestimmung liefern sollte, und schon am nächsten Morgen, nachdem sie auf der Dampffähre den Mississippi gekreuzt, trat die kleine Gesellschaft ihre Expedition an und drang dort drüben in den sogenannten swamp ein.

Ihre Freude hatten die Männer allerdings in der ersten Stunde an den wahrhaft prachtvollen Bäumen, die hier in der Niederung standen. Der Zimmermann besonders konnte sich gar nicht satt an ihnen sehen und brach sich fast das Genick, um einzelne mit dem Auge bis in den Wipfel hinein abzumessen. Solches Land urbar zu machen, wäre freilich keine Kleinigkeit gewesen, aber sie trösteten sich damit, daß das ihrige ja noch weiter im Innern und also auch weit höher gelegen sein müsse; denn hier stand überall das Wasser.

Das waren Stämme von vier und fünf Fuß im Durchmesser — und nicht etwa vereinzelt, sondern wohin man blickte, und so hoch und gerade wuchsen sie empor, daß sie oft erst achtzig und neunzig Fuß vom Boden die erste Auszweigung zeigten. Was für riesige Schlingpflanzen daran emporwucherten, und was für Wipfel die Bäume selber hatten! Wo solch ein alter Waldriese niederschlug, mußte er ja einen halben Acker Land mit Holz bedecken. Dabei war es entsetzlich schwül im Walde selbst, wohin gar kein Luftzug dringen konnte, und Millionen von Mosquitos umschwärmten sie und stachen sie auf das Empfindlichste. Auch der Weg wurde naß und sumpfig, wie sie nur das unmittelbare Ufer des großen Stromes hinter sich hatten, und alle Augenblicke sanken die Räder des Wagens in irgend ein Sumpfloch und mußten mit Mühe wieder daraus vorgearbeitet werden.

Aber ich habe hier nicht die Absicht, den mühseligen und langwierigen Marsch der Deutschen durch den Sumpf zu beschreiben, der sich Tag nach Tag hinauszögerte und sie fast zur Verzweiflung brachte. Mit dem Ochsentreiber, der ihren Wagen fuhr, konnten sie sich ebenfalls nicht verständigen, da der Bursche nur Englisch sprach. Aber in Memphis war

ihm ein Zettel von dem Deutschen dort mitgegeben worden, auf welchem die gekaufte Section Land genau verzeichnet stand, und er wußte also deshalb wenigstens, wohin er sie bringen sollte — das niedere Land konnte ja doch auch nicht ewig dauern und einmal mußten sie wieder höheren und trockenen Boden erreichen. Hier war auch überhaupt eine Niederlassung vollkommen unmöglich und Keiner von ihnen allen würde daran gedacht haben.

Aber die Niederung nahm kein Ende, ja je weiter sie darin vordrangen, desto flacher oder vielmehr tiefer schien der Boden zu werden, und wenn sie auch trockene Streifen Landes darin passirten, wurden doch die Wasserbreiten immer ansehnlicher, die sie zu durchwaten hatten. Da überraschte sie ihr Ochsentreiber, als sie mitten im Sumpf an einer etwas höheren Stelle ein Häuschen vor sich sahen, mit der Nachricht, daß „hierherum" ihr Land liegen müsse (seine Pantominen waren wenigstens deutlich genug) und daß sie das Nähere dort in dem Hause erfahren würden.

Die Deutschen hatten sich nun allerdings schon lange davon überzeugt, daß sie mit dem Vorkauf eines Stück Landes in Deutschland einen dummen Streich gemacht, denselben aber bis jetzt doch nicht für so dumm gehalten, als er sich nun herausstellte; denn Keiner von allen dachte auch nur daran, in diesem entsetzlichen Sumpf und Klima eine Ansiedelung zu beginnen und ihr Leben in einer so traurigen Umgebung zu verbringen — ja auf's Spiel zu stellen; denn alle die menschlichen Wesen, die sie in den verschiedenen Hütten trafen, sahen bleich und eingefallen aus, und Viele lagen sogar, in Fieberfrost schüttelnd, auf ihrem Lager.

Der Wagen hatte indeß vor dem Hause Halt gemacht, und der Zimmermann, der unterwegs doch ein paar Worte Englisch aufgefangen, begann schon wieder mit dem alten, in die Thür tretenden Amerikaner zu radebrechen, als ein junger kräftiger Bursch, die lange Büchse auf der Schulter und ein gerade geschossenes Wildkalb an der Seite hängend, über die Straße herüber kam und sie, in einem allerdings sehr merkwürdigen Dialekt, aber doch deutsch und zwar mit Du anredete.

Er stammte, wie sich später herausstellte, aus Pennsylvanien, das eigentlich ursprünglich nur von Deutschen besiedelt war. Engländer kamen aber nachher hinzu, und so bildete sich aus den beiden Sprachen ein wunderliches Gemisch, das sogenannte Pennsylvanisch-Deutsch. Es klang allerdings komisch genug, diente hier aber doch dazu, ein Verständniß zu erzielen, und die Leute drängten sich rasch um den Jäger her, um von ihm eine Aufklärung über ihr künftiges Schicksal zu erhalten.

Der Jäger aber, ein Bursch von vielleicht vier- oder fünfundzwanzig Jahren, mit blonden lockigen Haaren und rothen Backen, die deutlich zeigten, daß er nicht hier im Sumpf heimisch sei, auch sonst mit freundlichen, gutmüthigen Gesichtszügen, lachte gerade heraus, als er hörte daß sie in Deutschland drüben ein Stück Land in den Mississippisümpfen gekauft hätten; denn da könnte es, wie er meinte, recht gut vorkommen, daß sie mit einem Mal Besitzer eines Sumpfsees geworden wären, auf dem sie, mit einer achtzehn bis zwanzig Fuß langen Stange nach ihrem Grund und Boden fühlen möchten, zu sehen würden sie ihn aber nie bekommen.

So schlimm war es hier nun allerdings nicht, als sie aber den Zettel vorbrachten, auf dem die Grenzen ihres Eigenthums genau verzeichnet standen, schüttelte der alte Amerikaner, der hier jeden Fuß breit Boden kannte, doch sehr bedenklich mit dem Kopf und meinte: er wüßte ganz genau, wo die Section Land läge, er habe sogar im letzten Sommer einmal an dem einen Eckbaum derselben, auf dem die Nummern angegeben standen, ausgelagert. Im Sommer sei der Platz auch vollkommen trocken, wie überhaupt der größte Theil des „swamp“; acht oder neun Monate aber des Jahres stehe er vollständig unter Wasser, und es sei gar nicht daran zu denken, dort jemals einen Acker Landes urbar zu machen. Uebrigens wolle er gern mit den Deutschen einmal hinausreiten — zu Fuß könnten sie gar nicht hin — aber er könne ihnen nicht gewiß versprechen, ob sie nicht selber zu Pferd das Wasser an einigen Stellen zu tief finden würden; es wäre ein böser Platz.

„Da habt Ihr Euch einmal schön anführen lassen, Ihr

Leute," lachte der junge Pennsylvanier, „und wie wollt Ihr's nun machen?"

„Ja," sagte der Zimmermann, „das Unglück ist freilich geschehen, aber auch nicht gerade so groß; die zweihundert Thaler sind nur fort. So viel ist aber sicher, mit den Frauen dürfen wir uns hier nicht in den Sumpf hersetzen, denn die würden uns am Ende gar noch krank. Da bleibt denn nichts übrig, als wieder zurück zu fahren und zu sehen, daß wir irgendwo einen gesunden Landstrich treffen, wo wir uns ankaufen können."

„Soll ich Euch 'was sagen," meinte der Pennsylvanier, „wollt Ihr meinem Rath folgen? und ich mein's gut mit Euch."

„Und der wäre?" frug der Zimmermann; denn der junge Bursch hatte in der That ein offenes und ehrliches Gesicht und sah nicht so aus, als ob er sie betrügen würde — aber er war doch mißtrauisch geworden.

„Ich bin nun schon," sagte der junge Mann, „zwei Jahre hier im Staate und habe mich überall drin umgesehen, auch tüchtig gearbeitet und gelernt mit der Art umzugehen. Hier in den Sümpfen möchte ich auch nicht wohnen; aber gar nicht mehr so schrecklich weit von hier kommen wir zum Whiteriver, und über den ein Stück hinüber zu den Bergen. Dort ist herrliches und gesundes Land, und dort habe ich mir einen vortrefflichen Platz ausgesucht, wo ich eine Niederlassung gründen will. Dort in der ganzen Nachbarschaft ist aber auch noch eine Masse Raum und freier, fruchtbarer Boden. Land zu kaufen braucht Ihr da ebenfalls nicht; Ihr nehmt, was Ihr zu bebauen gedenkt, denn dafür haben wir in Amerika das Preemtions-Recht, das Euch auch, wenn die Strecke einmal zum Verkauf ausgeboten wird, die Vorhand im Kauf giebt, so daß Ihr es nicht höher als zum Regierungspreis mit 1½ Dollar den Acker zu bezahlen braucht. Kommt mit dort hin und seht Euch einmal da um, und gefällt's Euch, so bleibt da, gefällt's Euch aber nicht, so habt Ihr dort gute und trockene Wege, auf denen Ihr jeden Augenblick wieder nach jeder beliebigen Richtung fortziehen könnt."

Der Vorschlag war zu vernünftig, um nicht bei den Meisten Anklang zu finden; denn eigentlich scheuten sich Alle vor dem Rückweg durch den entsetzlichen Sumpf. Es wurde also nach kurzer Berathung beschlossen, hier zu übernachten und dann, am nächsten Morgen, in Begleitung des jungen Pennsylvaniers nach den Bergen zu aufzubrechen. Eine bessere Gelegenheit, einen Dolmetscher für die Fahrt zu treffen, hätten sie ja auch im Leben nicht finden können.

Die Nacht mußten sie allerdings hier bleiben, die Frauen besonders verlangten nach einer kurzen Rast, um sich einmal wieder ordentlich zu trocknen und auszuruhen, und der Pennsylvanier unterhielt sich indessen mit den Männern, wobei er laut auflachte, als er erfuhr, daß die riesigen, auf dem Wagen liegenden Kisten nur einen *kleinen* Theil des mitgebrachten Gepäcks bildeten, das jetzt vor der Hand in Memphis liegen geblieben wäre.

„Ihr Deutschen,“ sagte er, „seid Euch doch alle gleich und ganz entsetzlich unpraktisch, wo es das wirkliche Leben betrifft. Was für Plunder habt Ihr da nun wieder Alles mit in den Wald geschleppt und jedes Stück davon noch zwei- oder dreimal unterwegs an Fracht bezahlt! Was bekommt nur allein der Fuhrmann, der Euch hierher gebracht, und was wird er weiter, bis in die Berge hinein, verlangen!“

„Ja, darüber haben wir ihn noch nicht einmal gefragt,“ sagte der Zimmermann allerdings etwas verlegen.

„Noch nicht gefragt? Das ist gut,“ nickte der Pennsylvanier, „und wenn er Euch nachher hundert Dollars abverlangt, so müßt Ihr's auch geben, oder er behält Eure Kisten.“

„Aber wir wissen ja noch selber nicht, wie weit es ist!“

„Ihr müßt sehr reich sein,“ sagte der junge Mann kopfschüttelnd, „oder Ihr gingt nicht so leichtfertig mit Eurem Gelde um. Soll *ich's* für Euch abmachen?“

Die Deutschen baten ihn darum und boten ihm auch an, *seine* Bagage mit auf den Wagen zu nehmen, aber er meinte lachend, *sein* Gepäck, was *er* mit führe, könne er auch zu sich auf's Pferd nehmen — dazu brauche er keinen Wagen, und ging dann hinaus, um mit dem Amerikaner zu accordiren. Dieser verlangte allerdings anfangs eine bedeutende

Summe, als ihm aber Hillmann, wie der junge Bursch hieß, erklärte, dann würde er selber einen Wagen nehmen und die Sachen durch den Sumpf fahren, denn die Deutschen wären von jetzt an seine Nachbarn, ließ er sehr bedeutend in seiner Forderung nach, und sie einigten sich endlich über einen noch immer hohen, aber doch nicht mehr übermäßigen Preis.

2.

Der Besuch.

Am nächsten Morgen wurde die Abreise durch das Aufsuchen der Thiere etwas verzögert. Hillmann konnte nicht gleich sein eigenes Pferd finden, das draußen im Wald indessen sein Futter gesucht, und auch zwei von den Zugstieren fehlten noch. Endlich wurden sie alle beigetrieben, und die Familien rüsteten sich zur Abfahrt.

Es waren im Ganzen elf Personen; erstlich die drei Männer, die daheim Ackerbau, wie es aber auf dem Dorfe häufig stattfindet, auch jeder ein besonderes Gewerbe getrieben hatten, dann zwei Frauen — denn der Gerber war unverheirathet, vier Knaben von zehn bis vierzehn Jahren, von denen zwei dem Zimmermann und zwei dem Maurer gehörten, und zwei Mädchen, beide des ersteren Töchter, die eine zwölf, die andere siebzehn Jahre alt. Margarethe, die älteste, war aber schon tüchtig herangewachsen und sah eigentlich älter aus, als sie wirklich Jahre zählte. Bildhübsch dabei, mit lichtbraunen Zöpfen und blauen Augen, hatte sie etwas Resolutes in ihrem ganzen Benehmen und war die einzige von den Frauen, die noch nicht gejammert oder geklagt, sondern die vielen Unbequemlichkeiten ihres Marsches immer standhaft ertragen hatte. In der Berathung über die künftige Bahn, der sie von jetzt ab folgen sollten, gab sie auch eigentlich den

Ausschlag, da die beiden Frauen doch am Ende lieber den Rückweg angetreten hätten, um nur wieder zu ihren verlassenen Sachen zu kommen.

Sie war ebenfalls, als der Wagen zum ersten Mal im Schlamm stecken blieb, lachend herunter und in das Sumpfwasser hinein gesprungen und dadurch den Uebrigen mit gutem Beispiel vorangegangen. So sorgte sie denn auch heute Morgen für Alles, was sie etwa auf dem noch vor ihnen liegenden beschwerlichen Weg gebrauchen könnten, und sah sich nur unschlüssig um, als ihr Fuhrmann endlich die Ochsen antrieb, denn ihr Begleiter, der Pennsylvanier, ließ sich noch nirgends blicken. Sollte er sie im Stich lassen? — Nein, da kam er schon um das Haus geritten, schüttelte noch einmal, vom Pferd herunter, dem alten Amerikaner die Hand und schloß sich dann, ohne weiter ein Wort zu sagen, dem Wagen an.

Wo aber hatte er nur um Alles in der Welt sein Gepäck; denn auf den Wagen, das wußte sie sicher, war nichts geladen worden. Er selber trug nichts als seine lange Büchse und die kleine lederne Kugeltasche, mit dem Pulverhorn daran, hinten am Sattel eine zusammengerollte wollene Decke, und rechts am Sattel herunter eine mit roher Haut umwickelte Axt, während links ein Bohrer wie ein anderes eisernes Instrument, eine sogenannee „fro“, womit die Amerikaner Bretter zu Schindeln spalten, hing. Das konnte doch unmöglich seine ganze Bagage sein!

Ihr Vater, der Zimmermann Wohlers, hatte allerdings darauf gar nicht geachtet und viel zu viel mit sich selber zu thun; als Margarethe aber neben ihm hinschritt und ihn darauf aufmerksam machte, rief er selber aus:

„Aber Herr Hillmann, wie ist denn das? wo, wo haben *Sie* denn Ihren Koffer oder Ihre Kiste? Lassen Sie sich die nachschicken? Das hätten Sie doch jetzt wahrhaftig bequemer mit dem Wagen gehabt.“

„Meinen Koffer?“ lachte der Pennsylvanier, indem er auf die hinten am Sattel zusammengebundene Decke zeigte. — „Da ist er ja! Da steckt ein reines Hemd, ein Säckchen mit Salz und gebranntem Kaffee und ein Stück gebratenes Hirschfleisch darin — und weiter brauch' ich nichts.“

„Weiter brauchen Sie nichts?“ frug der Deutsche erstaunt — „ja, aber um Gottes willen, damit wollen Sie sich doch nicht mitten im Wald niederlassen und einen Hausstand gründen?“

„Nun,“ frug der junge Amerikaner verwundert, „hab' ich denn nicht meine Axt und die Fro bei mir?“

„Aber damit können Sie sich doch kein Haus bauen und den Wald ausroden?“

„Kann ich nicht?“ lachte Hillmann; „der Mensch kann Alles, was er will, und wer hier im Wald seine Büchse und seine Axt hat, ist versorgt.“

Die Deutschen schüttelten freilich den Kopf; denn das leuchtete ihnen noch nicht recht ein, aber sie bewogen ihren Begleiter doch zuletzt, wenigstens sein „Handwerkszeug“ auf den Wagen zu legen, und er band endlich Axt und Fro an der einen Seite fest, aber nicht aus dem Weg, denn er meinte, man wisse nie, wie man sie unterwegs gebrauchen könne. Oft sei ein Baum über Nacht quer über die Straße gefallen, und der müsse jedenfalls fortgeräumt werden, da man nicht gut darüber hinfahren könne.

Der Weg durch den Sumpf dehnte sich entsetzlich aus, und durch ein großes Sumpfloch aufgehalten, mußten sie sogar die nächste Nacht im Wald auslagern, wo sie sich dann, so gut es ging, auf ihrem Wagen unterbrachten. Georg Hillmann aber legte sich einfach unter einen Baum, und hatte sich dabei, in kaum einer halben Stunde, ein so prächtiges Lager von Rinde hergerichtet, daß es ordentlich behaglich aussah, ihn nur darunter bei einem guten Feuer liegen zu sehen.

Am nächsten Tag erreichten sie die Fähre von Whiteriver, blieben auf der andern Seite in einem bequemen Hause und durchzogen von da an das vielleicht fruchtbarste Gebiet der Vereinigten Staaten, den sogenannten Oiltrove bottom.

Die Deutschen besonders erstaunten über das üppige Wachsthum und die mächtigen Stengel des Mais, der hier überall noch in den Feldern stand, und schienen nicht übel Lust zu haben, gleich dazubleiben; der Pennsylvanier wollte aber nichts davon wissen. Fruchtbar sei das Land allerdings, wie er sagte, und gäbe vielleicht die doppelte Ernte von dem, was sie

in den Bergen ziehen könnten — aber auch ungesund, besonders für Leute, die eben aus dem „alten Lande" kämen. Ja er selber möchte nicht da wohnen bleiben; denn die Ansiedler würden das kalte Fieber nicht los, und was hätte man denn von seinem Leben, wenn man nicht gesund sei.

So zogen sie weiter, bis sie, in nicht sehr großer Entfernung mehr, das Hügelland erreichten, und dort brachte sie ihr Führer endlich zu einem Deutschen, der sich da ebenfalls niedergelassen hatte, und der ihnen in der That die Gegend nicht genug rühmen konnte. Hier aber nahm Georg Hillmann Abschied von seinen Reisegefährten, weil er, wie er sagte, in der „Nachbarschaft" und gar nicht sehr weit entfernt sein eigenes Stück Land beziehen und sich seine Heimath herrichten wolle. Sowie er damit fertig sei, versprach er aber zu ihnen herüber zu kommen und sie zu besuchen. Damit hing er sein Werkzeug wieder über den Sattel, schüttelte Allen die Hand — und der Margarethe zweimal, denn er fing bei ihr an und hörte wieder bei ihr auf, und trabte dann, lustig vor sich hin pfeifend, in den Wald hinein.

Der Abschied von ihm that aber ihnen Allen wirklich leid, denn sie hatten den jungen muntern Burschen in der kurzen Zeit ordentlich lieb gewonnen — freilich hatte er gesagt, er würde ihr „Nachbar" werden, und dann begriffen sie allerdings nicht, wozu er überhaupt Abschied genommen habe. Der Begriff „Nachbar" ist aber in den westlichen Wäldern ein sehr weitläufiger und unbestimmter Begriff; denn Niemand denkt daran, sein Haus neben das eines Andern zu setzen. Ja in diesen noch ziemlich wilden Gegenden kann man oft halbe Tage in gerader Richtung wandern, ohne eine menschliche Wohnung zu treffen, aber die nächst Wohnenden, ob sie auch zwanzig englische Meilen entfernt leben, nennen sich trotzdem doch immer „Nachbarn".

Uebrigens stellte sich bald heraus, daß ihnen der fremde Amerikaner — viel ehrlicher als ihr eigener Landsmann, der Auswanderungs-Agent daheim — in jeder Hinsicht die Wahrheit gesagt, als er ihnen diese Gegend anpries. Sie fanden vortrefflichen Boden wie gesundes Klima, und der Deutsche ritt schon am nächsten Tag mit ihnen zu einem vielleicht acht

Meilen entfernt lebenden Amerikaner, von dem er gehört hatte, daß er seine Farm verkaufen wolle, um nach Californien überzusiedeln. Amerikaner sind darin auch wirklich sehr unstätes Volk; wo sich ein Deutscher einmal ein Stück Land erst urbar gemacht und ein Haus darauf gebaut hat, da ist er außerordentlich schwer wieder wegzubringen, und man müßte ihm schon einen ungewöhnlich hohen Preis bieten, um ihn zu einem Verkauf zu bewegen. Nicht so der Amerikaner, der heute noch mit allem Eifer dabei ist, in der Nähe seiner Wohnung mehr und mehr Land urbar zu machen, so daß man glauben sollte, er wolle seine Lebenszeit dort aushalten. Kaum aber macht ihm irgend Jemand ein Gebot, das nur die auf den Grundbesitz verwandte Arbeit bezahlt, als er auch rasch zuschlägt, seine Axt und Büchse schultert, seine paar Habseligkeiten auf ein Pferd packt und wieder weiter in den Wald zieht, um dort von Neuem zu beginnen.

Die Deutschen wurden auch mit dem Amerikaner rasch handelseinig, kauften das sogenannte Improvement, d. h. ein Haus, etwa acht Acker urbar gemachtes und eingefriedigtes Land und das Vorkaufs-Recht des Platzes mit circa hundert Dollars, und zogen dann hinüber, um von dort aus gemeinschaftlich ihre Arbeiten zu beginnen und auch noch ein paar Nachbar-Farmen in Angriff zu nehmen. Dabei konnte ihnen freilich der andere Deutsche nicht viel helfen, denn er war selber erst kurze Zeit auf seinem Platz und hatte gar sehr viel zu thun, mußte sie also ihrem eigenen Fleiß überlassen, und sie gingen auch rüstig an die Arbeit.

Von dem Pennsylvanier hörten und sahen sie indessen nichts weiter, und da sie nicht einmal wußten, in welcher Gegend er sich niedergelassen, konnten sie ihn eben so wenig aufsuchen. Er mußte sie ganz vergessen haben, denn als Nachbar wäre er doch sonst ganz gewiß einmal herüber gekommen.

So waren etwa dreiviertel Jahre vergangen und die erste Ernte schon gereift, auch so reich ausgefallen, daß sie auf eine gute Einfuhr rechnen durften. Leider aber befand sich bei den Gebäuden (da es bis jetzt ihre Hauptsorge hatte sein müssen, nur die nothwendigsten Wohngebäude für sich herzu-

richten, um ordentlich und bequem unter Dach und Fach zu kommen) keine einzige Scheune, und sie begriffen eigentlich gar nicht, wo der frühere Besitzer seinen Mais untergebracht haben konnte. Viel länger durften sie ihn aber auch nicht im Felde stehen lassen, denn die Spechte und eine kleine Art von Papageien — sogenannte perroquets, waren so arg dahinter her, daß sie sich ihrer kaum mehr erwehren konnten. Besonders gefährlich waren die Spechte den reifenden Kolben gewesen, denn diese hatten überall oben hineingehackt, und darin sammelte sich jetzt das Regenwasser und sie begannen zu faulen.

Dem mußte abgeholfen werden, und wenn man nur wenigstens vorläufig eine Scheune oder einen Verschlag aus gespaltenen Stangen auffsetzte, um die Kolben unterzubringen, so gab es den Winter hindurch schon mehr Zeit, um ein ordentliches und festes Gebäude aufzuführen.

Darüber einig, waren die Deutschen heute gemeinschaftlich ausgegangen und hatten sich zwei prachtvolle, nicht zu starke, aber glatte herrliche Stämme ausgesucht, die merkwürdigerweise von dem früheren Besitzer gar nicht benutzt waren, obgleich sie fast unmittelbar an dem, von ihm eingezäunten Felde standen. Sie mochten bis zu der ersten Auszweigung reichlich achtzig Fuß hoch sein, und den ersten kerbten sie ein, setzten dann die Schrotsäge an und durchschnitten ihn, und als er niederbrach, gingen zwei daran, ihn in die richtige Länge abzutheilen und zu spalten, während die anderen eben beschäftigt waren, auch den zweiten Baum in Angriff zu nehmen.

So hatten sie sich dabei in ihre Arbeit vertieft, daß sie einen Reiter, der den Waldpfad entlang kam, gar nicht bemerkten, bis er ihnen ein fröhliches Hallo! entgegenrief.

„Hallo, der Pennsylvanier!“ jubelten aber die Deutschen ihm zu, als sie ihn nur erkannten; denn sie freuten sich wirklich, ihn nach so langer Zeit einmal wieder zu sehen. „Wie geht's, Hillmann, was treibt Ihr, und wo habt Ihr die ganze Zeit gesteckt?“

„Oh, mir geht's gut,“ lachte der junge Mann, indem er keinen Blick von einem der abgesägten Stammhölzer ver-

wandte, in welchen die Deutschen eben einen Keil getrieben hatten, um ihn von einander zu sprengen — „aber was zum Teufel treibt Ihr denn da? was wollt Ihr mit dem Baum machen?"

„Nun, Riegel davon reißen und eine Scheune bauen," sagte der Zimmermann.

„Von dem Gumbaum?" lachte der junge Amerikaner gerade hinaus, „und Ihr glaubt wirklich, Ihr fünf Menschen könntet den da in fünf Wochen auch nur auseinander bringen?"

„Oho!" rief Wohlers, „seht einmal den Stamm an, glatt wie ein Rohr, und wie gerade die Rinde läuft; der muß nur so auseinander fliegen."

„So?" nickte der junge Mann vergnügt — „na, dann laßt ihn einmal fliegen, das möchte ich doch gern mit ansehen," und ganz gemüthlich warf er dabei sein rechtes Bein über den Sattel hinüber und setzte sich bequem darauf zurecht, während Wohlers, die Bestätigung seines Ausspruchs als eine Art Ehrensache betrachtend, mit voller Kraft begann, auf den Keil einzuschlagen. Sobald er ihn aber kaum zwei Zoll hinein hatte, sprang er, wie aus einer Pistole geschossen, wieder heraus, und als er endlich festsaß, war es, als ob er hinein geleimt und genagelt wäre, denn er wich und wankte nicht von der Stelle.

Georg Hillmann schmunzelte, sagte aber kein Wort, und die Deutschen begannen jetzt ihren Versuch an einer andern Stelle des Blockes, freilich immer wieder mit dem nämlichen Erfolg; denn das Holz rührte sich nicht und von Spalten war gar keine Rede; es bekam nicht einmal auch nur den kleinsten Riß.

„Na," brummte Wohlers endlich ärgerlich, „das weiß aber doch wahrhaftig der Deubel, was das für ein Baum ist."

„Ein Gumbaum!" lachte der Pennsylvanier; „hab' ich's Euch denn aber nicht vorher gesagt, daß Ihr hier noch tüchtig lernen müßt? Das Holz spaltet gar nicht, und wenn Ihr alle Hand breit einen Keil eintreibt; das kann nur höchstens, wo eine Sägemühle in der Nähe ist, zu Brettern, oder zu Feuerung verwandt werden, denn brennen thut's gut genug."

„Aber wie gleich und gerade die Rinde da draußen läuft,"

sagte Wohlers doch etwas beschämt. „Da hätte man ja drauf schwören sollen, daß es nur so auseinander risse."

„Ach was!" rief Georg, von seinem Pferde springend, das er sich selber überließ. „Die Rinde ist hier gar kein Beweis — gebt mir einmal eine Axt — nur das Holz unter der Rinde."

Wohlers reichte ihm die neben ihm lehnende Axt, und Georg wollte eben damit ein Stück der Rinde abschlagen, als er erstaunt einhielt und sich das Werkzeug betrachtete.

„Was — im Namen alles gesunden Menschenverstandes!" rief er dabei — „was ist denn das hier für ein Ding?"

„Für ein Ding?" sagte der Maurer — „nun eine Axt!"

„Eine Axt? zum Teufel auch," lachte der junge Mann, „das ist ja ein scharfgemachter eiserner Keil, mit einem Loch drin — und damit wollt Ihr doch nicht etwa hier im Wald einen Baum fällen?"

„Zum Baum-Fällen," sagte Wohlers, „brauchen wir auch nicht die Axt, sondern die Schrotsäge."

„Ja wohl," nickte Georg, „damit zwei Menschen die Arbeit thun, die einer ganz bequem in der nämlichen Zeit verrichten kann."

„Ja Sie wollen aber doch nicht mit einer Axt so rasch einen Baum fällen, wie wir ihn umsägen können?"

„Mit Euren Aexten gewiß nicht," rief der Amerikaner, indem er das deutsche Werkzeug verächtlich von sich schleuderte und zu seinem Pferd sprang, an dessen Sattel er die eigene Axt befestigt trug, „aber mit der hier geh' ich die größte Wette ein, daß ich allein rascher einen gleich starken Baum umwerfe, als Ihr zu Zweien oder Dreien."

„Topp, es gilt!" rief Wohlers — „das wollen wir doch einmal sehen."

„Aber zu was wollt Ihr die Bäume denn eigentlich fällen? soll noch ein neues Haus gebaut werden?"

„Nein, ein Haus nicht," sagte Wohlers, „aber eine Scheune, um unsern Mais hinein zu thun."

„Euren Mais?" frug der Amerikaner verwundert; „weshalb laßt Ihr denn den nicht im Felde stehen und holt ihn, wenn Ihr ihn braucht?"

„Im Felde draußen, so?“ meinte Wohlers, „und die verwünschten Spechte sind wohl nicht schon so dahinter her gewesen, daß uns die Hälfte angefault ist?“

„Da habt Ihr ihn wohl etwa gar nicht umgebrochen?“

„Umgebrochen!“ rief der Mann erstaunt.

„Ja, Leute,“ sagte der Amerikaner kopfschüttelnd — „ich sehe schon, ich muß Euch nur erst einmal hier in Gang bringen, denn Ihr macht mir sonst einen dummen Streich nach dem andern. Da seht aber erst einmal vor allen Dingen Euern Gumbaum an,“ fuhr er fort, während er mit der eigenen Axt ein Stück Rinde daran herunterschlug — „beobachtet einmal hier, wie wellenförmig die Holzfaser da läuft — nicht ein fußlanges Scheit könnt Ihr davon spalten, ohne erst jede einzelne Faser zu zerhauen. Da, die Rothbuche dort, die spaltet wie Glas, und aus der könnt Ihr fingerstarke Stücke reißen, und der junge Hickorystamm hier läßt sich in Faden ziehen, daß man Hüte daraus flechten kann, aber an den Gumbäumen vergreift Euch nicht wieder — es sei denn, Ihr wollt dann und wann einmal einen tüchtigen Klotz davon als Backlog hinten in Euern Kamin rollen — dort liegt er gut und brennt zwei, drei Tage. Aber wie geht's der Margarethe? hat sie sich in die Arbeit hier hinein gefunden?“

„Gut geht's ihr,“ sagte Wohlers schmunzelnd — „das ist ein Wettermädel und schickt sich in Alles.“

„Wollen wir nicht einmal zum Haus gehen?“

„Gewiß — nur wegen der Scheune — und Ihr glaubt, wir brauchen gar keine?“

„Für Euern Mais? Gott bewahre! kommt nur mit zum Feld, ich zeig' Euch gleich, wie man das macht; es giebt nichts Leichteres, aber das sag' ich Euch, die Aexte werft nur gleich in die Ecke — zu Keilen sind sie gut, ja — aber nicht zum Schlagen. Zum Henker noch einmal, ich dächte doch, ich hätte damals bei Euch eine amerikanische Axt gesehen; weshalb nehmt Ihr denn die nicht in Gebrauch?“

„Ja,“ sagte Wohlers, „der Stiel ist abgebrochen.“

„Und weshalb macht Ihr Euch keinen neuen hinein?“

„Wir haben keinen großen Bohrer, um das abgebrochene Stück Holz heraus zu bohren, und so geht's nicht.“

„Ei Du lieber Gott, und Ihr wißt Euch gar nicht anders zu helfen? Na kommt nur, ich dachte, ich wollte nur einmal anreiten, um zu erfragen wie's geht, aber ich werde wohl einen oder zwei Tage dranwenden müssen, um Euch in Gang zu bringen. Ihr seid gerade wie die kleinen Kinder, die zum ersten Mal Messer und Gabel in die Hand kriegen und auch nicht wissen, wie sie damit umgehen sollen."

Damit ging er zu seinem Pferd zurück, sprang in den Sattel und lenkte sein Thier der Richtung zu, wo er schon von Weitem den gelichteten Platz konnte durchschimmern sehen.

Die Deutschen hielten sich neben ihm, und es war ihnen eigentlich ein gerade nicht angenehmes Gefühl, daß da so ein junger Guck in die Welt herkommen und sie ihrer Ungeschicklichkeit wegen abkanzeln sollte; aber der Pennsylvanier lachte das Alles so gutmüthig fort, daß sie ihm auch gerade nicht böse sein konnten.

„Da schau' her," sagte Wohlers zu dem Gerber, als sie neben dem Pferd herschritten, indem er auf des Amerikaners Beine zeigte, der ein Paar prächtige, weichgegerbte Leggins daran trug. Es sind das mehr als Gamaschen, und eigentlich ganze Hosenbeine, die übergezogen und oben am Gürtel befestigt und unter dem Knie gebunden werden. Solche Dinger wären hier im Walde recht, wo Einem die Dornen immer das Zeug vom Leibe reißen. Wenn Du uns so welche machen könntest; denn Hirschfelle giebt's gerade genug."

„Ja womit denn?" sagte der Gerber, „hab' ich denn irgend 'was von meinem Werkzeug oder was ich dazu brauche hier? Hört einmal, Hillmann, wo habt Ihr denn die Gamaschen gekauft?"

„Die Leggins?" sagte der junge Mann — „die hab' ich mir selber gemacht."

„Aber wo habt Ihr das Leder dazu hergekriegt?"

„Die Felle? selber geschossen, natürlich."

„Aber wer hat sie Euch denn gegerbt?"

„Ja, wer soll sie mir gegerbt haben? ich selber!"

„Seid Ihr denn ein Gerber?"

„Na, um so ein paar Felle gahr zu machen, braucht man

doch kein Gerber zu sein!" lachte der junge Bursch, „das kann jeder Jäger im Wald."

„Aber mit was denn?"

„Nun mit dem Gehirn vom Hirsch."

Der Gerber schüttelte den Kopf, denn die Sache kam ihm doch zu unwahrscheinlich vor, aber er konnte auch für den Augenblick nicht weiter fragen, denn sie hatten gerade die Lichtung, und damit die erste, hinter den Häusern liegende Umzäunung erreicht, aus der ihnen jetzt Margarethe, einen zerbrochenen Milchtopf in der Hand und mit vor Aufregung hochrothem Gesicht, entgegentrat. Doch sie wurde noch röther, als sie den jungen Mann in der Begleitung ihres Vaters erkannte, faßte sich aber rasch, und ihm die Hand entgegenstreckend, sagte sie freundlich:

„Das ist brav, daß Ihr Euch auch einmal bei uns sehen laßt. Wir glaubten schon, Ihr hättet uns Alle miteinander vergessen."

„Doch nicht, Margarethe," sagte der junge Mann in seinem treuherzigen pennsylvanischen Dialekt, indem er vom Pferd sprang und Margarethe's Hand schüttelte, „ich hab' immer an Dich gedacht und wie's Euch Allen hier geht, in der Zeit aber auch wacker zu thun gehabt, und ein Haus gebaut und drei Acker Land klar gemacht, eingezäunt und gepflanzt. Da heißt's schaffen, wenn man das ganz allein fertig bringen will."

„Und ganz allein habt Ihr das Alles gemacht?"

„Wer hätte mir helfen sollen? wenn man aber von Morgens bis Nachts dabei bleibt, fördert's. Aber was hast Du denn? Du siehst ja so erhitzt aus, und der Topf ist auch zerbrochen."

„Oh die verwetterte Kuh!" rief das Mädchen ärgerlich, indem ihr Alles wieder einfiel, was sie beim Anblick des Besuchs vergessen hatte. „Da seht nur, Vater, jetzt ist unser letzter Melktopf hin — aber er hätt' auch nichts weiter genutzt; denn sie läßt mich gar nicht mehr zu sich hin und schlägt aus, sowie sie nur glaubt, daß sie mich erreichen kann. Das ist ein bitterböses Vieh."

„Die Kuh?"

„Ja, — und sie hat so reichliche und gute Milch, aber ich kann mir nicht mehr mit ihr helfen, und wir dürfen sie nur wieder in den Wald jagen.“

„Ja, warum bindet Ihr sie denn nicht fest?“ frug der junge Mann verwundert.

„Ach, sie i st ja festgebunden, deshalb schlägt sie aber doch aus,“ zürnte das junge Mädchen.

„Wenn i ch sie binde, nicht,“ lachte der Pennsylvanier — „wollen wir einmal hingehen?“

„Und wozu?“ frug Margarethe, „ich habe jetzt nicht einmal einen Topf mehr, wo hinein ich sie melken kann, selbst wenn ich sie hielte.“

„Dann müssen wir einen Kübel machen,“ meinte der Pennsylvanier, „wer melkt auch eine wilde Kuh in einen irdenen Topf.“

„Seid Ihr denn ein Böttcher?“ rief Wohlers rasch.

„Ja Du lieber Gott,“ lachte Hillmann, „gerade so wie ein Gerber. Was muß man nicht Alles im Wald treiben! Nun aber wollen wir erst einmal sehen, wie's der Mutter geht und wie Ihr Euch eingerichtet habt, und in den nächsten Tagen müßt Ihr auch einmal Alle miteinander zu mir hinüberkommen. Ich wohne kaum vier englische Meilen von hier, und in anderthalb Stunden reitet man's ganz bequem.“

„Und da habt Ihr Euch in der ganzen Zeit nicht bei uns blicken lassen?“

„Weil ich gar nicht wußte,“ sagte Georg, „daß Ihr dem Johnson den Platz abgekauft habt; ich glaubte, Ihr stäket noch immer bei den Deutschen da drüben, wo ich Euch damals gelassen, und erst als ich gestern Abend dort ankam, hörte ich, wo ich Euch finden könnte. Von hier aus ist's freilich nur ein Katzensprung bis zu mir hinüber, und jetzt komm' ich auch schon öfter, darauf dürft Ihr Euch verlassen.“

3.

Nur praktisch.

Am Haus, das sie jetzt erreichten — ein langes niederes Gebäude, das eigentlich aus drei dicht nebeneinander errichteten Blockhütten bestand, wurde der junge Mann auf das Freundlichste von den älteren Frauen und auch von Margarethe's jüngerer Schwester Lisbeth empfangen, und die Fragen, wo er so lange gesteckt und weshalb er sich gar nicht mehr um sie gekümmert habe, nahmen fast kein Ende. Aber gebieterisch mahnte zuletzt die Nothwendigkeit, das Mittagsbrod für den willkommenen Gast herzurichten, und Frau Wohlers, als ihr das einfiel, rief, die Hände zusammenschlagend, aus:

„Ach siehst Du wohl, Wohlers — wie oft hab' ich Dich gebeten, Du solltest nur ein einziges Mal mit den Pferden nach der Stadt gehen und so einen großen eisernen Kessel holen, daß wir doch wenigstens eins von unseren Schweinen schlachten und es brühen könnten, aber Gott bewahre! Rindfleisch und Rindfleisch das ganze Jahr fast, und jetzt selbst nicht einmal mehr ein Hirsch oder ein wilder Truthahn, um doch einige Abwechselung hinein zu bringen."

„Heda?" lachte Georg, „geht denn Keiner von Euch auf die Jagd? Wild giebt's doch hier genug."

„Ja das schon," sagte Christian, Wohler's ältester Sohn, ein prächtiger, hoch aufgeschossener Bursch, „und ich habe auch schon ein paar Hirsche und Truthühner heimgebracht, aber jetzt sind uns die Kugeln ausgegangen."

„Alle Wetter! — habt Ihr kein Blei im Hause oder kein Pulver?"

„Ih Blei wär' schon da, und auch Pulver genug, aber —"

„Die Kugelform zu Hause gelassen, wie?"

„Na auch nicht, die wär' ebenfalls da."

„Nun, was fehlt denn noch?"

„Wir haben keinen einzigen eisernen Löffel im ganzen Vermögen, um Blei darin zu schmelzen," sagte der junge Bursch.

„So?“ sagte Georg — „und die wachsen wohl nicht im Walde draußen, heh?“

„Wer? die eisernen Löffel?“ rief der junge Bursch verwundert.

„Nun die *eisernen* gerade nicht,“ meinte der Pennsylvanier, „aber doch hölzerne genug.“

„Aber in denen kann man doch nicht —“

„Ich komme hier wahrscheinlich nicht unter einer Woche weg,“ sagte Georg kopfschüttelnd — „das seh' ich jetzt schon. Also noch nicht einmal Schweinefleisch habt Ihr eingeschlachtet, weil's Euch an einem Kessel dazu fehlt, und könnt Ihr das Wasser nicht sonst siedend machen?“

„Ja Du lieber Gott,“ sagte die Frau, „in dem kleinen Topf dauert's immer eine Weile, und da brauchte man ja einen ganzen Tag dazu, um nur das Schwein abzubrühen.“

„Was ist denn das für ein Faß da draußen vor dem Haus?“

„Darin haben wir unsere Betten mitgebracht, und brauchen es jetzt, um Regenwasser darin aufzufangen.“

„So? Wo sind denn Eure Schweine?“

„Ja immer in der Nähe, aber doch ziemlich wild. Wenn wir eins haben wollten, müßten wir es schießen,“ meinte der Kürschner.

„Und habt keine Kugeln?“

„Nein — das ist ja gerade der Teufel!“

„Nun, dann werden wir heute Mittag wohl nichts weiter als Rindfleisch bekommen,“ lachte Georg, „aber daß wir morgen 'was Anderes haben, dafür will ich schon selber sorgen.“

„Das wär' recht,“ seufzte die Frau; „so ist's ja doch nur ein elendes Leben; nicht einmal einen Schluck Milch hat man zum Kaffee, und der Zucker fehlt uns schon lange; denn der, den wir mitgebracht, ist uns naß geworden und weggeschmolzen, und wie Butter schmeckt, weiß Keins mehr von uns.“

„Alle Wetter, da bekomm' ich Arbeit,“ lachte Georg, „aber Eins nach dem Andern, sonst werden wir mit gar nichts fertig. Eins muß übrigens wahr sein,“ sagte er, sich im Haus umsehend, „hübsch eingerichtet habt Ihr's bei Euch; das sieht

ordentlich vornehm aus. Weiße Wände — ein richtiges Fenster und Gardinen davor, und Alles so sauber und nett."

„Ja," sagte die Mutter, „das ist der Margarethe ihr Geschäft; die muß das Haus in Ordnung halten."

„Und wie die Blechkannen und Töpfe blitzen," fuhr der junge Mann fort. „Davon hat Unsereiner nun freilich keine Idee, und wenn's meine Mutter selig daheim wohl auch so machte und leiden mochte, hier in Arkansas hab' ich nichts Derartiges mehr gesehen, und hatt's auch wohl eigentlich vergessen. Bei mir drüben sieht's freilich wilder aus — läßt sich aber eben nicht ändern."

„Oh ja," sagte die Margarethe, „ändern läßt sich's schon, wenn man nur will, und hübsch reinlich und sauber kann man Alles halten."

„Ja, Ihr habt gut reden," nickte Georg, „Ihr seid hier Leute genug; wenn aber so ein armer Teufel allein mitten im Wald drin sitzt, den ganzen Tag mit der Axt schaffen muß, Abends todmüde auch noch sein Essen kochen und Morgens vor Tag wieder heraus soll, um nur ein Stück zu schießen, daß er etwas zu leben hat und nicht auch noch Hunger leidet, dann denkt man nicht an Aufputzen, und kriegt man einmal ein paar Stunden Zeit zum Schlafen, so hält man sich wahrhaftig nicht mit Töpfeputzen oder Wände Weißanwerfen auf. — Für Unsereinen ist's auch so gut genug, und jetzt wollen wir erst einmal sehen, daß wir dem Burschen da Kugeln verschaffen; denn das ist doch wohl die Hauptsache und geht am schnellsten."

Damit nahm er seine Axt, ging an eine Ecke der Fenz, wo ein Haufen zum Verbrennen aufgeschichtetes Holz hingeworfen war, suchte sich ein nicht zu starkes Stück davon heraus und begann, es in die Form eines etwas sehr plumpen Löffels zuzuhauen. Er nahm auch kein anderes Werkzeug dazu, als eben seine Axt, so groß die sein mochte, und es dauerte kaum zehn Minuten, als er sein neues Stück fertig hatte. Mit seinem Messer schnitzte er dann noch eine Art Schnauze daran, und bat nun die ihn umstehenden Männer, ihm ihr Blei und die Kugelform zu geben, er wolle ihnen Kugeln gießen.

„In dem hölzernen Löffel?“ lachte Wohlers.

„Nun gewiß,“ sagte der Amerikaner; „glaubt Ihr, daß Einer von uns daran denkt, einen eisernen Kugellöffel mit im Wald herum zu schleppen? wir haben an der Kugelform genug zu tragen!“

Kopfschüttelnd brachten sie ihm das Blei, das er erst in kleine Stücke hackte, in den zugehauenen Löffel that, und dann damit zum Küchenfeuer ging. Nun wurden aber die Frauen selber neugierig; denn wenn er das Holz auf die Kohlen setzte, mußte es wohl verbrennen, aber das Blei schmolz dann auch nicht eher, als der Löffel verkohlte. Er that aber gar nichts dergleichen, scharrte sich nur eine Anzahl glühender Holzkohlen zusammen, warf sie oben auf das Blei und blies dann ein paar Secunden hinein. Außerordentlich rasch schmolz aber das weiche Metall unter den glühenden Kohlen, während das grüne Holz kaum erst eine Spur des Feuers zeigte; dann hielt er den geschnitzten Ausguß über die Form, und in wenigen Minuten hatte er einige zwanzig Kugeln gegossen und um sich her gestreut.

„Der weiß, wie man's macht,“ lachte Margarethe, „von dem könnt Ihr 'was lernen, Vater!“

„Hast Du denn die Kuh noch angebunden, Margarethe?“ frug Georg.

„Gewiß; das böse Thier soll jetzt zur Strafe stehen,“ sagte das Mädchen.

„Das ist nichts,“ schüttelte der Pennsylvanier mit dem Kopf, „dadurch wird sie nur immer störrischer. Was weiß so ein unvernünftiges Thier von Strafe; das darfst Du nicht wieder machen; aber komm jetzt — wir wollen erst einmal hinausgehen und sie melken.“

„Ja in was — und sie leidet's auch nicht,“ rief das Mädchen.

„Sie wird's schon leiden müssen,“ meinte Georg, „nimm nur eine von den Schüsseln mit; ich bleib' so lange dabei.“

„Na,“ lachte Margarethe, „meinetwegen, wenn's Euch so von der Hand geht wie das Kugelgießen.“ Sie nahm eine von den irdenen Schüsseln, und Wohlers begleitete sie ebenfalls, denn er war selber neugierig geworden.

„Habt Ihr ein starkes Seil?“ frug der junge Amerikaner noch in der Thür.

„Keins weiter, als was sie um die Hörner hat.“

„Hm!“ brummte Georg, „der Hickory schält sich jetzt nicht gut mehr — aber 's wird wohl auch gehen — der zweite Saft muß doch jetzt darin stehen,“ und damit nahm er wieder seine Axt und schlenderte hinaus. Er bekümmerte sich auch gar nicht gleich um die Kuh selber, sondern ging erst in den Wald, um sich einen jungen Hickorybaum auszusuchen; den fällte er mit ein paar Streichen und zog dann die zähe Rinde desselben in Streifen herunter, drehte ein Seil daraus, knotete es zusammen, daß es die Länge bekam, und schritt dann der Umzäunung zu, in welcher die Kuh noch immer angebunden stand und mit ihrer Behandlung keineswegs zufrieden schien. Sie warf dem Nahenden wenigstens einen ziemlich tückischen Blick zu, und als Georg an ihr vorüber wollte, schlug sie kräftig nach ihm mit ihrem linken Hinterbeine aus.

Der junge Mann nahm aber gar keine Notiz von ihr, und einen Blick umherwerfend, ergriff er sein Bastseil, schlang es ihr, da sie mit dem Kopf noch fest angebunden stand, um die Hörner, und schlug es dann um den Baum. Als er sie so befestigt hatte, löste er das eigentliche Seil, machte aus dem einen Ende desselben eine Schlinge und warf ihr die vor die Hinterbeine, bis sie einmal mit einem derselben hineintrat, dann zog er sie rasch und kräftig an, und hatte sich dazu schon einen andern kleinen Baum ausersehen, um dessen einen Ast er das andere Ende legte. Jetzt wußte er die Kuh sicher; sie zuckte wohl ein paar Mal, um ihr Bein wieder frei zu bekommen, aber es half ihr nichts. Margarethe und Wohlers faßten jetzt mit an und zogen ihr das linke Hinterbein noch etwas höher, wo es dann festgemacht wurde, und:

„So,“ sagte Georg, „nun Grethel kannst Du Deine Kuh ruhig melken, jetzt thut sie Dir nichts mehr.“

„Aber sie schlägt, sowie ich ihr nahe komme,“ sagte Margarethe.

„Mit was denn?“ lachte Georg. „Das eine Bein hat sie in der Luft an einem schwanken Zweig, und das andere

kann sie nicht vom Boden heben, denn darauf steht sie; jetzt muß sie wohl still halten."

Margarethe ging, immer noch etwas schüchtern, hinan, aber Georg hatte Recht; die Kuh brüllte vor Zorn, aber sträuben konnte sie sich nicht mehr, und in einer Viertelstunde war sie gemolken, wonach denn der junge Pennsylvanier zuerst das Mädchen mit ihrer Milchschüssel aus der Umzäunung und dann die Kuh wieder frei ließ.

Unterdessen war das Essen fertig geworden, und als die Drei zum Haus zurückgingen, sah Georg die abgebrochene Axt vor der Thür im Schmutz liegen. Er nahm sie kopfschüttelnd auf, und den Blick umherwerfend, bemerkte er nicht weit von dort eine Stelle, wohin die Frauen aus dem Haus gewöhnlich das beim Aufwaschen verwandte Wasser schütteten; der Platz sah wenigstens feuchter aus als der übrige Grund, und ohne weiter ein Wort zu sagen, ging er dorthin und drückte die Axt mit der scharfen Kante so tief in den weichen Boden hinein, daß etwa nur noch drei Viertheile des Axtloches, in dem das abgebrochene Stück festsaß, sichtbar blieb. Dann ging er ohne Weiteres wieder an den Herd, holte sich eine Schaufel glühende Kohlen und häufte sie um die Axt her.

„Alle Wetter," rief Wohlers, der ihm dabei zugesehen hatte, „nachher ist aber die Axt gar nicht mehr zu gebrauchen; die wird ja weich!"

„Ob sie wohl?" sagte Georg, „in die Erde hinein kann das Feuer nicht, und während das abgebrochene Stück Holz oben herausbrennt, wird sie in der Mitte kaum warm, wo aber der Stahl eingesetzt ist, bleibt sie vollkommen kalt. — Aber hungrig bin ich von dem Ritt heute Morgen geworden, und jetzt wollen wir essen."

„Das ist ein Tausend-Sappermenter," sagte Margarethe lachend, als sie sich zusammen niedersetzten, „der find't sich überall durch."

Nach dem Essen ging Georg, der wie es schien nicht einen Augenblick müßig sein konnte, eifrig daran, Holz für einen Melkkübel herzurichten, und Wohlers glaubte, daß er doch dazu wenigstens eine Säge gebrauchen würde, aber er wollte davon gar nichts wissen. Nur ein Schnitzmesser verlangte

er — eine Schnitzbank hatte sich Wohlers schon selber gemacht, und dann ging er wieder hinaus in den Wald und kam nach einer kleinen Weile mit einem Stück Holz zurück, das er an beiden Seiten so glatt abgehauen hatte, als ob es wirklich gesägt gewesen wäre. Auch Reifen weichte er ein und bereitete Alles zu seiner Arbeit vor.

Indessen hörten sie draußen im Wald einen Schuß fallen.

„Da hat der Christian das Schwein richtig geschossen," rief die Mutter, „dort drüben sind sie den ganzen Tag zwischen den Weißeichen. Nun sitzen wir da und haben kein heißes Wasser."

„Alle Wetter!" rief Georg aufspringend, „das hätt' ich ja beinah vergessen — und da steckt auch die Axt noch drin — na, die ist indessen wieder kalt geworden. Siehst Du," sagte er zu Wohlers, als er sie jetzt aus der Erde nahm und ihm das ausgebrannte freie Loch zeigte, „nun können wir heut Abend einen Stiel hineinmachen."

„Aber damit kriegen wir kein kochend Wasser!" rief die Frau.

„Nur Geduld, Mutter," lachte der junge Mann, „eins nach dem andern. Komm, Wohlers, grab hier einmal ein bischen ein Loch, daß wir das Faß da hinein thun."

„Ein Loch für das Faß? — weshalb?"

„Weil wir da drin Wasser kochen wollen."

„In dem Faß?"

„Nun gewiß, einen Kessel haben wir ja doch nicht, und in der Kaffeekanne fördert's nicht."

Der Deutsche konnte allerdings noch immer nicht begreifen, was er eigentlich mit dem Faß wolle, fing aber doch an, das Loch zu graben, und Georg schleppte indessen eine Masse trocknes Holz herbei, mit dem er dicht daneben ein Feuer anzündete, als ob er einen ganzen Ochsen daran braten wollte; was brauchte man auch hier im Walde Holz zu sparen! Die Männer waren indessen fortgegangen, um das erlegte Schwein mit zum Haus schaffen zu helfen, und Georg suchte sich im nahen Bach eine Anzahl großer Kiesel- und Feldsteine, die er zusammentrug und in das Feuer legte, dann setzte er das Faß, in dem gegrabenen Loch, schräg in den Boden, daß es

mit dem obern Rand nur wenig über die Erde vorragte, und ließ nun die Mädchen Wasser hineintragen. Unter der Zeit waren auch die Steine glühend geworden, und mit einer Schaufel warf er sie jetzt in das Faß, daß das darin befindliche Wasser hoch aufzischte, während andere Steine wieder heiß gemacht wurden. Die zuerst eingeworfenen hob er dann heraus, damit sie den Raum nicht ausfüllten, und als sie das Schwein gerade heranbrachten, wie er die zweite Ladung glühender Steine hineinwarf, kochte das Wasser hoch auf.

Das Faß war dabei so gestellt, daß man das erlegte Thier leicht zuerst mit dem Hintertheil und dann mit dem Vordertheil hineinschieben konnte, und in unglaublich kurzer Zeit war das Schwein gebrüht, gereinigt, zerlegt und — da man damals noch an keine mikroskopischen Untersuchungen dachte, zum Gebrauch bereit.

Das beseitigt, gingen die Männer in das Feld; denn Keiner von ihnen dachte heute, wo sie so viel des Neuen gesehen, an die gewöhnliche Arbeit, und Georg wollte sich doch auch einmal ihre erste Ernte betrachten. Als er aber mit ihnen durch die Reihen der hoch aufgeschossenen Maisstengel durchging, schüttelte er den Kopf und sagte:

„Das sieht ja verwünscht rein hier in dem Feld aus!“

„Na,“ meinte Wohlers lachend, „wir hätten wohl das Unkraut sollen drin stehen lassen? Das war eine tüchtige Arbeit, und die Frauen haben schwer dabei schaffen müssen, aber auch tüchtig zugegriffen, und das Land so sauber gehalten, daß es eine Freude ist.“

„Ja,“ meinte Georg, „das wär' schon recht, und besser gehaltenes Land findet Ihr vielleicht nirgends; aber weshalb habt Ihr, wie Ihr den Mais legtet, nicht auch Bohnen, Kürbisse und Wassermelonen hinein gesteckt. Bei mir daheim liegt Alles so voll, daß man kaum einen Fuß hinein setzen kann.“

„Daß Euch das Welschkorn darin erstickt und der Boden in zwei Jahren ausgesogen wird!“

„Bah, nicht in fünfzig,“ lachte der Amerikaner. „Ihr glaubt wohl, Ihr hättet es hier mit Eurem alten, ausgearbeiteten Land zu thun? Die Bohnen steckt Ihr mit zum

Mais, immer zwei oder drei Bohnen in jeden Hügel, die ranken am Mais hinauf und thun ihm mehr gut als Schaden, denn sie halten die Stengel schattig und feucht; Kürbisse und Wassermelonen werden dazwischen gepflanzt, und Ihr sollt einmal sehen, was die tragen. Versucht's nur auf meine Verantwortung!"

„Und den Mais sollen wir hier im Feld lassen?"

„Versteht sich," rief Georg, „was braucht Ihr in dem Klima hier eine Scheune — da so," fuhr er fort, indem er die Stengel dicht unter den Kolben einknickte, daß die Kolben mit der Spitze zu Boden hingen, „da und da, — so macht's mit Eurem ganzen Mais; denn jeder Kolben hat eine eigene Scheune in den Hülsen, und wenn's eine ganze Woche darauf regnen sollte, der innere Theil bleibt salztrocken. So kann ihm aber auch kein Vogel mehr etwas anhaben, und die kleinen Waschbären lassen ihn in dieser Jahreszeit auch zufrieden, denn die Körner sind schon zu hart. — Alle Wetter, da habt Ihr Euch ja auch schon Tabak gebaut; der sieht aber bös aus!"

„Ja," brummte Wohlers verdrießlich, „der Henker kann alle Morgen die verwünschten Raupen absuchen, die sich hier zu Lande auf die Blätter setzen, und wenn man's nur einen einzigen Tag versäumt, haben sie schon am zweiten große Löcher hinein gefressen. Damit ist's nichts, und das müssen wir lassen, bis wir einmal mehr Zeit darauf verwenden können; leid thut mir's aber, denn unsern Tabak hätten wir uns hier recht gut ziehen können."

„Bah," sagte der Pennsylvanier lachend, „nichts leichter als das, aber es geht damit wie mit allen anderen Sachen in Amerika; es muß eben richtig angefangen werden. Euer Nachbar, der andere Deutsche, hat ja eine Menge zahme Truthühner, nicht wahr?"

„Ja wohl, gewiß ein zwanzig Stück."

„Nun gut, von dem kauft Euch ein halb Dutzend, baut dann Euern Tabak so nahe Ihr könnt zum Haus, oder zu einer Stelle, wo Ihr die Truthühner gewöhnlich füttert, und dann mögt Ihr so viel Tabak ziehen, wie Ihr wollt."

„Aber was sollen die Truthühner dabei helfen?"

„Was die helfen sollen? die halten ihn rein,“ sagte der Amerikaner. „Sowie sich die ersten Raupen zeigen — und die klugen Racker suchen schon selber nach — gehen sie jeden Morgen in's Feld; jeder von ihnen nimmt dann eine Reihe, als ob sie dazu angelernt wären, und jedes Blatt drehen sie um, und wenn sie fertig damit sind, könnt Ihr Euch darauf verlassen, daß sie auch nicht die kleinste sichtbare Raupe daran zurückgelassen haben.“

Wohlers schüttelte mit dem Kopf; er hatte bis jetzt geglaubt, er verstände Alles, was zur Landwirthschaft gehöre, und nun kam der junge Bursch, der sein Sohn hätte sein können, und schulmeisterte ihn nach Noten. Aber das Schlimmste war, daß er immer Recht hatte.

Als sie zum Haus zurückkehrten, ging Georg wieder daran, die Melkbutte fertig zu machen, und es war eine Freude, ihm nur zuzusehen, wie er sich dabei half. Ehe Wohlers nur recht wußte, was er dazu brauchte, hatte er sich schon selber aus zwei Messern und ein paar Stücken Holz einen Zirkel zusammengebunden, um den Boden damit abzuzeichnen, und als er ihm einen Meißel gab, war der in ein paar Minuten fertig, sonst hätte er ihn auch mit seinem Jagdmesser zugestochen; die Dauben schnitzte er sich auf der Bank zurecht, und vor Abend war der Kübel fertig. Er sah allerdings ein wenig plump aus, verrichtete aber doch vollkommen seinen Dienst.

4.

Neue Hülfsmittel.

Den Abend saßen die Leute noch lange auf und plauderten mit einander, und die Deutschen fanden bald, daß der praktische Amerikaner in allen Sätteln gerecht sei; denn er konnte

den Frauen eben so gut Anleitung in ihren Beschäftigungen geben wie den Männern. Dabei saß er auch nicht einmal müßig, denn er hatte sich ein Stück Hickoryholz mit in's Haus gebracht, aus dem er, nur mit seiner Axt, einen jener praktisch gebogenen sogenannten Yankee handles oder Axtstiele zuhieb, dann mit dem Schnitzmesser weiter half, den fertigen nachher mit dem Stück einer zerbrochenen Flasche glättete und wieder in die Axt einpaßte und festkeilte.

Dabei kam das Gespräch auch auf das Gerben der Felle, was dem Gerber nicht aus dem Kopf wollte; denn er wenigstens glaubte, daß ihm in seinem Geschäft kein so junger Laffee 'was vormachen könne.

„Eigentlich," sagte Georg, „müßte ich morgen wieder nach Haus, denn ich habe dort Einiges zu thun, aber — da ich doch einmal gerad' da bin, läßt sich's vielleicht einrichten. Habt Ihr denn Felle?"

„Ein Hirschfell wär' da," meinte Wohlers, „was der Junge vor vier Wochen etwa geschossen hat; mit der Jagd hier herum ist's aber faul, denn man kann acht Tage nach so einem Racker von Hirsch laufen und kriegt ihn noch immer nicht."

Georg lachte; aber es war spät geworden — so lange hatten sie noch nie zusammen aufgesessen, und es wurde Zeit, sich endlich nieder zu legen. Die Frauen wollten nun freilich ein Bett für den Gast herrichten, und Margarethe schleppte schon ein großes dickes Federbett herbei; Georg lachte aber laut auf, als er das sah, und meinte, da wolle er es sich doch lieber bequemer machen, denn in dem Dinge da könne er keinen Athem holen. Kaum fünf Minuten später hatte er auch schon seinen Sattel auf die Erde gelegt, die Satteldecken als Matratze ausgebreitet, in seine eigene Decke wickelte er sich, und da lag er vor dem Feuer und erklärte, er verlange in seinem ganzen Leben nicht weicher zu liegen.

Als Wohlers am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang sein Lager verließ, war der Gast aber verschwunden; der Sattel mit den Decken lag in der Ecke, und sie sahen nur, daß er, ehe er das Haus verließ, das Feuer zusammengeschürt und frisches Holz aufgelegt haben mußte, denn es brannte



G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

99. u. 100. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.



hell und sie konnten das Kaffeewasser gleich aufsetzen. Das aber war noch nicht einmal geschehen, als sie seine Stimme schon vor dem Haus hörten, und als Margarethe in die Thür sprang, kam er eben heran, seine Büchse in der linken Hand und auf den Schultern einen jungen, prächtigen Hirsch tragend, den er vor dem Haus zu Boden warf.

„Sie laufen Euch ja ordentlich um die Farm herum,“ rief er dabei, „und man hat eigentlich weiter gar nichts zu thun, als sie todt zu schießen.“

Bis der Kaffee fertig war, hatte er den Hirsch auch aufgehangen, abgestreift und ein paar saftige Stücken ausgeschnitten und in der Pfanne angestellt, und gleich nach dem Frühstück erklärte er, daß er die Felle gerben wolle.

Den Kopf des Hirsches hieb er dabei auseinander und nahm das Gehirn heraus, das er auf einen flachen Stein strich und am Feuer halb buk halb trocknete, dann ging er wieder mit der Axt in den Wald und kam gleich darauf mit einem jungen Dogwood-Stamm zurück, den er abschälte und einen Gerbebaum daraus herrichtete. Ein Messer, zum Abstoßen der Narben, machte er sich selber aus einer alten Messerklinge, die er mit der scharfen Seite in ein gebogenes Stück Holz hineinschlug, und weichte dann das alte, schon getrocknete Fell ein, um es mit dem frischen in Angriff zu nehmen.

Die Narben abzustoßen, ließ sich der Gerber nicht nehmen, und wunderte sich dabei, daß es so gut, mit einem so rohen und ungeschickt aussehenden Instrument ging, und Georg bereitete indessen das Gehirn zu, das er in ein kleines Leinwandsäckchen nähte. In dem einen Kochtopf wurde dann etwas lauwarmes Wasser gemacht und das Gehirn darin ausgedrückt, bis das Wasser milchig wurde, und nun arbeitete er beide abgenarbte Felle darin umher, bis er die Luft durch die geöffneten Poren des Felles an allen Stellen, selbst oben auf der Hüfte, wo es am härtesten ist, hindurchpressen konnte.

Jetzt kam freilich die schwerste Arbeit. Beide Felle wurden allerdings erst ordentlich ausgerungen und dann in die Luft gehängt, um oberflächlich abzutrocknen: ganz trocken durften sie aber so nicht werden, oder man hätte sie nicht weich bekommen. Nun galt es deshalb, sie auf einem oben geschärf-

len Brettstück so lange zu reiben und zu ziehen und darüber zu streichen, bis sie vollkommen trocken, aber jetzt auch schneeweiß und so weich wie Sammet waren. Allerdings sahen sie nun vollständig gegerbt aus; beim ersten Mal, daß sie naß wurden, wären sie aber auch wieder hart geworden, und dem mußte das Räuchern vorbeugen. Georg grub zu dem Zweck ein etwa anderthalb Fuß tiefes und etwa acht oder neun Zoll breites Loch in den Boden, nähte dann die beiden Felle zusammen, daß sie, mit den Köpfen nach oben, einen langen, unten offenen Sack bildeten, zündete ein Feuer unten in dem Loch an, auf welches er eine Partie abgeschälte trockene Maiskolben und faules Holz warf, das recht qualmen mußte, und hing dann den Ledersack darüber, damit sich der Rauch darin fing.

So lange mußten auch die Felle darüber bleiben, bis die bräunliche Rauchfarbe sie an allen Stellen durchdrungen hatte, und jetzt waren sie zum Gebrauch fertig und verloren nie wieder, wenn auch zwanzigmal durchnäßt und wieder getrocknet, ihre Geschmeidigkeit.

Noch lange vor Abend war Georg, der aber beim Trockenreiben natürlich von den Anderen unterstützt wurde, mit den beiden Fellen fertig geworden und schulterte seine Büchse, um noch einmal in den Wald zu gehen, heute aber mehr um die Gegend kennen zu lernen, als irgend etwas zu schießen. Trotzdem hörten sie noch vor Dunkelwerden den Knall seines Gewehrs, und als er mit einbrechender Nacht zurückkam, brachte er einen erlegten Truthahn mit und versicherte Frau Wohlers auch, daß sie morgen Zucker zu ihrem Kaffee haben sollte.

„Zucker zum Kaffee?“ rief die Frau erstaunt, „ja, wo wollen Sie denn aber den hernehmen?“

„Werden schon sehen,“ nickte der junge Amerikaner und ließ sich auch für heut Abend auf gar keine weitere Erklärung ein. Mit nächstem Tagesgrauen war er aber wieder munter und weckte jetzt auch die Uebrigen. Dann ließ er sich einen Eimer geben und forderte die Deutschen auf, ihre Aexte und seinetwegen auch die Schrotsäge mitzunehmen; denn sie mußten einen Baum fällen, und er wollte gern einmal sehen, wie rasch sie damit fertig würden.

„Einen Eimer? aber wozu?"

„Ei, um den Zucker hinein zu thun," lachte der Pennsylvanier, schob seine Axt in den Gürtel, hing sich den Eimer an den Arm, schulterte seine Büchse und schritt, lustig vor sich hin pfeifend und von den Uebrigen gefolgt, in den Wald hinein; selbst Margarethe war heute mitgegangen.

Weit hatten sie übrigens nicht; denn kaum vierhundert Schritt von der Farm entfernt, machte Georg schon unter einer ziemlich starken Eiche Halt, betrachtete sich den Baum, um ungefähr bestimmen zu können, nach welcher Richtung er am sichersten fallen würde, wenn umgehauen, und stellte dann den Eimer, neben den er seine Büchse lehnte, an eine sichere Stelle aus dem Weg.

„So," sagte er hier, als er seine Axt vorzog, „nun wollen wir einmal unser Werkzeug probiren; den Baum hier werde ich fällen, und gleich dort drüben habe ich einen andern ähnlichen gefunden, der genau so stark ist wie dieser hier. An dem hackt Ihr nun einmal mit Euren Aexten herum, zu Zweien oder zu Dreien, mit oder ohne Säge, wie Ihr wollt, und dann werden wir ja sehen, wer seinen Stamm zuerst zum Fallen bringt."

Die Deutschen gingen natürlich mit Freuden darauf ein; denn an ihr Handwerkszeug gewöhnt, hofften sie wenigstens in der Arbeit dem Amerikaner überlegen zu sein. Der bezeichnete zweite Baum, der gerade weit genug abstand, um mit seinem Wipfel, wenn er selbst hierherzu stürzen sollte, den andern Arbeiter nicht zu gefährden, wurde mit dem ersten gleich stark befunden; es war außerdem das nämliche Holz — Weißeiche, und nicht lange, so tönten die Schläge der Aexte lustig durch den Wald.

Wohlers arbeitete mit seinem ältesten Sohn und dem Gerber — Georg allein, und Margarethe hatte sich zu Georg gehalten, um diesem bei seiner Arbeit zuzusehen, wunderte sich aber, daß er vorher Feuer schlug, das Laub entzündete und dann eine Flamme mit aufgelegtem Reisig nährte. Dann erst begann er an seinem Baum.

Drüben fielen die Schläge viel rascher und immer doppelt, und zuletzt konnten sie nur noch eine Axt hören, während der

regelmäßige Ton der hin- und hergezogenen Schrotsäge zu ihnen herübertönte. Georg schlug nicht sehr rasch, aber, durch den langen, elastischen Stiel der Axt begünstigt, mit einem tüchtigen Schwung, so daß jeder zweite Hieb auch sicher einen breiten Span weit abspringen machte. Ein paar Mal hielt er auch ein und sah ängstlich nach dem Baum hinauf, ob dieser nicht doch etwa in seinem Sturz das Mädchen bedrohen könne, aber der junge Bursch hatte die natürliche Neigung des Stammes glücklich getroffen; an der Seite, wohin er fallen sollte, befanden sich auch die stärksten und schwersten Aeste, und noch sägten und hackten die dort drüben, drei Mann hoch, an ihrem Baum herum, als der Wipfel des seinigen plötzlich erzitterte und die Harzfasern zu reißen anfingen. Er sprang zurück und sah hinauf — noch hielt ihn vielleicht ein einziger Span im Gleichgewicht. Noch einmal holte die Axt aus und traf den Kern.

„Habt Acht, Margarethe! er kommt!“ rief Georg — die Fasern rissen wieder — jetzt neigte sich langsam der Wipfel der richtigen Seite zu, und nun, prasselnd und brechend und Alles was ihm in Weg stand mit sich zu Boden reißend, schmetterte er mit dröhnendem Schlag auf den Grund nieder.

Margarethe erschrak wohl ein wenig, wußte aber auch nicht, weshalb sie sich eigentlich darüber freute, daß der Fremde allein mit seiner Arbeit so viel früher fertig geworden, als da drüben ihr Vater und Onkel; ehe sie sich aber klar darüber wurde, summte es ihr plötzlich in einem wahren Schwarm um die Ohren und sie rief bestürzt aus:

„Hilf, Himmel, wir müssen in ein Wespennest gerathen sein, wie das summt!“

„Hei, da kommt auch der andere Baum!“ lachte Georg, der indessen schon seine Axt hingeworfen hatte und nach dem Feuer gesprungen war, und in der That prasselte jetzt auch der andere Baum nieder — „aber das sind keine Wespen, Margarethe, das sind Bienen, und denen wollen wir jetzt den Zucker abnehmen für Deine Mutter.“

Und ohne sich weiter um die wie tollen Insecten zu bekümmern, raffte er an Kohlen, Laub und faulem Holz zusammen, was er auf ein großes Rindenstück bekommen konnte, und sprang damit auf den obern Theil des Stammes zu, aus

dem und um den her die Bienen zu Tausenden schwärmten. Zugleich suchte er durch Blasen und Aufschieben so viel Qualm als möglich zu machen, und brachte das Rindenstück, während er sein Gesicht über den Rauch hielt, dicht vor die Oeffnung — ein kleines Loch, in welchem die Bienen ihren Stock hatten. Allerdings bekam er Stiche genug dabei, aber er achtete sie gar nicht, und das nächste Laub über seine Kohlen scharrend, erzeugte er damit einen solchen Qualm, daß er ordentlich darin verschwand.

Das konnten aber die Bienen nicht vertragen; die, welche schon draußen waren, suchten freie Luft und stiegen meistens in die Höhe, um dort oben wieder den altgewohnten Eingang zu ihrem Stock zu finden, und die noch mühsam aus dem zerschellten Bau krochen, flogen, betäubt von dem fatalen Rauch, mitten in den Wald hinein.

Wohlers kam auch herbei und war nicht wenig erstaunt, Georg also beschäftigt zu finden. Die Sache selber erklärte sich aber in wenigen Worten, und der Pennsylvanier, seine Axt jetzt wieder aufgreifend und immer noch im Rauch oben auf dem gefällten Stamm stehend, schlug rechts und links davon die breiten Späne los, daß er in kurzer Zeit die ganze Schatzkammer der fleißigen Bienen bloß und frei legte. Ja, als seine Axt zum ersten Mal in den dort oben hohlen Stamm fuhr und er sie wieder herauszog, tropfte ordentlich der helle, klare Honig davon ab.

Jetzt galt es, den Eimer zu füllen, und mit der Axt hob er — von den Bienen fast gar nicht mehr dabei belästigt — die prachtvollen Waben heraus und legte sie hinein, Christian mußte aber, was er springen konnte, damit zum Haus laufen und noch mehr Gefäße herbeiholen; denn der Stock erwies sich so reichhaltig, daß nicht die Hälfte des Honigs in den Eimer ging.

Wohlers betrachtete sich indessen mit nicht geringer Aufmerksamkeit die Axt, die in der That so viel rascher gearbeitet hatte, als sie Drei zusammen, und dabei war der Stamm unten so glatt abgehauen, als ob er gesägt wäre, während ihr Baum ziemlich so aussah, als ob ihn die Mäuse abgefressen hätten.

Georg erklärte ihm die vortheilhafte Eigenschaft der

amerikanischen Aexte leicht. „Sie sind breit, schwer und vorn an der Schneide dünn,“ sagte er, „aber nicht gleich dick von oben bis unten, wie Eure deutschen, daß sie bei jedem kräftigen Hieb festsitzen und mit Gewalt wieder herausgerissen werden müssen, sondern sie haben hier in der Mitte, etwa drei Zoll von der Schneide, den höchsten und dicksten Punkt an einer ganz kleinen, allmälig ablaufenden Stelle. Bis dorthin fährt die Axt hinein in's Holz und bleibt dann blos an der einzigen Stelle hängen, von wo sie die leiseste Bewegung der Hand wieder frei macht. Wolltet Ihr aber mit Eurer deutschen Axt, die außerdem halb so schmal ist, eben so tief einhauen, wie ich mit einer solchen, so brauchtet Ihr jedesmal zwei Mann dazu, um sie nur wieder aus dem Holz heraus zu bringen. — Aber da kommt der Christian mit den Schüsseln, und nun hinein mit dem Honig, daß wir ihn der Mutter nach Haus schaffen können.“

Dort angekommen, ging er in die kleine Speisekammer, denn er benahm sich schon so, als ob er ganz mit zur Familie gehörte, holte sich eine leere Flasche, die er früher gefunden und rein gemacht hatte, rahmte die Milch ab, schüttete die Sahne in die Flasche und schüttelte diese dann, bis er Butter hatte.

Margarethe sah ihm köpfschüttelnd zu, und es kam ihr in der That ordentlich wunderbar vor, wie ihm Alles so gelang, was er nur anfaßte und begann. Und dabei that er selber gar nicht, als ob er irgend etwas Außergewöhnliches geleistet hätte — Alles erschien und zeigte sich so natürlich, daß man es ihm wirklich ansah, er thue nur alltägliche Dinge, auf die er nicht im Entferntesten stolz zu sein brauche. Verstand er doch in der That nicht mehr, als alle die übrigen von Jugend auf im Wald erzogenen und auf sich selber angewiesenen Amerikaner.

Dem jungen Mädchen war es gar nicht recht, als er am nächsten Morgen erklärte, er müsse jetzt nach Hause und könne nicht länger da bleiben, da er sich eigentlich hier schon viel länger aufgehalten habe, als anfangs seine Absicht gewesen. Aber er machte Wohlers den Vorschlag, ihn hinüber zu seiner Wohnung zu begleiten. Unterwegs — denn er ge-

dachte gerade Richtung durch den Wald zu nehmen, wolle er dann die Bäume anzeichnen, so daß sie sich eine gerade Straße hinüber bildeten.

„Ach da wollt' ich könnt ich mit!" sagte Margarethe treuherzig, „ich möcht' gar so gern einmal sehen, wie Ihr Euch da drüben so ganz allein eingerichtet und was Ihr in der kurzen Zeit geschafft habt."

„Topp!" rief Georg rasch, „ich setz' Dich auf mein Pferd — der Braune ist geduldig wie ein Lamm, jedes Kind kann ihn reiten, und dann wandern wir zusammen hinüber. Ich schenk' Dir auch Samen von guten Wassermelonen, Kürbissen und Bohnen, die Ihr daheim im nächsten Jahre ebenfalls pflanzen könnt."

Wohlers ging darauf ein; er war vernünftig genug zu begreifen, daß ihm die Nachbarschaft des jungen praktischen Burschen vom größten Nutzen sein könne, und da er, wie ihm Georg versicherte, in gerader Richtung kaum anderthalb Stunden Wegs entfernt von ihm wohnen könne, war der Weg auch nicht der Rede werth. Er beschloß sogar noch seinen Sohn mitzunehmen, damit sie auf dem Rückweg den Pfad noch deutlicher anzeichnen und nachher gar nicht mehr verfehlen konnten.

In einer halben Stunde etwa brachen sie auf, und Georg hatte in der That die Entfernung ziemlich richtig tarirt, obgleich er noch nie in seinem Leben hierher gekommen. Merkwürdig war auch, wie genau er, ohne Compaß oder sonstiges Hülfsmittel, die einmal angenommene Richtung beibehielt und verfolgte. Er wanderte, seine Axt in der Rechten, mit welcher er dann und wann einen Span von einem der nächsten Bäume abhieb, ununterbrochen vorwärts und plauderte dabei mit dem an seiner Seite schreitenden Wohlers, während Christian der Schwester Pferd am Zügel führte.

Unterwegs frug er auch den Deutschen, ob sie ihre in Memphis liegenden Sachen noch nicht von dort abgeholt, und als es Wohlers verneinte und von sechs oder acht Wochen sprach, wo er hinüber wolle, rieth er ihm dringend an, das jetzt ungesäumt zu thun und keinen Tag mehr aufzuschieben. Jetzt war der Sumpf, durch welchen ihr gerader Weg lag,

so trocken, wie er nur je im Leben wurde — in kurzer Zeit konnten aber die Regen schon wieder einsetzen, und er brauchte dann zu dem Weg so viel Wochen, wie er jetzt im Stande war ihn in Tagen zu kreuzen.

Da trafen sie endlich auf einen kleinen Pfad, der sich quer durch den Wald zog, und Georg erkannte ihn augenblicklich — keine tausend Schritt von dort lag sein Haus, und bald entdeckten sie auch die kleine Lichtung vor sich, die das ausgerodete Feld in die Wildniß gebrochen hatte.

Und wie neu das Alles aussah — die frisch gespaltenen Fenzriegel um das Feld selber, das kleine Haus mit den neu gerissenen clap-boards oder Schindeln, der erst vor ganz kurzer Zeit aufgebaute Schornstein daran — aber auch wie wild und öde!

Als sie das Haus endlich erreichten und Georg den Pflock zurückgezogen hatte, der die Thür verschloß, blieb Margarethe auf der Schwelle stehen und rief erstaunt, aber auch wie erschreckt die Hände faltend:

„Und hier wohnt Ihr — hier habt Ihr die ganze Zeit gehaust, und das Alles, was hier geschehen, ist in den kurzen Monaten mit Euern zwei Händen selbst geschafft?“

„Ja, viel gefaulenzt hab' ich nicht, Grethel,“ sagte Georg halb verlegen; denn jetzt, wo er das junge hübsche Mädchen auf der Schwelle stehen sah, kam ihm seine Wohnung selber entsetzlich einsam und wüst vor; „aber ich konnte doch nur immer das Nothwendigste fertig bringen — ein Dach gegen das Wetter, und das Feld.“

Der Raum da drinnen sah in der That gar nicht so aus, als ob dort überhaupt Jemand wohne. Am Kamin standen zwei glatt abgehauene Baumklötze, die als Sessel dienten, und in der Ecke ein Bettgestell ohne Matratze, nur mit ein paar Hirschhäuten, die Fellseite nach oben, darüber gespannt. Das war das ganze Ameublement. Selbst die Wände dicht zu machen hatte der junge Ansiedler noch keine Zeit oder Lust gehabt; denn wie die rohen, unbehauenen Hölzer aufeinander gelegt waren, so lagen sie noch, mit den unvermeidlichen Spalten dazwischen, durch welche man, nach allen vier Richtungen hin, in's Freie sehen konnte. Von einer Diele war dabei natürlich

nicht die Rede, eben so wenig von einem Fenster, aber die Thür dagegen fest schließend mit hölzernen Angeln, die er sich ebenfalls nur mit seiner Axt und mit Hülfe des großen Bohrers zusammen gezimmert.

Desto besser sah es aber dafür im Feld aus, in das sie Georg gleich darauf hineinführte; denn er fühlte doch wohl, daß er in die Wohnung keine Gäste bringen konnte. Dort stand der Mais — die Kolben jetzt alle schon umgebrochen, und zunächst zum Haus rankten überall Bohnen daran empor. In reichster Fülle lagen aber große, herrliche Wassermelonen und wahrhaft riesige Kürbisse darin, und ein paar von diesen schnitt er jetzt ab und warf sie mit Mühe über die Fenz, wo sie beim Fall in Stücke brachen und, wie er sagte, seinen Schweinen zum Futter dienen sollten. Auch ein paar Kühe hatte er sich angeschafft, die liefen aber jetzt gerade, wie er meinte, im Wald herum, er wußte nicht recht wo, und mußte sie erst wieder aufsuchen.

Uebrigens nahmen sie ein paar der schönsten Wassermelonen mit zum Haus, um sie dort zu verzehren, und sie mundeten vortrefflich nach dem Marsch. Dann begleitete er seine Gäste wieder ein Stück Wegs zurück, bis sie die Richtung nicht mehr verfehlen konnten, und versprach ihnen dabei, recht bald wieder bei ihnen vorzukommen und zu sehen, wie es gehe.

Wohlers befolgte indessen seinen Rath und holte, gleich in der nächsten Zeit, seine noch dort zurückgelassenen Sachen von Memphis ab, mußte auch wieder entsetzlich viel Geld für die beiden Wagenladungen zahlen, aber das war jetzt nicht mehr zu ändern; weshalb hatten sie auch so viel unnützen Plunder mitgenommen, und im Stich konnten sie die Kisten nun doch nicht lassen.

Georg kam von da an oft herüber, aber nur an Sonntagen, und bat die Deutschen dabei nicht ein einziges Mal, ihn wieder zu besuchen; was hätten sie auch auf dem öden Platz gesollt. Aber den ganzen Winter war er fleißig, und als das Frühjahr kam und Wohlers' Christian einmal zufällig auf der Jagd dort hinüber gerathen war, konnte er bei seiner Rückkehr nicht genug erzählen, wie sich die Farm da drüben verwandelt hätte. Das Haus war nicht allein beworfen und noch ein

anderes daneben gestellt, eine Diele gelegt, ein Fenster eingeschnitten, eine kleine Veranda daran gebaut, sondern auch ein Garten angelegt, Hühner und Truthühner belebten den Hof, und gerade als er angekommen, habe Georg draußen in einer kleinen Umzäunung gesessen, in welcher ein paar Kühe standen, und eine davon selber gemolken.

Wie er da drüben aber für sich gearbeitet, hatte er auch seinen Nachbarn, den Deutschen, mit Rath und That beigestanden, und nachdem diese nur erst das unangenehme Gefühl überwunden, bei einem so jungen Mann noch „in die Schule zu gehen", besaßen sie doch auch Verstand genug einzusehen, daß Alles, was er sagte, Hand und Fuß hatte, und wenn sie ihm einmal nicht folgten, mußten sie gewiß dafür durch eigenen Schaden klug werden.

Georg war dadurch eigentlich schon wie ein Mitglied ihrer Familie geworden, und als er im nächsten Sommer sein Feld fertig bestellt und seine kleine Behausung so wohnlich hergerichtet hatte, wie das im Wald nur immer möglich ist, wunderten sie sich gar nicht mehr, daß er eines schönen Tages in seinem „Sonntags-Jagdhemd" zu ihnen herüber kam und — in seinem Leben zum ersten Mal verlegen — um Margarethens Hand anhielt.

Von der Zeit an haben die Deutschen, zu denen sich Georg Hillmann jetzt rechnet, eine ordentliche Colonie in jener Gegend gebildet, und ihre Farmen sind die am besten bewirthschafteten und blühendsten in ganz Arkansas. Georg Hillmann hat jetzt aber auch Gardinen vor seinem Fenster und spiegelblank gescheuerte Blechkannen, gerade wie es seine selige Mutter in Pennsylvanien gewohnt gewesen.

Das böse Gewissen.

1.

Wie der Justus Merkel im Walde wildern ging.

Justus Merkel war früher einmal Kürschnermeister gewesen und hatte ein ziemlich blühendes Geschäft gehabt, das aber nach und nach zurückging, weil Merkel viel lieber die Thiere selber schoß, als ihre Felle zubereitete. Mit dieser Leidenschaft lag er den ganzen Tag auf der Jagd und vernachlässigte dadurch natürlich seine Werkstätte der Art, daß bald Niemand mehr etwas bei ihm arbeiten lassen wollte. Er machte sich aber nicht viel daraus; er besaß ein kleines Vermögen, von dem er nothdürftig leben konnte, und es sagte ihm deshalb weit mehr zu, einen Nebenverdienst in einem Diminutivhandel mit den benachbarten Förstern zu suchen, denen er die Pelze der verschiedenen Raubthiere: Fuchs, Marder, Otter und so weiter, wie abgeworfene Hirschgeweihe abkaufte, um diese dann wieder in der Stadt zu verwerthen.

Das Leben behagte ihm; Familie besaß er nicht; er konnte nun die ganze Woche ungestört im Land herumstreifen und zehrte dort draußen noch außerdem viel billiger als in der Stadt.

Aber „die Katze läßt das Mausen nicht“, und der Jagdteufel stak zu fest in ihm, um so leicht mit der Wurzel herausgerissen zu werden. — Früher hatte er selber eine kleine Jagd gehabt und war dann, als guter Schütze, auf manche andere Jagden in der Nachbarschaft eingeladen worden. Mit seinem Geschäft verlor er auch die Mittel, eine Jagd zu bezahlen,

und mußte sie aufgeben, und dadurch fielen dann selbstverständlich die Einladungen für ihn weg, so daß er jetzt das ganze Jahr keine Flinte mehr in die Hand bekam. Das hielt er auf die Länge der Zeit nicht aus, denn die Verführung war zu groß für ihn.

Wenn er die einzeln im Wald wohnenden Förster aufsuchte, geschah es gar nicht so selten, daß er unterwegs auf den verschiedenen kleinen Waldblößen, die er passiren mußte, ganze Rudel von Rehwild antraf, das sich vertraut dort äste — Hasen gab es außerdem in Menge, und Lampe schien es ordentlich darauf abgesehen zu haben, ihn zu ärgern, denn manchmal, im Wald drin, setzte sich einer der Burschen gerad' vor ihn hin, machte ein Männchen und hoppelte dann, wenn er sich bewegte, langsam in das nächste Dickicht hinein. — Das war zuviel für Menschennatur, und er entschloß sich endlich, dem ein Ende zu machen. — Er wußte nur noch nicht wie, denn vorsichtig mußte er jedenfalls zu Werke gehen — entsetzlich vorsichtig, und durfte sich unter keiner Bedingung dabei erwischen lassen.

Justus Merkel war aber nicht lange um eine Aushülfe verlegen, und wenn er auch nicht wagen durfte, seine Vorbereitungen dazu hier zu treffen, wo er fürchten mußte verrathen zu werden, so trieb er seinen kleinen Handel umsichtig in ein benachbartes Herzogthum hinein und bestellte sich dort bei einem Büchsenmacher eine Waffe, wie er sie brauchte, nämlich einen kleinen Teschin zum Auseinandernehmen, der nur mit einem zwanzigfachen Zündhütchen abgefeuert wurde, und deshalb auch keinen besondern Lärm machte. Er knallte nicht viel stärker als eine ordentliche Peitsche und trieb doch die Kugel auf sechzig Schritt sicher, und stark genug, um einen Rehbock in seinen Fährten nieder zu werfen.

Den Teschin konnte er bequem in seinen alten Jagdranzen schieben, und zum Gebrauch war er trotzdem in einer halben Minute fix und fertig, und wenn er etwas schoß? — Ei, dann fanden sich auch immer schon Mittel und Wege, um es zu transportiren; er mußt' es nur erst haben.

Das ging auch eine Weile prächtig; die Förster selber hatten auf den Mann — der außerdem ein komischer Kauz

war, voller Jagdschnurren stak, und mit dem sie sich vortrefflich amüsirten, ja, der ihnen außerdem gute Preise für ihr Pelzwerk bezahlte — nicht den geringsten Verdacht. Wie oft begegneten sie ihm auf den verschiedenen Waldpfaden im Holz, und immer ohne Gewehr, das er auch nicht tragen durfte. Schießen hörten sie auch nicht, und wenn die Kreiser auch manchmal im Wald eine Stelle trafen, wo ein Reh heimlich aufgebrochen und zerwirkt worden, so schoben sie das immer auf die „verwünschten Bauern", die nichtsnutziger Weise im Gehölz Schlingen stellten und das arme Wild auf die Weise abwürgten. Sie richteten ihre ganze Aufmerksamkeit auch deshalb auf die Holzränder, die an Bauernfelder stießen, und Merkel konnte dadurch in der Waldung selber desto ungefährdeter seiner verbotenen Leidenschaft folgen.

„Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht!" Merkel hatte den Wilddiebstahl jetzt Jahre lang ungestraft, ja sogar unbeargwöhnt getrieben und war dadurch immer dreister geworden. Ja, er fand sogar in einem befreundeten Wildprethändler einen stillschweigenden Compagnon, der zu bestimmten Abenden mit seinem kleinen Wagen hinaus an einen bestimmten Platz fuhr, und dann wieder draußen vor der Stadt einen Garten gemiethet hatte, in welchem man das erlegte Wild bequem unterbringen konnte, um es von dort, wenn die Luft rein war, in die Stadt zu schaffen.

Das ging Alles vortrefflich, und Merkel fand bald, daß er auf diese Weise mehr verdiene, als ein Kürschnermeister. Er kannte die einzelnen Waldstriche jetzt so genau, daß er nach Wild beinah gar nicht mehr zu *suchen* brauchte. Er *wußte*, wo es seinen Stand hatte, wo es Abends aus- und einwechselte, und sein Geschäft erhielt dadurch eine bestimmte Sicherheit.

So war er auch wieder eines Abends bei hellem Mondschein in das Heunitzer Revier hinüber gegangen, und zwar einem District zu, der an die Königlichen Waldungen stieß. Dort hatte er schon mehrfach Hochwild gespürt und auch einzelne Rudel davon gesehen, aber trotzdem nie gewagt, ein Stück davon zu schießen, weil er nicht wußte, wie er es fortbringen sollte. Heute war das etwas Anderes; gar nicht so

weit von der Stelle, wo das Hochwild seinen Wechsel hatte, hielt der schon herausbestellte und mit einem Pferd bespannte Wagen, und zwar dicht bei der Windmühle, mit deren Besitzer der Wildprethändler verschwägert war. Es hätte Alles nicht besser zusammenpassen können, und wenn Merkel nur überhaupt zum Schuß kam, so zweifelte er auch keinen Augenblick, daß er an diesem Abend einen guten Verdienst machen und noch außerdem seinen Spaß dabei haben würde.

Er war mit dem Wagen bis zur Windmühle gegangen, ließ sich aber dort nicht sehen, denn der Windmüller brauchte nicht mehr von seinen Geschäften zu wissen als nöthig, schlug sich dann gleich links in den Wald, bürschte sich leise durch das hohe Stangenholz der Richtung zu, wo er wußte, daß das Wild auf einem frischen Schlag heraustrat, und hielt erst noch im dunkeln Schatten der Bäume an, als er den ziemlich breiten Fuhrweg erreichte, der von der Stadt aus direct nach dem etwa noch eine halbe Stunde entfernten Forsthaus führte.

Hier blieb er stehen, genau so, wie es das Wild selber macht, wenn es einen offenen Raum betritt und erst vorsichtig umheräugt, ob es nach keiner Seite hin eine Gefahr entdecken kann. Er mußte vorher erst wissen, ob Niemand die lange, vom Mond hell erleuchtete Straße herauf- oder herabkam. Erst wenn er sich darüber sicher fühlte, konnte er den Weg kreuzen, und dann hatte er auch nicht weit mehr zu dem Schlag.

Wie er aber nur den äußern Waldrand betrat, schrak er auch schon wieder scheu zurück, denn kaum hundert Schritt nach rechts zu kam eine Gestalt mitten auf dem Weg herab — ein Forstmann jedenfalls, denn er konnte den Gewehrlauf im Mondenlicht blitzen sehen. Was zum Teufel führte den noch so spät Nachts hier heraus, und wer war er und woher kam er?

Jedenfalls mußte er ihn ruhig vorüber lassen, drückte sich deshalb hinter dort gerade stehendes Gestrüpp nieder und war nun vollkommen sicher, daß er vom Weg aus unmöglich bemerkt werden könne. Dicht und versteckt lag er im Schatten der dunkeln Waldung, während er doch Alles, was die Straße passirte, selber im Auge behalten konnte.

Jetzt kam der späte Wanderer, der sich aber hier in seinem vollen Recht wußte und ruhig die Straße verfolgte, heran, und Merkel erkannte auch den Kreiser Kaurich aus der nächsten Försterei, der wohl sein Revier begangen hatte und nun auf dem directen Weg nach Hause zurückkehrte. Es war spät geworden, und was sollte er sich länger als nöthig hier im Wald aufhalten, wo daheim seine Suppe und vielleicht auch ein Glas einfachen Bieres auf ihn wartete? Der Wilddieb rührte sich nicht in seinem Versteck. Er wußte recht gut, daß er von dem Kreiser nichts zu fürchten hatte, sobald er ihn nur ruhig vorüber und eine Stecke fort ließ, und blieb deshalb auch wohl noch zehn Minuten liegen, als der Forstbeamte schon lange im Waldesschatten verschwunden war.

Aber selbst dann noch glitt er vorsichtig und gebückt über den Weg und horchte auf der andern Seite wieder, ob er Alles sicher wußte — doch es war sicher. Der Kreiser kam auch möglicher Weise aus der nahen Stadt, wo er wöchentlich zweimal Besorgungen hatte, und mußte sich heute entweder verspätet oder auch vielleicht im Revier aufgehalten haben — jetzt kehrte er aber gewiß ohne Weiteres nach Hause zurück, und Merkel konnte deshalb ungestört seinen eigenen Geschäften nachgehen.

Das that er denn auch ohne Säumen. Es hatte den Morgen etwas geregnet, und das Laub war noch feucht; geräuschlos und vorsichtig glitt er durch den kaum noch hundertundfünfzig Schritt breiten Waldstreifen, der ihn von dem Schlag trennte, und erschrak wirklich, als er einen Blick über die Lichtung warf, denn dort draußen stand ja wahrhaftig schon das Wild, und er hätte keine Viertelstunde später kommen dürfen.

Etwas links von ihm, vielleicht hundertundfünfzig Schritt auf dem Schlag draußen, ästen sie sich, und da er völlig gedeckt und gerade unter den Wind stand, konnten sie von ihm gar keine Witterung bekommen. Ein paar Wildkälber spielten mit einander und das alte Thier zog vertraut nebenher: ein sicheres Zeichen, daß sie nicht die geringste Gefahr ahnten oder fürchteten.

Dort drüben befanden sie sich allerdings nahe genug am

Holzrand, um sie von da aus schon mit seinem Teschin erreichen zu können, und er hätte vielleicht gut an sie anbürschen können; aber er wollte doch lieber den Kreiser noch ein Stück fortlassen. Der Knall seiner Büchse tönte freilich nur wenig durch den Wald, besser blieb aber besser, und er hatte auch nichts zu versäumen, hielt sich deshalb still und regungslos und dachte seine Zeit abzuwarten — und dafür sollte er gleich darauf belohnt werden.

Ob das Wild dort, wo es sich befand, durch irgend etwas gestört worden war oder auch seinem gewöhnlichen Wechsel folgte: genug, das Rudel zog sich plötzlich, wenn auch langsam, von der Stelle fort, auf welcher es sich bis dahin aufgehalten, und zwar direct dem versteckten Wilderer zu. Merkel fühlte, daß ihm das Herz heftig in der Brust klopfte, aber er rührte und regte sich nicht, und nur im Schatten einer jungen, dichtbelaubten Buche machte er sich fertig, spannte geräuschlos den Hahn und schob dann das Rohr soweit als möglich vor, bis er ein Blinken des Mondenlichts auf seinem Korn erkennen konnte. Jetzt wußte er, daß er einen sichern Schuß hatte, und wie das Rudel auf kaum etwa dreißig Schritt langsam an ihm vorüberzog, hielt er auf einen starken Hirsch — den dritten im Trupp — und drückte ab.

Allerdings war der Knall des Teschins nicht so laut, aber in so unmittelbarer Nähe abgefeuert doch laut genug, um die scheuen Thiere aus ihrer geträumten Sicherheit aufzuschrecken. Jäh zurückprallend fuhren sie zur Seite und flohen dann in voller Flucht schräg über die Lichtung fort zum Holz, wo sie im Dickicht gleich darauf verschwanden.

Der angeschossene Hirsch, obgleich er, wie er die Kugel bekam, scharf zeichnete, hielt sich auf etwa fünfzig Schritt noch mit dem Rudel zusammen, dann aber blieb er zurück — er stolperte über eine im Weg stehende Wurzel, die er mit den flimmernden Augen nicht mehr erkennen konnte, raffte sich noch einmal auf, taumelte eine kurze Strecke weiter und brach dann zusammen.

Er war damit bis auf etwa sechzig Schritt von einer kleinen Dickung abgekommen, die auf einem älteren Schlag emporwucherte. Merkel aber, ohne auch nur einen Moment

Zeit zu versäumen, lud in alter Gewohnheit — noch während der Hirsch flüchtig war — seinen Teschin wieder, und dann am Holzrand hingleitend, bis er der Stelle nahe war, wollte er sich erst überzeugen, daß seine Beute auch wirklich verendet sei, um nachher den Wildprethändler zur Hülfe herbei zu holen. Allein hätte er mit dem schweren Stück doch nichts anfangen können.

Merkel war übrigens ein zu sicherer Schütze, um auf die kurze Entfernung hin, in der er geschossen, nicht seiner Kugel gewiß zu sein. Sie saß auf dem Punkt, und als er den Platz erreichte, wo der Hirsch lag, fand er ihn schon verendet, während sich das Mondenlicht in dem grünen gläsernen Auge spiegelte.

„Bravo," nickte er leise vor sich hin, „der kam genau zur rechten Zeit, und Hasenmüller wird nicht schlecht gucken, wenn ich ihm eine solche Ladung für die Nacht gebe. Das lohnt doch auch der Mühe, denn solch ein lumpiger Rehbock ist wahrhaftig nicht werth, daß man sich bei ihm der Gefahr aussetzt, erwischt zu werden."

Er richtete sich wieder auf und warf den Blick umher, um sich erst einmal zu orientiren, nach welcher Richtung hin er am schnellsten die Windmühle erreiche, und als er die ungefähr bestimmt hatte, drehte er sich ab und schritt quer über die Lichtung hinüber, graden Weges dort hinaus und auf den nächsten Holzrand zu, wo er wieder einen kleinen Pfad wußte, der ihn, unmittelbar der Windmühle gegenüber, in's Freie brachte.

Da plötzlich stutzte er — er hörte rasche Schritte im Laub der jetzt gar nicht fernen Waldung — war das vielleicht ein einzeln stehendes oder versprengtes Stück Wild, das er aufgescheucht, oder das Witterung von ihm bekommen hatte? Er blieb horchend einen Augenblick stehen, und unwillkürlich — wenn er auch nicht daran dachte, auf ein zweites Stück zu schießen — hob er seine kleine Büchse im Anschlag empor. Da theilten sich kaum dreißig Schritt von ihm die Büsche, und er erkannte eine dunkle Gestalt, die aus dem Schatten des Waldes voll in das Mondenlicht hineinsprang und ihn mit donnernder Stimme anrief:

„Hab' ich Dich, Canaille? Steh, oder ich schieße Dir eine Ladung Schrot in den Leib!"

Es war der Kreiser — Merkel erkannte ihn auf den ersten Blick — die Gestalt ließ sich nicht verkennen. Er sah sich verrathen, verloren, und kaum wissend, was er that, nur in dem unbestimmten Gefühl der Selbsterhaltung, das natürlich in dem Moment keine Folgen berechnet, hob er seinen Teschin und erschrak selber, als schon im nächsten Moment der scharfe, kurze Knall der Waffe durch den Wald tönte.

„Jesus Maria und Joseph!" schrie der Kreiser, ließ die Flinte fallen und brach zusammen; und jetzt erst begriff der Wilddieb, was er gethan, welches furchtbare Verbrechen er verübt, und welcher Strafe er entgegengehe.

Und war der Mann wirklich todt? — Er dachte in dem Augenblick gar nicht an Flucht — nur die Gewißheit wollte er haben, ob er einen Mord verübt, und dann — ja was er dann weiter thun würde, das wußte er selber nicht. In einer wahren Todesangst sprang er auf sein Opfer zu — der Mann lag auf dem Gesicht, er war nach vorn übergestürzt — und hinten im Rock — gerade neben dem Rückgrat hatte er ein Kugelloch — und klebriges Blut hing darum. Er drehte ihn um — heiliger Gott! die Kugel war ihm vorn, gerade in der Nähe des Herzens, mitten durch die Brust und dann hinten wieder herausgefahren — er lebte noch — aber konnte er mit der Wunde leben bleiben? es war nicht möglich. Mitten durch's Herz war sie gegangen, und seine eigene kleine Büchse aufgreifend, floh Merkel in wilder, blinder Hast damit in das Dickicht hinein und durch dieses in den Wald.

Er dachte auch in der That im ersten Augenblick gar nicht mehr an den Hirsch, oder selbst an seinen auf ihn wartenden Bundesgenossen. Nur fort wollte er, fort von der Schreckensstelle, und erst als er draußen das freie Feld erreichte, fiel ihm der Hasenmüller ein, den er doch nicht die Nacht durch konnte warten lassen.

Er eilte jetzt nach der Windmühle hinüber und gab dort das verabredete Zeichen. Der Wildprethändler kam auch heraus, erfuhr aber kaum, was draußen geschehen sei, denn

ihm konnte es Merkel nicht verheimlichen, als er auch nichts mehr von dem erlegten Hirsch wissen wollte.

„Hol's der Teufel! Merkel," rief er aus — „mit der Geschichte mag ich weiter nichts zu thun haben, und wenn ich ein Dutzend Hirsche dabei umsonst bekommen könnte. Das ist faul. Wenn sie den Kreiser im Wald finden, bringen sie die ganze Polizei auf die Füße, und wo sollte man da in der Geschwindigkeit mit dem Hirsch hin? Fänden sie aber auch nur ein Stück von dem Wildpret, so kämen sie augenblicklich auf die richtige Fährte, und dann könnten wir uns Beide gratuliren. Macht Ihr, was Ihr wollt, ich fahre aber nach Hause und weiß von gar nichts —" und damit kehrte er auch ohne Weiteres in die Mühle zurück, schirrte sein Pferd ein und rollte kaum eine Viertelstunde später der Stadt wieder zu. Er wartete nicht einmal auf seinen Gefährten, den er bei dem hellen Mondschein nicht auf sein Geschirr nehmen wollte, denn wenn sie Beide von irgend Jemand zusammen gesehen wurden, wäre es nicht schwer gewesen, sich daraus einen ganz gefährlichen Verdacht zusammen zu stellen.

Merkel verfolgte seinen Weg allein, aber mit einer ganzen Hölle im Herzen, denn jetzt erst, bei ruhigerem Blute, wurde er sich des Furchtbaren klar, was er begangen hatte, und dessen Folgen jetzt über ihn hereinbrechen mußten.

Er war ein Mörder — er hatte einen Menschen, eines elenden Stück Wildprets wegen, durch die Brust geschossen, und damit ihn nicht allein getödtet, sondern auch seiner Familie den Ernährer genommen. Und was jetzt? konnte er den Schaden wieder gut machen? — nie; er besaß nicht einmal die Mittel dazu, wenigstens der Familie zu helfen; und was wurde erst aus ihm, wenn sie ihn als Thäter entdeckten? das Zuchthaus — vielleicht das Beil des Henkers wartete auf ihn, und wie er fühlte, daß ihm der Angstschweiß über den ganzen Körper ausbrach, eilte er, so rasch ihn seine Füße trugen, nach der Stadt zurück.

Unterwegs mußte er eine kleine Brücke passiren — dort hinunter warf er den unglückseligen Teschin und kletterte dann selber zum Wasser nieder, um seine Hände von etwaigen Blutflecken zu reinigen. Erst jetzt fühlte er sich so weit beruhigt,

wenigstens seine Heimath aufsuchen zu können, und dort mußte sich dann entscheiden, was weiter mit ihm wurde.

In seinem kleinen Kämmerchen angekommen, warf er sich aber auf sein Bett und weinte bitterlich — weniger jedoch über sein eigenes Unglück, als das, welches er anderen Menschen in blind erregter Leidenschaft zugefügt. Justus Merkel war ja nicht bös von Herzen; er hatte schon manchem armen Mann, selbst mit Opfern für sich selber, geholfen; nur der Jagdteufel — ein ganz besonders kräftiges und hartnäckiges Individuum — trieb ihn in diese eine gefährliche Bahn, auf der er weiter und weiter schritt, ohne den Abgrund zu sehen, in den er über kurz oder lang hinunter stürzen mußte.

Jetzt war es geschehen — plötzlich und unerwartet, und so rasch über ihn herein gebrochen, daß ihm nicht einmal eine Wahl gelassen wurde, das Aeußerste zu vermeiden. Er konnte sich ja kaum besinnen, das Gewehr abgedrückt zu haben — aber wer sonst sollte es gewesen sein? — Der Teufel, der ihn verführt? — Der Mensch ist nur zu sehr geneigt, das, wozu ihn selber seine eigene böse Leidenschaft getrieben, dem Teufel in die Schuhe zu schieben. Der aber hält es nicht einmal der Mühe werth, sich zu vertheidigen, und kann außerdem nicht vor Gericht gestellt werden. — Die Sache bleibt also jedesmal an dem bewußten oder unbewußten Werkzeug selber haften.

Merkel lag noch immer auf seinem Bett — Mitternacht war schon lange vorüber, und mit der Reue über das Geschehene nagte an seinem Herzen die bittere Angst — ja erschreckt fuhr er empor, als er plötzlich den Schlüssel eines spät nach Hause kommenden Mitbewohners in der Hausthür klappern hörte. — Kamen sie schon, um ihn abzuholen? — aber es war Wahnsinn — die Leiche konnte noch nicht einmal gefunden sein, und dann — wie sollte auch gleich der Verdacht gerade auf ihn fallen; war er doch an dem ganzen Abend von Niemandem draußen, wie von dem Todten, selber gesehen worden, und wer von Allen wußte denn überhaupt, daß er wildern ging?

Es wäre deshalb vielleicht möglich gewesen, die That von seinen Schultern abzuwälzen — hätte er sich nämlich stark

genug gefühlt, hartnäckig zu leugnen. Aber er wußte auch — ja er war fest davon überzeugt, daß er sich bei der ersten directen Anklage rettungslos selber verrathen hätte — seine Nerven würden es nie ertragen haben; und deshalb schien es das Beste, wenn er bei Zeiten floh und der strafenden Gerechtigkeit entging.

Mit dem Entschluß wurde er ruhiger; er sah plötzlich Hülfe in der Noth, wo er schon an jeder verzweifelt hatte, und sein Plan dazu war bald und rasch entworfen.

Kleine Reisen unternahm er sehr oft, und seine Hausleute waren schon daran gewöhnt, ihn oft acht, ja auch vierzehn Tage abwesend zu sehen, wo er sich dann irgendwo im Land umhertrieb und seinen Geschäften oblag. Er führte dann gewöhnlich außer seinem kleinen Jagdranzen, in dem er etwas Wäsche barg, eine Kiste mit Pelzwerk bei sich, die er abzusetzen suchte. Gegenwärtig hatte er glücklicher Weise gar keine Pelze auf dem Lager, sondern in der letzten Woche seinen letzten Vorrath verkauft und dadurch ein wenn auch sehr kleines Capital in die Hand bekommen. Was hinderte ihn jetzt, damit fort und nach Amerika zu gehen?

Eine halbe Stunde später war er emsig beschäftigt, die Pelzkiste mit allen Dingen zu packen, die ihm gehörten und einigen Werth für ihn hatten. Was er an Kleidern und Wäsche besaß, legte er hinein, stopfte sich dann noch seinen Jagdranzen, wie für einen gewöhnlichen Marsch, schloß seine Thür zu, gab den Schlüssel — wie er das immer zu thun pflegte, schon mit Tagesgrauen unten beim Wirth ab, und fuhr dann mit seinem Gepäck auf die Eisenbahn, wo er sich aber nicht etwa nach einer Seestadt, sondern nur nach der nächsten größeren Station einschreiben ließ. Er war klug genug, nicht den geringsten Verdacht gegen sich zu erwecken.

So fuhr er, mit Todesangst im Herzen, weiter und weiter, die ganze Bahn bis Hamburg — was half es ihm auch, daß ihn der Schnellzug mit Windeseile seinem Ziel entgegenführte? Mit Gedankenschnelle flog die telegraphische Depesche hinter ihm her, sobald der geringste Verdacht gegen ihn wach gerufen worden, und wo sein Blick auf eine Uniform, auf einen Gensdarmen traf, zuckte er jedesmal scheu in sich zusammen.

Aber es schien doch, als ob seine Furcht vergebens gewesen wäre: er erreichte Hamburg und traf es so glücklich, daß gerade ein Schiff segelfertig bei Cuxhaven lag. Eben konnte er es noch mit dem Dampfboot erreichen — der Capitain machte auch keine Schwierigkeiten, ihn an Bord zu nehmen, und zwölf Stunden später segelte das wackere Fahrzeug, seine Leinwand von einer günstigen Brise gebläht, draußen auf dem hellgrünen Wasser der Nordsee seinem Ziel, New-York, entgegen.

2.

Wie den Justus Merkel das böse Gewissen plagt.

Justus Merkel war gerettet. Sobald er amerikanischen Boden betrat, wandte er sich gleich in das Innere; denn er hielt sich selbst in New-York noch nicht für ganz sicher, ja nahm sogar in Illinois, wohin er sich zurückzog, einen andern Namen an und begann dort eine ganz andere Lebensweise.

In Deutschland war er ein unverbesserlicher Wilderer gewesen, der sich nicht zufrieden fühlte, wenn er die Büchse nicht unter dem Arm hatte. — Hier, wo es Wild genug gab, und Jeder schießen konnte, wann und was ihn freute, dachte er gar nicht mehr daran, ein Gewehr auch nur in die Hand zu nehmen, und noch mehr — die schöne Zeit mit unnützem Jagen zu verlieren. Er wurde Ackerbauer, arbeitete zuerst als Knecht, ging dann einen kleinen Pacht ein, und brachte es zuletzt dahin, daß er sich selber ein Grundstück kaufen konnte.

Er war aber auch in jeder Hinsicht ein anderer Mensch geworden, und wenn er sich, was seinen Fleiß und sein Streben betraf, wesentlich gebessert hatte, so konnte man das von seinen gesellschaftlichen Tugenden desto weniger sagen. Früher gab es fast keinen drolligeren, fideleren Kauz, als

Justus Merkel, und wenn er Abends mit seines Gleichen hinter einem Glas Bier saß, so dröhnte manchmal die Stube von dem Gelächter der Uebrigen. — Das hatte vollständig aufgehört; er war still geworden und hielt sich zurück. Kam er in ein deutsches Wirthshaus, so setzte er sich an einen Tisch allein und trank ruhig und ohne mit irgend Jemandem zu verkehren sein Bier.

Auch in seinem Aeußern war eine auffallende Veränderung eingetreten; Justus Merkel oder John Miller, wie er sich hier nannte, weil das Zeichen seiner Wäsche auf J. M. lautete, war in den fünf Jahren, die er sich jetzt in Amerika aufhielt, recht alt geworden, und Sorgen und Kummer um das Geschehene mochten viel dazu beigetragen haben. Vielleicht machte ihn auch der starke Bart, den er trug, und der schneeweiß herauskam, älter als er wirklich war; aber er sah wahrhaft ehrwürdig darin aus, und da er es an Fleiß und solidem Lebenswandel allen Anderen zuvorthat, so galt John Miller in der That bald als das Muster eines braven Mannes in der ganzen Colonie.

Er heirathete nicht, sondern besorgte seine kleine Wirthschaft ganz allein, wie er auch sein kleines Blockhaus allein bewohnte. Kam ein Fremder dort vorüber, den vielleicht die Nacht überrascht hatte, so nahm er ihn allerdings gastlich auf und that Alles für ihn, was in seinen Kräften stand; aber er blieb auch in solchen seltenen Fällen einsilbig und zurückgezogen und erkundigte sich besonders nie, wie es andere Deutsche doch so gern thun, nach dem verlassenen Vaterlande, von dem er, wie es schien, gar nichts mehr wissen wollte.

Uebrigens konnte es ihm bei solchem Leben nicht fehlen, daß er wenigstens seine pecuniären Verhältnisse von Jahr zu Jahr besserte. Er brauchte für sich außerordentlich wenig, arbeitete aber, als ob er eine große Familie erhalten müsse, und sah dann auch, wie sein Wohlstand rasch und sicher zunahm.

Das Alles aber stimmte ihn nicht heiterer; er blieb ernst und verschlossen, und die Frauen in der Nachbarschaft behaupteten allgemein, daß ihm irgend eine schwere Sorge oder ein tiefer Schmerz — wahrscheinlich eine unglückliche Jugend-

liebe — am Herzen nage, was ihn natürlich nur noch um so viel interessanter machte.

Justus Merkel hatte aber etwas ganz Anderes, was an ihm nagte, als eine unglückliche Liebe, da er noch nie in die Verlegenheit gekommen schien, sein Herz zu verlieren: es war sein Gewissen, das unabläßig bohrte und stach und ihm zuletzt weder Tag noch Nacht Ruhe ließ.

Jahre lang trug er das; er suchte es in der Arbeit zu betäuben — es ging nicht. Er wurde wohl mit jedem Jahre reicher, aber auch mager und elend, und erschrak fast vor sich selber, als zum ersten Mal der Gedanke in ihm aufstieg, diesem Jammer durch einen raschen Selbstmord ein Ende zu machen — also ein altes Verbrechen durch ein neues zu sühnen. — Justus Merkel war aber in der That kein schlechter Mensch, und wenn er damals auch den unschuldigen Kreiser, der ja nur in seiner Pflicht handelte, wenn er ihn fassen und festhalten wollte, erschossen hatte: so konnte das wohl in der Hitze der Leidenschaft — ja in der Angst vor der zu erwartenden Strafe geschehen, aber nichtsdestoweniger blieb er sich der sündhaften That klar bewußt, und anstatt daß die Zeit diese Eindrücke hätte abschwächen sollen, verstärkte sie dieselben nur mit jedem Tage mehr.

Er wurde tiefsinnig und faßte zuletzt den festen Entschluß, nach Deutschland zurück zu kehren und sich den Gerichten, unter Angabe seines Verbrechens, zu stellen. Er wußte, was ihn dort erwartete — im allergünstigsten Falle, mildernde Umstände angenommen, vielleicht zehnjährige Zuchthausstrafe; aber er ertrug nicht länger diese ihn aufreibende Qual, der er zuletzt doch viel elender erlegen wäre. Das, was in ihm pochte und hämmerte, war schlimmer als Zuchthaus — schlimmer als Tod selbst, und der Gedanke gewann immer mehr Festigkeit, bis er zuletzt zur That wurde.

Er verkaufte, unter besonders günstigen Bedingungen, seine vortrefflich eingerichtete Farm, verwandelte das Geld, unter seinem angenommenen amerikanischen Namen, und mit einem amerikanischen Paß versehen, da er indessen Bürger der Vereinigten Staaten geworden war, in Wechsel auf Deutschland

und schiffte sich endlich auf einer gerade segelfertig liegenden Bark nach Hamburg ein. —

Das war aber keine fröhliche Rückfahrt nach der Heimath, nach deren Küste sich die Herzen der übrigen Passagiere sehnten — es war ein langer, ewig langer Weg zum Zuchthaus, wo jeder Morgen, mit dem erwachenden Bewußtsein, neue Qualen brachte, und furchtbar büßte er schon hier für das Begangene — schwerer wohl, als Menschen eine Strafe über ihn verhängen konnten.

Er sprach auch unterwegs kein Wort — verkehrte mit Niemandem, und viele Leute an Bord hielten ihn sogar für vollkommen stumm. Anfangs suchte man ihn trotzdem in den gesellschaftlichen Verkehr zu ziehen, denn die Gegenwart eines stummen Passagiers in einem so eng begrenzten Raume, wie ein Schiff, wird endlich peinlich. Aber er wich Allem, allerdings freundlich, doch ganz bestimmt aus, und als man fand, daß man mit ihm in keiner Hinsicht etwas anfangen konnte, ließ man ihn zuletzt seinen eigenen stillen Weg gehen und bekümmerte sich nicht mehr um ihn.

In Hamburg angekommen, ging er augenblicklich an Land und benutzte, da er nur wenig Gepäck bei sich führte, gleich den ersten Bahnzug, der ihn seiner Vaterstadt entgegenführte. Gern hätte er sich wohl ein paar Tage Ruhe gegönnt, aber wo fand er die? — und dabei plagte ihn die Angst, daß er jetzt, so nahe seinem Ziel, auch am Ende gar seinem bis dahin so fest gehaltenen Vorsatz untreu werden und vor der Erfüllung seiner Pflicht zurückschrecken könne. Ein Schauder überlief ihn auch, als er die ersten Gensdarmen am Bahnhof bemerkte und den Blick des einen, wahrscheinlich zufällig oder vielleicht durch seinen schneeweißen Bart angezogen, auf sich gerichtet fand. Das waren die Arme, in die er sich jetzt freiwillig hineinwarf, und nicht etwa in Liebe würden sie ihn umschlingen, sondern ihn festhalten in kalter, eiserner, Alles vernichtender Strenge.

Aber es mußte sein — es ging eben nicht anders. Er fühlte sich nicht im Stande, die Qualen, die ihn Jahre lang gepeinigt, länger zu tragen, und erst mit dem Geständniß vor Gericht hoffte er wieder Ruhe zu finden. — So hatte er sich

auch in den Gedanken hineingelebt, daß es jetzt sogar schon Momente gab, wo er sich auf den Augenblick freute, in welchem er — ein Verbrecher zwar, aber doch groß in seiner Reue und Ergebung — dem Untersuchungsrichter gegenüber stehen und seine ganze Schuld, mit allen Einzelheiten, bekennen würde. Wie das nachher durch Stadt und Umgebung lief: „der Merkel ist wieder gekommen — der Justus Merkel, der damals den Kreiser im Wald erschossen hat, um sich selber zu stellen und anzuklagen"... Wie die Förster die Köpfe zusammenstecken würden, und selbst die Criminalbeamten, daß es Keinem von ihnen gelungen war, den Verbrecher damals aufzuspüren und fest zu halten, während dieser jetzt aus freien Stücken selbst aus Amerika herübergekommen war, um die verdiente Strafe zu erdulden.

Diese Scene malte er sich aus, und wieder und wieder, so lange die Fahrt dauerte; und wie er da so in seiner Ecke brütend saß, ahnte wohl keiner der Mitpassagiere, daß der alte ehrwürdige Mann, der in seinem ganzen Wesen etwas entschieden Patriarchalisches hatte, nur in ihrer Gesellschaft fuhr, um sich — dem Zuchthaus zu überliefern.

Anfangs hatte er, wenn auch still und schweigsam, doch ganz heiter ausgesehen, und seine Augen glänzten. Je näher sie aber dem eigentlichen Ziel seiner Reise rückten — wie er erst bekannte Kirchthürme erblickte, und dann die Zeit sich schon in Minuten eintheilen ließ, wo sich sein Geschick erfüllen mußte, da gewann doch die frühere Angst wieder die Oberhand. Ihn fing an zu frösteln, und er wickelte sich fest in seinen Mantel ein; auch warf er keinen Blick mehr aus dem Fenster; er schauderte zusammen, als — die Locomotive ihren grellen, langgezogenen Pfiff gab, das Zeichen, daß sie sich der Endstation näherten, und fühlte, wie ihm der Athem schwer wurde, da der Zug endlich hielt und es ihm war, als ob ein unbekanntes Etwas seine Brust wie mit eisernen Klammern zusammenschnüre.

Und da draußen standen wieder Gensdarmen, die ihm sogar höflich eine Droschkenmarke reichten — er war ihnen ja noch nicht als Verbrecher und Mörder bezeichnet worden — und als er dafür dankte, lächelten die Entsetzlichen ordentlich

menschlich, in all' ihrer Furchtbarkeit, daß er sein Herz mit der Hand halten mußte, um nicht durch dessen Klopfen verrathen zu werden.

Sein erster und ursprünglicher Plan war gewesen: unmittelbar vom Bahnhof aus, mit Verschmähung jeder weiteren Bequemlichkeit oder Geheimhaltung des Geschehenen, direct auf die Polizei zu fahren, dort seinen wirklichen Namen und sein Verbrechen zu nennen, und dann das Weitere den Gerichten zu überlassen. Er war doch nun einmal ein verlorener Mann, was half es, daß er das, was kommen mußte, noch ein paar Stunden oder Tage hinausschob! Wie aber der Augenblick herannahte, wo er den ersten und damit auch entscheidenden Schritt thun sollte, zögerte er doch. Von dem Moment an, wo er die Schwelle des Polizeigebäudes überschritt, schloß sich hinter ihm die Welt, vielleicht für immer; denn wenn er seine Strafe erst einmal verbüßt, was hatte er dann noch mit gebrochenem Geist und Körper für Anforderungen an dies Leben zu machen? — Es war vorbei, und er konnte sich eben so gut begraben lassen.

Es ging nicht — er konnte doch nicht gleich so vom Coupé aus auf die Polizei laufen — es war auch jetzt Mittagsstunde und dort wahrscheinlich Niemand zu sprechen; er mußte jedenfalls den Nachmittag abwarten.

Man konnte aber nicht sagen, daß er den Entschluß: sein Vorhaben noch um ein oder zwei Stunden aufzuschieben, wirklich faßte — er kam wie von selber und fast unbewußt. — Es war ein Gefühl, dem ähnlich, das den Ertrinkenden erfassen mag, indem er nach einem vorbeitreibenden Spahn oder Strohhalm greift, um sich daran noch einen Moment über Wasser zu halten. —

„Wohin?" frug der Droschkenkutscher, als er in den Wagen stieg.

„In den rothen Hirsch," sagte Justus, und erschrak fast, als das Wort nur heraus war; denn was hatte er noch im rothen Hirsch zu thun?! Der Kutscher hieb aber schon auf sein Pferd ein; kaum zehn Minuten später hielt der Wagen vor dem bezeichneten Hotel, und Justus Merkel fand sich, statt von barschen Polizeidienern, von artigen Kellnern umringt,

die ihm nicht einmal erlaubten, seinen eigenen Regenschirm selber zu tragen, sondern bereitwilligst damit vor ihm her und die Treppe hinauf schossen.

Wunderbar — früher, als Kürschnermeister hier, würde er es nie gewagt haben, dieses Hotel, das erste und vornehmste der Stadt, auch nur zu betreten; denn es stand in dem Ruf enormer Preise. — Jetzt achtete er gar nicht auf das, was ihn umgab, und wie in einem Traum schritt er die teppichbelegten Stufen hinauf, und betrat ein mit rothen Plüschmöbeln fast überreich ausgestattetes Zimmer so gleichgültig, als ob er da drüben in Amerika die Blockhütte des ärmsten Squatters besucht hätte.

„Befehlen zu speisen?“ sagte der Oberkellner, dem das ehrwürdige Aussehen des Fremden wohl imponiren mochte; hatte er doch keine Ahnung, daß er dem nämlichen Mann als herunter gekommenem Kürschnermeister im Burgkeller schräg gegenüber, wo er damals „lernte“, manches, manches Glas Bier eingezapft und gebracht, ja dieser sogar für die letzten noch immer an der Kreide stand.

„Speisen? ja,“ sagte Justus, dessen Geist durch die Frage in eine andere Bahn gelenkt wurde — weshalb sollte er denn nicht auch seine „Henkersmahlzeit“ haben, wie alle übrigen Verbrecher? — „Aber hier auf meinem Zimmer — ich mag nicht an table d'hôte essen — und eine Flasche Champagner bringen Sie mir ebenfalls herauf — aber recht kalt.“

„Sehr wohl — befehlen die Speisekarte?“

„Was Sie unten haben — es ist mir gleich.“

Der Höfliche verschwand, um gleich darauf mit Tischtuch, Serviette, Messer und Gabel, sowie einem großen Buch unter dem Arm zurückzukehren. Es war das Fremdenbuch.

„Wollten vielleicht gefälligst Ihren werthen Namen hier eintragen? — Wissen ja wohl,“ setzte er achselzuckend hinzu — „die Polizei —“

Justus Merkel gab es einen Stich durch's Herz, wie er nur den Namen hörte, aber er nickte mit dem Kopf, nahm die ihm gereichte Feder und legte das Buch auf den Tisch.

Und welchen Namen schrieb er jetzt ein? — Es zuckte ihm in den Fingern, seinen wirklichen: Justus Merkel, Kürschner=

meister — klar und deutlich hier einzutragen, und damit jedes weitere Zögern unmöglich zu machen. — Wie der Kellner staunen sollte, wenn er den wahrscheinlich überall steckbrieflich verfolgten Menschen plötzlich vor sich sehen und Alles im Hause zusammenstürzen würde, um — Nein — er wollte wenigstens erst ruhig essen, und — „John Miller, Wisconsin, Amerika“ stand im nächsten Augenblick im Fremdenbuch.

„Und Ihr Geschäft? wenn ich bitten darf“ — sagte der Kellner, der einen Blick hineinwarf.

„Muß ich ein Geschäft angeben, wenn ich keins habe?“ frug Merkel.

„Nein,“ sagte der Kellner verlegen.

„Schön — dann machen Sie einen Strich,“ sagte Merkel und trat an's Fenster, um auf die Straße hinaus zu sehen.

Das Essen kam mit dem Champagner, und Justus trank hastig ein paar Gläser hinunter. Er fühlte das Bedürfniß einer Aufregung. Denn die Kniee zitterten ihm, und er hielt sich fast nur gewaltsam aufrecht. Essen konnte er fast gar nichts — die delicatesten Bissen blieben ihm in der Kehle stecken, der Hals war ihm wie zugeschnürt, und nur das Getränk floß leicht und rasch hinab.

Der Kellner hatte lange das Zimmer wieder verlassen und Merkel beendete sein Mahl — aber nur in dem Gefühl des Hungers; er schmeckte gar nicht, was er aß. Und wie schlug ihm dabei das Herz in der Brust! Also war jetzt der Augenblick gekommen, den er so lange herbeigesehnt — von dem er endlich Ruhe erhoffte, und der ihn über das weite Meer herüber getrieben — jetzt sollte sich nicht sein Schicksal entscheiden — nein, er selber den Schritt thun, der ihn einer furchtbaren Strafe, vielleicht für seine ganze Lebenszeit, überlieferte.

Aber nicht zitternd und verzagt, nicht aufgerieben von allen möglichen Empfindungen wollte er das Geständniß seines Verbrechens ablegen, sondern vollkommen ruhig und mit kalter, gefaßter Ueberlegung. Es war das auch nothwendig, denn er durfte dabei nicht versäumen, klar und deutlich die Gründe anzugeben, die ihn bewogen hatten, freiwillig nach

Deutschland zurückzukehren, um sich der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern. Das vermochte er nicht jetzt — nicht in diesem Augenblick, wo ihm das Blut wie Feuer durch die Adern jagte; er mußte erst ruhiger werden und sich sammeln, und zu dem Zweck war es das Beste, daß er einen kleinen Spaziergang durch die Stadt machte. Er kühlte sich dabei ab, und wenn er dann an der Polizei vorüber kam — es mußte ja sein und ließ sich eben nicht mehr ändern — dann ging er hinein und lieferte sich aus.

Ehe er sein Zimmer verließ, war es aber nöthig, noch einige Vorbereitungen für seine Haft zu machen, denn er zweifelte, daß man ihm erlauben würde, seinen vollständigen Koffer mit in den Kerker zu nehmen. Seine Kleider durfte er ja auch dort nicht einmal tragen; denn bekam er nicht den grauen Zuchthauskittel an, wie alle Uebrigen? Er schauderte zusammen, wenn er nur daran dachte. — Aber Wäsche mußte er doch haben, wenigstens für seine Untersuchungshaft, und er sonderte deshalb einen Theil derselben ab, um gleich danach schicken zu können, wenn sie gebraucht würde.

Aber wie die Zeit dabei flog; er hatte die Sachen in seinem Koffer doch nur ein paar Mal aus- und eingepackt, weil er immer noch etwas vergaß oder zurücklegen mußte, und schon war es fünf Uhr dabei geworden. Doch was that das; es kam jetzt auf eine Stunde nicht an, wo er ja seine ganze Lebenszeit zum Opfer bringen wollte — und dann brauchte er auch nicht mehr spazieren zu gehen. Durch die Beschäftigung in der Stube waren seine trüben Gedanken etwas abgeleitet worden, er fühlte sich ruhiger und — was half auch das längere Zögern — es blieb doch nur, im wahren Sinn des Worts, eine Galgenfrist.

Doch was wurde aus seinem Geld? Es war das Beste, er siegelte seine Brieftasche ein, um sie so den Gerichten zu übergeben. — Einen der Wechsel, zur Unterstützung der noch lebenden Hinterlassenen des armen Kreisers, steckte er in die Brusttasche — Geld für seinen nächsten unmittelbaren Bedarf behielt er ebenfalls, und jetzt — Du lieber Gott, es wurde schon finster und er begriff gar nicht, wie lange er zu dem Allen gebraucht hatte — jetzt war auch das Letzte besorgt,

was ihm noch zu thun blieb, und er konnte seinen schweren Gang ohne Weiteres antreten.

Ein schwerer Gang, in der That! Die Füße waren ihm wie Blei und er brachte sie kaum vom Boden; ja es schien fast, als ob er gar keine eigene Willenskraft mehr habe, so zog es ihn vom Hotel fort in die Stadt hinein und seinem Ziel entgegen. Ihn selber kannte Niemand mehr, davon hatte er sich schon überzeugt, da er verschiedene alte Bekannte unterwegs getroffen, die gleichgültig an ihm vorüber gingen. Seine Erinnerung aber war frisch und warm geblieben, die langen Jahre hindurch, und er wanderte durch die Straßen, als ob sein Fuß die lange Zeit über kein anderes Terrain betreten, keinen andern Weg beschritten hätte, als eben diese nämlichen Gassen der Heimath.

Er kannte genau den nächsten Weg zur Polizei — aber er schlug ihn trotzdem nicht ein. Fast unwillkürlich bog er unterwegs, und kurz vorher, ehe er sie erreichte, in eine Nebengasse ein, die ihn allerdings ebenfalls der Richtung zu brachte, aber doch auf einem kleinen Umweg. Es waren freilich nur ein paar Minuten, die er dabei gewann, aber an Minuten klammerte er sich jetzt, im letzten Augenblick.

Und er schritt weiter und weiter — jetzt in die, jetzt in jene Nebenstraße, und wunderte sich dabei, daß sein Gewissen gerade, das ihn die langen Jahre so gequält, bis er Allem entsagte, nur um den bohrenden Feind in seinem Innern zu beschwichtigen, heute und in dieser Stunde schwieg und ihm nicht mehr die geringsten Vorwürfe machte. War es etwa deshalb, weil er sich der Erfüllung seiner Pflicht so nahe befand? — so nahe in der That, daß er einmal schon die Gaslaternen erkennen konnte, die vor dem Polizeigebäude brannten, und auch wirklich gerade darauf zuschritt, als ihm zwei Polizeidiener begegneten. Bei deren Anblick erfaßte ihn aber die Angst wieder, und er bog rasch und erschreckt in die nächste Straße ein, um nur erst einmal ordentlich Athem zu schöpfen.

Und wo war sein Muth geblieben, den er die ganze Zeit, ja auf der ganzen langen Reise gezeigt? Der kalte Angstschweiß brach ihm über den ganzen Körper aus, sobald er sich nur der Stelle näherte, auf welcher das gefürchtete Gebäude stand.

Ja, als er sich einmal so weit ein Herz faßte, wirklich darauf zuzuschreiten, als er schon die zwei ersten Stufen der steinernen Treppe erstiegen hatte, die zu dem erhöhten Parterre der untern Abtheilung hinaufführte, brachte er es nicht bis zur dritten. Es war ihm, als ob ihm Jemand mit eiserner Klammer den Hals zuschnüre; die Zunge klebte ihm am Gaumen, die Zähne schlugen ihm aufeinander, und wie von einem bösen Geist gehetzt, floh er von der Stelle fort in eine Seitenstraße hinein, um dort erst wieder frische Kraft zu sammeln.

3.

Wie es zuletzt noch kam.

Justus Merkel, während er das Polizeigebäude floh, dachte allerdings gar nicht daran, seinen einmal gefaßten Plan aufzugeben oder feige vor der übernommenen Pflicht zurück zu schrecken, aber — nur noch einen Augenblick Zeit — nur noch einen!

Er hatte sich den Schritt — weit drüben in dem fernen Land und in voller Sicherheit, leichter gedacht, als er jetzt sich zeigte. Nun aber, in unmittelbarer Nähe des ihn erwartenden Kerkers, traten ihm alle Schrecken desselben mit so furchtbarer Schärfe vor die Seele, daß er scheu davor zurückbebte und nicht gleich wagte, die Thür selber zu öffnen, die sich dann, vielleicht für immer, hinter ihm schließen sollte. Oh, es war ja so schön auf der Welt — so wunderschön; und jetzt erst, da er im Begriff stand, das Alles zu verlieren, was er bis dahin, wie Tausende von Menschen, viel zu wenig gewürdigt, begriff er in vollem Maße, was ihm entrissen werden sollte.

Und konnte er es ändern? — nein. Das Eine stand ihm klar vor der Seele, daß er nie wieder das alte Leben beginnen

könne, ohne die alte Schuld gesühnt zu haben, und das war eben nicht anders möglich als dadurch, daß er der Gerechtigkeit ihren freien Lauf ließ. Sein Gewissen schwieg jetzt, ja; aber er wußte auch recht gut, daß es bald mit erneuter Schärfe erwachen würde — es war nicht todt und begraben. Und was half es ihm jetzt, wenn er die Katastrophe noch um Stunden oder Tage hinaus zögerte? — so viel länger hatte er nachher nur zu büßen; und war es nicht thöricht, das muthwillig selber zu befördern? Nein — der Entschluß war fest gefaßt, und er sollte nun ausgeführt werden. Gleich — in diesem Moment wollte er solchem entsetzlichen Zustand des Zweifels und der Furcht ein Ende machen — und mit heftiger Selbstüberwindung drehte er sich auch scharf auf seinem Absatz herum und ging mit festen Schritten direct auf das Polizeigebäude zu. — Aber er hatte — für heute wenigstens — seine Zeit versäumt, denn eben schlug es sieben Uhr, und als er den Platz erreichte, verließen die verschiedenen Beamten in Masse das gefürchtete Haus. Nichtsdestoweniger frug er einen der dort stehenden Polizeidiener, ob er nicht wenigstens Einen der Actuare noch sprechen könnte. Der Mann schüttelte entschieden mit dem Kopf.

„Nein, lieber Herr,“ sagte er, „jetzt ist Feierabend; die Herren sind schon alle fort, und wenn ja noch einer drin sein sollte, würde der ein Gesicht machen, wenn ich ihm nach sieben Uhr noch Jemanden melden wollte. Ist es 'was Wichtiges?“

„Ja.“

„Und hat es Eile?“

Merkel zögerte mit der Antwort; wieder fühlte er, wie ihm der Athem ausblieb, und er sagte endlich mit leiser Stimme: Nein!

„Na, dann kommen Sie morgen früh her,“ nickte der Mann und drehte sich ab, um in die untere Wachstube einzutreten.

Justus Merkel kehrte etwa mit dem nämlichen Gefühl nach seinem Hotel zurück, als Jemand empfinden würde, der den Zahnarzt nicht zu Hause getroffen. Für heut Abend war er noch frei, ohne daß er sich selber Vorwürfe machen durfte,

und sagte sich außerdem dabei, daß die Nacht doch verloren gewesen wäre, denn so spät am Abend konnte er auf kein Verhör mehr rechnen. Aber er verbrachte trotzdem eine qualvolle Nacht; er schämte sich, der Entscheidung so lange ausgewichen zu sein, bis es eben zu spät geworden, und hatte dabei die Angst vor dem morgenden Tag doch noch in aller Schärfe vor sich.

In dieser Nacht kam aber auch sein Entschluß — wenn es dessen überhaupt noch bedurft, zur vollen Reife. Ein paar Stunden hatte er gezögert, ja; die Furcht vor dem Kerker hätte auch wohl einen stärkeren Charakter, als ihn Justus Merkel besaß, zum Schwanken gebracht. Jetzt war das vorbei — jetzt der letzte Zweifel überwunden, und als er endlich ermüdet einschlief und erst bei schon vollem Tag wieder erwachte, zuckte ihm wohl jenes peinliche Gefühl durch's Herz, wie wir es empfinden, wenn wir über einen tiefen Schmerz eingeschlafen sind, und nun beim Erwachen das Bewußtsein dessen plötzlich wieder erhalten, was uns betroffen; aber er zögerte auch keinen Moment mehr.

Er stand augenblicklich auf, wusch sich, zog sich an, ließ sich dann den Kaffee bringen, und verließ zehn Minuten vor acht Uhr das Hotel, um keiner Gefahr mehr ausgesetzt zu sein, auch nur eine Viertelstunde länger auf dem Amt aufgehalten zu werden. Diesmal wandte er sich auch nicht auf Seitenwegen seinem Ziel langsam entgegen; er schritt direct und rasch auf das Polizeigebäude zu, und verlangte hier von dem ersten Polizeidiener, den er traf, augenblicklich einem der Actuare gemeldet zu werden.

„Waren Sie denn nicht gestern Abend schon einmal da?" sagte der Unterbeamte, der ihn aufmerksam betrachtete.

„Allerdings, aber ich wurde auf heute Morgen wieder herbestellt."

„Ja wohl, stimmt," nickte der Mann, „ist nur noch ein klein wenig zu früh, denn die Herren kommen erst um neun Uhr."

„Erst um neun Uhr?"

„Erst?" lachte der Polizeidiener, „ist ihnen das gewöhnlich noch zu früh. Es hat aber eben erst acht Uhr geschlagen; haben also noch eine volle Stunde Zeit, denn ein Viertel auf zehn Uhr wird's immer, ehe sie Jemanden vorlassen."

Justus Merkel wandte sich ab und schritt wieder in die Straße hinaus; diesmal aber mit schwerem Herzen, denn eine volle Stunde sollte er noch die Qual dieses peinlichen Wartens tragen, und wie gern hätte er es doch gleich von seiner Seele abgeschüttelt. Doch es war nichts dagegen zu machen, die Gerichtsbeamten hielten eben ihre Zeit, und daß sie, wenn um neun Uhr ihre Arbeitsstunde begann, nicht vorher eintreffen würden, wußte er ebenfalls genau genug. Was also bis dahin mit der vollen Stunde beginnen — nochmals spazieren gehn? nein — er mochte keine Bäume, keine grünen Büsche mehr sehen, denn jeder erinnerte ihn ja daran, daß er ihnen nun auf ewig lange, lange Jahre entsagen mußte. — Wieder nach Hause? er scheute sich, das Hotel noch einmal zu betreten, und beschloß deshalb, lieber in eine der nächsten Restaurationen zu gehen und etwas zu frühstücken — hatte er doch den Morgen noch nichts über die Lippen gebracht als eine Tasse Kaffee.

Nicht weit vom Polizeigebäude befand sich eine Bierstube, die draußen anzeigte „Bairisches und einfaches Bier" — dort hinein trat er, und zu so früher Stunde glaubte er, daß er auch ziemlich sicher sein könne, keine Gäste weiter darin zu treffen. Trotzdem saßen aber doch schon hier und da an den Tischen Leute — er hatte nicht gewußt, daß Markttag war, und mehr kamen noch in die Stube, während er schon an einem der hintern Tische Platz genommen. Aber was kümmerten ihn die fremden Menschen! Er kannte keinen davon, und sie ihn noch viel weniger. Er bestellte sich etwas Butterbrod und Käse und eine halbe Flasche Wein — dieser aber war, wie ihm der Kellner sagte, nicht im Local zu bekommen, dagegen sehr guter Grog — und Punschessenz hatten sie ebenfalls.

„Gut — dann bringen Sie mir heißes Wasser und Zucker," sagte Merkel, „und die Flasche Rum dazu — ich will mir den Grog selber machen."

Es dauerte lange, bis das heiße Wasser kam, und Justus Merkel, während er hinter dem Tisch saß und all' die fröhlichen freien Menschen sah, die sich um ihn her bewegten, fühlte zu seinem Schrecken, daß ihn das nämliche Gefühl

überkam wie gestern Abend. Die Angst beschlich ihn vor dem Nahenden. Aber gewaltsam kämpfte er jedes dem ähnliche Gefühl zurück; er durfte und wollte sich nicht wieder schwach zeigen, und die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, das Antlitz mit den Händen bedeckt, saß er da und rief sich die alten Bilder in das Gedächtniß zurück.

Wieder war er draußen auf dem mondbeschienenen Schlag — wieder sah er den Mann aus dem Dickicht herausspringen — der Schuß knallte, und still und regungslos lag der durchschossene Körper des Unglücklichen auf dem feuchten Grund — aber das nicht allein, daheim wartete die Frau des Unglücklichen — warteten die Kinder auf den heimkehrenden Gatten und Vater. — Die Suppe wurde für ihn warm gestellt — ängstlich geworden, ging die Frau immer dann und wann an die Thür und horchte hinaus — aber er kam nicht. Durch die mondhellen Felder floh ein Mann — seine Hände waren mit Blut bedeckt — der Mörder — und dort im stillen Walde in der kleinen ärmlichen Hütte saß, in Thränen gebadet, die Frau und hatte ängstlich und zagend das kleinste der Kinder an die Brust gedrückt. — So saß sie die Nacht — so saß sie, als die Sonne schon auf über die Waldung stieg — und jetzt Lärmen draußen vor dem Hause — die Stimmen bekannter Holzmacher, die früh an die Arbeit gegangen waren und draußen im Wald den blutigen Leichnam gefunden hatten. — Jetzt brachten sie ihn zu seiner eigenen Hütte kalt und starr — auf einer roh zugehauenen und mit Weiden zusammengeschnürten Bahre lag der Ermordete. — Die Frau tritt in die Thür der Hütte — bleich — athemlos vor Angst und Entsetzen, wen sie da bringen. Jetzt werfen sie die Büsche von der Bahre, mit denen der Leichnam bedeckt ist, und jetzt — Heiland der Welt — da liegt der unglückselige Kaurich — mit Blut bedeckt — die Augen offen —

„Guten Morgen,“ sagte eine Stimme, ihm gegenüber; Merkel sah auf. — Ein fremder Mann hatte an dem nämlichen Tisch mit ihm, da es anfing an Platz zu fehlen, seinen Sitz eingenommen und nickte ihm freundlich zu. — Merkel starrte in sein Gesicht, als ob er einen Geist gesehen hätte.

„Warmer Tag heute,“ sagte der Mann wieder und warf

einen alten Jagdranzen, den er über der Schulter trug, ab und neben sich auf den Boden nieder — „verdammt warmer Tag!"

„Sie hatten heiß Wasser und Rum bestellt, nicht wahr?" fragte der Kellner, der in diesem Augenblick das Verlangte brachte und vor dem Gast auf den Tisch stellte.

„Ja," sagte Merkel; aber er sah weder den Kellner, noch die verlangten Spirituosen, denn sein Blick haftete noch immer, wie durch Zauberei gebannt, auf dem vor ihm sitzenden Mann, der aber eigentlich gar nichts Besonderes in seinem ganzen Aeußern zeigte. Er trug einen alten, verschossenen und schon oft genug ausgebesserten und geflickten grünen Rock, einen grauen, schauerlich verdrückten Filzhut, graue Hosen und Wasserstiefeln, und schien auch sein Frühstück mitgebracht zu haben. Er wickelte aus einem alten, wahrscheinlich schon mehrfach benutzten Stück Papier ein großes Stück Schwarzbrod heraus, in welchem, in einem eingeschnittenen Loch, ein Stück Butter saß, und bat dann den Kellner, ihm ein Glas einfaches Bier zu bringen — er durfte keinenfalls viel Geld verzehren.

Anfangs achtete er wohl wenig oder gar nicht auf den Fremden mit dem weißen Bart, den er nur der Höflichkeit wegen angeredet hatte. Zuletzt mochte es ihm aber doch wohl auffallen, daß dieser ihn so anstarrte, denn wir fühlen den Blick des Menschen, merkwürdiger Weise, oft, wenn unser Auge auch gar nicht auf ihm haftet. Möglich auch, daß ihm der Fremde selber mit seinem großen und schneeweißen Bart auffiel, denn er wandte sich wieder zu ihm, und als er fand, daß dieser ihn noch immer aufmerksam, ja starr betrachtete, setzte er die Unterhaltung fort.

„Sind wohl nicht aus dieser Gegend?" fragte er, indem er sich ein Stück von seinem Brod abschnitt.

„Nein," sagte Merkel, wie in einem Traum — „aber Ihr?"

„Nicht weit von hier daheim," sagte der Mann, „aus Pastewitz."

„Aus Pastewitz?"

„Ja — aber ich wohne nicht im Dorf."

„Nicht im Dorf?“

„Nein, im Wald drinnen — ist ein hübsches Stück hier herein zu laufen, aber bei dem Wetter mag's noch gehen.“

Der Fremde mit den weißen Haaren schwieg eine Weile. Er mochte wahrscheinlich fühlen, daß der Andere sein Anstarren auffällig finden könnte, und beschäftigte sich eine kurze Zeit mit dem ihm gebrachten Frühstück; aber sein Blick flog immer wieder zu seinem vis-à-vis hinüber, dessen Züge jedenfalls eine besondere Anziehungskraft auf ihn ausüben mußten.

„Ihr seid Forstmann, nicht wahr?“ frug er endlich.

„Ahem,“ nickte der Andere, der gerade den Mund voll Brod hatte — „Kreiser —“

„In Pastewitz?“

„Ahem — beim Förster Neuner — oder Oberförster vielmehr, denn neulich zu seinem fünfundzwanzigsten Jubiläum hat er den Titel gekriegt — auf dem Heunitzer Revier draußen.“

„Und Euer Name?“

„Kaurich —“

„Kaurich?“ fuhr der Fremde empor — „aber — das — das ist doch nicht möglich — Wie ich — wie ich vor einer Reihe von Jahren hier war, da — da hieß es ja einmal, daß ein Kreiser Kaurich da draußen im Heunitzer Holz von einem Wilderer er... erschossen wäre.“

„Von dem Lump, von dem Merkel, dem verdorbenen Kürschnermeister, heh?“ lachte der Mann — „ja — richtig 'nauf gehalten hat er mir, das muß ich ihm lassen, die Kugel saß auf dem Fleck, wo sie hingesollt, und vorn ist sie 'rein und hinten heraus; aber diesmal kam ich noch mit einem blauen Auge davon, denn sie fuhr auf der einen Rippe herum, rund um den Leib — man sollte kaum glauben, daß es möglich wäre, und nach acht Tagen konnte ich schon wieder im Walde herumlaufen.“

„Und was ist aus dem — aus dem Wilderer geworden?“

„Ja, Du lieber Gott, wer weiß es!“ lachte der Kreiser — „hatte einen Capitalhirsch die Nacht geschossen, mochte ihm aber doch wohl nicht mehr geheuer in der Gegend scheinen, denn ich wußte jetzt, wer's war, und als ihm die Polizei auf die Hacken wollte, war er nirgends mehr zu finden.“

„Nirgends mehr zu finden —“ wiederholte Merkel eintönig, denn die ganze Stube ging mit ihm im Kreise herum. Es war ihm, als ob er Flügel bekommen hätte und nun gar nicht mehr in dem engen Zimmer bleiben könne, sondern zur Decke hinaus fliegen müsse.

„Nein bewahre,“ lachte der Kreiser — „klug war der Merkel, das muß man ihm lassen, und kein Mensch hatte ihn die ganzen Jahre lang für einen Wilderer gehalten, so unschuldig that er immer. Nach der Geschichte wußte er aber wohl recht gut, daß es ihm an den Kragen gehen müßte, und da machte er sich denn natürlich rar.“

„Der Merkel?“

„Ja wohl. Haben Sie ihn denn gekannt?“

„Nein,“ sagte Merkel, mit dem Kopf schüttelnd — „woher sollt' ich ihn auch kennen.“

„Sie sagen, er wär' nach Amerika gegangen,“ meinte der Kreiser, „und das ist auch wohl möglich, denn in dem Amerika drüben stecken eine Menge Menschen, die hier 'was ausgefressen haben, und da soll sie nachher Einer kriegen.“

„Was trinkt Ihr denn da, Freund?“

„Einfaches.“

„Das sieht aber dünn aus —“

„Ja —'s sieht nicht blos so aus“ — lachte der Kreiser — „aber anderes lohnt's nicht —“

„Lohnt's nicht —“

„Mit dreißig Thaler Gehalt jährlich,“ meinte der Mann, „kann man kein Lagerbier zahlen.“

„Und wie wär's mit einem Glas Grog?“

„Ja, Grog,“ schüttelte Kaurich mit dem Kopf, — „einen Schnaps wohl, aber ein Glas Grog kostet hier drei Groschen.“

„Kellner! noch ein Glas Grog für den Mann.“

„Wär' nicht übel, aber wie komm ich dazu?“

„Ich trinke nicht gern allein, Freund, und Ihr thut mir einen Gefallen, wenn Ihr mir helft.“

„Wenn man allen Menschen so leicht einen Gefallen thun könnte,“ sagte der Kreiser freundlich, „da wär's hübsch auf der Welt.“

„So aber nicht?“

„Na — ich will nicht klagen, ich hab' wenigstens mein Brod, wenn auch oft nicht mehr."

„Und wurde der Geschichte damals nicht weiter nachgeforscht?"

„Der mit dem Wilderer? Ei nun ja: sie kriegten einen Wildpretshändler hier in der Stadt — den Hasenmüller, wenn Ihr ihn kennt, aber Ihr seid doch wohl fremd da — den kriegten sie vor, und er sollte in der letzten Zeit viel mit dem Merkel verkehrt haben — aber sie konnten ihm nichts beweisen. Ich mußte deshalb auch ein paar Mal herein auf's Amt, es machte sich aber nicht, und wie ihnen denn der Merkel richtig ausgewischt war, schlief die Sache ein — ich kriegte nicht einmal Schmerzensgeld. Aber potz Wetter es ist gleich neun Uhr, und ich bin um die Zeit auf die Polizei beschieden wegen ein paar Holzdieben."

„Euern Grog könnt Ihr aber doch erst trinken? da kommt er."

„Na, so lange werden sie wohl noch warten," lachte der Mann, indem er vergnügt den heißen Duft des Getränkes einsog und dann langsam zu kosten anfing. Endlich wurde er damit fertig, schüttelte dem Mann mit dem weißen Bart freundlich die Hand — draußen schlug es gerade neun Uhr — hing sich seinen Ranzen wieder um, und verließ raschen Schrittes die Wirthsstube, um seiner Vorladung pünktlich Folge zu leisten.

Merkel saß wie in einem Traum. Es war ihm zu Sinn, als ob er gar nicht mehr dieser Erde angehöre und in himmlischen Sphären mit den Engeln herumflöge. Kaurich lebte — er hatte ihn nicht erschossen — er war kein Mörder und die Jahre lange, endlose Angst und Gewissenspein umsonst gewesen — aber das nicht allein — — er brauchte sich jetzt den Gerichten nicht zu stellen; das Schreckensbild des Kerkers und Zuchthauses schmolz wie ein Nebel in Rauch und Duft zusammen. Frei — frei — frei! er war frei wie der Vogel in der Luft, und mitten in der Wirthsstube hätte er niederknieen und seinem Gott aus vollem, jubelndem Herzen danken mögen.

Er fühlte auch, daß er seiner Bewegung nicht lange mehr

Herr bleiben konnte; er mußte hinaus in die freie, fröhliche Luft — mußte unter grüne Bäume, in den Sonnenschein. Er war ja ihr wiedergegeben, der herrlichen Natur — auf's Neue geschenkt — auf's Neue geboren!

Das waren selige Momente, die er da draußen im Wald unter den grünen Bäumen verbrachte, und heiße Freudenthränen, aber auch Thränen des innigen Dankes und brünstige Gebete quollen zu ihm empor, der in seiner Vaterhuld so Entsetzliches von ihm abgewendet. Was er die langen, furchtbaren Jahre gelitten und ertragen, es war ja vergessen in dem einen seligen Gefühl dieses Augenblicks.

Als er aber, nach wohl einer Stunde, in die Stadt zurückkehrte, erfaßte ihn sonderbarer Weise jetzt die Angst, daß er erkannt und festgehalten werden könne, denn der Mord versuch wie Wilddiebstahl war ebenfalls genug, um ihn Jahre lang hinter die feuchten Kerkermauern zu bringen. So weit ging aber seine Gewissenhaftigkeit nicht, um sich eines geschossenen Hirsches und blos angeschossenen Kreisers wegen freiwillig den Händen der grimmen Polizei zu überliefern, und er beschloß deshalb, sich nicht länger hier aufzuhalten, sondern nun mit freiem Gewissen und glücklichem Herzen ungesäumt nach Amerika zurückzukehren.

Aber er war nicht undankbar. Von Bremen aus — eine Stunde vorher etwa, ehe der Dampfer Bremerhaven verließ, gab er einen Geldbrief „an den Kreiser Kaurich in Pastewitz, Revier Heunitz in —" auf die Post, und während er weit draußen schon wieder auf blauem Wasser schwamm, lieferte der Postbote das Schreiben an die bezeichnete Adresse ab. Da der Kreiser nicht lesen konnte, auch wegen des Geldes, das in dem Briefe enthalten, in großer Unruhe war, so ging er damit zum Förster, um sich von dem Raths zu erholen. Dieser erbrach das Schreiben, welches zwei Hundertthalerscheine enthielt und die folgenden Zeilen:

„Mein lieber Kaurich — Ihr könnt gar nicht glauben, welche Freude Ihr mir damit gemacht habt, daß Ihr noch am Leben seid, denn mein Gewissen hatte mich, weil ich Euch todt glaubte, nach Deutschland zurückgetrieben. Gott sei Dank,

daß Euch die Kugel nichts geschadet hat. Ich gehe jetzt wieder nach Amerika zurück, aber Schmerzensgeld bin ich Euch noch schuldig, und das folgt anbei mit zweihundert Thalern Pr. Cour. Seid mir nicht mehr böse und grüßt den Herrn Förster von mir.

Euer alter Bekannter von neulich im Bierhaus mit dem weißen Bart,

Justus Merkel,
früher Kürschnermeister und Wilddieb."

Die Freude des armen Kreisers läßt sich kaum denken. So viel Geld hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht einmal bei einander gesehen, viel weniger selber gehabt, und wie er endlich jubelnd nach Hause sprang, um seiner Frau das unverhoffte Glück zu verkünden, meinte er — „für wieder zweihundert Thaler ließe er sich um die andere Seite auch noch einmal herum schießen".

Zu wirthschaftlich.



Zu wirthschaftlich.

Eine sehr gewöhnliche Geschichte.

Wenn es ein Brautpaar auf der weiten Welt gab, das für einander bestimmt, ja man konnte fast sagen geschaffen schien, so war es der junge Doctor Heinrich Wahlborn und Sophie Metkorn, die älteste Tochter eines nicht gerade reichen, aber doch wohlhabenden Bürgers in Xstadt — und ein hübscheres hätte man ebenfalls nicht so leicht aufgefunden. Dem jungen Mann war dabei das Glück zu Theil geworden, seine Braut — und zwar ehe er um sie warb — wohl ein volles Jahr lang in ihrem Wirken und Schaffen daheim auf das Genaueste beobachten zu können, da er als Hausarzt, und bei einer langwierigen Krankheit ihrer Mutter, täglich und zu allen Stunden dort Zutritt hatte, während Sophie natürlich allein die Wirthschaft führte und dabei zugleich die Kranke mit liebender und unermüdlicher Sorgfalt pflegte.

Der junge Doctor Wahlvorn war selber, nicht allein in seinem Aeußern, sondern auch in seiner kleinen Junggesellenwirthschaft sehr adrett und ordentlich; er hielt besonders viel auf reine Wäsche und saubere Kleidung, wie auf eine freundliche Häuslichkeit, und schon darin mußte ihm das Metkorn'sche Haus — im Gegensatz zu manchen anderen, die er zu Zeiten in früher Morgenstunde betrat und in einem oft schrecklichen Zustande antraf — als eine kleine Musterwirthschaft gelten. Er mochte kommen, wann er wollte, das ganze Haus sah blank und sauber, und Sophie selber wie aus dem Ei her-

ausgeschält aus, und als er einmal einen Blick in die Küche hineinwarf, blitzte das Blechgeschirr darin, als ob es von blankem Silber wäre.

Und wie einfach ging Sophie immer gekleidet — modern wohl, aber ohne je den Wahnsinn der verschiedenen Moden mitzumachen, und doch immer wie nett, wie elegant selbst! Sie hatte es darin auch freilich leicht, denn einem hübschen Gesicht steht Alles gut, und Sophie war wirklich bildhübsch, so daß man es dem Doctor sicher nicht verdenken konnte, wenn er endlich Feuer fing — es war nur ein einziges Wunder, daß er so lange Stand gehalten.

Häuslich und wirthschaftlich war sie dabei ebenfalls — er kam einmal dazu, wie sie mit einer Gemüsefrau um ein Mäßchen Bohnen handelte, und hätte ihr gleich damals direct um den Hals fallen mögen, solch ein ernsthaftes Gesicht zog sie, und so entschieden bestand sie auf ihrem kleinen Trotzkopf, während sich die ganze Sache doch nur um ein paar Pfennige drehte — aber „wer das Kleine nicht ehrt, ist das Große nicht werth", und gerade das gefiel ihm, daß sie sich auch um das Unbedeutendste sorgte und es der Mühe werth hielt, es zu überwachen.

Doctor Wahlborn besaß selber etwas Vermögen, und mit einer zwar erst begonnenen, doch schon ziemlich guten Praxis konnte er recht gut und anständig eine Frau ernähren, selbst wenn sie ihm keine Mitgift zugebracht hätte. Sobald er deshalb nur erst einmal mit sich selber im Reinen war, ging er auch ungesäumt an's Werk, und eines Tages, nachdem er die kranke Mutter wieder vollständig hergestellt und, um freiere Hand zu haben, auf vierzehn Tage in ein benachbartes Bad geschickt hatte, erklärte er Sophien seine Neigung (meine schönen Leserinnen mögen es mir verzeihen, daß ich meine Erzählung gerade da anfange, wo andere aufzuhören pflegen) und erhielt ein zwar von einem lieblichen Erröthen, aber auch von einem recht glücklichen Blick begleitetes Ja, das ihn dann natürlich zum „Seligsten der Sterblichen" machte. Die Eltern, die allerdings erst gefragt wurden, als die jungen Leute schon Alles unter sich endgültig abgemacht, willigten ebenfalls ein, und die Hochzeit ward dann im engeren Familienkreis und

ohne großen Pomp, aber von lauter glücklichen und theilnehmenden Menschen im Haus der Schwiegereltern gefeiert.

Danach machte das junge Paar, wie es sich von selbst versteht, eine Hochzeitsreise nach der Schweiz; das gehörte zum guten Ton, und ist doch eigentlich das Unnatürlichste und Widersinnigste, was ein junges Ehepaar nur möglicher Weise thun kann. Anstatt sich nun nämlich, nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten, ihres gemeinsamen Glücks und der neugewonnenen Häuslichkeit wie eines traulichen, so lang ersehnten Beisammenseins zu freuen, lassen sie sich den ganzen Tag über in Staub und Hitze in einem Eisenbahnwaggon zusammen rütteln, verbringen die Nächte in fremden Hotels oder unangenehmen Wirthshäusern, werden dabei mit einer Masse unbekannter Menschen durcheinander geworfen und durch unverschämte Preise geärgert, und suchen erst zuletzt, halb aufgerieben und vollständig reisemüde den Platz auf, den sie gerade zu der Zeit hätten nie verlassen sollen — ihre eigene freundliche Heimath — den eigenen Herd.

Aendere aber einmal Jemand die Welt, oder stelle sich einer „Mode" entgegen. „Wo es Alle thun, kann man doch nicht gut zurückbleiben", lautet die Antwort, und die Sache geht eben ihren ruhigen Gang.*)

Heinrich Wahlborn war also wirklich mit seiner reizenden jungen Frau zurückgekehrt, hatte auch, nach Verlauf einer Woche etwa, die unausbleiblichen und für beide Theile entsetzlichen Anstandsbesuche glücklich überstanden, und fing erst jetzt an, sich seines ehelichen Glücks zu freuen. Die beiden Leute besaßen allerdings wohl Alles, was eine stille Häuslichkeit freundlich machen kann, und wo bei dem Nothwendigsten sogar ein kleiner Luxus nicht fehlte. Sophie verstand aber auch noch außerdem Alles so nett und geschickt zu arrangiren und wohnlich zu machen, und gönnte sich gar keine Ruhe den ganzen Tag, bis sie das kleine Haus in ein wirkliches Puppenstübchen verwandelt hatte, daß Wahlborn, der das Alles unter den Händen entstehen sah, gar nicht satt wurde,

---

*) Ich muß hierbei bemerken, daß ich selber keine Hochzeitsreise gemacht habe.

ihr zuzuschauen. Er wußte dabei nur nicht, was er mehr bewundern sollte: ihren Geschmack, ihren Fleiß oder — ihre Ausdauer.

Dadurch aber, daß er so lange auf seiner Hochzeitsreise ausgeblieben, hatten sich auch seine Geschäfte in Xstadt bedeutend gehäuft, denn erstlich mußte er seine sämmtlichen Patienten wieder der Reihe nach aufsuchen, und dann war er noch außerdem regelmäßiger Correspondent einer der bedeutendsten medicinischen Zeitschriften und mit seinen Arbeiten sehr im Rückstand geblieben. Das hatte er jetzt Alles nachzuholen, und dabei — es ist wahr — störte ihn manchmal das unausgesetzte Reinmachen und Ordnen im Haus, besonders wenn er fortwährend, sowie er nur aus seiner Stube trat, fremden Gesichtern begegnete, die bald einem Tapezier, bald einem Schlosser oder Schreiner oder gar einer Wasch- und Scheuerfrau gehörten. — Aber Du lieber Gott, seine kleine Frau fand ihre Freude darin, und einmal mußte sie ja doch mit ihrer Arbeit fertig werden — welchem Zeitpunkt er allerdings mit Sehnsucht entgegenharrte.

Etwas genirte ihn im Haus — aber es war zu unbedeutend, um deshalb auch nur ein Wort zu verlieren: seine Frau konnte nämlich das Rauchen nicht vertragen. In ihres Vaters Haus war nie geraucht worden, und sie bekam, wenn sie sich in einem mit Tabaksqualm gefüllten Zimmer nur wenige Minuten aufhielt, gleich heftige Kopfschmerzen — und wie ruinirte es außerdem die Gardinen! So lieb und gut hatte sie ihn dabei gebeten, nicht in ihrem Zimmer zu rauchen — in dem seinigen konnte er ja thun, was er wollte —, daß er sie hätte zehntausendmal weniger lieben müssen, als das wirklich der Fall war, um ihr solch' bescheidenen und sogar vernunftgemäßen Wunsch abzuschlagen. In die Zimmer einer Frau gehörte, wie er selber meinte, kein Tabaksrauch, und er gestand es ihr sogar ein, daß es überhaupt eine häßliche Gewohnheit sei — aber es war auch bei ihm eine Gewohnheit geworden, und es würde ihm sehr schwer gefallen sein, es zu lassen. Er beschränkte sich jedoch damit auf sein Zimmer — und im Sommer auf den Garten, wie er sich vorsichtig ausbedung, denn dort zog der Rauch in die freie Luft und that

keinen Schaden. Er hätte auch wirklich das fatale Rauchen ganz gelassen, aber es ging schwer. — Er war bei seinen geistigen Arbeiten so daran gewöhnt, daß ihm in der That etwas fehlte, wenn die Cigarre nicht brannte, ja er wollte sogar bemerkt haben, daß ohne den Rauch selbst die Gedanken nicht so recht flössen. Jedenfalls mußte das nur Einbildung sein — aber alle unsere Gewohnheiten sind ja nichts Anderes.

Sophie war eine seelensgute und musterhafte Frau und sorgte für ihre Wirthschaft wie kaum eine zweite — nur Eins hätte ihr Gatte, als sie eine Zeit lang mit einander verheirathet und dadurch auch näher mit einander bekannt geworden waren, wohl an ihr gewünscht: daß sie sich nämlich ein klein wenig mehr mit Lectüre beschäftigte, denn sie las nicht gern und fand auch dazu allerdings den ganzen Tag keine Zeit. Lieber Gott, ihre Wirthschaft war noch außerordentlich klein, aber wer sich damit beschäftigen will, findet trotzdem immer etwas darin zu thun und wird deshalb nie fertig.

Sophie spielte recht hübsch Pianoforte. Sie war keine Künstlerin auf dem Instrument, aber kleine Pièces trug sie mit vielem Gefühl vor, und als Braut hatte sie den jungen Arzt manchmal in einer Dämmerstunde damit entzückt, denn er liebte leidenschaftlich Musik. Jetzt aber fand sie natürlich auch dazu keine Zeit, und Dämmerstunden existirten überhaupt nicht mehr. Sobald es dunkel wurde, mußte Licht angezündet werden, um die sich immer mehr häufende Arbeit zu bewältigen. Der Doctor neckte sie dann wohl manchmal mit ihrem Strickstrumpf, den sie Abends — wenn sie gerade keine Näherei oder Stickerei vor hatte, nicht aus der Hand legte, und sagte ihr — aber natürlich nur im Scherz, — daß ihm das Stricken so fatal wäre, wie ihr das Rauchen. Sie ließ aber das eine so wenig wie er das andere, und da er fand, daß es ihr unangenehm sei, erwähnte er es auch nicht weiter.

Ein rauhes Wort fiel natürlich zwischen Beiden nie vor, und nur einmal war der Doctor beinahe recht böse geworden, als er eines Tages zu ungewöhnlicher Zeit nach Hause kam und sein ganzes Arbeitszimmer auf den Kopf gestellt fand. Mitten darin lag eine Scheuerfrau auf den Knieen und fuhr mit nassen Lappen in alle Ecken. Sein Schreibtisch, auf dem er

auf kleinen Zetteln eine Masse von Notizen hatte, war sauber aufgeräumt und jedes Papier nach seiner Größe geordnet — die „ganz kleinen" Papierschnitzel hatte das Mädchen selbstverständlich in den Ofen gesteckt. — Seine drei Bücherbretter standen außerdem vollständig geleert, und die Bücher wurden unten im Hof, wohl ganz sauber, aber auch alle durcheinander, abgestäubt.

Wahlborn hielt allerdings — viel mehr als mancher andere Gelehrte — auch in seinem Arbeitszimmer auf Ordnung, und er hätte im Dunkeln fast jedes Buch, jedes Schriftstück, das er brauchte, finden können. Es freute ihn dabei, das kleine Gemach immer reinlich zu haben; als er aber heute die Verwirrung sah, die Sophie in seinem Heiligthum angerichtet, wäre er fast böse geworden und mußte an sich halten, um nicht so ärgerlich auszusehen, als er wirklich war. Und noch dazu konnte er jetzt nicht einmal zu Hause bleiben, um Alles selber wieder zu ordnen, denn ein gefährlich Kranker hatte indessen nach ihm geschickt. Sophie aber, die ihn leicht mit ein paar freundlichen Worten beschwichtigte, versprach, ihm Alles wieder herzustellen, wie es gewesen wäre. Sie wisse genau, wie sie sagte, wie die Bücher gestanden hätten, und wenn dann auch ein oder das andere versetzt würde, so könne er das ja leicht wieder in Ordnung bringen. Wahlborn mußte aber gerade hinauslachen, als er endlich zurückkehrte und fand, daß Sophie die Bücher alle sorgfältig nach der Größe und dem ähnlichen Einband rangirt hatte. Brochirte Bücher schienen dabei gar keine Gnade vor ihren Augen gefunden zu haben; sie „sahen nicht ordentlich aus" und lagen sämmtlich zusammengeschnürt in Paketen in der einen Ecke, so daß Wahlborn fast den ganzen nächsten Vormittag brauchte, um nur seine alte Ordnung, so gut das eben anging, wieder herzustellen. Einzelne Papiere und Notizen blieben jedoch rettungslos verloren, und wie er sie so nach und nach bei seinen Arbeiten vermißte, erzeugte das immer wieder ein bitteres Gefühl in ihm.

Sophie war jetzt ein wenig leidend geworden und mußte sich sehr schonen — hätte es wenigstens gesollt, aber ihr unermüdlicher Fleiß ließ ihr keine Ruhe und trieb sie, trotz

des Gatten Abmahnen, immer wieder hinaus in Küche und Wirthschaftsräume, oder fesselte sie auf ganze Tage an ihre außerdem angreifenden Nähereien.

Die beiden jungen Gatten hatten indessen die ganze Zeit seit ihrer Rückkehr von der Hochzeitsreise so häuslich wie nur möglich gelebt, denn Beide fanden keine Freude an Vergnügungen, die sie außer dem Hause suchen mußten. Wahlborn liebte auch das Wirthshausleben nicht, er spielte keine Karten und haßte das Politisiren auf den Bierbänken. Von acht Uhr Abends widmete er sich gewöhnlich vollkommen seiner Frau, und hätte dann am liebsten etwas mit ihr gelesen oder musicirt, wenn Sophie nur mit allen ihren wirthschaftlichen und häuslichen Arbeiten fertig gewesen wäre. Aber es gab so viel zu thun, und jede Jahreszeit brachte da etwas Neues und Anderes, und wenn er ihr selbst vorlas, mußte sie alle Augenblicke aufstehen und hinausgehen, um nach den Mädchen zu sehen, und ihre Gedanken weilten auch fortwährend bei denen. Wenn sie zurückkam, hatte sie wenigstens regelmäßig vergessen, was sie bis jetzt gehört, und er mußte es ihr immer in flüchtigen Umrissen wieder erzählen.

Eines Morgens, als er zum Frühstück nach Hause kam, hatte er einen in Stralsund wohnenden Jugendfreund getroffen, den er in langen Jahren nicht gesehen, und Beider Freude war gleich groß gewesen.

„Liebes Herz," sagte er zu seiner Frau, als er mit ihr am Tisch saß, „ich bringe Dir heute Mittag einen alten Schulkameraden von mir mit zum Essen, Du brauchst gar keine Umstände zu machen, Wein habe ich im Keller, und wenn wir nur —"

„Aber, lieber Heinrich," sagte die junge Frau, „heute gerade, wo ich Wäsche habe, ich bitte Dich um Gottes willen —"

„Wäsche?" sagte Wahlborn etwas bestürzt, „wenn ich nicht irre, so hast Du erst vor vierzehn Tagen waschen lassen, liebes Kind."

„Etwas, ja, aber es wächst Einem ja über dem Kopf zusammen, und mit den beiden Mädchen allein kann ich es nicht erzwingen. Ich arbeite doch gewiß genug —"

„Mehr als zu viel, liebes Herz,“ sagte ihr Gatte freundlich, „und ich habe Dich so oft gebeten, doch ein oder zwei Waschfrauen anzunehmen, nur um die unangenehme Wäsche rasch zu beseitigen, wenn Du denn gar nicht meinen Wunsch erfüllen willst, außer dem Hause waschen zu lassen.“

„Aber, Heinrich, Du hast gar keinen Begriff, was das kosten würde und wie es die Wäsche ruinirt, und selbst mit den Waschfrauen, ich mag die fremden Personen nicht meine Wäsche mißhandeln lassen und sie immer um mich haben —“

„Aber fremde Personen haben wir doch fortwährend im Haus,“ sagte Wahlborn mit einem Seufzer, „ich glaube, die beiden alten Scheuerfrauen wohnen bei uns, und ein oder die andere Näherin sitzt auch permanent.“

„Du willst doch Dein Haus sauber und Deine Sachen in Ordnung haben!“ sagte die junge Frau etwas piquirt.

Wahlborn hätte gern etwas darauf erwidert, aber er fürchtete, ihr weh zu thun; sie war überhaupt jetzt etwas reizbar und mußte sehr geschont werden. „Also heute Mittag würde es Dir nicht passen, liebes Herz?“

„Gar nicht — wahrhaftig nicht — wenn ich es nur vor ein paar Tagen gewußt hätte. Vielleicht können wir es auf den Sonntag einrichten.“

„Er reist morgen schon wieder ab.“

„Das ist recht fatal — nun vielleicht kommt er ein andermal wieder nach Xstadt.“ — Damit war die Sache abgethan, und Wahlborn aß an diesem Tag mit seinem Schulfreund im Hotel.

Wahlborn, als ein sehr geschickter Operateur, war einige Wochen später in eine benachbarte Stadt gerufen worden, um dort an einem Kranken eine sehr schwierige Operation vorzunehmen. Er hatte seine Einrichtung getroffen, um vier Tage auszubleiben und den ersten Erfolg der Operation zu beobachten, wie ihre Wirkung zu überwachen. Das Resultat war aber ein so günstiges, daß er den Kranken schon nach zwei Tagen ohne die geringste Gefahr sich selber und der Pflege eines andern Arztes überlassen und selber wieder nach Hause eilen konnte — aber er kam seiner Frau ein wenig zu früh.

Das ganze Haus stand unter Wasser, sein eigenes Studirzimmer nicht ausgenommen, in welchem er wieder eine ältliche Dame mit aufgestreiften Aermeln und sehr nasser Schürze eben beschäftigt fand, die Dielen einzuweichen, um sie dann mit Bürste und Seife zu bearbeiten. Das Wetter draußen war so unangenehm als möglich, kalt und stürmisch mit einem feuchttropfenden Regen, die häßliche Zugluft strich durch die ganze Wohnung, in der sich auch nicht ein ruhiger und gemüthlicher Raum fand, und Wahlborn blieb mit gefalteten Händen auf seiner Schwelle stehen, um die Verwüstung um sich her zu überschauen.

„Aber, Heinrich," sagte seine Frau, doch etwas bestürzt, als ihr Gatte so unerwartet früh in die Wohnung trat, „ich habe geglaubt, Du würdest noch zwei Tage länger ausbleiben, und mich schon darauf gefreut, daß Du Alles so sauber finden solltest."

„Ja, mein liebes Kind," sagte ihr Gatte seufzend, „und ich hatte mich auf zu Hause und auf meine Gemüthlichkeit gefreut und — bitte, liebe Frau," unterbrach er sich, die Scheuernde anredend, „gießen Sie mir nicht den ganzen Eimer Wasser unter das Sopha, ich habe da unten meine abgelagerten Cigarren stehen — die werden wohl jetzt schon schwimmen. Und die Gardinen auch wieder herunter — aber, bestes Herz, die sind ja erst vor kaum sechs Wochen gewaschen worden."

„Ich sage Dir, sie sehen pechschwarz aus, Heinrich — das häßliche Cigarrenrauchen! Ich hätte mich ja schämen müssen, wenn jemand Fremdes zu Dir in's Zimmer kam."

Wahlborn erwiderte nichts, nur mit einem recht aus tiefer Brust herausgeholten Seufzer ging er zum Sopha, rückte dieses ab und zog die darunter befindlichen Cigarrenkisten, von denen die unteren allerdings schon im Wasser standen, hervor, um sie in Sicherheit und an einen trockenen Platz zu bringen. Endlich sagte er:

„Aber, Sophie, Du kannst Dich hier auf den Tod erkälten — es zieht ja furchtbar. Wenn dies Unglück denn einmal geschehen mußte, so solltest Du Dich doch dabei keiner Gefahr aussetzen. Weshalb gehst Du nicht in Dein Zimmer?"

„Dort wird tapeziert, Schatz," sagte die Frau. „Die

Tapete sah zu bös aus, und da Dein Geburtstag nächste Woche fällt, und wir die Eltern und einige Freunde an dem Tag einladen wollten, so mochte ich doch nicht, daß sie es in einem solchen Zustand träfen. Was suchst Du denn, Heinrich?"

„Oh nichts, mein Kind," sagte ihr Gatte, „nur ein Buch, das ich hier liegen hatte, als ich fortging — es behandelt die Krankheit, mit der ich eben beschäftigt war, und ich möchte etwas nachlesen. Hast Du es nicht gesehen, oder vielleicht fortgestellt? Es muß hier gelegen haben, es war grün brochirt, in einem etwas defecten Zustand."

„Ach ja, Heinrich," sagte die Frau und erröthete doch ein wenig, „es sah sehr bös aus, und ich habe es deshalb zum Buchbinder geschickt, damit Du es in Ordnung findest, wenn Du —"

„Heiland der Welt!" rief der junge Arzt wirklich erschreckt aus, „das grün brochirte Buch, was hier auf meinem Schreibtisch gelegen, und in dem sich die zahlreichen Zettel und Notizen befanden, hast Du zum Buchbinder geschickt?"

„Aber es sah gar so entsetzlich aus, Heinrich, und fiel ja fast auseinander," sagte die junge Frau bestürzt.

„Dann schick' nur augenblicklich eins der Mädchen hin und laß es wieder holen, wie es ist," sagte Wahlborn, der sich wirklich Mühe geben mußte, seine Fassung zu bewahren.

„Aber jetzt von der Arbeit, Heinrich? — es ist keine angezogen — hat es nicht Zeit bis heut Abend?"

Wahlborn hielt noch immer in der linken Hand die Reisetasche uud hatte dabei die Unterlippe zwischen die Zähne genommen, aber er verbiß Alles, was ihm wohl auf dem Herzen lag, die Scheuerfrau brauchte überdies nichts davon zu wissen, endlich sagte er:

„Ist vielleicht noch ein trockener Platz im Haus, liebes Kind, wohin Du mir die Reisetasche legen könntest? Ich werde selber zum Buchbinder gehen. Giebt es heute Mittag etwas zu essen?"

„Ach Gott ja, Heinrich," sagte die kleine Frau bestürzt, „aber nur kaltes Fleisch. Ich hatte ja gar nicht auf Dich gerechnet."

Wahlborn pfiff leise und lächelnd vor sich hin, die ganze Sache fing an, ihm komisch vorzukommen. Einen Blick warf er noch durch die übrigen Räume, aber es war nirgends ein Aufenthalt für ihn, und die ganze Wohnung schien im wahren Sinne des Worts „an die Luft gesetzt". Er stieg die Treppe hinunter, um in irgend ein Hotel zu gehen, und war dabei so in Gedanken, daß er selbst vergaß, seiner Frau einen Kuß zu geben, was dieser ein paar, wenn auch ganz kleine Thränen in die Augen trieb.

Vor allen Dingen holte er jetzt sein Buch wieder vom Buchbinder ab und rettete dabei wenigstens einen Theil der eingeschobenen Notizblätter, dann ging er in den Club, den er sonst gewöhnlich nur eine Stunde Nachmittags besuchte, um dort ein paar Zeitungen zu lesen. Zu Hause hatte er ja doch keinen Platz, und in dem Drang, sich wenigstens mit etwas zu beschäftigen, lernte er an dem Tage das Billardspiel, dessen Bewegung ihm behagte, wie er denn auch mit wirklichem Eifer daran ging, einige Geschicklichkeit im Spiel selber zu erwerben.

Heute, zum ersten Mal seit ihrer Verheirathung, kehrte er erst um zehn Uhr nach Hause zurück und fand seine Frau in Thränen seiner harrend. Sie fühlte sich nicht wohl und wäre gern zu Bett gegangen, aber die Angst um ihn hatte sie, wie sie sagte, fast verzehrt, und er brauchte lange Zeit, bis er sie beruhigte.

Am nächsten Tage mußten aber die Arbeiten im Hause fortgesetzt werden, denn sie waren einmal begonnen und konnten doch nicht mitten darinnen liegen bleiben. Es wurde allerdings im Hause gekocht, aber in der Unordnung und mit den vielen fremden Menschen ringsumher war es kein Wunder, daß die Köchin nicht besonders damit zurechtkam. Die Suppe war versalzen und das Fleisch hart, und den Kaffee nach Tisch hatte sie in der Eile ein wenig zu rasch durchgegossen, so daß er eine Opalfarbe behielt und demgemäß auch schmeckte. Sophie aber mußte sich wirklich erkältet haben und das Bett hüten, und Wahlborn einige seiner Patienten versäumen, um nicht das ganze Haus ohne Aufsicht und im Besitz von Handwerkern und Scheuerfrauen zu lassen.

Diese Art Leiden wiederholten sich allerdings mit der Zeit, der Doctor fing aber doch an, sich daran zu gewöhnen. Aendern konnte er nichts an der Sache, so viel hatte ihn seine Erfahrung gelehrt, und Alles, was ihm übrig blieb, war, ihr soviel wie möglich aus dem Wege zu gehen. Freilich kam es ein wenig oft, und er fing dadurch an, sich an's Wirthshaus zu gewöhnen, wo er jetzt schon regelmäßig eine Stunde Abends Billard spielte; aber auch das ließ er wieder sein, als ihm seine Frau, einige Wochen später, einen allerliebsten kleinen Knaben schenkte, der bald des Vaters ganze Lust und Freude wurde.

Eine Unannehmlichkeit war dabei: die Mutter wollte anfangs das Kind selber stillen, hielt es aber nicht aus, und eine Amme mußte angenommen werden, während sie schon zum dritten Mal, im Lauf von anderthalb Jahren, mit den Dienstboten gewechselt und deshalb fast immer fremde Menschen um sich hatte. Sophie's Charakter war nicht streitsüchtig, und sie würde wissentlich kein Kind gekränkt haben, aber — sie sah strict auf Ordnung, und die geringste und unbedeutendste Kleinigkeit konnte sie so aufregen, daß es eine Scene mit den Dienstboten gab, die Wahlborn selber vergebens abzuwenden suchte. Gute Mädchen ließen sich das dann natürlich nicht gefallen; die Folge war, daß sie den Dienst kündigten, und in die Wirthschaft mußten dann immer und immer wieder neue eingelernt werden, wodurch der Hausherr natürlich manche seiner kleinen Bequemlichkeiten, wenn nicht ganz einbüßte, doch von Zeit zu Zeit suspendirt sah.

Wahlborn hatte sich in dem letzten Jahr besonders der schriftstellerischen Thätigkeit, so weit dieselbe sein Fach betraf, zugewandt und die Redaction der einen mediciniſchen Zeitschrift ganz übernommen. Damit vertrug sich aber nicht mehr das Aufräumen in seinem Zimmer, in dem eine Masse kleiner Papierstreifen oft wichtige Notizen enthielten und jedesmal der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt waren, sobald eins der Mädchen den Raum betrat. Er war deshalb genöthigt, sein Studirzimmer, sobald er ausging, zuzuschließen und den Schlüssel mitzunehmen, und fing dadurch selber an, etwas unordentlicher in seinen Sachen zu werden. Er wußte sein

Heiligthum gesichert, so lange er abwesend war, und kehrte er zurück, so konnte er schon selber aufräumen, — aber seine Frau fand sich dadurch gekränkt und — ließ es ihn fühlen.

Sophie war, wie gesagt, eine brave Frau und eine gute Mutter, aber auch ebenso von Jugend auf ein kleinliches, sich nur mit den unbedeutendsten Dingen beschäftigendes Leben gewohnt gewesen und konnte sich davon nicht losreißen, so oft und herzlich ihr Gatte sie auch deshalb bat — und das gab leider oft Anlaß zu kleinen Mißhelligkeiten, die nur dadurch Bedeutung gewannen, daß sie so häufig wiederkehrten.

Er saß heute wieder, nachdem er die nothwendigsten Besuche abgestattet, mit einer höchst schwierigen Arbeit beschäftigt, in seinem Zimmer und hatte eine Masse von Büchern um sich her aufgeschlagen liegen, aus denen er Beweise für eine neubeobachtete Heilmethode zusammenstellte. Draußen, in und vor der Küche war es wieder eine Weile, und schon fast eine halbe Stunde lang, ziemlich lebhaft hergegangen, und er unterschied dabei deutlich die Stimme seiner Frau, die mit dem einen Mädchen zankte. Er wollte nicht darauf hören, aber er mußte doch immer wieder hinhorchen — und wie oft hatte er seine Frau schon gebeten, das laute Sprechen auf dem Gang draußen und vor der Küche zu vermeiden, wenn er gerade zu Haus und beschäftigt wäre. Er war schon ein paar Mal im Begriff gewesen, hinaus zu gehen und die Ruhe herzustellen, er mochte sich aber auch nicht gern in die häuslichen Streitigkeiten mischen, denn er bekam so schon mehr davon zu hören, als ihn manchmal freute. Arbeiten konnte er aber in der Zeit, und so lange der Zank draußen dauerte, auch nicht, und er ging eine Weile mit auf den Rücken gelegten Händen in seinem Zimmer auf und ab.

Endlich wurde es still draußen, und mit einem leise gemurmelten „Gott sei Dank" griff er sein verlassenes Studium wieder auf. Da öffnete sich, wie er sich kaum ein wenig hineingearbeitet, die Thür, und seine Frau kam mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen herein. Sie war allerdings jetzt vollkommen ruhig, aber man sah ihr doch an, daß und wie sie sich vorher geärgert hatte, und auf den nächsten Stuhl niedersinkend, sagte sie:

„Das ist wahrhaftig kaum noch zum Aushalten mit den Mädchen. Heinrich — denke Dir, jetzt hat die Kathrine schon wieder den Griff von der neuen Porzellan-Butterdose heruntergeschlagen, und wir hatten sie kaum erst drei Tage in Gebrauch.“

„Mein liebes Herz,“ sagte der Doctor vollkommen ruhig, „ich habe Dich schon mehrmals gebeten, keine solche Butterdose wieder zu kaufen, die Griffe brechen jedesmal ab. Aber ich stecke augenblicklich gerade so in meiner Arbeit...“

„Und sie widerspricht immer,“ fuhr die kleine Frau in ihrer Erregung fort. „Denke Dir nur, sie hat die Unverschämtheit, mir zu sagen, daß ich eben so viel zerbrechen würde, wenn ich die Sachen immer unter Händen und alle Tage aufzuwaschen hätte.“

„Und hat sie da nicht vielleicht Recht?“

„Du vertheidigst sie auch noch, nicht wahr? Aber ich habe es auch nun satt und ihr eben gekündigt.“

„Das thut mir sehr leid,“ sagte Wahlborn seufzend, „denn die Kathrine kocht wirklich recht gut und hat mir besonders immer einen trinkbaren Kaffee gemacht.“

„Ich mag auch das ewige Klatschen im Hause nicht leiden,“ fuhr Sophie, ohne darauf zu achten, fort. „Denke Dir nur, Regierungsraths Mädchen oben hat neulich unserer Caroline erzählt, daß die Kathrine ihr gesagt hätte, wir zahlten dreimal so viel für Wäsche, als ihre frühere Herrschaft. Und wenn es wäre, so ist das doch immer nur ein Beweis, daß wir uns reinlich halten.“

„Aber, liebes Herz,“ sagte Wahlborn, der bis dahin wie auf Kohlen gesessen hatte, „wie oft habe ich Dich gebeten, mich mit derartigem Mädchenklatsch zu verschonen, noch dazu wenn ich so beschäftigt bin, wie gerade in diesem Augenblick. Auch das Unglück mit der Butterdose erfuhr ich ja doch heut Abend noch zeitig genug, wenn ich es überhaupt wissen mußte.“

„Aber ich mag Dir sagen, was ich will,“ sagte die junge Frau piquirt, „es interessirt Dich nicht, und wen anders habe ich als Dich, um mich mit ihm über meinen Hausstand zu besprechen.“

„Aber wenn ich in voller Arbeit sitze, liebes Kind! Du siehst, wie ich hier beschäftigt bin, und schon der Lärm draußen hat mich seit langer Zeit gestört.“

„Aber, Heinrich, Du bist wirklich häßlich — so wirf mich doch nur lieber gleich hinaus — wenn ich das Mädchen auszanken muß, kann ich doch nicht flüstern.“

Wahlborn seufzte und machte einen Versuch, irgend etwas in dem einen Buch nachzuschlagen, aber er hatte total vergessen, was er brauchte, und konnte nun noch einmal von vorn anfangen.

„Und was ich Dir noch sagen wollte,“ fuhr Sophie fort, die indessen ihrem eigenen Ideengang gefolgt war, „das Schloß an der Speisekammerthür müssen wir auch ändern lassen — die Kathrine hat neulich, wie sie behauptet, den einen Schlüssel verlegt und kann ihn nicht wiederfinden, und wenn ich auch noch einen zweiten habe, so bin ich doch nicht sicher, daß der verlorene in falsche Hände geräth, und mit offener Speisekammer mag ich nicht dasitzen.“

„Aber, liebes Herz,“ sagte Wahlborn, der anfing ungeduldig zu werden, „deshalb brauchst Du mich doch nicht zu fragen. Ich kann das Schloß nicht ändern, weshalb schickst Du nicht einfach zum Schlosser hinüber? Ich stecke gerade jetzt in einer recht schwierigen Arbeit, die meine ganze Aufmerksamkeit erfordert.“

„Ich werde Dich nicht wieder belästigen,“ sagte die junge Frau, jetzt wirklich gekränkt, „denn ich sehe, daß ich Dir hier zur Last bin — früher war das nicht so“ — und ihr Tuch an die Augen drückend, stand sie auf und verließ rasch das Zimmer.

Wahlborn machte eine Bewegung, als ob er ihr folgen wolle — er mochte sie ja nicht kränken, aber er war auch ärgerlich geworden, denn jeden Tag wiederholte sich dasselbe. Der geringsten Kleinigkeit wegen wurde er um Rath gefragt, oder mußte es wenigstens anhören, und verlor dadurch nicht allein seine Zeit, sondern wurde auch aus seinem ganzen Gedankengange herausgerissen. Er blieb sitzen und hatte sich bald wieder in seine Arbeit so vertieft, daß er gar nichts weiter um sich her sah und hörte.

Jahre vergingen, und die Verhältnisse im Wahlborn'schen Hause verbesserten sich nicht, sondern wurden eher noch schlimmer.

Sophie Wahlborn war, was tausend Menschen das Muster einer Hausfrau nennen würden: unermüdlich fleißig, reinlich bis zum Aeußersten in ihrer Wirthschaft, eine vortreffliche Mutter ihrer Kinder, dabei weder vergnügungs- noch putzsüchtig und von Herzen seelensgut; aber von diesen kleinlichen Kleinigkeiten ließ sie nicht. Ihre Wirthschaft und Häuslichkeit galt ihr die Welt; aber so schön und lobenswerth das in einer Hinsicht sein mag, so kann es auch zu einem Fehler werden, wenn es ausartet. Die Häuslichkeit soll dazu dienen, es uns behaglich zu machen, aber nicht uns den Zwang aufzulegen, sie immer nur „in Gang" zu halten.

Nichts konnte regelmäßiger gehen, als die Arbeiten im Wahlborn'schen Hause, aber sie wurden auch durch nichts regulirt als durch ein unverrückbares Räderwerk, das nur vorsichtig benutzt sein wollte, oder sonst Alles in seine Zähne hineinzog. Eine Aenderung irgend einem der Mitglieder zu Liebe, schien nicht denkbar. War Wäsche angesetzt — so hatte der Doctor von den zahlreichen in seinem Dienst befindlichen Leuten auch nicht eine einzige Seele zur Verfügung, um sie nur einen Weg zu schicken. Einen Freund einmal mit zum Essen nach Hause zu bringen, daran dachte er schon gar nicht mehr, denn es paßte nie; und wollte er wirklich einmal etwas über Tag mit seiner Frau besprechen, so war sie entweder in der Küche oder im Waschhaus, oder zog gerade die Kinder an und bat ihn, nur noch eine halbe Stunde zu warten. Er konnte auch fast gar nicht mehr mit ihr allein sein, denn jetzt, wo die Kinder wirklich mehr Arbeit machten, gab es selten einen Tag, wo nicht wenigstens eine Näherin beschäftigt wurde, und da Sophie auch mit den Jahren, und durch ein paar Krankheiten geschwächt, reizbarer zu werden schien, wechselten die Dienstboten regelmäßig alle drei Monate, so daß er selber stets fremde Gesichter um sich hatte.

Alles wurde dabei unter festem Verschluß gehalten. War seine Frau ausgegangen, und Wahlborn verlangte das Geringste aus der Wirthschaft, so starrten ihm überall verschlossene

Thüren entgegen, und er fühlte sich zuletzt im eigenen Hause nicht mehr daheim.

Seine pecuniären Verhältnisse hatten sich durch eine ziemlich bedeutende Erbschaft sehr gebessert; er gab seine Praxis fast ganz auf und widmete sich allein seinem medicinischen Journal und seinen Studien; aber er arbeitete nur noch Morgens. Die Nachmittage verbrachte er theils auf der Bibliothek, theils mit Freunden, die Abende im Club, wo er jetzt als einer der besten und eifrigsten L'Hombrespieler galt. Daß er sich dadurch seinem eigenen Hause fast vollständig entfremdete, läßt sich denken, und wie er seine Frau früher von ganzer Seele geliebt, so wurde er mit den Jahren mehr und mehr gleichgültig gegen sie.

Sophie konnte das natürlich nicht entgehen, und sie fühlte sich in diesem Zustand unglücklich. Sie war sich bewußt, ihren Pflichten gegen den Gatten treu und aufrichtig nachgekommen zu sein. Ihre Wirthschaft befand sich in musterhafter Ordnung, ihre Kinder waren gut erzogen, und sie selber lebte und schaffte ja nur für ihre eigene Heimath — wodurch denn hatte sie sich des Mannes Herz entfremdet?

Sie sprach mit ihrer Mutter darüber, aber diese schüttelte den Kopf und meinte: „Das sei das alte Leiden der Jetztzeit — früher wäre das besser gewesen, und wie sie sich verheirathet habe, sei ihr Mann fast gar nicht aus dem Haus gegangen; dann aber habe er es ebenso gemacht, denn das Wirthshausleben verderbe die Männer, und das Bier ebenfalls. Sophie solle sich deshalb nur keine Sorge machen, sie könne die Welt nun doch einmal nicht ändern."

Und worin lag wirklich der Grund dieser Disharmonie zwischen zwei Wesen, die von Anfang an einander herzlich lieb gehabt und nie etwas gethan hatten, um sich gegenseitig zu betrüben, und die sich nun fremd gegenüber standen? Wir finden es, wohin wir schauen, bald in dieser, bald in jener Form, und wohl tragen oft beide Theile die Schuld, in gar nicht so seltenen Fällen, wie auch hier, vorzugsweise die Frau.

Wirthschaftlich sein, ist eine der Haupttugenden der Frau, und sie kann dem Mann dadurch die Heimath zum Paradiese

schaffen — das wirthschaftliche Leben muß aber dabei das Mittel, nicht der Zweck sein. Es muß sich nicht Alles einzig und allein um die Wirthschaft drehen, oder die häuslichen Arbeiten dienen nicht dazu, uns das Leben behaglich zu machen, sondern sie legen uns in unangenehme Ketten, die der Mann dann mit der Zeit versucht abzuschütteln, oder denen er wenigstens, so oft wie möglich, aus dem Wege geht.

Sophie hatte nur den einen Fehler — sie war eben „zu wirthschaftlich".

Eine Pfauen- und Schweine-Jagd auf Java.



Eine Pfauen- und Schweine-Jagd auf Java.

Java ist bekanntlich eine der Hauptinseln des ostindischen Archipels, die den Holländern gehört, und auf welcher dieselben eine Menge der großartigsten Colonien angelegt haben. Von dort her bekommen wir vortrefflichen Reis, Kaffee, Muskatnüsse, Gewürznelken, Zimmet, Cochenille und viele andere tropische Producte, und dann ist Java auch das besondere Land — wo der Pfeffer wächst.

Die Deutschen sagen wohl manchmal im Aerger: „Ich wollte, der wäre, wo der Pfeffer wächst!“ und denken dann vielleicht, einem Solchen etwas ganz Entsetzliches gewünscht zu haben. Die Sache ist aber gar nicht so arg, und Java ein so wunderschönes, herrliches Land, daß man sich ohne die geringste Besorgniß darf dorthin wünschen lassen.

In diesem Lande nun, „wo der Pfeffer wächst“, giebt es auch die herrlichsten Jagden, und die Oberfläche der Insel, die noch sehr große und dichte Wälder enthält, eignet sich besonders dazu, dem Wilde Schutz und Nahrung zu geben. Alle die Strecken freilich, die nur einigermaßen bequem angebaut werden konnten, sind mit Feldern und Plantagen bedeckt. Mitten durch das Land aber, und zwar von Ost nach West, zieht sich eine hohe und vulkanische Gebirgsreihe mit einer Menge von noch fortwährend thätigen feuerspeienden, oft sehr steilen und wildzerrissenen Bergen. Auf den Spitzen derselben,

wo die ausgestoßenen Schwefeldämpfe und heißen Lavamassen die Vegetation zerstören, wächst allerdings nicht einmal ein Grashalm. Weiter unten aber steht ein ganz prachtvoller Baumwuchs, und in den von zahlreichen Quellen bewässerten Thälern und Schluchten wuchert ein hohes, etwas hartes schilfiges Gras, das man in Indien mit dem Namen Dschungle bezeichnet, das aber die Malayen alang alang nennen.

In diesen Waldungen nun hat das Wild vortrefflichen Schutz, und nicht allein Massen von Hirschen und Rehen halten sich hier auf, sondern auch das riesige Rhinoceros wird hier gefunden. Dann giebt es da Tiger und Panther, und sogar die gewaltige Schlange, die boa constrictor, die im Stande ist, ein ganzes Reh auf einmal zu verschlingen. Aber auch an Geflügel fehlt es nicht, und eine Menge von wilden Hühnern und Pfauen beleben den Wald und suchen sich in dem [illegible]en Grase an den offenen Gängen ihr Futter.

Ueberhaupt finden wir in Indien — auf dem Festlande Indiens sowohl wie im Archipel — manches Thier wieder, das wir bei uns in Europa eingebürgert haben.

Unser Haushuhn ist in Ostindien wild und hat dort viel schönere Farben. Wilde Kühe, sogenannte bantings, giebt es in großen Heerden auf Java; der Pfau, wie schon erwähnt, hat dort ebenfalls seine Heimath, und in den Bächen und Flüssen schwimmt der muntere und prächtig schillernde Gold- und Silberfisch, der von den Eingeborenen sowohl wie von den Holländern viel gegessen wird und ähnlich unserem Karpfen schmeckt.

Als ich in Java war, interessirte es mich besonders, die Pfauen — alte gute Bekannte von Deutschland her — einmal draußen im Freien, in einem ganzen Volk beisammen, beobachten zu können, und da man von Batavia aus recht gut in einem Tag in die Hügel kommen konnte, wo sie sich besonders aufhielten, sattelte ich und ritt hinüber.

Zu diesem Ritte traf ich außerdem vortreffliche Gelegenheit, denn Herr B., der eine große Plantage in jener Gegend verwaltete und sich gerade seiner Geschäfte wegen kurze Zeit in Batavia aufhielt, lud mich freundlich ein, ein paar Tage

bei ihm zuzubringen, und mit ihm zusammen ritt ich den schönen Bergen zu.

Das war ein gar wunderbar schöner Weg, den wir zurück zu legen hatten, und erst ging es durch einen herrlichen Wald von Cocospalmen, dann durch bewässerte Reisfelder, und zuletzt in die bewaldeten Hügel hinein, wo überall kleine Dörfer, sogenannte Kampongs, in dichten Gruppen von Fruchtbäumen lagen.

Unterwegs hatten wir übrigens mehrere kleine Flüsse zu kreuzen, die von den letzten Regen bedeutend angeschwellt waren. Ueber den einen kamen wir auch in dort von Javanen gehaltenen Canoes und ließen die Pferde hinüber schwimmen. An dem zweiten lagen aber keine Fahrzeuge, und die steilen weichen Ufer sahen mit der trüben hohen Fluth ebenfalls nicht besonders einladend aus.

Allerdings befand sich etwas weiter unten eine hohe Brücke, doch in einem solchen Zustande, daß wir wirklich eine Zeit lang unschlüssig waren, ob wir es wagen sollten, hinüber zu reiten. Es blieb uns aber zuletzt nichts Anderes übrig.

Die Brücke bestand aus eben nicht sehr starken Pfosten, die durch einzelne Querbalken zusammengehalten waren, und über diese hatte man statt der Bretter nur stark geflochtene Bambusmatten gelegt.

Der Bambus nun ist ein außerordentlich starkes und dickes Rohr, das in den südlichen Ländern am liebsten an feuchten Stellen, aber auch in den Hügeln wächst und von den Eingeborenen zu allen nur erdenklichen Zwecken verwandt wird. Wie alles Rohr, treibt er aus einer einzelnen Wurzel heraus eine Menge hoher Halme, die durch festgeschlossene Glieder geschieden werden. Dasselbe kann man auch bei unserem Rohr sehen, aber die einzelnen Halme des Bambus werden oft vierzig bis fünfzig Fuß hoch, und nicht selten bis fünf Zoll dick und so fest, daß sie recht gut zu Hauptpfosten und Tragebalken benutzt werden können. Dabei bestehen sie aus einzelnen, sehr dicht aneinander liegenden feinen Fasern, die sich so dünn spalten, daß man sie zu den feinsten und zartesten Geflechten gebrauchen kann.

Die einzelnen Glieder des Rohres benutzen die Javanen aber noch auf die mannigfaltigste Art und Weise. Sie machen Musik-Instrumente daraus, sie gebrauchen sie zu Wassergefäßen, zu Schindeln, ihre Dächer damit zu decken, u. s. w. Die jungen Bambus-Schößlinge werden sogar gegessen, und ihre Körbe, Hüte, Thüren, Wände und Fußböden sind fast alle aus diesem für sie so außerordentlich nützlichen, ja unentbehrlichen Stoffe geflochten.

So waren es auch die Matten, die über der Brücke lagen; die Zeit hatte sie aber doch verwittert; hinüber gegangene Pferde waren schon hier und da durchgebrochen, und der ganze Boden schien morsch und unsicher. Mein Begleiter, der den Platz schon verschiedene Male passirt hatte, ritt auch jetzt voran, stieg aber vor der Brücke ab und nahm sein Pferd am Zügel, das er auch glücklich hinüberführte. Nur ein einziges Mal brach es mit dem einen Hinterbeine durch, fand jedoch gleich wieder eine feste Stelle.

Das Pferd, das ich ritt, traute aber der Matte gar nicht, und als ich ebenfalls abgestiegen war, wollte es anfangs nicht vom Platze. Erst wie es sah, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, entschloß es sich dazu, seinem Kameraden zu folgen, fing aber jetzt an, statt vorsichtig und leise aufzutreten, Sätze nach vorn zu machen. Ein paar Mal ging das noch gut, in der Mitte aber brach es plötzlich mit beiden Hinterbeinen zugleich durch den morschen Boden, und nur das rettete es vor dem Hinunterbrechen, daß es mit den Vorderbeinen glücklicher Weise auf einen der Querbalken gekommen war. Rasch schnellte es sich, mit einem glücklichen Ruck, wieder in die Höhe, machte noch einen Satz, brach zum zweiten Mal ein, diesmal aber nur mit einem Bein, und kam jetzt mit dem dritten Sprung auf einen später gelegten, sichern und festen Theil der Matten, wo keine Gefahr mehr drohte.

Wir waren also Beide glücklich hinübergekommen; ich nahm mir aber vor, selbst wenn ich noch sechs Flüsse zu passiren hätte, lieber sechsmal hindurch zu schwimmen, als eine solche Brücke zum zweiten Mal mit einem Pferde zu passiren.

Unsern Weg jetzt fortsetzend, kamen wir noch durch einen

kleinen Kampong, wo allwöchentlich ein pasar oder Markt gehalten wurde und wir bei einem behaglichen alten Burschen von Chinesen einkehrten. Der Chinese hielt da in einer Bambushütte eine Art von Kaffee- oder Theehaus, und wir ließen uns Thee geben und aßen eingemachte Früchte dazu.

Die Chinesen trinken übrigens den Thee auf etwas besondere Weise. Zuerst haben sie außerordentlich kleine Kannen und Tassen, die in einem irdenen Theebrett zusammenstehen oder eigentlich schwimmen, denn durch das fortwährende Einschenken fließt eine Menge daneben. Die kleinen Tassen werden dann vollgeschenkt; sowie aber der Gast nur die Hälfte davon getrunken hat, steht auch der Wirth oder die Wirthin schon auf und füllt sie auf's Neue. Für den Fremden geben sie auch Zucker zum Thee; sie selber trinken ihn aber ohne Zucker und Milch.

Als wir uns etwas gestärkt hatten, ritten wir weiter und betraten nun bald das Hügelland, jetzt ein freundliches Thal verfolgend, jetzt auf einem niedern Bergrücken hintrabend, der prachtvolle Aussicht nach allen Seiten hin gewährte. Gerade mit Beginn des gewöhnlichen Nachmittagsregens erreichten wir die Wohnung meines neuen Gastfreundes.

Es war nämlich eben die Regenzeit, die man sich aber in den tropischen Ländern ja nicht so denken darf, als ob es da Wochen lang Tag und Nacht vom Himmel heruntergösse. Es ist sogar nichts Seltenes, daß es selbst mitten in der Regenzeit manchmal drei, vier Tage keinen Tropfen regnet; in der Regel ziehen sich aber an jedem Nachmittag Gewitter zusammen, die sich etwa um drei Uhr in einem tüchtigen, bis gegen Abend dauernden Guß entladen, und Abends ist die Luft dann kühl und frisch.

Das übrigens interessirte mich besonders an dieser ganzen Gegend, daß sie in früheren Jahren der zahlreichen hier hausenden Tiger wegen berüchtigt gewesen war. Die Eingeborenen hatten in der That verschiedene Dörfer mit all' ihren Fruchtbäumen und Häusern räumen müssen, um nur diesen bösartigen Raubthieren aus dem Wege zu gehen. Etwa eine englische Meile von unserer Wohnung entfernt, wo man die

hohen Wipfel der Cocospalmen noch aus dem dunkleren Grün der übrigen Fruchtbäume konnte herausragen sehen, hatten zwei solche Kampongs gestanden, und jetzt lagen die leichten Bambuswände faulend unter den üppigen Ranken der Wildniß, die schon wieder darüber hingewuchert waren.

Allerdings schienen diese wilden Bestien mehr dem Vieh als den Menschen nachgestellt zu haben, denen sie immer lieber aus dem Wege gehen. Sie räumten aber so unter den Heerden auf, daß die Herren derselben ihr Eigenthum nicht länger schützen konnten. Ueberdies fiel doch auch dann und wann ein Tiger einen Menschen an, und wenn diese Raubthiere erst einmal Menschenfleisch gekostet haben, soll ihnen das süßer als alles andere schmecken.

In den letzten Monaten hatten sich nicht viel Tiger gezeigt; dagegen sollte in einem nicht entfernten Kampong ein riesiger Königstiger in einer Grube gefangen und getödtet sein, der vom Kopfe bis zum Schwanzende vierzehn Fuß maß. Es muß das einer der größten gewesen sein, die es überhaupt giebt, denn neun bis zehn Fuß Länge von der Nase zur Schwanzspitze wird auf Java schon für das Maß eines sehr starken Tigers gehalten.

Am nächsten Morgen nun, mich wenig um Tiger kümmernd, da man deren Jagd nicht ohne eine Menge Treiber bewerkstelligen kann, brach ich mit einem einzelnen Javanen als Führer auf. Der Bursche kannte die Gegend und wußte genau, wo sich das Wild dort aufhielt, und das Wetter hätte ich mir ebenfalls nicht besser wünschen können.

An einem kleinen Außenkampong vorbei, in dem fast nur die Arbeiter der Plantage wohnten, kreuzten wir den schmalen Bergstrom und betraten jetzt eine lange Reihe mit hohem Gras und alang alang bewachsener Hügel, in denen nur hier und da zerstreute Felder lagen. Theils waren diese mit Zuckerrohr, theils mit der sogenannten Erdnuß bestellt, und schmale ausgehauene Pfade führten von ihnen zu den benachbarten Hütten der Eingeborenen. Dort sollten sich besonders gern die wilden Pfauen aufhalten, und wenigstens der Beschreibung des Javanen nach wimmelten die Thäler ordentlich von Wild. Nichtsdestoweniger mußten wir eine ganze Weile marschiren,

ehe wir den ersten Pfau erblickten. Dieser ging an einem ziemlich offenen Hag sehr ernsthaft und ganz allein spazieren, war aber so scheu, daß er mich nicht einmal in die Nähe eines Büchsenschusses hinanließ. Wie er uns nur hörte, drehte er den schönen langen Hals langsam herum, breitete dann die Flügel aus und strich, ohne besondere Eile zu verrathen, gerade über das Thal hinüber einem andern Hügelrücken zu.

Der wilde Pfau gleicht ganz dem, den wir in Europa heimisch gemacht haben, nur findet ein leichter Unterschied in der Farbe statt. Der javanische wilde Pfau hat wenigstens nicht die tief dunkelblauen Federn an Hals und Brust, sondern ist mehr grüngoldig schimmernd. Der aber, der so von der Sonne vollbeschienen über die unten heraufragenden Palmenwipfel des Thales langsam hinstrich, sah wirklich prachtvoll aus.

Etwa eine Viertelstunde später trafen wir ein ganzes Volk an, an das ich mich in dem hohen Grase nahe genug anschleichen konnte, um in Schußnähe zu kommen. Im Sitzen schoß ich einen mit der Kugel, und als die übrigen rasch aufflogen, einen zweiten mit Schrot, der aber noch eine Strecke flog und dann in eine wildverwachsene Schlucht hinabstürzte. Natürlich wollte ich ihn auch gern bekommen, und mein Führer und ich arbeiteten uns mit unseren schweren Jagdmessern wacker in das Dickicht hinein, bis wir nach etwa einer halben Stunde den dort durch die Schlucht fließenden Bergbach erreichten. Nicht weit von dort mußte der geschossene Pfau heruntergestürzt sein, und ich hatte mir den ungefähren Platz nach einem einzeln stehenden Baum gemerkt. Als ich aber an diesem hinaufschaute, meine Richtung danach zu nehmen, bemerkte ich auf einem seiner Aeste in den dichten Blättern den zusammengekauerten Körper irgend eines Thieres, an dem sich aber keine weiteren Umrisse erkennen ließen. Es war eben nur ein dunkler, regungsloser Klumpen, und wie ich darunter stehen blieb, und es sich noch immer nicht regte, hielt ich es zuletzt für irgend eine der dort in Masse wachsenden Orchideen oder Schmarotzerpflanzen. Dann kam es mir aber auch wieder so vor, als ob ich, wie die Blätter ein wenig

zur Seite wehten, ein blitzendes Augenpaar gesehen hätte, und um ganz sicher zu sein, hob ich die Büchse und schoß mitten auf den dunkeln Fleck.

Da rasselte es oben in den Büschen. Einen Augenblick war's, als ob es die Zweige auseinander reißen wollte; dann blieb es einen Moment ruhig, und plötzlich kam ein ziemlich großer, dunkler, aber immer noch zusammengerollter Körper herausgepoltert und schlug, mitten in das Pflanzengewirr hinein, schwerfällig zu Boden.

Ich wollte nun erst wieder laden und rief meinem Führer zu, dort einzukriechen und zu sehen, was es wäre. Der dachte aber gar nicht daran, sondern erzählte mir nur mit den lebhaftesten Gesticulationen etwas, das ich nur halb verstand, und wonach das erlegte Thier ein entsetzliches Ungethüm sein müßte. So groß war es aber gar nicht gewesen, um gefährlich zu werden, und ich ging jetzt selber daran, den Platz zu untersuchen.

Wir Europäer haben aber wirklich keinen Begriff davon, wie wildverwachsen jene tropische Pflanzenwelt um diese Bergwasser liegt. Zoll für Zoll muß man sich durch solch ein Gewirr von Dornen, Schlingpflanzen, Gras und Zweigen durchhauen und rückt dabei natürlich nur entsetzlich langsam von der Stelle. Als ich den Platz aber endlich unter dem etwas vorragenden und leicht erkenntlichen Zweig erreichte, fand ich wohl gleich die Stelle, auf der das Thier herunter gestürzt war, denn dort lag auch eine ganze Pfütze Schweiß, — die Bestie selber mußte aber noch Kräfte genug gehabt haben, um unter dem Pflanzenwuchs hin irgendwo einzukriechen, und mein Führer wiederholte dabei fortwährend mit den ängstlichsten Geberden matjan ketjil, matjan ketjil (kleiner Tiger)! — ein Name, den sie wahrscheinlich auch den wilden Katzen und kleinen Pantherarten geben. Ueberdies schien er Angst zu haben, daß in diesem Dickicht auch ein matjan besaar oder g r o ß e r Tiger liegen könnte, und als er mich nicht überreden konnte, ihm zu folgen, arbeitete er sich allein wieder auf den Hügelhang zurück.

Ich mußte übrigens die Suche ebenfalls zuletzt aufgeben; denn weder das geschossene Thier noch den Pfau konnte ich

in diesem wandartigen Dickicht finden, wo man nicht im Stande war, auch nur zwölf Zoll weit zu sehen, ohne erst Gras, Rohr und Zweige weggehauen zu haben.

Auf dem Rückwege, nachdem wir noch zwei andere Thäler abgesucht, ohne wieder Pfauen anzutreffen, passirten wir einen kleinen Kampong, in dem sich die Bewohner eifrig damit beschäftigten, von einer Palmenart — der Aren- oder Zuckerpalme — Zuckersaft einzusammeln und diesen auszukochen.

An den einzelnen Arenpalmen hatten sie sich von langen Bambusstangen Leitern gemacht, an denen sie mit Leichtigkeit hinaufstiegen. Oben unter dem kronenartigen Blätterwipfel waren dann die Löcher eingebohrt, aus denen der Saft austräufeln mußte, und unter diesen hingen abgeschnittene Stücke Bambus, um den herauslaufenden Zuckersaft aufzufangen. Ein solches Bambusstück oder Glied mochte wohl reichlich zwei Flaschen fassen, und wenn es voll war, stieg Einer der Leute hinauf, nahm es ab, hing ein anderes an seine Stelle, trug den Saft dann hinunter zu dem nächsten Kochschuppen und goß ihn in die dazu bestimmten, auf dem Feuer stehenden metallenen Gefäße.

Es waren dies ziemlich tiefe eiserne Pfannen, unter denen das angeschürte Feuer mit einer Zugröhre in Verbindung stand, und dadurch fortwährend in scharfer Gluth gehalten wurde. Das Einkochen geschieht so einfach wie nur möglich; der Zuckersaft wird so lange auf dem Feuer gehalten, bis er vollkommen verdickt ist, d. h. bis alle wässerigen Theile verkocht und entfernt sind. Dann bringt man ihn in kleine Formen, und er ist zum Gebrauche fertig.

Ich hielt bei einem dieser Häuser eine sehr frugale, aber deshalb nicht weniger tüchtige Mahlzeit von gekochtem oder gedämpftem Reis und Arenpalmenzucker.

Da sich der Himmel wieder umzog, kehrten wir jetzt nach Hause zurück. Am nächsten Morgen aber, nun mit der Gegend genau genug bekannt, um keines Führers mehr zu bedürfen, ritt ich allein aus und traf auch das nämliche Volk Pfauen wieder, aus dem ich gestern die beiden herausgeschossen hatte. Heute ließen sie mich aber nicht wieder in Schußnähe kommen,

sondern strichen rasch ab, und zwar dem nämlichen Thal zu, in dem ich gestern den matjan ketjil geschossen hatte. Da ich mich also doch wieder an Ort und Stelle befand, beschloß ich noch einen Versuch zu machen, das verletzte Thier zu finden, und mir wieder mit meinem Messer Bahn hauend, arbeitete ich mich unverdrossen in das Dickicht hinein. Heute suchte ich aber nach einer andern Richtung, und zwar dem Wasser entgegen, und mochte kaum zehn Schritt weit die Bahn freigehauen haben, als ich das schon lange verendete Thier in einem dichten Gewirr von alang alang und Dornen richtig fand. Es war in der That eine ganz wunderschöne Tigerkatze, aber leider wahrscheinlich schon von den dort sehr zahlreichen wilden Schweinen oder von anderen Bestien gefunden und halb aufgefressen, so daß sich nur noch wenige Theile des allerliebst gefleckten Felles erkennen ließen. Den Kopf hätte ich nun gern mitgenommen, aber — er roch schon zu bös, denn in dem heißen Klima geht das Fleisch außerordentlich rasch in Verwesung über.

Da ich von hier aus nach einer andern Richtung hin gehen wollte, mußte ich mir meinen Weg aus der Schlucht hinaus wieder an dem gegenüberliegenden Hang hinauf aushauen, und das ging entsetzlich langsam. Einmal bekam ich auch Gesellschaft. Dicht neben mir hatte ich nämlich irgend ein wildes Thier aus seinem Lager aufgescheucht, denn ganz plötzlich raschelte und brach es in den Halmen, und nicht zehn Schritt von mir entfernt konnte ich sehen, wie die Schilfbüschel auseinander gepreßt wurden, als ob sich unten etwas hindurchdränge. Zu erkennen war natürlich in diesem Dickicht nichts, selbst nicht auf diese Entfernung; ich drückte mich deshalb nur etwa einen Schritt in das Schilf zurück, und die Büchse an der Backe, blieb ich ruhig im Anschlag stehen. Was es aber auch gewesen war, es schien mit meiner Nachbarschaft nicht zufrieden. Das Geräusch entfernte sich mehr und mehr, und ich hörte zuletzt nichts weiter. Allerdings suchte ich nun die Spuren aufzufinden, aber in diesem Gewirr von Pflanzen ließ sich keine Fährte erkennen, und einem Tieger hätte ich in diesem Dickicht auch nicht gern begegnen mögen. Wenn ihn die erste Kugel nicht augenblicklich tödtete, wäre ich selber verloren gewesen.

Ich machte deshalb, daß ich wieder empor auf freieren Boden kam, und suchte nun dem offeneren Hang entlang nach neuem Wilde.

— Hier hörte ich wieder Pfauen, und vorsichtig weiter schleichend, entdeckte ich einen einzelnen auf einem Baume, der möglicher Weise als Posten dort aufgestellt sein konnte. War das aber wirklich der Fall, so versah er sein Amt erbärmlich schlecht, denn er saß auf einem Zweige und schien zu schlafen. Ich kam wenigstens ohne die geringste Schwierigkeit in Schußnähe und holte ihn zur Strafe mit der Kugel herunter.

Nach dem Schusse wurde aber der ganze Hang lebendig, und wohl dreißig Pfauen, die dort ganz in der Nähe gestanden hatten, stiegen flatternd auf und strichen nach verschiedenen Richtungen ab. Einer flog gar nicht weit von mir vorüber, und ich schoß mit dem Schrotlauf nach ihm; sei es nun aber, daß ich ihn gefehlt hatte, oder daß die Schrote nicht ordentlich durchschlugen, er fiel nicht, sondern flog weiter und verschwand bald hinter den nächsten Bäumen. Etwas weiter hin traf ich wilde Hühner, konnte aber keins zum Schuß bekommen. Der wilde Hahn ist ein prachtvoller Vogel und gleicht mit seinem mattblauen und grüngoldenen Gefieder fast dem Fasan, unterschieden ihn nicht der Kamm und die gebogenen Schwanzfedern.

Als die Sonne höher stieg und ich in ein paar Kadjang tjina oder Erdnußfeldern umsonst versucht hatte, an mehrere dort auf- und abspazierende wilde Hähne hinan zu schleichen, erreichte ich endlich auf dem obern Kamm eines flachen Hügels einen kleinen Kampong und hörte die Hunde in den dichten Bambus- und Fruchtdickichten einen entsetzlichen Lärm machen. Die Leute an der Hütte schienen sich aber gar nicht daran zu kehren, und als ich sie frug, was die Hunde jagten, sagten sie gleichgültig: „Oh, weiter nichts als babi utang!“ (Wald- oder Wildschweine.)

Der Grund um ihre Hütten her war auch von diesen überall aufgewühlt, und sie kamen gewöhnlich Nachts hierher, wo sie ziemlich sorgenfrei und auch unbelästigt ihrer Nahrung nachgingen. Die Javanen, die sich fast alle zum Islam bekennen, dürfen nämlich kein Schweinefleisch essen, und es fällt

ihnen deshalb auch nicht ein, die unrein geglaubten Thiere zu belästigen oder sich mit ihnen einzulassen, obgleich diese ihren Feldern oft großen Schaden zufügen.

Um wenigstens einmal zu sehen, wie sich die Bestien benehmen würden, wenn man sie triebe, bot ich den Leuten etwas Geld, wenn sie mit ihren Hunden das Dickicht ordentlich abjagen wollten, während ich mich oben anstellte. Ein Chinese, der dazu kam und dort vielleicht in der Nähe wohnte, oder da Geschäfte hatte, schien auch sehr damit einverstanden, denn er bat mich auf das Eifrigste, eins der Thiere zu schießen — sie schmeckten vortrefflich. Die Chinesen, die deshalb von den Javanen spottweise die „Schweinefresser" genannt werden, ziehen nämlich das Fleisch dieser Thiere jedem andern vor, und man kann deshalb immer gleich wissen, ob in einem Kampong des innern Landes Chinesen wohnen oder nicht. Im ersteren Falle sieht man regelmäßig zahme Schweine, die sehr zum Aerger der Javanen dort herum suchen und grunzen.

Die Javanen im Kampong, die doch wohl weiter nichts zu thun oder zu versäumen hatten, waren ebenfalls zu einer solchen Jagd bereit. Sie riefen mit einem gellenden Schrei ihre Hunde herbei und zeigten mir dann den Platz, wo ich mich hinstellen solle, und dann sicher sein könne, zum Schusse zu kommen.

Das Treiben war übrigens noch nicht einmal angegangen, als mich ein Schwein auch schon beinahe über den Haufen gerannt hätte. Einer der kleinsten Hunde schien sich nämlich ein Privatvergnügen gemacht zu haben und war auf eigene Hand — oder besser „eigene Pfote" — hinter einer Sau von seiner Bekanntschaft her gewesen, die er jetzt, ohne auch nur ein einziges Mal zu bellen oder sonst einen Laut auszustoßen, wie einen jungen Sturmwind aus den Büschen heraus und gerade auf mich einjagte. Als ich die Büsche dicht vor mir rascheln und brechen hörte, war mir die Sau auch schon unter den Füßen, daß das gelbe Laub rechts und links hinausstob, und ich an Schießen gar nicht denken konnte. Ich hatte in der That alle Hände voll zu thun, meine Beine aus dem Bereich ihrer Fänge zu bringen.

Am meisten setzte ich aber den kleinen Hund in Erstaunen, der keine halbe Minute später auf der Fährte des flüchtigen Schweines herankam und nun ebenfalls über mich weg wollte. An dieser Stelle mochte er aber wohl schwerlich einen Europäer vermuthet haben, von denen er hier oben vielleicht das ganze Jahr keine zwei zu sehen bekam. Wie der Blitz fuhr er deshalb im ersten Schreck, so weit er konnte, zurück, drückte sich mit dem Hintertheil in den nächsten Busch und fing nun, als er da glücklich festsaß, auf ganz entsetzliche Art an, gegen mich los zu bellen und zu heulen.

Zuerst lachte ich, denn der kleine verdutzte, schwarze, zottige Köter sah zu komisch aus; als ich aber glaubte, er könne mir hier vielleicht die ganze Jagd verderben, sprang ich einen Schritt auf ihn zu und erreichte dadurch vollkommen meinen Zweck. Er glaubte jedenfalls, daß er dem furchtbarsten Ungeheuer begegnet sei, das vielleicht die Erde trug, nahm den Schwanz zwischen die Beine und rannte winselnd und heulend in den Wald hinein.

Jetzt aber begann die Jagd; der kleine Busch lebte ordentlich von Schweinen, wenigstens entstand ein Spectakel in dem Unterholz, als die Menschen und Hunde hinein kamen, als ob eine Heerde wilder Rinder hindurch getrieben würde. Die Thiere dort sind aber so wenig scheu, daß sie selten weit von dem Platze fortrennen, an dem sie sich gewöhnlich aufhalten. Kommt ihnen dann etwas, das sie stört, so fahren sie wohl von ihrem Lager auf, kehren aber gleich wieder in dasselbe zurück.

So war es auch hier, und erst als die Treiber und Hunde dicht an mich heran kamen, brach einmal ein Frischling (ein junges Schwein) und einmal eine Bache (seine Mutter) durch die Büsche. Beide hielten sich jedoch in einer Richtung, daß ich mit meiner Kugel die dicht hinter ihnen andrängenden Menschen gefährden mußte, und ich schoß deshalb nicht.

Erst ganz zuletzt kam ein ziemlich starkes Schwein schräg an mir vorbei und lief über den einzigen schmalen Platz, den ich noch frei hatte. Bessere Gelegenheit konnte ich mir nicht wünschen; die Büchse hatte ich schon an der Backe, und mit dem Knall des Schusses brach auch das Schwein in seinen Fährten

zusammen — **mit** ihm aber auch der Chinese, der, ohne daß ich ihn gesehen hatte, dorthin getreten war. Ich bekam einen furchtbaren Schreck, denn ich glaubte im ersten Augenblick wirklich, ich hätte den langzöpfigen Burschen ebenfalls getroffen. Wie der Blitz sprang er aber wieder auf die Füße und von dem Schweine fort — er sah jedoch todtenbleich aus und versicherte mir, ich hätte ihm gerade auf den Leib gezielt. Der leichtsinnige Bursche war ganz leise und geräuschlos hinter mir hergekrochen, sich den Spaß mit anzusehen, und schien keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß er wohl, statt eines Stückes Schweinefleisch, selber eine Kugel bekommen konnte. Das Schwarzwildpret entschädigte ihn aber hinlänglich für den Schreck.

Gegen Abend kehrte ich, sehr zufrieden mit meiner Jagd und Allem, was ich da oben gesehen, nach Hause zurück und brach am nächsten Morgen wieder allein nach Batavia auf.

In dem kleinen Kampong, in dem wir das letzte Mal bei dem Chinesen Thee getrunken, fand ich dessen Landsleute in nicht geringer Aufregung. In der letzten Nacht hatten sich nämlich ein paar diebische Burschen — die Chinesen behaupteten natürlich, daß es Javanen gewesen wären — unter den Bambuswänden des einen Hauses durchgegraben und eine ziemliche Partie Waaren und auch etwas Geld entwendet. Die ganze Polizei — eine traurige Mannschaft — war deshalb aufgeboten worden, die Thäter zu erwischen und die gestohlenen Güter zurück zu bekommen. Einen Theil der letzteren fand man auch wirklich in einer Feldecke — möglich, daß die Diebe dort durch Vorbeikommende gestört waren und das, was sie nicht rasch mit fortbringen konnten, im Stiche ließen.

Als ich den Ort verließ, standen die Chinesen noch immer beisammen und erzählten sich mit den lebhaftesten Geberden die schreckliche Geschichte über und über, und die Javanen betrachteten sich sämmtlich sehr aufmerksam das Loch, durch das die Diebe eingebrochen waren, schienen sich aber mehr darüber zu freuen als zu grämen, denn sie sind den Chinesen alle nicht besonders hold.

Ueber die morsche Brücke ritt ich aber nicht wieder, sondern

suchte mir am Flusse hinauf eine Stelle, wo ich mit dem Pferde an der steilen lehmigen Uferbank nieder zum Wasser kommen konnte, und schwamm hinüber.

Die heiße javanische Sonne hatte mich bald wieder getrocknet, und noch vor Dunkelwerden erreichte ich Batavia.



Im alten Kloster.



Im alten Kloster.

1.

Der Indianer.

Die Provinz Guyana in Venezuela ist eine der am wenigsten bevölkerten des ganzen Reichs, oder war es doch noch vor kurzen Jahren. — Ja wenn man hindurch zog, begriff man eigentlich gar nicht, wie an besonderen Stellen im Innern überhaupt kleine Städte konnten entstanden sein und was die Bewohner dort trieben — womit sie sich das liebe lange Jahr beschäftigten. Ein Verkehr mit dem Innern bestand nicht; eben so wenig eine Straße, um etwaige Producte fort- oder Bedürfnisse herbeischaffen zu können, und nur Maulthiere oder Esel konnten die steilen Bergpfade passiren, um dann und wann eine Verbindung mit dem Orinoco wie den belebteren Stromgegenden zu unterhalten.

So lag besonders das kleine Städtchen Guacipati weit in die Wildniß von den Spaniern hineingeschoben, denn die Jesuiten hatten dort ein Kloster errichtet, und Andere sich ihnen nach und nach angeschlossen. War doch in den Bergen Gold entdeckt worden, und man fing an, die Minen, wenn auch noch in entsetzlich roher Weise, zu bearbeiten. Indessen aber suchten die Priester die Indianer, die sich in der Nachbarschaft aufhielten, zu civilisiren, das heißt: sich dienstbar zu machen. Alle, die in das weitläufige Missionshaus aufgenommen wurden, mußten arbeiten, theils das Kloster bauen, theils den Acker bestellen, theils auch selbst in den Bergen Gold für die frommen Herren suchen, und das ging so lange, bis

endlich die Revolution gegen das zu drückend werdende spanische Joch ausbrach. In Guyana hielten sie sich allerdings noch am längsten, denn der District war, wie gesagt, zu abgelegen; aber endlich mußten sie auch hier weichen. Von Guacipati zogen sie sich auf ihren Hauptort Upata zurück, um den Orinoco zu erreichen, befestigten sich noch einmal, auch hier geschlagen, in San Feliz, sammelten dann, nachdem die Insurgenten den letzten Ort total zerstört, den Rest ihrer fast aufgeriebenen Truppe auf der letzten Anhöhe unfern des Orinoco, und schifften sich hier auf Nimmerwiederkehren ein.

Das Land war jetzt allerdings frei, aber die Sieger wußten nicht recht, was sie damit anfangen sollten, denn die Spanier hatten, was man ihnen auch sonst zur Last legen konnte, doch jedenfalls gearbeitet und viel geschaffen, während die faulen Creolen nun erst einmal auf ihren Lorbeeren ausruhen und sich nicht weiter bemühen wollten.

Die Goldminen, die von den Spaniern überhaupt ziemlich geheim gehalten worden, blieben liegen und überwucherten in wenigen Jahren so vollkommen mit der üppigen Vegetation dieser Gegenden, daß man sogar die Stellen aus dem Auge verlor. Einzelne der von den Eroberern angelegten Städte wurden ganz verlassen, so San Feliz, das in dem neu aufwachsenden Urwald vollständig verschwand. Andere blieben allerdings bewohnt, fristeten aber nur ein dürftiges Dasein, wie z. B. Guacipati, und wurden erst in letzterer Zeit wieder belebt, als man auf's Neue jene fast vergessenen Goldlager entdeckte und überreiche Ausbeute in ihnen fand.

Guacipati war die letzte Stadt, die nach den Minen zu — etwa 40 Leguas vom Orinoco entfernt — lag, aber zu viel Gold ward ebenfalls gerade in dieser Zeit (im Jahre 1849) in verschiedenen Erdtheilen gefunden, Californien besonders zog alle Goldsucher an, und fast gar keine Fremde suchten diese abgelegene Wildniß auf. Nur einzelne Indianer, Mischlinge und Neger, bauten sich dort ihre Hütten und begannen in der rohesten und oberflächlichsten Weise nach den in der Erde verborgenen Schätzen zu graben. — Guacipati blieb dabei, was es war — ein paar Arrieros oder Maulthiertreiber besuchten es wohl — ein paar Goldwäscher kamen

vielleicht durch, sonst Niemand, und die Straßen lagen still und öde im fluthenden Guß der Regenzeit, oder brieten und staubten in der glühenden Sonne, wenn der Sommer seinen wolkenreinen Himmel über das Land spannte.

Die Jesuiten hatte man damals ebenfalls mit den Spaniern aus dem Land gejagt, und das Kloster selber, das größte und weitläufigste Gebäude der Stadt, mit einem Hofraum wie ein kleiner Marktplatz, war dann später an einen Privatmann verkauft worden, der aber ebenfalls nichts damit anzufangen wußte. Die vorderen, nach der Plaza zu liegenden Häuser wurden allerdings zu einem Laden, und ein anderes Gebäude zu einem Schenkstand umgeschaffen, aber bei dem dürftigen Geschäft ließ sich trotzdem kein großer Nutzen davon erhoffen, während man die Hofräume gar nicht verwerthen konnte.

Die Arrieros, die dann und wann durch Guacipati kamen, dachten nicht daran, in einem „Hotel" einzukehren. Ein Stück Cassava-Brod und etwas gesalzenes Fleisch führten sie bei sich, ihre Hängematten oder Chinchorras ebenfalls — was ihre Thiere brauchten, fanden diese draußen im Freien, oder konnten es sich dort wenigstens suchen, und solcher Art wurden sie dann am nächsten Morgen nie durch eine unangenehme Rechnung behelligt.

Der Eigenthümer des Klosters war ein Señor Onde — oder Manuel Onde, der spanischen Sitte nach aber natürlich nur einfach Don Manuel genannt — ein ruhiger, schlichter Mann, mit nicht übermäßig geistigen Kräften, und gerade so schlaff und energielos wie die meisten seiner Landsleute. Sein kleines, sehr unbedeutendes Capital hatte er in das Kloster gesteckt, und da er früher einmal in der Hauptstadt Carácas gewesen und dort gesehen haben mochte, daß große Hotels gute Geschäfte machten und die Wirthe und Eigenthümer anscheinend gar nichts dabei arbeiteten, so hielt er das für ein wünschenwerthes Loos und glaubte seinen Zweck noch viel rascher zu erreichen: nämlich ein reicher Mann zu werden, wenn er dazu den Verkaufsladen einrichtete. Daß er aber auch etwas dabei thun und daran wenden müsse, fiel ihm natürlich gar nicht ein, und die ganze Sache zerfiel, ehe sie eigentlich recht begonnen hatte.

Das alte Kloster sah wohl schon ziemlich wüst nach der Vertreibung der Spanier aus, aber es verwilderte immer mehr und glich zuletzt, mit seinen öden und leeren Hintergebäuden, der im Jahre 1812 durch das Erdbeben zerstörten Kapelle und den vollkommen leeren Gemächern, weit eher einer Ruine als einem Hotel. Der Besitzer desselben nannte schon in der That nichts mehr auf der Welt sein, als eben das verfallene Grundstück und die paar fast werthlosen Waarenstücke, die er noch auf Lager hatte, und für die ihm kein Mensch mehr baar Geld geben wollte.

Der ganze Betrieb des Geschäfts war denn auch nur auf den Verkauf des gewöhnlichen, im Land gebrannten aguardiente oder Branntweins herabgesunken. Die sich noch dort in der Nachbarschaft herumtreibenden Indianer mit ein paar Negern, wie ein paar der verkommensten Creolen, sprachen noch manchmal bei ihm vor, und von dem geringen Betrag, den ihm das einbrachte, lebte er selber in größter Dürftigkeit, und fing dabei schon an, seinen eigenen Branntwein für wohlschmeckend zu halten. Ein Säufer hat aber, besonders in Südamerika, bald seinen ganzen Credit verloren, — es ging scharf mit ihm bergab, und da er noch von früher her einige hundert Pesos Schulden hatte, so wunderte man sich in der Stadt gar nicht darüber, als es hieß, daß in den nächsten Wochen das „alte Kloster“ von Gerichtswegen wieder zum Verkauf ausgeboten werden solle, und einbegriffen war dabei auch natürlich das „Waarenlager“ von Don Manuel.

Die trockene Jahreszeit nahm wieder einmal ihr Ende. Den halben Monat Mai fast hatte noch die Sonne das Land so ausgebrannt, daß es nur noch in der Nähe der kleinen, aber ebenfalls schon halb eingetrockneten Flüsse grüne Halme gab. Die Bäume standen, wie bei uns im strengen Winter, ihrer Blätter beraubt, und die ganze Natur, mit Menschen und Vieh, lechzte nach Regen — und der kam endlich. Eine Woche lang hatten sich wohl schon Wolken am Himmel gezeigt und über den nicht fernen Gebirgen ihre dunkeln Massen drohend zusammen geballt, immer aber zerflossen sie wieder in Nichts, bis endlich am 16. Mai ein Regenguß über Guacipati niederschüttete, wie ihn wirklich nur die Tropen

bringen können. Eine Fluth, einem Wolkenbruch ähnlich, stürzte von dem dunkelgrau bezogenen Himmel zur Erde. Der Donner rollte dazu, Blitze zuckten wie Meteore am Firmament hin, und die ganze Natur schien in Aufruhr.

Die Straßen der Stadt waren, in kaum einer halben Stunde, in einen flüssigen Lehm verwandelt, und nur eine Anzahl von vollkommen nackten Kindern — seit Monaten wahrscheinlich zum ersten Mal wieder gründlich abgewaschen — jubelte da draußen, schreiend und jauchzend, auf der Plaza herum und ließ sich die schweren Tropfen auf die lichtbraune Haut aufschlagen.

Don Manuel's Laden profitirte von dem Ereigniß, denn ein großer Theil der Müßiggänger, die sich sonst zwecklos auf der Straße herumtrieben oder im Schatten vor den Häusern auf den Bänken lagen, hatten sich vor seinem Laden unter dem alten Schutzdach der ebenfalls halb zusammen gefaulten Veranda versammelt, und da diese bei einem solchen Guß auch nicht genügenden Schutz gewährte, so traten manche von seinen früheren alten Bekannten bei ihm ein, die sonst den Platz wohl gemieden — ihn keinenfalls gesucht hätten.

Die Stimmung der Leute war indeß im Ganzen eine fröhliche, denn der lang' erwartete und endlich eingetretene Regen, der noch dazu gleich zeigte, mit welchem Ernst er die bis dahin total vernachlässigte Bewässerung des Landes angriff, und außerdem das frische wohlthuende Gefühl eines erquickenden Schauers nach so langer Dürre, hatte ihre schon fast erschlafften Lebensgeister wieder ein wenig wach gerufen, und sie lachten und plauderten zusammen und amüsirten sich besonders über das junge Volk, das sich da draußen umherhetzte und jagte, und den überall aufspritzenden Schlamm nicht so viel zu achten schien. —

In der einen Ecke des düstern und öden Gewölbes — denn eine Stube konnte man es wahrlich nicht nennen — saß Don Manuel, nicht einmal den Regen achtend, und starrte dumpfbrütend vor sich nieder. Ein kleiner schmutziger Junge, ein Sambo, mit einem kurzen Poncho als einzige Bekleidung, die halbwolligen Haare struppig um seinen Kopf fliegend, diente als Kellner und verzapfte auf Verlangen gegen baare Bezah=

lung das scharfe Getränk in kleine, stets gebrauchte und nie ausgespülte Gläser; sein Herr aber kümmerte sich heute fast gar nicht um den Verkauf, denn andere trübe Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Der Subpräfect war nämlich kurz vorher, ehe der Regen begann, bei ihm gewesen und hatte ihm angekündigt, daß er den öffentlichen Verkauf des Hotels nicht länger hinausschieben könne, da eben die Kläger nicht länger warten wollten und auf eine oder die andere Art befriedigt werden müßten. Die Schuldforderung umfaßte mit den aufgelaufenen Kosten 352 Pesos und 37 Centavos. Wenn er sich im Stande sah, diese Summe bis zu Donnerstag in acht Tagen zu zahlen, gut — wo nicht, sollte an jenem Tage die Auction sein.

Ein paar der Gäste suchten ein Gespräch mit Don Manuel anzuknüpfen, aber jedes Kind in der Stadt wußte von dem beabsichtigten Verkauf des „alten Klosters", und es wunderte sie nicht, daß der sonst so gesprächige Wirth heute nur sehr einsilbige Antworten gab. Nur mit dem Kopf schüttelten sie, wenn sie sahen, wie er sich dann und wann aus einer neben ihm stehenden Flasche ein Glas nach dem andern einschenkte und auf Einen Zug hinunter stürzte. Er wollte jedenfalls seine bösen Gedanken betäuben, aber was half ihm das? — der gefürchtete Tag brach deshalb doch herein, und dann blieb ihm eben nichts Anderes übrig, als zwischen die in den Bergen goldsuchenden Neger und Indianer zu gehen und ihre Arbeiten zu theilen. Hier im Ort hätte keine Familie den Säufer auch nur Einen Tag im Haus behalten.

Endlich gegen Dunkelwerden hörte der Regen auf, und noch einmal — gerade als die Sonne hinter dem Horizont versinken wollte — sandte sie ihre goldenen Strahlen über das erfrischte Land, in dem jetzt Milliarden von jungen Keimen den neugewonnenen Lebenssaft durch alle Fasern sogen, um schon in den nächsten Tagen ihre Triebe dem Licht entgegen zu senden.

Die Gäste oder Besucher hatten auch fast alle den dumpfigen, ungesunden Raum von Don Manuel's Trinkstube verlassen, um draußen im Freien die jetzt wirklich prachtvolle und abgekühlte Luft einzuathmen. Nur ein einzelner, über-

dies schon halbtrunkener Indianer war noch zurückgeblieben. Er lehnte mit dem Ellbogen an dem schmutzigen Ladentisch und hob dann und wann, wie halb unbewußt, das schon längst geleerte Glas an die Lippen, als ob er immer noch hoffe, ein paar Tropfen des Feuertranks darin zu finden.

Don Manuel stand plötzlich auf. Der Kopf wirbelte ihm vom vielen Denken und Trinken — das Glas stand noch halb gefüllt auf dem Tisch, aber er rührte es nicht mehr an und trat jetzt ebenfalls in die Thür, um den Blick nach dem goldigen Himmel hinauf zu werfen und eine andere Luft zu athmen, als den Duft von faulem Fusel und den kellerartigen Dunst seiner Wohnung.

Der Indianer nahm die Gelegenheit wahr. So stier er bisher auch vor sich niedergestarrt — kaum wandte der Wirth den Rücken, so glitt er an dem Ladentisch hin, und ehe der Junge, der ihn scharf beobachtete, dazwischen springen konnte, hatte er Don Manuel's noch halbvolles Glas erfaßt und goß auch dessen Inhalt, ohne fast zu schlucken, die eigene Kehle hinab.

„Carajo!“ fluchte der kleine Bursch, „war das Dein Glas, Du Säufer, und hast Du dafür bezahlt?“

„Bst,“ winkte ihm aber der Indianer, „muß mit Don Manuel sprechen. Gehe morgen in die Berge und hole viel Gold — soll auch davon haben, wenn er mir aguardiente giebt — viel — Tasco wird reich werden.“

„Ja wohl,“ brummte der kleine Bursch, „Tasco wird auch nicht einen Reals werth mit aus den Bergen wieder herausbringen, sondern Alles gleich da oben an Ort und Stelle vertrinken. Die Art müßte man nicht kennen!“

„Und Dir bring' ich auch 'was mit, Pablo,“ sagte der Indianer schmeichelnd, aber mit unterdrückter Stimme, indem er einen scheuen Blick nach Don Manuel hinüber warf; „komm, sei ein guter Junge. Schenk' mir das Glas noch einmal voll — es soll das letzte sein; ich habe kein Geld mehr bei mir, aber noch vielen Durst.“

„Das glaub' ich Dir,“ lachte der Junge verächtlich, indem er ihm den Rücken drehete, „aber von mir bekommst Du nichts,

und wenn Du mir ein Pfund Gold versprächest — daß ich's doch nicht kriege, weiß ich gut genug."

„Was will der Bursche?" sagte Don Manuel, der die letzten Worte gehört haben mochte, indem er sich umdrehte und dem Indianer einen finstern Blick zuwarf, „weshalb geht er nicht nach Hause?"

„Branntwein will er," sagte der halbnackte Kellner und machte eine Bewegung, als ob er beabsichtige, die Hände in die Taschen zu stecken, was aber natürlich nicht anging — „und er hat kein Geld mehr."

„Dann mach', daß Du hinaus kommst, Tasco," sagte der Wirth; „der Regen hat aufgehört und Du brauchst Dich hier nicht länger herum zu treiben. Hast Du mich verstanden?"

„Hm," knurrte der Indianer, „Ihr sprecht mit mir, Don Manuel, wie mit einem Hund, und wenn ich wollte —" Er schwieg und sah finster brütend vor sich hin.

„Und wenn Du was wolltest, mein Junge?" rief Don Manuel, eben nicht in der Stimmung, eine Drohung von einem solchen Burschen ruhig hinzunehmen. „Sag' noch ein Wort, und ich setze Dich schneller vor die Thür hinaus, als Dir vielleicht lieb ist."

Der Indianer erwiderte nichts, aber er warf dem Weißen einen ganz eigenthümlichen, wie warnenden Blick zu. Endlich sagte er leise:

„Gebt mir noch eine Flasche aguardiente, Don Manuel — es ist nicht viel und kann Euch großen Nutzen bringen."

„Nicht einen Tropfen bekommst Du mehr," nickte ihm aber der Venezolaner zu, — „paſſ' auf, Pablo, daß er jetzt nach Hause geht; er hat über und über genug, und wenn sie ihn nachher betrunken in der Straße finden, bekomm' ich den Subpräfecten wieder auf den Hals. — Ich gehe in die Küche, um mir mein Essen zu bestellen, und bin gleich wieder zurück. Hast Du gehört, was ich sagte?"

„Ja wohl, Señor," erwiderte der junge Bursch, indem er sich seinen kurzen Poncho fester um die Schultern zog, denn nach Sonnenuntergang und mit dem verdunstenden Regen strich eine recht scharfe, fast fröstelnde Luft über das hohe Land — „werde es ihm schon besorgen," und damit setzte

er sich, mit einem Sprung, oben auf den Ladentisch, zog die Beine in die Höhe, damit sie mit unter den alten baumwollenen Lappen kamen, und behielt nun Tasco, der aber darauf gar nicht zu achten schien, scharf im Auge.

Don Manuel hatte den Laden nach der Veranda hinaus verlassen, war unter dieser hingeschritten und dann rechts in das eigentliche Hauptthor des Hauses eingebogen. Dort, quer über den ganzen Hof hinüber und rechts in der Ecke — links hatte früher die alte Kirche gestanden — lag die sogenannte Küche — auch nur einer der wüsten Räume, aber wenigstens mit einem Herd versehen, an dem freilich der Schornstein fehlte. Der Rauch mochte sehen, wie er sich durch die alten, überall defecten Ziegel seine Bahn hinaus in's Freie suchen konnte, — fand er sie doch, wohin er eben zog.

Der Indianer hatte ihm nachgesehen. Ein einziger Blick auf den Jungen überzeugte ihn, daß er von dem störrischen Burschen keine Gefälligkeit zu erwarten hätte, während er doch durch den fast übermäßigen Genuß des scharfen Getränks so gierig auf mehr geworden war, um auch das Letzte selber zu versuchen.

Ohne sich weiter um Pablo zu kümmern, folgte er dem vorangegangenen Don Manuel und überholte ihn gerade, als er im Hof rechts abweichen wollte, um dort unter den auch da nach rechts hinauflaufenden Gallerien seine trockene Bahn, der Küche zu, zu suchen.

Manuel hörte die Schritte hinter sich, erkannte aber kaum in der rasch einbrechenden Dunkelheit den Indianer, als er auch stehen blieb und sich gegen ihn wandte. Der Bursche hatte ihm vorhin gedroht, und dem tückischen Gesellen war, besonders halb trunken, eben Alles zuzutrauen. — Der Indianer hatte aber keine feindlichen Absichten, und als ob er ahne, daß ihm der Weiße etwas Aehnliches zutrauen könne, winkte er ihm schon abwehrend mit der Hand, und sagte dann, als er näher hinan kam:

„Nur ein Wort, Don Manuel — nur ein einziges Wort, und dann geh' ich und will Euch nicht weiter quälen."

„Du kannst Dir auch das eine Wort sparen, Tasco,"

brummte der Venezolaner, „Du bekommst von mir heut Abend keinen einzigen Tropfen Branntwein mehr —"

„Und wenn ich Euch nun ein Geheimniß entdeckte," flüsterte der Bursche, „das Euch in wenigen Stunden zum reichen Mann machen könnte?"

„Du?" lachte Don Manuel verächtlich — „wenn Du ein solches Wort wüßtest, so betteltest Du mich hier nicht um einen Schluck Branntwein an. Geh! — mach' daß Du fortkommst, denn weder mit Bitten, noch Drohungen, noch Lügen erreichst Du heut Abend Deinen Zweck."

„Aber ich lüge nicht, Señor," drängte der Indianer, den die Gier nach dem Branntwein jeden andern Gedanken — ja jeden Haß gegen die Weißen hintansetzen ließ — „in dem alten Kloster hier liegt Gold vergraben — viel Gold — die Patres konnten es in der Schnelle nicht alles mit fortnehmen. — Wer es weiß, kann es herausnehmen, wie es da drunten noch liegt."

„Albernheiten!" brummte Don Manuel zwischen den Zähnen durch; „mach' daß Du fortkommst, mein Bursche, oder, Caramba, wenn ich Dich hier noch finde, sobald ich aus der Küche zurückkomme, dann lass' ich Dich aus dem Hof auf die Straße werfen, und Du weißt, daß ich keinen Spaß mache."

Ohne sich dann weiter um den Halbtrunkenen zu kümmern, schritt er, die Gallerie entlang, der Küche zu, um sich dort sein frugales Abendbrod zu bestellen, und still vor sich hin fluchend, taumelte indessen der Indianer aus dem Haus hinaus.

„In dem alten Kloster hier liegt Gold vergraben" — die Worte gingen dem Venezolaner aber doch im Kopf herum, wie er in dem dunkeln Gang dahin schritt — und nicht etwa, weil sie der von Spirituosen erfüllte Indianer jetzt gesprochen, sondern weil der nur etwas wiederholt hatte, was schon seit Jahrzehnten im Munde des Volkes lebte, und worüber er selber oft und oft Stunden und Tage gebrütet hatte.

„Einen Schatz heben" — das waren manche lange Nächte hindurch seine Gedanken gewesen, denn er wußte recht gut, daß er auf irgend eine andere Weise und durch eigenen Fleiß nie wieder zu Geld kommen würde.

In Guacipati ging aber schon, seitdem die Spanier das Land verlassen hatten, das Gerücht, daß sie nicht im Stande gewesen wären, alle die zusammengerafften Schätze auch auf ihrer Flucht mit fort zu schaffen, und deshalb gezwungen gewesen wären, einen Theil ihrer Kostbarkeiten zu vergraben oder auf sonstige Weise zu verbergen, und gerade das alte Kloster hatte man schon lange als einen Platz bezeichnet, in dem vielleicht ungemessene Reichthümer vergraben wären. Die Jesuiten sollten in ihrer Zeit über außerordentliche Summen verfügt haben, und wie es hieß, war auch selber schon damals von Regierungsbeamten nachgegraben worden, und man hatte die alte Kirche um und um gewühlt. Man fand jedoch nicht das Mindeste und gab, der schweren, nutzlosen Arbeit müde, solche Versuche zuletzt auf.

Wenn nun aber der Indianer doch um etwas wußte? Indianer hatten damals mit den Jesuiten den Platz bewohnt, wo sie alle die schweren Arbeiten verrichten mußten — wenn dieser Indianer? — aber der Bursche zählte kaum zweiundzwanzig Jahre und war damals noch gar nicht geboren gewesen — Unsinn — er wollte ihn nur um eine Flasche Branntwein betrügen — weiter nichts.

Don Manuel ging in die Küche und bestellte sich sein Essen. Der Platz sah freilich so trostlos aus, wie die Speisekammer selber. Es stand nichts darin, als ein alter, von Adobes oder ungebrannten Backsteinen aufgebauter Herd, während sämmtliche Küchen-Utensilien durch ein paar Tassen mit einer blechernen Kaffeekanne vertreten waren. Es gab auch nichts für ihn weiter, als was der ärmste Peon nicht auch an dem Abend zu seiner Mahlzeit beanspruchen konnte: etwas Kaffee, Cassava-Brod und gesalzenes Fleisch; aber er mußte etwas essen, und dann wollte er sich in seine Hängematte werfen, um die Nacht wenigstens zu verschlafen und der Gedanken los und ledig zu werden.

Don Manuel bestellte sich sein frugales Mahl, aber die Gedanken wurde er doch nicht los — die Gedanken an die Möglichkeit, daß doch noch in den alten Räumen Gold vergraben sein könne, das aber natürlich vollkommen für ihn verloren war, sobald der Boden erst einmal in andere Hände überging. Und

wenn nun jene Worte des Indianers nicht nur leeres Geschwätz gewesen wären? — Noch blieben ihm volle acht Tage Zeit. —

Ohne daß er sich selber recht klar darüber wurde, ging er, weit rascher als er den Hof hinab geschlendert, wieder nach vorn und fand Tasco denn auch richtig noch vor dem Schenkladen, den er nicht mehr zu betreten wagte, wie er sehnsüchtig nach den Flaschen hinüber stierte und dabei immerfort halblaut vor sich hin redete und mit den Armen dazu focht. Er gewahrte auch den Wirth nicht, bis dieser neben ihm stand und ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Tasco," sagte er dabei leise, „komm einmal her mit mir."

Der Indianer erschrak im ersten Moment; er wußte nicht, was der Weiße mit ihm wollte. Dieser ließ ihn aber nicht lange im Zweifel. „Ich will Dir noch einmal glauben," nickte er ihm zu. „Du sollst noch Branntwein haben, aber sage mir, was Du von dem weißt, wovon Du mir vorhin sagtest: von dem Gold, das die Spanier hier vergraben haben."

„Branntwein?" lallte der Indianer, der nur das eine Wort gehört zu haben schien, „gebt ihn — Branntwein."

„Nachher sollst Du ihn haben — erst sage mir —"

„Nein, jetzt," rief aber der Bursche, „ich bin durstig. Die Zunge klebt mir am Gaumen, gebt mir jetzt."

Don Manuel sah wohl, daß mit dem Halbtrunkenen nichts weiter anzufangen war, als ihm zu willfahren, wenn er überhaupt etwas aus ihm herausbekommen wollte. Ohne weiter ein Wort zu sagen, ging er in seinen Laden hinein, füllte eine halbe Flasche mit dem scharfen Getränk, nahm dann, als er zurückkam, den Indianer unter den Arm, drückte ihm die Flasche in die Hand und führte den ihm willenlos Folgenden in den Hof hinein.

Der Indianer ging mit, aber selbst unterwegs hatte er die Flasche schon am Mund und sog den brennenden Stoff gierig ein, so daß ihm der Kopf dabei wirbeln mußte. Aber er hielt sich noch fest auf den Füßen und stierte nur den Weißen eine Zeit lang wie erschreckt an, als dieser endlich stehen blieb und zu ihm sagte:

„Und wo liegt das Gold vergraben, von dem Du vorhin

sprachst? Du hast jetzt Branntwein, und nun halte Dein Wort!" — Endlich schien er sich aber doch zu besinnen. Er strich sich mit der Hand die langen straffen und schwarzen Haare aus der Stirn; dann aber sagte er, scheu den Kopf zur Seite drehend, als ob er fürchte, daß ihn Jemand höre:

„Meine Großmutter weiß es, sie war dabei, als sie's versteckten. Sie hat damals im alten Kloster gewohnt, aber einen schweren Eid schwören müssen, nichts zu verrathen, denn sie wollten zurückkommen und es selber holen."

„Deine Großmutter? Caracho!" fluchte der Venezolaner zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch; „was geht mich Deine Großmutter an? von Dir will ich's wissen, denn Dir habe ich den Branntwein gegeben."

Der Indianer hob die kleine Flasche an seine Lippen und setzte sie nicht eher wieder ab, bis er auch den letzten Tropfen herausgezogen, als ob er Angst hätte, daß sie ihm der Weiße wieder fortnehmen könne. Jetzt wußte er seinen Reichthum in Sicherheit, und nur mit lallender Zunge stammelte er:

„Tasco weiß gar nichts, aber Großmutter, alte kluge Frau, weiß Alles, was in der Welt vorgegangen, weiß auch, wo das Gold im alten Kloster liegt — viel Gold — wollen Großmutter fragen."

„Und wo ist Deine Großmutter?" drängte Don Manuel, der wohl sah, wie der Indianer mit jeder Minute trunkener wurde, so daß er ihn jetzt schon unter dem Arm aufrecht halten mußte. Der Bursche hatte aber in der That mehr eingenommen, als er laden konnte. „Meine Großmutter weiß es, Großmutter kluge, kluge Frau, weiß Alles," waren die einzigen Worte, die er noch in abgerissenen Sätzen vorbrachte. An ihn gerichtete Fragen beantwortete er gar nicht mehr, und da der Venezolaner wohl fühlte, daß der Bursche für heute zu nichts mehr zu gebrauchen sei, führte er ihn einfach auf die Straße und ließ ihn dort laufen und sich nach Hause finden, wie er eben konnte. Er selber wußte, wo er sich gewöhnlich aufhielt, und beschloß, ihn dort am nächsten Morgen abzuholen. Vielleicht war es denn doch möglich, ihn oder die alte Indianerin auf eine oder die andere Weise zum Reden zu bringen.

2.

Die Großmutter.

Am andern Morgen war Don Manuel früher als gewöhnlich munter. Der Kopf summte ihm freilich noch von dem gestrigen vielen Trinken, aber er goß sich ein paar Tortumen voll Wasser darüber und wanderte dann langsam und mit prüfendem Blick über sein Besitzthum, das ja doch nur noch wenig Tage das seinige bleiben sollte. In diesem Augenblick dachte er aber kaum an den nächstens stattfindenden Verkauf, sondern andere Gedanken beschäftigten ihn, und vor allen der, wo in aller Welt hier nur Geld vergraben sein könne, und welchen Platz er sich dazu aussuchen würde, wenn er je in die höchst unwahrscheinliche Möglichkeit versetzt werden sollte, mehr Geld, als er verwenden konnte, einzuscharren. Aber er fand keinen, nur die Kirche schien dazu einigermaßen passend, aber ihre eingestürzten Mauern, mit all' dem niedergebrochenen Schutt, lagen noch immer, wie sie das Erdbeben in einander geschüttelt, im Innern aufgeschichtet. Es wäre eine furchtbare Arbeit gewesen, das Alles wegzuräumen, und das nicht allein, es hätte auch nicht einmal heimlich geschehen können, da diese Kapelle die Front nach der andern Straße bildete, so daß sie nach dorthin vollständig offen und den Blicken aller da Wohnenden ausgesetzt lag.

Allerdings hatte er bis jetzt noch immer das Recht, auf seinem Grundstück zu graben; aber fand er dann wirklich einen Schatz, so war zehn gegen eins zu wetten, daß die Regierung Einspruch that und ihn mit Beschlag belegte, und dann sah er sich erst recht angeführt.

Und wo konnten die Jesuiten sonst noch eingegraben haben? Mitten im Hof? Das war nicht denkbar, denn zu viele Augen hätten da zugesehen, und sonst lagen nur an der rechten Seite, den ganzen Hof entlang, die einzelnen öden Gemächer, die damals als Zellen gedient und jetzt sämmtlich leer

und unbewohnt standen und kein weiteres Ameublement hatten, als ein paar starke eiserne Haken in den Wänden, um daran, wie es in Venezuela allgemein Sitte ist, eine Hängematte aufzuhängen.

Don Manuel war wieder recht muthlos geworden, aber die Sonne ging schon auf, und er wollte durch sein Umhersuchen dort keinen Verdacht erregen. Er schritt also in das Haus zurück und durch dieses hin unter die an der Plaza liegende Veranda, als er, kaum zwanzig Schritt vor sich, auf dem weichen Lehmschlamm des offenen Platzes einen menschlichen Körper liegen sah.

Kopfschüttelnd watete er durch den Schlamm hinüber zu der Stelle, denn Mordthaten kamen eigentlich außerordentlich selten in diesem, wenn auch ziemlich wilden District vor. Er hatte es aber auch mit keiner Mordthat zu thun, sondern, wie er näher kam, erkannte er in der vermeintlichen Leiche niemand Andern, als den jungen Indianer Tasco, der gestern Abend todtrunken dort wahrscheinlich umgefallen und in Nässe und Schlamm ruhig eingeschlafen war. Ja er schlief *noch*, und zwar sanft und süß, sah aber natürlich ganz entsetzlich aus.

Unter anderen Umständen würde sich auch Don Manuel wohl schwerlich um den Burschen bekümmert haben. Die Nässe schadete ihm nichts, und wenn auch, was lag daran? Heute aber, mit dem einzigen Gedanken an den vergrabenen Schatz im Kopf, war das da, der Elende, der vor seinen Füßen in Schmutz und Nässe schlief, vielleicht das einzige Wesen, das ihm einen Fingerzeig geben konnte, reich zu werden, und je rascher er ihn deshalb wieder zu sich selber brachte, desto besser.

Er stieß ihn mit dem Fuß in die Seite, um ihn munter zu bekommen, aber das war gar nicht so leicht, denn Tasco hatte einen schweren und betäubenden Rausch auszuschlafen, und stöhnte und ächzte nur, wenn er die immer heftiger werdende Berührung fühlte. Endlich schlug er die Augen auf und blickte wild und verstört um sich her, er mußte sich erst besinnen, wo er eigentlich war, und Don Manuel half ihm darin.

Holla, Tasco, Mensch! Du schläfst ja wie ein Faulthier,

und wie siehst Du aus! Hatte ich denn Unrecht, wenn ich Dir gestern Abend keinen Branntwein mehr geben wollte? Und was jetzt? Daß Dich der Schlag nicht in der Nacht gerührt hat, ist ein reines Wunder."

Tasco griff sich an die Seite. Die Stelle, wo ihn der Venezolaner so stark getreten hatte, mochte ihn schmerzen, und sein eines Auge, mit dem er auf der Seite im Schlamm gelegen, war ihm ebenfalls noch zugeklebt. Außerdem fröstelte es ihn, denn der Morgenwind strich ziemlich kühl über die Höhen, und der dünne Kattunlappen, den er in Nässe und Schmutz allein überhängen hatte, erkältete ihn nur noch, anstatt ihn zu erwärmen.

„Komm, Tasco!" sagte aber Don Manuel, der das Zauberwort kannte, um ihn rasch wieder zu sich selber zu bringen. „Geh hinein in die Posada, ich werde Dir einen Schluck aguardiente geben, daß Du erst warm wirst, und dann wasch Dich ab, damit Du wieder einem Menschen ähnlich siehst. So kannst Du ja doch nicht nach Haus zu Deiner Großmutter gehen."

„Aguardiente," murmelte der Bursche halblaut, indem er sich mit einem Ruck in die Höhe schnellte, „ja, das ist recht, aguardiente. Mich friert, gebt mir nur ein Glas. Wenn ich aus den Bergen zurückkomme, zahle ich es Euch gewiß."

Don Manuel warf ihm einen mißtrauischen Blick zu. Hatte der Bursche denn Alles vergessen, was sie gestern Abend mit einander besprochen? Aber jetzt war keine Zeit, ihn danach zu fragen; zuerst mußte er ihn wieder auf den Beinen haben, und Pablo, der eben den Laden aufschloß, wunderte sich nicht wenig, daß sich sein Herr heute so viel um den faulen und bis über die Ohren nassen Indianer kümmerte, ja ihm sogar aguardiente gab, ohne auch nur nach dem Geld dafür zu fragen. Aber was ging's ihn an? er hatte nicht dafür zu zahlen und heute Morgen auch genug selber zu thun, um sich den viel zu kurzen Poncho nur so weit herunter und um den Körper zu halten, daß er sich nicht den Magen erkältete, so hatte der gestrige Regen die Luft abgekühlt.

Der Venezolaner gab sich indessen mit Tasco wirklich

Mühe, und nachdem er ihm ein tüchtiges Glas des „heißen Stoffes" eingeschenkt, schickte er ihn hinten in die Küche. Regenwasser stand in alten Fässern genug im Hofe, dort konnte er sich abwaschen und auch seinen Kittel reinigen und trocknen, und nach einer Stunde, und wie die Sonne erst einmal wieder etwas höher am Himmel stand, hatte er ihn doch wieder so weit, daß er sich warm und behaglich fühlte.

Jetzt aber suchte er auch zum Ziel zu kommen und erinnerte den Burschen an das, was er ihm gestern versprochen: das vergrabene Gold, wovon Tasco aber im Anfang gar nichts wissen wollte. Ja er erschrak sogar, als es der Weiße zuerst nur erwähnte, und sah ihn scheu und betreten von der Seite an. Don Manuel war aber nicht so leicht wieder abzuschütteln, denn einmal mit dem Gedanken im Kopf, klammerte er sich daran, als letzte, selbst verzweifelte Rettung, und ließ eben nicht nach, bis ihm Tasco endlich versprach, ihn zu seiner Großmutter zu führen. Die aber, sagte er ihm gleich voraus, würde sehr böse werden, daß er überhaupt ein Wort davon erwähnt, denn sie hatte es ihm streng verboten, und er schien überhaupt Furcht vor ihr zu haben. Daran kehrte sich aber natürlich der Venezolaner nicht. Wenn er nur seinen Zweck erreichte, war ihm Alles gleich, und daß er es dabei nicht an Versprechungen fehlen ließ, versteht sich von selbst. Alle diese südlichen Stämme versprechen das Blaue vom Himmel herunter, wenn sie etwas erlangen wollen, und halten, was sie können, wenn sie eben müssen, glauben sich aber gewöhnlich durch das Versprechen selber nie gebunden.

Tasco's Hütte lag am äußersten Ende der Stadt, mit einer wundervollen Aussicht nach den Gebirgen. Das aber war auch die einzige Bequemlichkeit, die sie bot, denn von Lehm aufgebaut — man hätte sagen können aufgeknetet — mit Blättern der Carata-Palme nothdürftig gedeckt, zeigte sie im Innern die äußerste Dürftigkeit, ja Noth, und außer ein paar querüber geschlungenen Chinchorras, die am Tag als Sitz, Nachts aber als Lager dienten, nichts weiter, als einen alten eisernen Topf und ein paar Tortumen oder Calabassen zu Wasser und Trinkgefäßen.

Mitten in der Hütte brannte ein kleines, dürftiges Feuer,

das, von nassem Reisig genährt, einen furchtbaren Qualm in dem engen Raum verbreitete. In demselben aber, den Rücken der Thür zugekehrt, kauerte die alte Frau, eine dürre, hagere Gestalt, die grauen langen Haare wirr und ungekämmt um ihre Schultern flatternd, den einen dünnen und bloßen Arm ausgestreckt, um die abgebrannten und wenigstens getrockneten Holzstücke wieder zusammen zu scharren und dadurch der Flamme mehr Nahrung zu geben.

Sie drehte nach den Eintretenden kaum den Kopf; wie sie aber Tasco erkannte, rief sie ihn zornig knurrend an:

„Kommst Du endlich nach Haus, Du fauler, nichtsnutziger Trunkenbold, heh? Wo hast Du Dich wieder die ganze Nacht umhergetrieben und läßt Deine alte Großmutter hier indeß allein in Sturm und Regen, ohne Holz und Wasser, ohne etwas zu essen, in Dunkelheit und Elend? Ein Fluch über Dich, Du Schandbube, der, was er stehlen oder betteln kann, versäuft, indeß die arme alte Frau, die ihn in Kummer und Herzeleid großgezogen, hier sterben oder verderben kann, ohne daß er auch nur einen Handreich für sie hätte.“

Tasco warf einen scheuen Blick nach dem Weißen hinüber, denn der Empfang war ihren Absichten nicht besonders günstig. Don Manuel aber, mit einer eigenen Art von Schlauheit, wie sie solchen Leuten nicht selten eigen ist, übersah rasch, wie die Sachen hier standen, und wenn er etwas von der alten Frau erreichen wollte, so war das nicht auf dem Wege der Bitte oder Einschüchterung möglich — er mußte die Sache auf andere Art versuchen.

Ohne deshalb weiter ein Wort, nicht einmal eine Begrüßung für nöthig zu halten, setzte er sich ohne Weiteres in die eine Hängematte hinein, nahm dann seinen Tabak und etwas Papier heraus, drehte sich eine Cigarre und winkte dann nur Tasco, daß er ihm etwas Feuer geben möge.

Die Alte hatte wohl einen mürrischen Blick auf ihn geworfen, ohne ihn aber bis jetzt weiter zu beachten. Was wollte der Weiße überhaupt in ihrer Hütte? — War ihm Tasco etwa Geld schuldig und er hierher gekommen, um es von *ihr* einzufordern? — Ein verächtliches Lächeln zuckte durch ihre faltigen Züge, wenn sie sich eine solche Möglichkeit dachte.

Don Manuel seinerseits hatte aber andere Gedanken, und als er ein paar Minuten den blauen Rauch seiner Cigarette von sich geblasen, sagte er mit leiser, aber freundlicher Stimme:

„Ihr wohnt hier recht ärmlich, Señora — Tasco hat mir's geklagt, und ich bin mit ihm hergekommen, um zu sehen, ob ich Euch nicht in etwas helfen kann."

„Ihr?" sagte die Frau erstaunt und drehte rasch den Kopf nach ihm. — „Seid Ihr nicht der Mann, der im alten Kloster wohnt und dem sie nächster Tage das Haus, über der eigenen Hängematte weg, verkaufen wollen?"

„Der bin ich allerdings," nickte Don Manuel, von der Frage eben nicht angenehm berührt, „aber Ihr wißt recht gut, Señora, daß der Mensch im Glück selten an seine Mitmenschen denkt. Nur die Unglücklichen finden sich zusammen, und suchen, wie sie einander helfen können."

Die Alte nickte traurig mit dem Kopf, denn aus eigener schwerer Erfahrung konnte sie das bestätigen. Don Manuel schwieg ebenfalls eine Weile, denn er war entweder selber nicht mit sich im Klaren, wie er weiter gehen konnte, oder wollte die Worte auch erst wirken lassen.

„Das Schicksal hat uns Beide schwer heimgesucht," sagte er zuletzt, „und wie das so in der Welt geht, so kommt das Unglück in der Welt nie allein, sondern der Spott der Menschen geht mit ihm. Die Leute, die sich im Glück vor uns bücken, rümpfen im Unglück über uns die Nase und verhöhnen uns auch wohl noch, und doch wie wechselvoll ist das Leben — wie bald können sie selber in das nämliche Elend fallen, während es uns vielleicht wieder einmal besser geht!"

„Ja," sagte die Alte, die bis dahin ihren eigenen Gedanken gefolgt sein mochte, mürrisch, „dann ist es aber auch immer wieder die alte Geschichte. Im Unglück sind die Menschen weichmüthig und haben die besten Vorsätze, sowie es ihnen aber wieder besser geht, sowie sie vornehm und reich werden, dann ist's auch eben so rasch vorbei damit, und die Armen können nachher sterben und verderben wie vorher."

„Wer einmal ein schweres Leid durchgemacht hat, Señora," sagte Don Manuel, langsam mit dem Kopf schüttelnd, „ver-

gißt das im Leben nicht wieder — und wo er Anderer Armuth sieht, denkt er der eigenen, die Gott von ihm genommen."

„Wer's glauben möchte!" brummte die Frau. — „Vielen Leuten hab' ich in meiner Zeit geholfen, und wenn all' die Versprechungen wahr geworden wären, die ich erhalten, so säße ich jetzt in Gold und Wohlleben bis an die Schultern — aber schaut, wie ich aussehe — es ist ein Jammer, nur daran zu denken, und die Galle läuft mir über, wenn ich's thue. Jetzt hab' ich den Menschen Haß geschworen, bittern, unauslöschlichen Haß, und den will ich mit in's Grab nehmen, wo sie mich einmal in die stille Erde betten. — Dort mag er nachher mit mir verfaulen, wenn ihn der Junge da nicht als Erbtheil haben mag — aber das ist ein Taugenichts — ein Lump — ja, schlimmer als das — ein Säufer, und wer weiß, ob der nicht noch einmal vor mir hinüber muß, so jung er ist und so alt ich bin!"

„Und doch wäre uns Beiden zu helfen, Señora," sagte da Don Manuel, der wohl einsehen mochte, daß er auf Umwegen nur sehr langsam, wenn überhaupt zum Ziele kommen würde.

„Uns Beiden?" sagte die Alte, und sah den Weißen halb erstaunt, halb mißtrauisch von der Seite an; „wie gerade uns Beiden, und was haben wir mit einander zu thun?"

„Das will ich Euch sagen," erwiderte Don Manuel, jetzt zu einem fast verzweifelten Entschluß gekommen. — „Ich weiß nicht, ob Ihr gehört habt, daß kürzlich ein paar Fremde angekommen sind — die auch oben in den Minen waren."

„Ihr meint die Spanier?" rief die Alte rasch. „Daß die ganze Race Gott verdamme!" setzte sie mit verbissenem Haß und blitzenden Augen hinzu.

Don Manuel hatte allerdings an niemand Besondern gedacht, und bei seiner Erzählung nur zwei Fremde — vielleicht Amerikaner — vorschieben wollen; da aber die alte Frau eine solche Erbitterung gegen die Spanier zeigte, ging er gern darauf ein, nickte nur und sagte: „Habt Ihr sie gesehen?"

„Ja," knurrte die Alte — „sie mußten einen Tag hier in Guacipati bleiben, weil das Pferd des Einen weggelaufen war. Der Tasco, der Junge da, hat es wieder gefunden, und die ersten fünf Pesos dafür bekommen, die er wohl in seinem ganzen Leben verdient hat — der Schlingel."

„Und hab' ich Euch nicht die Hälfte davon abgegeben, Großmutter?" sagte der junge Bursche, der die Gelegenheit für passend hielt, um auch ein Wort für sich mit einzulegen.

„Ja, das hast Du — Nichtsnutz," knurrte die Alte — „aber die andere Hälfte auch noch an dem nämlichen Abend und bis auf den letzten Centavo vertrunken, und blieb sie Dir in Händen, war auch die andere Hälfte fort."

„Nun gut, Señora," sagte Don Manuel sehr artig — „Sie wissen auch, daß mein Grundstück — das alte Kloster, in den nächsten Tagen öffentlich versteigert werden soll?"

„Bah," brummte die Alte — „wer wird es kaufen — wer hat Geld dazu, und was wollen sie nachher damit anfangen? Das alte Nest wird noch manches Jahr so liegen bleiben, wie es jetzt liegt. — Daß sie höchstens die beiden Vorderhäuser, und die früheren Zellen vielleicht, zu Ställen benutzen, wenn die Regenzeit ordentlich einbricht — weiter nichts."

„Quien sabe!" sagte Don Manuel achselzuckend. — „Die Spanier scheinen aber sehr erpicht auf den Ankauf, und ich glaube, daß sie gut bezahlen werden. Sie reden auch jetzt schon davon, daß sie eine Brennerei darauf errichten und das ganze alte Kloster umwerfen wollen — tiefe Keller werden dann dort gegraben und kein Stein bleibt auf dem andern. — Auch die Kirche soll fort, und da, wo sie jetzt steht, wollen sie, glaub' ich, einen Brunnen graben."

Die alte Frau hatte ihn, während er sprach, starr angesehen, aber es war augenscheinlich, daß ihre Gedanken weit über ihn hinaus schweiften. Selbst die letzten Worte schien sie gar nicht zu hören, so besonderes Gewicht der Venezolaner auch gerade darauf legte, und nur leise und wie unbewußt wiederholte sie: „Das ganze alte Kloster wird umgewühlt, und tiefe Keller sollen darin gegraben werden?"

Don Manuel nickte, ohne aber vor der Hand eine weitere

Bemerkung zu machen, da er selber sehen wollte, welche Wirkung das eben Gesagte weiter auf die alte Frau äußern würde. Diese saß auch lange Zeit ganz mit sich selbst beschäftigt, kämmte sich mit den Fingern die wirren eisgrauen Haare und blickte stier vor sich nieder in die Flamme. Endlich, und immer wieder zu dem einen Punkt zurückkehrend, hob sie das Auge zu dem noch regungslos vor ihr sitzenden Weißen und sagte:

„Und wann fangen sie mit ihrer Arbeit an?"

„Ja, Du lieber Gott," erwiderte Don Manuel, „die Hurungos*) nehmen sich, wie Ihr recht gut wißt, nicht lange Zeit und versäumen nicht gern einen Tag, ob sie sich auch selber das Leben dadurch schwer genug machen. Sobald sie den Platz erst einmal haben, fangen sie auch rasch genug damit an, und auf morgen in acht Tagen ist der Verkauf angesetzt."

Die Frau hatte, während er sprach, keinen Blick von ihm verwandt. Es war, als ob sie in seiner Seele lesen wollte, und Don Manuel fing das schon an peinlich zu werden, denn er selber sah überhaupt Niemanden lange an. — Auf einmal mußte ihr aber ein anderer Gedanke den Sinn kreuzen.

„Und weshalb kommt Ihr zu mir, um mir das zu sagen?" frug sie rasch und mißtrauisch; — „weshalb bringt Euch Tasco heute Morgen überhaupt hierher? Heh? — wollt Ihr mir das erklären?"

„Und warum nicht, Señora?" erwiderte Don Manuel nach einer kleinen Pause, denn er merkte wohl, daß er von Tasco keine Unterstützung zu erwarten hatte. — „Ich vermuthe fast, daß Ihr mehr von dem alten Kloster wißt, als andere Leute, denn von Tasco habe ich erfahren, daß Ihr noch in der spanischen Zeit dort gewohnt habt."

„Von Tasco?"

„Hört mich ruhig an und nachher überlegt Euch Alles" — erwiderte aber der Venezolaner; — „in acht Tagen schon ist es unnöthig, über die Sache weiter zu sprechen, jetzt dagegen

*) Hurungos, ein eigenthümlicher Name in Venezuela für Fremde, aber nicht verächtlich, sondern mehr anerkennend, als Aufwühler der Erde, oder fleißige, thätige Arbeiter.

läßt sich vielleicht noch Manches gut machen, was bisher versäumt wurde. Ihr seid blutarm — so wie ich. Die Spanier haben viel Geld, und sie sind außerdem Fremde, die nicht in unser Land gehören und uns über die Achsel ansehen, weil sie sich für viel gescheidter und mächtiger halten. Wollt Ihr, Señora, daß diese den ganzen Nutzen aus dem alten Kloster ziehen, gut — ich habe mich darein gefunden, als ruinirter Mann Guacipati zu verlassen. Wohin mich die Verzweiflung treiben wird und wozu, weiß ich noch nicht; es kommt auch nicht darauf an — und was Euch selber betrifft, so müßt Ihr selber auch am besten wissen, ob Ihr Euer weiteres Leben, das Euch Gott noch lange erhalten kann, so in Jammer und Elend fortführen wollt, oder ob es ein Mittel in der Welt giebt, dem abzuhelfen. Ich bin ein ehrlicher Mann — wenn ich es nicht wäre, so hätte ich mir wohl recht gut betrügerischen Credit verschaffen und andere Leute um ihr Geld bringen können. Ich habe es nicht gethan; ich will lieber selber darben, ehe ich einem Andern das rauben sollte, was ihm gehört. — Jetzt überlegt Euch, ob Ihr mir vertrauen dürft — ich verlange auch in diesem Augenblick nicht gleich eine Antwort — ich will heute Mittag wieder kommen und Euch indessen etwas zu essen herausschicken, denn ich sehe, daß Ihr gar nichts hier im Hause habt. — Komm mit, Tasco, Du kannst Deiner Großmutter von dem Wenigen, was ich noch selber habe — und Gott weiß es, es ist wenig genug — etwas herausbringen. — Leben Sie indessen wohl, Señora — zu Mittag frage ich wieder vor.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er, von Tasco dicht gefolgt, das kleine Haus. — Der junge Bursche war nämlich selber froh, der alten Frau jetzt gerade unter den Augen fort zu kommen, denn er wußte natürlich nicht, wie sie die Andeutung, daß er ihr Geheimniß verrathen habe, aufnehmen würde. Hatte sie sich die Sache erst eine Zeit lang allein überlegt, so schlüpfte er vielleicht darunter durch. War er denn nicht auch in seinem vollen Recht, und was konnte es ihr oder ihm nützen, wenn sie vergrabenes Gold wirklich wußte und es dort liegen ließ, bis es fremde Menschen einmal zufällig fänden. Sie hätten nachher sicher keinen Centavo davon erhalten.

Aber auch Don Manuel war auf dem Rückwege sehr mit sich über die Art und Weise zufrieden, wie er die Sache eingeleitet hatte, ohne sich selber dabei, wie er meinte, eine Blöße gegeben zu haben. Schon daß ihn die alte Frau nicht zornig abgewiesen, war ein gutes Zeichen, und wenn er die Geschichte mit den Spaniern auch rein erfunden hatte, so schadete das gar nichts. Sie konnte doch wahr sein und schien auf die Frau gewirkt zu haben.

Als der Weiße mit Tasco das Haus verlassen, kauerte die alte Indianerin noch lange träumend am Feuer und starrte in die Gluth, in der alle die alten, schon fast vergessenen Bilder aus jener Zeit wieder emporzüngelten und neues, farbiges Leben erhielten. Damals — sie selber noch ein junges Mädchen und kaum dem Kindesalter entwachsen, war sie von einem jungen Priester, der ihr wie einer der Jünger selber erschien, zum Christenthum bekehrt worden und hatte mit ihrer Mutter für dasselbe alte Kloster die nöthigen Arbeiten an Wäsche und anderem Nothwendigen besorgt — ja, als sie krank geworden, hatte man sie dort gepflegt, und die alten, jetzt so verödeten Räume waren ihre zweite Heimath geworden. Damals blühte auch das Land — überall wurde gearbeitet und geschafft, und die kleine Stadt wuchs fast von Monat zu Monat an Bedeutung. Dann kam der Krieg — die Revolution — die Spanier, ihre Wohlthäter und Freunde, wurden durch den Aufruhr im ganzen Land, besonders an den meist abgelegenen Stellen auch am meisten gefährdet. Nicht einmal ihr Eigenthum konnten sie Alle mit fortnehmen und mußten es vor den räuberischen Händen der umherstreifenden Banden oder vordringenden Heeresmassen verstecken, um es vielleicht einmal später, wenn der Sieg sich auf ihre Seite wende, gesichert wieder zu finden. Aber ihre Zeit war abgelaufen! Ein Freiheitstaumel hatte das ganze Land erfaßt, und trotz aller Tapferkeit, mit der sie sich den an Zahl weit überlegenen Schwärmen entgegenwarfen, mußten sie das Land auf Nimmerwiedersehen meiden.

Das damals noch junge Mädchen war mit ihnen aus Guacipati geflohen. Ihr schien es Gotteslästerung, daß man die Priester aus dem Haus des Herrn verjagen konnte, und

wenn sie die Venezolaner auch noch nie geliebt — jetzt haßte sie den ganzen Stamm. — Sie folgte jenem Priester, der sich ihrer angenommen, über das Meer. — Man duldete sie an Bord des Schiffes, denn Hunderte von Verwundeten nahmen die fliehenden Spanier mit fort, und die Unglücklichen bedurften der Pflege, die ihnen Niemand besser als eine Frauenhand leisten konnte.

Dann kam eine dunkle Zeit — die alte Frau faßte ihre Stirn fast krampfhaft mit den mageren Fingern, und wirre — tolle Bilder tanzten vor ihrem innern Auge. — Sie war nach Venezuela zurückgekehrt — Haß gegen eine Welt im Herzen. — Christliche Priester kamen zu ihr, um ihr Trost einzusprechen; mit einem Wuthgeschrei fast stieß sie dieselben zurück — aber wie von einem innern Drang getrieben zog es sie wieder den Bergen zu, und ihr Brod vor den Thüren bettelnd, mit wunden Füßen die steilen Höhen und heißen Llanos durchmessend, kehrte sie aus dem Norden des Staates, wo sie das Schiff gelandet, zum Orinoco und ihrem Heimathland zurück.

Wie sie hier gelebt? — In Jammer und Elend die langen, langen Jahre, bis das Alter ihre Wangen gefurcht, ihre Haare gebleicht, aber ihr Herz nur immer mehr und mehr gegen die Menschen verknöchert hatte. „Die verrückte Candelaria" nannten sie die Leute, und sie wären selber verrückt geworden, wenn sie das Alles durchgemacht, was die arme alte Frau in ihrer Zeit erlebt. — Jetzt war Gras darüber gewachsen — ihr Kind groß geworden und gestorben — im Elend wie sie selber — und ihr Enkel? — Wieder flogen ihre Gedanken zu dem alten Kloster hinüber, und was ihr der fremde Mann darüber gesagt. — Umgewühlt sollte es werden — aufgegraben und neu aufgebaut — und wenn sie das fanden, was der Priester damals in *ihrem* Beisein in den Boden gesenkt? —

Stunden lang saß sie da — das Feuer war niedergebrannt — sie hatte Essen und Trinken darüber vergessen, bis Tasco endlich wieder zurückkam und ihr einen kleinen Korb mit Lebensmitteln brachte.

Der junge Bursche drückte sich allerdings noch immer

etwas scheu in die Ecke, denn er traute dem Frieden nicht recht, und wie bös sie werden konnte, hatte sie ihm schon verschiedene Male bewiesen — aber sie sagte kein Wort. Sie sah ihn nur stier eine Weile an, dann nahm sie den Korb, aß ein paar Bissen, ging zu ihrer Hängematte und legte sich, die Kniee fast bis zur Brust hinaufgezogen, hinein. Das war ein Zeichen, daß sie nicht gestört oder angeredet sein wollte, und Tasco dachte gar nicht daran, einen solchen Versuch zu wagen.

Es war schon lange zwölf Uhr vorbei, und die alte Frau hatte noch immer kein weiteres Lebenszeichen von sich gegeben, als Don Manuel wieder zu der Hütte zurückkehrte. Tasco aber winkte ihm ängstlich zu, die Großmutter „zufrieden zu lassen", bis sie selber aufstünde — und Don Manuel sah sich auch schon nach einem Platz in der Hütte um, an dem er ein wenig warten konnte — denn er zeigte sich ungemein rücksichtsvoll gegen die alte Frau. Diese aber, wenn sie auch mit geschlossenen Augen dalag, mußte sein Nahen gehört haben, und sich plötzlich emporrichtend und den Blick fest auf ihn richtend, sagte sie leise:

„Ihr seid pünktlich, Don Manuel, und Ihr habt Recht. Ihr seid zu einem günstigen Augenblick gekommen — aber ehe ich Euch vertraue, beantwortet mir eine Frage, und beantwortet sie mir so wahr, als ob Ihr vor Eurem höchsten Richter da droben stündet. Wollt Ihr das?"

„Gewiß," nickte Don Manuel und fühlte dabei, wie ihm das Herz fast hörbar zu klopfen anfing; — „fragt mich, Señora — ich bin ein armer, aber ein ehrlicher Mann, und Ihr werdet es nie bereuen, mir vertraut zu haben."

„Ich bereue es jetzt schon," nickte die alte Frau still vor sich hin, „aber es kann nichts helfen — es muß sein, und sie haben mir ebenfalls ihren Schwur gebrochen und mich elend gemacht —" setzte sie düster und mit wildem Blick hinzu — „ich bin an nichts mehr gebunden. So hört denn — im alten Kloster liegt allerdings viel Gold vergraben, und wenn die Spanier eine gewisse Stelle umwühlten, müßten sie es finden."

„Und könnt Ihr mir sagen, wo?" frug der Venezolaner, der vor Ungeduld zitterte.

„Es würde Euch nichts helfen," sagte, mit dem Kopf schüttelnd, die alte Frau — „und ich will auch selber dabei sein, wenn es wieder heraus genommen wird, wie ich dabei war, als sie es hinein legten. Ich will den Platz wieder betreten, den ich die langen, langen Jahre gemieden habe, als ob er verpestet wäre, denn ein Fluch ruht auf ihm, ein furchtbarer, entsetzlicher Fluch, den Gott gehört hat und erfüllen wird — wie er den andern Fluch erfüllte," setzte sie, in sich selbst zusammenschaudernd, hinzu.

„Und wann wollt Ihr kommen?" frug Don Manuel, der sich Mühe geben mußte, ruhig zu bleiben; — „und können wir ungestört dazu? Die alte Kapelle liegt so offen, daß man sie von der Straße aus genau übersehen kann."

„Habt keine Furcht," nickte die Frau — „wir arbeiten bei verschlossenen Thüren. Heut Abend, wenn der Mond aufgeht, komme ich zu Euch — mit Tasco hier, den wir zur Arbeit brauchen."

„Und kann ich das nicht allein verrichten?"

„Tasco muß mich begleiten," sagte die Alte finster — „ich kann den langen Weg nicht mehr allein gehen, und ich — brauche ihn auch auf dem Rückweg, weil er dann schwer zu tragen haben wird. — Geht jetzt — wenn der Mond heute aufgeht, wartet auf mich — aber vorher versprecht mir, daß Ihr ehrlich mit mir theilt. Ich schenke Euch die Hälfte von Allem, was da unten liegt — aber die andere Hälfte ist mein, und mein schwerster Fluch soll an jedem einzelnen Real haften, um den Ihr mich kürzen wolltet. Schwört mir das!"

„Ich schwöre es Euch bei Allem, was Ihr wollt und was Ihr für heilig haltet!" sagte der Mann, und die alte Frau lachte bitter auf:

„Das wäre ein erbärmlicher Schwur," rief sie, „denn für heilig halte ich nichts mehr auf der Welt — nein, schwört es mir bei Eurem eigenen Körper, denn ich fürchte fast, bei Euch ist das Gleiche der Fall. Schwört es mir bei Eurer rechten Hand, die abfaulen und verrotten soll, wenn Ihr den Schwur brecht."

„Ich schwöre es," sagte der Weiße, und ein unheimliches Gefühl lief ihm dabei den Rücken hinab.

Die Alte sah ihn starr an, dann nickte sie still vor sich hin mit dem Kopf. — „Es ist gut," sagte sie, und ohne sich weiter um Don Manuel zu kümmern, warf sie sich wieder wie vorher in die Hängematte und schloß die Augen — Tasco aber winkte ihm ängstlich, daß er jetzt gehen und nichts mehr sagen solle, und Don Manuel war selber froh, als er sich wieder draußen im Freien und im Sonnenlicht fand. Als er aber flüchtigen Laufes in die Stadt zurück eilte, schien es ihm fast, als ob er den Boden gar nicht berühre, so leicht, so glücklich fühlte er sich, und hinaus hätte er es jubeln mögen in die Welt hinein. Doch die ersten Leute, denen er begegnete, brachten ihn zu sich selbst zurück — er durfte nicht verrathen, was in ihm vorging — Niemand durfte eine Ahnung davon haben.

3.

Die Schatzgräber.

Don Manuel gingen indessen fortwährend die Worte im Kopfe herum, die ihm die alte Frau gesagt, und welche die einzige Andeutung enthielten, wo der verborgene Schatz läge: „sie konnten hinter verschlossenen Thüren arbeiten" — also war das Geld damals in einer der Stuben vergraben worden — wo aber? Vorn im Haus oder in der Küche oder den Zellen? Er suchte denn auch, anscheinend nur auf seinem Grundstück umherwandernd, das ganze Gebäude von vorn nach hinten ab, um einen möglichen Platz aufzufinden, den man zu einem Versteck gewählt haben könne — aber jeder Platz war da möglich — jede Ecke, jeder Winkel, und wie diesen nachher auffinden, wenn man nicht die Zeichen dazu wußte, oder eben das ganze Grundstück in der That von unten auf durchwühlen wollte. — Was half ihm deshalb das Umhersuchen — das hatten vor ihm wohl schon viele Leute gethan, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als eben zu warten, bis die Alte

kam und ihm den Platz bezeichnete. Bis dahin konnte er nichts thun, als sich etwas Handwerkszeug bereit stellen, damit die Arbeit, wenn einmal begonnen werden sollte, keinen Aufschub erlitt. — Auch einige Säcke legte er in dem unbestimmten Gefühl zurecht, daß sie gebraucht werden könnten, und schien überhaupt von dem Schatz einen Begriff zu haben, als ob zwanzig Maulthiere nicht im Stande gewesen wären, ihn fort zu schleppen.

Der Abend kam, aber Don Manuel verging fast vor Ungeduld, denn der Mond wollte nicht aufgehen, und wieder und wieder lief er zur Thür mit dem halben Entschluß, noch einmal zu der alten Frau hinaus zu gehen und sie lieber selber abzuholen; denn war es nicht möglich, daß sie das heute gegebene Versprechen schon bereut haben konnte? Und wenn sie selbst nun wieder unschlüssig wurde, die Zeit — die wenigen Tage vergingen ja jetzt mit fabelhafter Schnelle, und den Augenblick versäumt, und er konnte Alles für verloren geben.

Aber er wagte doch nicht, sie noch einmal aufzusuchen und zu treiben, denn eine fast unerklärliche Scheu vor der alten, doch so gebrechlichen Frau hielt ihn zurück. In Guacipati hieß es überhaupt, daß sie mehr als halb wahnsinnig sei und in mondhellen Nächten oft weit hinaus in die Llanos schleiche, um dort alte heidnische Tänze aufzuführen und Beschwörungen zu murmeln. — Sollte er sie jetzt vielleicht erbittern? — Nein — es war viel besser, er wartete ruhig seine Zeit ab. Sie hatte versprochen, daß sie kommen wolle, und viel vernünftiger war es, sie nicht durch zu große Hast mißtrauisch zu machen oder gar zu reizen.

Don Manuel trank aber heut Abend nicht — er nahm wohl ein halbes Glas aguardiente, aber nicht mehr — er mußte nüchtern bleiben und den Kopf klar behalten. Nur eine Flasche füllte er, um sie bei der Arbeit zu behalten. Tasco sollte trinken und die Alte auch — wenn er nur erst einmal wußte, wo der Schatz lag, und so mit seinen Gedanken war er dabei beschäftigt, daß ihn Pablo drei- oder viermal nach den einfachsten Dingen fragen mußte, ehe er nur eine Antwort bekam — und dann auch noch sicher eine verkehrte.

Er ließ den Burschen endlich den Laden schließen und schickte ihn in seine Hängematte. Er selber aber ging noch eine Weile unter der Veranda vor dem alten Kloster auf und ab, und streckte sich dann endlich auf einer der Bänke aus, die dort an der Plaza entlang standen, und wo er Alles erkennen konnte, was über den freien Platz kam.

Aber sie kam nicht — das Nahen des Mondes hatte er schon deutlich durch das Sich-Lichten der Wolken ersehen können; jetzt stieg die abnehmende Scheibe desselben über den niederen, gegenüberliegenden Dächern empor und warf ihr Licht über die öde Stadt — und noch immer lag er da und wartete, und biß die Zähne zusammen in Zorn und Ingrimm, denn er konnte jetzt gar nicht anders glauben, als daß ihn die „alte Hexe" eben zum Narren gehabt, und gar nicht daran denke, ihn hier aufzusuchen.

Da glitt ein Schatten über die Plaza — erschreckt fuhr er von seinem harten Lager empor und beobachtete den Nahenden. Er kam quer über den Platz herüber, gerade auf ihn zu, und bog dann, als er die Veranda erreicht hatte, nur ein klein wenig rechts ab, als ob er daran hin in die nächste Straße einbiegen wollte.

„Tasco!" flüsterte Don Manuel leise, und der Schatten flog herum und stand im nächsten Augenblick vor ihm.

„Seid Ihr es, Don Manuel?"

„Wo ist Deine Großmutter?"

„Dort drüben an der Ecke wartet sie und hat mich nur vorausgeschickt, um zu sehen, ob auch Alles sicher sei. Soll ich sie rufen?"

„Ja — rasch — die Zeit vergeht," drängte der Venezolaner — „noch sind wir ungestört, und gerade jetzt schläft Alles im ganzen Gebäude."

Der Bursche erwiderte nichts weiter — wie er gekommen, glitt er zurück, und es dauerte nicht lange, so führte er die alte Frau mit sich, die Don Manuel auch nicht eine Minute auf der Straße ließ, sondern augenblicklich in das schon geöffnete Thor führte, dessen innern Riegel er dann vorschob — eine sehr unnütze Vorsicht freilich, denn man konnte von der

Seite, und an der alten Kapelle vorüber, aller Orten in den innern vollkommen offenen Hof gelangen. Wer hätte aber dort in der Nacht etwas zu suchen gehabt, denn zu stehlen gab es wahrlich nichts darin.

„Und wohin sollen wir jetzt gehen?" frug Don Manuel, als sie die innere Veranda erreichten. Er hielt sie am Arm, daß sie nicht im Dunkeln über irgend dort umhergestreute Steine oder Holzstücken stolpere, und fühlte dabei, wie sie am ganzen Körper heftig zitterte. Sie erwiderte auch keine Silbe, sondern deutete nur die Veranda entlang, und als er der Weisung folgte und mit ihr zur nächsten Ecke kam, leitete sie selber seinen Arm rechts hinüber.

Dort lagen die früheren Zellen — vier große kahle und öde Räume neben einander, denen sich als fünfter zuletzt die Küche anschloß. Das Eckzimmer war noch wenigstens leidlich bewohnbar. Steinerne Platten lagen darin, und ein alter Tisch mit einem Rohrstuhl ohne Lehne stand in der Ecke. Das Gitterfenster konnte auch mit einem Laden geschlossen werden.

Die zweite war theilweise als Futterkammer — wenn auch jetzt schon lange leer stehend — benutzt worden.

Die dritte war ebenfalls wohl eine Zeit lang ein Gastzimmer gewesen, dann aber, da die Eckstube allem Bedarf für Fremde mehr als genügte, total aufgegeben und geschlossen geblieben. Don Manuel selber war seit Jahren nicht darin gewesen und hatte nur heute einmal, wo er Alles revidirte, einen Blick hinein geworfen — aber es sah so trostlos öde darin aus, und der Platz zeigte nichts als die nackten Wände und den nicht einmal vollständig mit Steinplatten belegten Boden, daß er kaum mehr als hinein sah und die Thür wieder schloß.

Dort hielt die Alte. Sie drehte erst den Kopf nach allen Seiten, als ob sie sich selber orientiren müsse, dann wankte sie zu der Thür selber und tappte mit ihren Händen daran herum.

„Soll ich sie öffnen?" frug Don Manuel mit kaum hörbar leiser Stimme.

„Habt Ihr eine Laterne hier?"

„Es ist Alles bereit. Soll ich Licht machen?"

„Ja."

Die Laterne brannte bald — es waren freilich nur noch zwei Scheiben darin, aber sie genügte, und die Alte nahm sie und leuchtete mit zitternden Händen an der Thür hinab. Aber sie brauchte nicht lange Zeit dazu, denn sie fand rasch, was sie suchte — drei ziemlich deutliche Einschnitte in dem jetzt freilich morschen Holz.

„Hier ist es," flüsterte sie — „tretet hinein und laßt uns die Thür schließen; habt Ihr Handwerkszeug?"

„Es ist Alles bereit und steht hier gleich nebenbei."

„Holt es — je rascher wir damit fertig werden, desto besser, denn mir hemmt die Luft hier den Athem."

Es wurde nichts weiter gesprochen. Der Venezolaner nahm Tasco's Arm und führte ihn mit zurück, wo er das Werkzeug hatte; dann schloß er die Thür auf — der Schlüssel steckte noch darin — und gleich darauf betraten sie den öden Raum, in dem das matte Talglicht die Dunkelheit aber eher noch fühlbarer machte.

Die alte Frau schien furchtbar erregt. Sie war mitten im Zimmer stehen geblieben und warf den Blick umher — da sank sie in die Kniee, barg das Antlitz in den Händen und stöhnte.

„Hier war es! Hier war es! Oh mein Gott! Oh mein Gott! — und so habe ich doch den Platz wieder betreten — noch ehe sie mich in mein Grab gelegt, und ich wollte es nicht — ich wollte es nicht."

„Und kennt Ihr die Stelle wieder?" drängte Don Manuel, den die Ungeduld fast verzehrte.

„Ob ich sie wieder kenne," hauchte die Alte — „keine Veränderung ist damit vorgegangen, nur daß sie früher Licht und Leben barg, und jetzt so todt und öde liegt wie ein Grab — aber Gott verzeihe es mir, wenn ich sündigen Mammon an mich reiße — nicht aus Eigennutz thue ich es — ich habe gedarbt und Noth gelitten die langen Jahre und brauchte die wenigen Tage nicht zu fürchten, die mir noch übrig bleiben,

aber — sie sollen nicht auch noch den Lohn ihrer Schandthat ernten — sie dürfen es nicht — Gott will es nicht, und mein Fluch soll ihnen folgen, wohin sie sich wenden."

Sie war in sich zusammengebrochen und kauerte dort regungslos. Don Manuel, dem die Zeit lang wurde, schien auch nicht übel Lust zu haben, sie noch einmal anzureden. Tasco aber, der das bemerken mochte, ergriff ihn am Arm und warnte ihn durch Zeichen, sie nicht zu stören. Er kannte die alte Frau und ihre Eigenheiten, und hatte Recht gehabt. — Nur wenige Minuten dauerte es, da raffte sie sich wieder empor, warf sich die langen Haare aus der Stirn, sah einen Moment wild verstört um sich her, dann aber, wie zu einem festen Entschluß gekommen, murmelte sie: „Es muß sein!" und sich jetzt aufrichtend, schien sie die frühere Schwäche total abgeschüttelt zu haben.

Ihr Blick war fest geworden, ihre ganze Gestalt hob sich, und ohne weiter ein Wort zu sagen, nahm sie die Laterne und ging damit in die rechte Ecke. Dort stellte sie ihren einen Hacken an die Mauer, und den andern Fuß dicht davor setzend, maß sie so vorschreitend siebenmal. Dort setzte sie die Laterne nieder, ging dann zur andern Mauer und machte es ähnlich so. Der Punkt, wo die beiden Schenkel des Winkels zusammen liefen, stimmte auf etwa acht oder zehn Zoll. Sie rückte demgemäß die Laterne ein wenig und sagte nun mit ruhiger, fast befehlender Stimme:

„Hier schlagt ein!"

Tasco hatte schon die Spitzhacke ergriffen und begann seine Arbeit. Es lagen dort noch einige Steinplatten, die erst bei Seite gehoben wurden, dann schlug er in den weichen Boden, und es klang hohl, als ob ein Gewölbe darunter läge — der Laut zeigte aber weit eher an, daß man nicht weit zu Wasser hat, und in der nassen Jahreszeit war die Erde auch hier meist immer feucht. Jetzt freilich, nach dem trockenen Sommer, durften sie nicht fürchten, so bald auf Wasser zu stoßen.

Don Manuel warf die losgeschlagene Erde mit der Schaufel aus, und zwei Fuß waren sie schon etwa in den Boden ge-

kommen. Er horchte jedesmal, wenn die Spitzhacke einschlug, ob sie nicht auf einen harten Gegenstand träfe, und nahm endlich selber das Werkzeug, um durch das Gefühl schon die erste Kunde zu bekommen.

Tasco schaufelte, und wieder hatten sie wohl sechs Zoll Erde aus der jetzt etwa vier Fuß breiten Grube ausgeworfen.

„Fühlt Ihr noch nichts?“ sagte die Alte, die regungslos daneben stand. „Sie können es doch nicht schon herausgenommen haben?“

Don Manuel gab es einen förmlichen Stich durch's Herz, denn während er die Spitzhacke wieder einhieb, hatte er ein leises Scharren der Spitze an irgend einem harten Gegenstand mehr gefühlt als gehört, und wie ein elektrischer Schlag zuckte es ihm durch alle Nerven. — Er ließ das Werkzeug sinken und stützte sich auf den Stiel.

„Tasco,“ sagte er leise, „horche Du an der Thür, ob der Pablo nicht wach geworden ist. Der Junge schläft im Laden, aber die Thür ist manchmal, der kühlen Luft wegen, offen.“

„Und wenn er käme?“ sagt die Alte finster. „Habt Ihr nicht ein Recht, auf Eurem Eigenthum zu graben?“

„Das gewiß,“ erwiderte der Venezolaner, „aber der Junge kann den Mund nicht halten, und wenn uns die Gerichte über den Hals kommen, sind wir geprellt. Der Subpräfect ist außerdem mein Feind.“

Tasco schlich nach der Thür, und Don Manuel nahm die Spitzhacke wieder auf, schlug aber jetzt an der entgegengesetzten Seite von da ein, wo er den harten Gegenstand gefühlt hatte — aber war er müde geworden? die Arbeit förderte nicht so recht mehr.

„Es ist nichts,“ sagte er nach einer Weile, „wir haben uns die ganze Müh' umsonst gegeben, die Vögel sind ausgeflogen.“

„Schlagt mehr auf dieser Seite ein,“ sagte die Alte, die das Terrain noch einmal mir ihrem Blick überflog. „Ihr seid hier zu weit rechts gekommen — hier meine ich, wo Ihr mit den Füßen steht.“

„Wahrhaftig, ich höre Jemanden draußen,“ rief Don Manuel, rasch emporhorchend — und einige Secunden herrschte Todtenstille in dem öden Raum. — Da hustete draußen Jemand — es war jedenfalls Pablo, der aus Zufall wohl, oder vielleicht auch, daß er doch die dumpfen Schläge der Spitzhacke gehört, den Gang herabkam. — Daß hier keine Diebe einbrachen, wußte er gut genug, aber neulich einmal war ein fremdes Maulthier durch die Ruinen der Kapelle hindurch in den Hof gekommen und nachher in die Küche gerathen, wo es die sechs einzigen Teller, die das Haus besaß, mit dem Tisch umwarf und zerbrach, und er hatte nachher die Grobheiten und auch ein paar Ohrfeigen dafür bekommen. Vielleicht war das verdammte Maulthier wieder da, und er konnte ihm dann das Empfangene heimzahlen.

Don Manuel hörte übrigens kaum den Burschen draußen, als er auch rasch die Laterne aufgriff und ausblies, dann aber schritt er selber zu der nur angelehnten Thür und trat hinaus.

„Ave Maria — wer ist da?“ sagte Pablo erstaunt, indem er sich aber doch halb scheu nach einem der Pfeiler zurückzog — „wer zum Henker seid Ihr?“

„Schafskopf,“ sagte Don Manuel ruhig, „kennst Du mich nicht?“

„Don Manuel?“ rief der Bursch überrascht aus — „ja aber was, um der heiligen Jungfrau willen, machen Sie denn da drinnen?“

„Und hast Du danach zu fragen, Holzkopf?“ meinte der Wirth — „mach', daß Du in Deine Hängematte kommst und mir nicht morgen wieder die Zeit verschläfst.“

Der Junge sah seinen Herrn kopfschüttelnd an — was in aller Welt hatte er nur mit der Spitzhacke gethan, die er sonst nicht einmal am hellen Tag anrührte. Aber widersprechen durfte er nicht, so viel wußte er gut genug — was ging's ihn auch an — er hatte ja nur nach dem Maulthier sehen wollen, und ohne sich weiter um etwas zu bekümmern, ging er zurück in den Laden und warf sich wieder der Quere in seine Chinchorra hinein.

Don Manuel schritt in den dunkeln Raum zurück. Er wußte recht gut, daß er von seinem Burschen keine neue Störung zu erwarten hatte, aber die Gier nach dem Golde war in ihm erwacht, und wie er nur das Gemach betrat, flüsterte er auch leise und rasch:

„Macht um Gottes willen, daß Ihr jetzt fortkommt, Señora — wir sind gestört und dürfen kein Aufsehen erregen — morgen Abend wollen wir weiter nachsuchen. — Ich werde den Pablo dann unter irgend einem Vorwand nach Caratal schicken — ich habe dort noch ein Maulthier, was er mir holen soll — morgen Abend gleich nach Dunkelwerden kommt wieder her — hier, Tasco, hast Du eine Flasche — nimm die mit nach Haus — zu essen habt Ihr ja noch genug auf morgen — Ihr könnt gleich bei der Kirche durch auf die Straße gehen, denn wenn die Thür knarrt, werdet Ihr gesehen, und das müssen wir heute noch vermeiden.“

„Wenn Ihr nur noch einen halben Fuß tiefer grabt, müßt Ihr auf den Topf kommen,“ sagte die alte Frau.

„Es bleibt Alles unverändert, bis Ihr morgen wieder dabei seid,“ drängte aber Don Manuel; — „nur jetzt macht, daß Ihr fortkommt. Pablo ist in's Haus gegangen, um Licht zu holen — er sucht jedenfalls die Laterne, aber er muß gleich wieder da sein.“

Tasco hatte sich nicht an der Unterhaltung betheiligt, sondern die Dunkelheit benutzt, die Flasche leise aufgekorkt und an den Mund gehoben. Er that einen langen, langen Zug, und als er sie endlich wieder absetzte, sagte er:

„Kommt, Großmutter — wir gehen gleich quer über den Hof — morgen Abend bring' ich Euch wieder hierher!“

Der mißtrauische Blick der Frau bohrte sich im Dunkeln in die Gestalt des Venezolaners.

„Und Ihr versprecht mir, daß Ihr indessen hier keine Hand anlegt?“

„Ich denke gar nicht daran,“ erwiderte Don Manuel, „aber ich bitte Euch dringend, geht jetzt. Wenn der Junge zurückkommt, sind wir verrathen.“

„So denkt an Euern Schwur,“ sagte die Alte finster. —

„Eure rechte Hand soll verfaulen an Eurem Körper, wenn Ihr ihn brecht — Gott erhört den Fluch der unter die Füße getretenen Race.“

„Macht Euch doch keine Sorgen, Señora — die Thür wird jetzt verschlossen, und kein Mensch soll den Raum betreten, bis Ihr nicht selber dabei seid — und nun kommt. Beim Himmel, ich höre schon wieder eine Thür zuschlagen. Der verdammte Junge hat den Teufel im Leibe — kommt!“ Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, nahm er die Alte am Arme, führte sie hinaus und über den Hof hinüber, und überließ sie dort erst Tasco, der sie über den allerdings hartgetretenen Schutt der eingestürzten Kapelle hin auf die Straße hinaus geleitete.

Dort wartete er selber, bis er sich fest überzeugt hatte, daß sie den Platz verließen. Dann kehrte er in die kaum geräumte Zelle zurück, zündete die Laterne wieder an, und Pablo, der nicht gleich einschlafen konnte, zerbrach sich in seiner Hängematte den Kopf darüber, was die dumpfen Schläge bedeuteten, die er zuletzt aber nur noch in einem Halbwachen hörte, bis ihm die Augen endlich fest zufielen.

4.

Schluß.

Am andern Morgen in aller Frühe war Don Manuel, der sonst gewöhnlich bis in den Tag hinein schlief, auf und munter. Pablo hatte ihn schon ein paar Mal durch den Laden hin und wieder gehen hören, immer aber, wenn er selbst in die Höhe fahren wollte, den Befehl erhalten, nur liegen zu bleiben — es sei noch nicht Zeit — bis endlich der Tag anbrach und der Venezolaner sich auf sein Bett warf, um ein wenig auszuruhen.

Pablo's erstes Geschäft war es jetzt allerdings, heraus zu bekommen, was sein Herr die ganze Nacht getrieben, das eine Zimmer aber, in dem er vermuthete daß er gewesen, war fest verschlossen, und sogar noch an den beiden Stangen, an denen früher ein Vorlegeschloß gehangen, so fest zugebunden und geknotet, daß er nicht wagte, da hinein zu dringen.

Don Manuel schlief aber auch gar nicht lange. Es mochte kaum acht Uhr sein, so war er wieder munter und befahl Pablo, eine Anzahl von Quarzsteinen, die schon seit fast zwei Jahren, einmal aus den Bergen herunter gebracht und von den Betreffenden nicht abgeholt waren, in zwei Säcke zu packen und in sein Zimmer zu tragen, da er Auftrag bekommen habe, sie nach Puerto de las Tablas zu senden. Pablo, der nichts auf der Gotteswelt weiter zu thun hatte, führte den Befehl auch aus — die verwünschten Steine hatten ihm lange genug unter dem Ladentisch im Wege gelegen, und nur was sie damit im „Hafen" machen wollten, konnte er sich nicht denken.

So kam der Mittag heran, und Don Manuel war indessen aus gewesen, um ein paar Arrieros aufzusuchen, die in der Vorstadt lagerten und leer nach dem Puerto hinübergingen, um wieder Cassave-Brod von dort herauf zu holen. Die wirkliche Regenzeit ließ nun nicht mehr lange auf sich warten, und ein Vorrath von diesem größten Lebensbedarf Venezuelas mußte besonders eingelegt werden, ehe die Flüsse stiegen und die furchtbaren Regenschauer der Tropen den Transport dieses Artikels erschwerten.

Don Manuel hatte, ehe der Arriero mit den Thieren kam, noch sehr viel in seinem Zimmer, und zwar bei verschlossenen Thüren, zu thun, dann endlich wurden die Säcke aufgeladen und gaben eine ganz tüchtige Last für eins der Thiere, und wie das Alles beendet war, überraschte er Pablo noch außerdem mit dem Auftrag, gut auf den Laden zu passen, da er selber wahrscheinlich erst spät Abends zurückkehren würde. Er wolle die Arrieros eine kurze Strecke begleiten und gleich einmal einen Freund aufsuchen, der auf der nächsten Hacienda wohne. Sollte Jemand nach ihm fragen, so möge Pablo nur

sagen, daß Don Manuel sicher heut Abend, wenn auch vielleicht etwas spät, zurückkehren würde.

Es mochte drei Uhr Nachmittags sein, als Tasco über die Plaza herüber und gerade auf den Laden zu schlenderte. Tasco und Pablo waren keine besonderen Freunde, und der Indianer redete ihn deshalb auch gar nicht an, sondern setzte sich auf die Bank und wollte warten, bis Don Manuel selber in den Laden kam. — Don Manuel kam aber nicht, und anderthalb Stunden waren vergangen, ohne daß der Bursch auch nur die mindeste Ungeduld gezeigt hätte. Endlich dauerte ihm die Sache aber doch zu lange, und als Pablo, dem das Herumlungern auf dem Ladentisch ebenfalls langweilig wurde, auf die andere Bank vor die Thür kam, redete er diesen an:

„Wo ist Don Manuel?“

„Wünschen Sie ihn zu sprechen?“ sagte Pablo und grinste über seine eigene Höflichkeit.

„Ja,“ knurrte Tasco.

„Dann müssen Sie warten, bis er kommt, Señor — und besseren Menschen ist das ebenso gegangen. Vorhin war erst der Subpräfect hier.“

„Ist er nicht in die Stadt?“ rief Tasco rasch.

„Nein — auf Besuch — wünschen Sie ein Geschäft mit ihm zu machen?“

„Geh zum Teufel!“ brummte der Indianer, und der Sambo-Junge wieherte laut auf vor Lachen. Das Gespräch war dadurch gründlich abgebrochen, und wenn Tasco geglaubt hatte, hier einen Schluck aguardiente zu bekommen, so sah er sich ebenfalls getäuscht. Trotzdem blieb er wohl noch eine volle Stunde sitzen und verwerthete die in sofern, daß er wirklich erfuhr, Don Manuel sei über Land und werde erst spät Abends zurückkehren, denn mehrere andere Leute kamen ebenfalls und frugen nach ihm.

Tasco war ein roher und durch das viele Trinken fast stumpfsinnig gewordener Bursche, aber selbst ihm kam es sonderbar vor, daß der Weiße, nach dem was sie gestern Abend begonnen und verabredet hatten, heute fortgegangen sein solle.

Wollte er denn nicht auf das Zimmer passen, damit Niemand hinein kam und die angefangene Arbeit sah? — und wenn er nun nicht zur rechten Zeit zurückkam, wie schrecklich böse und ungeduldig würde dann die Großmutter werden, und wer anders hatte es zu entgelten, als er selber? Und nicht einmal einen Tropfen Branntwein konnte er jetzt bekommen. — Aber Don Manuel kam nicht, und Tasco schlenderte zu der eigenen Hütte zurück, denn er wußte, daß er der alten Frau Bericht abstatten mußte.

Pablo befand sich in der kurzen freien Zeit am wohlsten, denn er konnte sich seiner Bequemlichkeit ganz ungestört hingeben, und er bekam nur eine Wuth auf Tasco, der nach Dunkelwerden wieder erschien und alle Augenblicke frug, ob Don Manuel noch nicht zurückgekommen sei. Ja zuletzt ging er gar nicht mehr von der Thür weg. Es ließ sich aber nichts dagegen machen, denn der Indianer war älter und stärker als er selber und sah auch gar nicht so aus, als ob er sich hätte ruhig schlagen lassen.

Pablo nahm übrigens Don Manuel's Abwesenheit außerordentlich kaltblütig. Als es Zeit war schlafen zu gehen, legte er sich ruhig nieder — wenn er kam, mochte er pochen. Aber er kam nicht — der nächste Morgen verging, und der nächste Abend und überhaupt die ganze Woche, und selbst darüber wunderte sich der Sambo-Junge nicht; was kümmerte es ihn? — Eins aber setzte ihn wirklich in Erstaunen, und er zerbrach sich vergebens den Kopf darüber, wie das wohl zusammenhängen könne. Die Quarzsteine nämlich, die er an jenem Morgen in Säcke gepackt, und die er gesehen hatte, wie sie auf das Maulthier geladen und fortgeschafft wurden, waren gar nicht fort, sondern lagen in Don Manuel's Zimmer in der einen Ecke aufgeschichtet und mit altem Papier und Lumpen überdeckt — und daß es die nämlichen waren, wußte er genau, denn er hatte sie oft genug in Händen gehabt und nach Gold daran gesucht. Was in aller Welt konnte Don Manuel nur mit fortgenommen haben!

In der kleinen Stadt lief indessen bald das Gerücht um, Don Manuel sei einfach fortgelaufen, bis der Subpräfect

eines Tages einen Brief erhielt — das war am Mittwoch, und am Donnerstag sollte die öffentliche Versteigerung des Klosters sein. Der Brief war aus Bolivar datirt von dem „Verschollenen", und ersuchte den Beamten, mit dem Verkauf noch acht Tage zu warten, da er, Don Manuel, einer kleinen Erbschaft wegen rasch nach der Hauptstadt gereist sei, in der gegebenen Zeit aber jedenfalls wieder zurück und dann auch vielleicht im Stande sein würde, seine Schulden zu bezahlen.

Eile hat, wie gesagt, in diesen Ländern Niemand, und man bindet sich selten für irgend etwas gern an einen bestimmten Tag. Weshalb sollte deshalb nicht die Auction um eine Woche aufgeschoben werden, denn Käufer, die auf das alte Gebäude spannten, waren außerdem nicht da.

Die Geschichte mit der Erbschaft sprach sich indessen bald überall herum. Von was hatte man überhaupt in Guacipati zu reden, wohin ja nur so selten Nachrichten von der Außenwelt drangen, und nur noch ein Ereigniß beschäftigte die Bewohner der Stadt außerdem, und zwar die alte Indianerin Candelaria, die bis dahin still und abgeschlossen in ihrer Hütte gelebt hatte, und plötzlich vollständig wahnsinnig geworden war.

Nach ihrem Enkel sollte sie ein Messer geworfen haben, so daß er sich gar nicht mehr in das Haus getraute, und wer nur in ihre Nähe kam, über den fiel sie her, und zwar mit Nägeln und Zähnen, so daß die Kinder aus der Nachbarschaft die Hütte nicht einmal mehr passiren wollten.

Nachdem er fast vierzehn Tage ausgeblieben sein mochte, kehrte Don Manuel eines Tages auf einem guten Maulthier und in sehr anständiger Kleidung zurück, machte einen Besuch beim Subpräfecten und packte dann in seiner eigenen Wohnung noch einige ihm gehörende Sachen zusammen, die er aber augenblicklich einem in Guacipati wohnenden Arriero zur gelegentlichen Beförderung nach Puerto de las Tablas übergab. Seine Schulden, deren Liste der Subpräfect in Händen hatte, bezahlte er dabei bis zum letzten Centavo, übergab ihm dann Vollmacht, das alte Kloster unter der Hand, und wenn sich eine passende Gelegenheit dazu finden sollte, zu verkaufen

oder zu vermiethen, und war eben noch dabei, über die wenigen Waaren zu verfügen, die in dem sogenannten „Laden“ lagen. Sein Maulthier stand dabei schon wieder gesattelt im Hof, damit er gleich nachher die Rückreise antreten konnte, als Tasco in die Eingangsthür trat und Don Manuel, der ihn gar nicht hatte kommen sehen, leise am Arm berührte.

„Caramba, Tasco — wie geht's, alter Junge?“ sagte Don Manuel, wie es schien, nicht besonders erfreut über die Gegenwart des Burschen — „hast Du schon heute Morgen einen Schluck gehabt?“

„Nein, Señor,“ sagte der Indianer — „auch nicht die ganze Woche lang, und eben so wenig zu essen. Kann ich Euch einmal etwas sagen?“

„Gieb ihm einmal einen Schluck, Pablo — hörst Du nicht, was ich sage? — oder fülle ihm lieber eine Flasche aus dem Faß dort, daß er sie mit nach Hause nimmt.“

„Kann ich Euch einmal etwas sagen?“ wiederholte der Indianer.

„Was Geheimes, Tasco?“

„Ja, Señor.“

Don Manuel schritt mit ihm eine kleine Strecke auf der jetzt menschenleeren Veranda hin.

„Nun, was war es?“ frug er ihn hier.

„Wollen wir heut Abend das Loch aufgraben?“ frug der Bursche und sah ihn dabei halb scheu, halb lauernd an.

„Ich will Dir etwas sagen, Tasco,“ erwiderte aber Don Manuel, auf die Frage vollkommen vorbereitet. „Mit dem Loch haben wir uns sehr schwere und nutzlose Arbeit gemacht. Als Pablo in der Nacht wieder schlief, und weil ich doch am nächsten Morgen verreisen mußte, habe ich die ganze Stube noch umgewühlt, aber nichts gefunden als einen alten leeren eisernen Topf. Wenn das vergrabene Gold in dem gesteckt hat, so haben es klügere Leute vor uns gefunden. Deine Großmutter hätte früher zu mir kommen sollen.“

„Meine Großmutter ist verrückt geworden,“ sagte der arme Bursche. — „Sie hörte, daß Ihr fort wäret und eine große Erbschaft gemacht hättet, und da brach's bei ihr aus.

— Ich darf ihr selber nur manchmal nahe kommen, wenn sie eine ruhige Stunde hat."

„Hm, thut mir leid."

„Und wir haben nichts mehr zu leben im Haus."

Don Manuel sah einen Moment still vor sich nieder, dann sagte er: „Warte hier einmal einen Augenblick — ich bin da drinnen gleich fertig — wir wollen dann Alles rasch in Ordnung bringen. — Heh, Pablo, hast Du die Flasche noch nicht gefüllt? so — gut — hol' sie Dir, Tasco, und bleibe dann hier im Haus, oder geh besser in den Hof zu meinem Maulthier — ich komme gleich nach."

Don Manuel beeilte seine wenigen Geschäfte in der That außerordentlich und war in kaum einer halben Stunde mit Allem fertig. Dann ging er hinaus zu seinem Maulthier, wo er Tasco fand.

„Höre, mein Junge," sagte er diesem — „was Du mir von Deiner Großmutter gesagt, thut mir leid — da, gieb ihr das, damit sie sich ein wenig besser einrichten kann" — und er drückte dabei dem jungen Burschen zwei Goldunzen in die Hand. — „Außerdem habe ich dem Subpräfecten Auftrag gegeben, daß er Dir das halbe Faß Branntwein, was noch im Laden liegt, ausliefern soll — Du wirst Dich wahrscheinlich daran todt saufen — auch die drei wollenen Decken sollst Du bekommen, die noch in meiner Stube liegen, und das Küchengeräth — hier ist der Zettel, nach dem Dir Alles ausgeliefert wird — laß es Dir aber gleich geben, sonst nimmt Dir der Pablo noch die Hälfte davon, und der hat mich so genug bestohlen. Ich werde indeß vorausreiten und noch einmal bei Deiner Großmutter vorsprechen. Halte Dich gut, Tasco — und vertrinke das Geld nicht etwa auch noch — hasta luego!" Und ihm zunickend, griff er den Zügel auf, stieg in den Sattel und ritt zum Thor hinaus.

Dort stand der Subpräfect, dem er noch einmal die Hand reichte und ihn bat, die bestimmten Sachen an Tasco auszuliefern — dann ritt er die Straße hinab, als ob er wirklich die alte Indianerin aufsuchen wollte, aber er dachte gar nicht daran. Sowie er nur die nächste Ecke erreicht hatte, bog er

links um, trabte die Straße entlang und nahm, so rasch ihn sein vortreffliches Thier tragen konnte, den Weg nach Upata und Puerto de las Tablas auf.

Tasco schritt etwa zwei Stunden später, die wollenen Decken unter dem rechten Arm, das Faß aguardiente auf der Schulter und die beiden Goldunzen im Munde — denn eine Tasche besaß er nicht — der Hütte seiner Großmutter zu und überlegte sich dabei, was die alte Frau wohl gesagt haben würde, als sie den Venezolaner wieder gesehen. Sie war wohl still und ruhig gewesen, als er sie verließ, aber ihre Wuthausbrüche traten manchmal ganz unerwartet ein.

Die alte Frau war noch still, als er den ärmlichen Raum betrat. Mitten in der Hütte, auf dem Boden zusammen gekrümmt, ihre Kleider in Fetzen zerrissen, die Haare wild zerrauft, lag sie still und regungslos und rührte sich nicht mehr. — Sie war todt, und jedenfalls in einem ihrer Wuthausbrüche allein und einsam zu einem besseren Leben eingegangen, als es die Arme hier auf Erden geführt.

Don Manuel kehrte nie wieder nach Guacipati zurück. Er war ein sehr reicher Mann geworden, hatte sich einen großen Laden in Carácas angelegt und befand sich vortrefflich. Von wem er geerbt haben konnte, erfuhr man allerdings nie, und viele Leute in Guacipati glaubten die Aussagen, die später Tasco machte, daß er nämlich im alten Kloster einen großen Schatz gefunden, den ihm dessen Großmutter verrathen haben sollte; aber Beweise waren dahin nicht zu führen, und wenn man auch den Ort, den Tasco bezeichnete, umgegraben und die Erde nachher wieder aufgeschüttet und festgetreten fand, so hatte man keinen Zeugen, ob wirklich etwas darin gelegen habe oder nicht. Tasco war außerdem ein unzurechnungsfähiger Trunkenbold geworden, und als man die alte Indianerin begraben hatte, wurde er so lange nicht nüchtern, als das Faß und nachher das von Don Manuel erhaltene Geld reichte. Dann ging er hinauf in die Minen von Caratal, und man hörte nichts mehr von ihm.

Don Manuel dagegen spielte in der letzten Revolution eine ziemlich bedeutende Rolle; er war die rechte Hand Falcon's geworden, mit dem er ziemlich große Geldgeschäfte machte und

sich so sicher dabei stellte, daß er selber seine Zahlung bekam, wenn auch selbst die Löhnung für das Militär zurückgehalten werden wußte. Den Präsidenten Falcon jagten sie allerdings später aus dem Lande, aber Don Manuel blieb — er hatte eine sehr reiche junge Dame aus der Stadt geheirathet und macht noch bis zu dieser Stunde eins der größten Häuser in ganz Carácas.





Durch die Pampas.



Durch die Pampas.

1.

Mendoza.

Am Fuße der Cordilleren, gegen die scharfen West- und Nordweststürme durch die hohen schroffen Bergriesen geschützt und warm, lag an der westlichen Grenze der Argentinischen Republik das kleine freundliche Städchen Mendoza — freundlich aber nur in seiner Umgebung.

Die Stadt selber bot nichts Außergewöhnliches. Es war ein Ort von etwa 10,000 Einwohnern mit ziemlich breiten Straßen und niederen Häusern, wie man überhaupt in Südamerika baut, weil die Leute nie sicher sind, daß ihnen nicht einmal ein unverhoffter Erdstoß die ganzen Baulichkeiten über dem Kopf zusammenwirft.

Das freilich fürchteten die Mendoziner*) kaum noch, denn seit langen, langen Jahren war nichts Aehnliches dort vorgekommen. In den benachbarten Bergen standen allerdings ein paar längst ausgebrannte und verschlossene Vulkane, aber das leichtherzige Menschenvolk ist ja nur zu gern geneigt, jede Gefahr zu vergessen, die sich ihm nicht dann und wann wieder frisch in die Erinnerung bringt, und lebt nur immer dem Augenblick.

Weit eher schien der Stadt dagegen eine ordentliche Regenzeit Verderben zu drohen, denn die Häuser waren sämmtlich, nur mit Ausnahme einiger Kirchen, aus Lehm gebaut, und es

*) Die Einwohner von Mendoza nennen sich nicht Mendozanos, sondern Mendozinos.

sah in der That so aus, als ob ein einziger tüchtiger Regenschauer auch die ganze Stadt in einen einzigen tüchtigen Lehmhaufen zusammenwaschen müßte, aus dem heraus sich dann die einzelnen Schornsteine höchst erstaunt die unverhoffte Verwüstung beschauen würden.

Das geschah aber doch nicht. Der hartgestampfte Lehm nutzt sich, selbst bei den kräftigsten Güssen, nur sehr unbedeutend ab, und die Bewohner erfreuten sich eines Gefühls vollkommener Sicherheit, das durch nichts — die langen Jahre hindurch — gestört worden.

Die Stadt selber bot aber deshalb doch nichts besonders Anziehendes, denn was sie noch düsterer machte, als es die Lehmmauern schon gethan, waren die wenigen und dann noch immer vergitterten Fenster nach der Straße zu, da sich alle spanischen Völker, wo sie wenigstens noch ihren eigenthümlichen Charakter bewahrt haben, ihre Häuser so bauen, daß die Wohnzimmer nach dem innern Hofraum und Garten zu liegen und sie in ihrem Familienleben nicht von der Außenwelt berührt und gestört werden. Das ist auch für ein wirkliches Familienleben wohl das Beste und Schönste, aber die Straßen einer Stadt werden dadurch verödet, die Häuser gleichen fast eben so vielen Gefängnissen, und man konnte dort Stunden lang auf- und abgehen, ohne ein freundliches Gesicht aus einem der verlassenen Fenster herausschauen zu sehen.

Desto wohnlicher waren aber die besseren Gebäude im Innern eingerichtet, und jedes solche Haus fast umschloß mit seinen beiden niederen Flügeln einen kleinen Garten, in dem Massen von herrlichen Früchten und liebliche Blumen gezogen wurden. Mendoza war ja seiner Früchte wegen in der ganzen Argentinischen Republik berühmt, und es gab dort besonders ganz ausgezeichnete Weintrauben, Orangen, Feigen, Pfirsiche, Mandeln 2c. in Masse.

Der Mendoza-District bildete in der That die Fruchtkammer der Argentinischen Republik und schaffte Wein und Getreide nicht allein in großen Caravanenzügen bis zu dem viele lange Wochenreisen entfernten Buenos-Ayres am Atlantischen Ocean, sondern auch Wein in Schläuchen und seine trefflichen Trauben-Rosinen über die Engpässe der Cordilleren

nach Chile an das Stille Meer, und stand dadurch mit den Küsten zweier Weltmeere in steter, lebendiger Verbindung. Aber was für eine herrliche, wunderbare Scenerie umgab diesen sonst von der Welt ziemlich abgeschlossenen Ort!

Dicht, ja fast unmittelbar an den Fuß der mit ewigem Schnee bedeckten Cordilleren geschmiegt lag die kleine Stadt, und von der Ebene schroff und mächtig empor stiegen diese ungeheuren Bergmassen, die einzelne Kuppen von 16,000 und 18,000 Fuß tragen. Und welch' einen prachtvollen Anblick bot da unten die grüne, fruchttragende Ebene, auf der fleißige und geschäftige Menschen wohnen und sich ihres Lebens freuen, während dicht daneben eine ganz andere, öde, schneebedeckte Welt sie umgiebt und von den Wolken herab auf sie nieder zu schauen scheint. Und wenn jene Eis- und Schneemassen in der Sonne funkeln und blitzen, oder das Abendroth seinen glühenden Schein darüber wirft, dann ist es fast, als ob das Zauberei sei und etwas so groß Erhabenes und Herrliches gar nicht auf der Welt bestehen könne. — Aber es besteht doch, und wohin wir gehen, wohin wir den Fuß setzen, von der Eisregion bis mitten in die sonngeglühten Tropen hinein, sehen wir, wie Gott die Welt geschmückt und so wundersam und herrlich erschaffen hat. Aber in seine Geheimnisse können wir trotzdem nicht eindringen, und während auf der uns sichtbaren Erdoberfläche Alles keimt und blüht, da gährt und kocht im Innern eine furchtbare Gewalt, deren Spuren wir nur an einzelnen Orten in Feuer, Rauch und zerschmolzenem Gestein erkennen können — deren Ursache uns aber ein Räthsel bleibt.

Auf solchem vulkanischen Boden stand auch Mendoza, die kleine reizende Stadt am Fuß der Cordilleren, mit ihren üppigen Fruchtgärten und weiten, wohlbebauten und gepflegten Feldern, mit ihren Lusthäusern und Estancias; denn nicht allein die in der Nähe gelegenen, wenn auch jetzt ausgebrannten Krater bewiesen das, sondern dicht bei Mendoza quollen auch an zahlreichen Stellen heiße Wasser aus dem Boden und mischten sich mit dem kleinen Fluß Mendoza, so daß die Bewohner der Stadt selbst im Winter zu jeder Zeit vortreffliche warme Bäder hatten.

Die genossen sie denn auch und kümmerten sich wenig um die Ursache dieser Quellen, gerade wie es die Bewohner jener nahe bei den europäischen Vulkanen gelegenen Ortschaften machen. Weiß doch der Mensch auch nie, was ihm vom Schicksal bestimmt ist und wie nahe er oft, ohne es zu ahnen, an den Pforten der Ewigkeit steht.

In Mendoza lebten einige englische Familien, und unter ihnen ein Mr. Houston, der große Strecken Landes gekauft und bebaut hatte und seine Producte, wie es die Argentiner machten, mit Caravanen nach Buenos-Ayres sandte. — Ein langer Weg freilich, denn die Pampas dehnte sich dort, zwischen den beiden Städten, bis weit über zweihundert deutsche Meilen aus, und die Ochsenkarren, aus denen diese Caravanen bestanden, konnten nur sehr langsam vorwärts rücken, — aber sie erreichten doch endlich ihr Ziel, und die hohen Preise in der Hauptstadt lohnten und bezahlten dann auch die Mühe.

Mr. Houston hatte seine Familie in Mendoza, seine Frau, einen schon fast erwachsenen Sohn, John mit Namen, und eine kleine Tochter von erst sieben Jahren, Elise.

John besuchte noch ein ganz vorzügliches Institut in Mendoza, das von einem alten spanischen Professor gehalten wurde, und das so berühmt in der Republik geworden war, daß selbst wohlhabende Einwohner der Hafenstadt ihre Söhne zu ihm schickten. Der alte Herr behandelte dabei die oft schon über ihn hinausgewachsenen Zöglinge wie seine Kinder, und wurde von ihnen dafür auch wieder verehrt und geliebt.

Gegenwärtig befand sich Mr. Houston gerade wieder in Buenos-Ayres, und da der Professor mit einem kleinen Theil seines Instituts diesmal beabsichtigte, die heilige Osterwoche in der Hafenstadt zuzubringen, so hatte John von seinem Vater ebenfalls eine Einladung dorthin erhalten, und die Vorbereitungen dazu wurden gerade getroffen. Die Reise sollte nämlich in einem der in den Pampas zuweilen gebrauchten Omnibusse, der dem Professor zu eigen gehörte, zurückgelegt werden. Vor diesen wurden dann acht Pferde gespannt und das etwas unbehülfliche Fuhrwerk nachher im Galopp durch die weite Ebene gezogen.

Ostern fiel in diesem Jahr auf den 31. März, und es

war beschlossen worden, schon anderthalb Wochen vorher aufzubrechen, um dann die Feiertage selber in der Hauptstadt verbringen zu können.

John's Mutter und Elise sollten in Mendoza zurückbleiben.

Die Abreise war auf den 20. März festgesetzt worden. Die spanischen Abkömmlinge in Südamerika, ebenso wie ihre Verwandten, die Portugiesen in Brasilien, haben aber gar keinen Begriff von Zeit und sind ein ganz entsetzlich lässiges und faules Volk. Ist der eine Tag vergangen, nun da wissen sie ja, daß morgen wieder ein anderer kommt, an dem sie eben so wenig zu thun brauchen, und was sie vorhaben, verschieben sie deshalb von Stunde zu Stunde.

Der alte Professor kannte indessen seine Leute schon, denn er hatte lange mit ihnen verkehrt und deshalb auch seinen Contract so mit ihnen gemacht, daß sie für ihre ganze Fuhre und sämmtliche gestellte Pferde keine Bezahlung bekamen, wenn sie die Reisegesellschaft nicht am 30. desselben Monats nach Rosario lieferten. Von dort gingen sie dann rasch mit dem Dampfer nach Buenos-Ayres hinab, und genügende Pferde waren schon auf all' den zahlreichen Stationen durch die vorangegangene und regelmäßig ihre Zeit einhaltende Postkutsche bestellt worden, die zu dieser Fahrt auch nur zehn Tage brauchte. Trotzdem brachte er die Leute aber doch nicht in früher Morgenstunde in Gang, wie es anfänglich beabsichtigt gewesen. Sie hatten allerlei Ausreden: die Pferde waren noch nicht alle eingefangen, die Provisionen noch nicht im Stande, das Sattelzeug nicht in Ordnung, kurz Alles diente ihnen zur Entschuldigung, den einen Tag noch wenigstens zu vertrödeln. Jedenfalls war aber beschlossen, Mendoza noch vor Sonnenuntergang zu verlassen und in einer der außen gelegenen Estancias zu übernachten. Man thut das fast stets bei einer größeren Reise, daß man wenigstens Abends die Stadt verläßt, um am andern Morgen durch nichts mehr behindert zu sein und mit Tagesgrauen aufbrechen zu können. Die Passagiere mußten sich dem, wohl oder übel, fügen.

Die Peones, wie jene Dienstleute in Südamerika heißen, wurden aber, da die Entfernung des ersten Nachtquartiers

kaum eine Viertelstunde von der Stadt betrug, mit dem Wagen allein vorausgeschickt, und die kleine Reisegesellschaft hatte beschlossen, den Tag noch bei den Ihrigen oder bei Freunden in der Stadt zu verbringen und dann um neun Uhr Abends etwa hinaus zu reiten. Zu Fuß geht dort kein Mensch, und wenn die Entfernung auch kaum lohnte, in den Sattel zu steigen.

John's Mutter hatte ihm indessen noch einen ganzen Vorrath von Provisionen zurechtgemacht und schon zum Wagen geschickt, und die Geschwister gingen noch, Hand in Hand, im Garten auf und ab; aber es war ganz entsetzlich schwül und dumpf heut Abend. Kein Lüftchen regte sich, und sonst kühlt doch der Wind, der über die Schneekette der Cordilleren weht, selbst die heißesten Sommertage in diesem so glücklich gelegenen Landstrich ab. Heute aber drückte die Luft wie Blei so schwer; die Blätter hingen todt und regungslos an den Bäumen, und selbst als die Sonne hinter den Gebirgen verschwand, brachte der Abend keine Kühlung mit.

Es war ordentlich unheimlich still, und die Glocken, die zum Gebet riefen, klangen ganz merkwürdig deutlich zu ihnen herüber. Es wurde ihnen selbst im Garten zu dumpf, und sie beschlossen, zusammen einen Spaziergang auf die Plaza oder den großen Marktplatz zu machen. Dort war jedenfalls mehr Leben, wie hier in dem stillen Haus.

Und in der That fanden sie hier mehr Menschen, denn wenn sich die Stadtbewohner auch über Tag in ihren Häusern verschlossen hielten, und nur dann und wann die Männer auf die Straße mußten, um ihren verschiedenen Geschäften nachzugehen, so änderte der Sonnenuntergang das ganze Leben in der Stadt, denn jetzt kamen auch gewöhnlich die Damen zum Vorschein, um einen kurzen Spaziergang im Freien zu machen, und muntere Kinder spielten auf der weiten Plaza.

Aber auch anderes Leben herrschte hier, denn die Verkäufer, die den Tag über mit Landesproducten, mit Gemüsen, Milch, Butter, Früchten und anderen Dingen in die Stadt gekommen waren, packten ihre nicht verkauften Waaren wieder auf Pferde oder Maulthiere und kehrten mit diesen in ihre

Heimath zurück, und wildes Pferdegetrappel erscholl jetzt von der einen Straße her und übertäubte alles Andere.

Es war ein Theil der dort gehaltenen Cavallerie, wilde, malerische, freilich auch nicht besonders saubere Gestalten, die eben draußen in der Schlächterei gewesen waren und sich ihre Provisionen für heut Abend und den nächsten Tag geholt hatten. Diese Provisionen bestanden aber in weiter nichts, als einem großen Stück Fleisch, das sie noch dazu, in Ermangelung einer ordentlichen Tasche, sämmtlich an ihren linken Steigbügel mit einem Streifen roher Haut festgebunden hatten.

Es sah das ganz wunderlich aus, wie diese wilden Burschen in ihrer malerischen Tracht, mit dem fliegenden Poncho und der umgeschlagenen Cheripa, die Säbel an der Seite rasselnd, die großen Stücke Fleisch unten am Steigbügel schlenkernd, in voller Carrière die Straße herunter gesprengt kamen, über die Plaza dahin sausten und in der andern Straße verschwanden. Den Bewohnern Mendozas fielen sie freilich nicht mehr auf, und nur ein einzelner Fremder blieb vielleicht stehen und sah ihnen erstaunt nach.

Von sechs bis acht Uhr blieb der große Platz ziemlich belebt, und Lustwandelnde zogen hin und her, Bekannte trafen sich und blieben plaudernd eine Weile zusammen stehen. Gegen acht Uhr aber verzogen sich die Menschen, und als der heute hell und klar am Himmel stehende Vollmond sein bleiches Licht auf die Erde sandte, lag die Plaza schon öde und leer, und nur noch vielleicht ein einzelner Reiter, der von einer weiteren Tour zurückkehrte, oder Dienstboten, die Besorgungen in den verschiedenen Stadttheilen hatten, kreuzten sie. Das Leben hatte sich in die Wohnstätten der Menschen zurückgezogen.

John war mit seiner Mutter und Schwester auch nach Hause zurückgekehrt, um dort noch zum letzten Mal sein Abendbrod mit ihnen einzunehmen, und die Mutter hatte ihm dafür alles mögliche Gute zusammen getragen. Aber sonderbarer Weise wollte es Keinem von ihnen recht schmecken. War es der Abschied, der ihnen Allen das Herz drückte, war es die stille und dumpfe Schwüle, die selbst noch nach eingebrochener

Nacht auf der Erde lag — sie wußten es nicht, aber wie reich auch der Tisch besetzt sein mochte, es wurde still und schweigend gegessen, und erst als neun Uhr heranrückte, wo die kleine Schwester gewöhnlich zu Bett gebracht wurde, sagte die Mutter:

„Jetzt, John, wird es wohl Zeit sein, daß Du an die Abreise denkst. Schreib nur recht bald, denn ich werde mich ängstigen, während Du fort bist, da wir in letzter Zeit ja wieder gehört haben, daß einzelne Indianerhorden vom Süden herauf gekommen sind und Hütten und Reisende überfallen haben."

„Aber fürchte Dich doch nicht vor den Indianern, Mama," lachte John; „wir sind neun junge Bursche im Wagen mit fünf Gewehren, den Professor gar nicht gerechnet, der auch seine alte Büchse ausgepackt und zurechtgemacht hat. Außerdem begleiten uns neun oder zehn Peones, das müßte schon eine starke Indianerhorde sein, die es wagen sollte, uns anzugreifen."

„Auf die Peones dürft Ihr Euch gar nicht verlassen," sagte die Mutter kopfschüttelnd, „mit Feuergewehren, was die Indianer allenfalls abhalten könnte, wissen diese Leute gar nicht umzugehen, und so lange sie die Gelegenheit dazu haben, suchen sie nur immer ihre eigene Haut in Sicherheit zu bringen. Ich habe davon schon zu viele Beispiele gehört."

„Aber unser Professor —"

„Mag ein recht gelehrter und kluger Mann sein," sagte die Mutter, „aber ich glaube kaum, daß er ein tapferer Krieger ist. Er sieht wenigstens mit seinem schwächlichen Körper nicht danach aus."

„Aber, Mütterchen, wozu die Angst?" lachte John.

„Nun, wir wollen hoffen, daß Alles gut und glücklich vorübergeht," seufzte die Frau, „wenn mir nur nicht heut Abend so beklommen zu Muthe wäre. Es ist auch gar so schwül und dumpf hier im Haus."

„Dein Pferd ist draußen, John," rief in diesem Augenblick Elise, die noch rasch in den Garten gesprungen war, um ein paar Blumen für den Bruder zu pflücken, „und der alte Barthold sitzt auch schon im Sattel."

„Der alte Barthold?" rief John erstaunt.

„Er soll Dich bis zum Wagen begleiten," sagte die Mutter, „und kann dann gleich Dein Pferd wieder zurückbringen; dann brauchen wir es morgen nicht abholen zu lassen."

„Laß uns John bis auf die Plaza begleiten, Mama," bat Elise, „es ist gar so wunderschön draußen, der Mond scheint so hell."

„Es wäre eher Zeit, daß Du zu Bett gingst, Kind," lächelte die Mutter, „aber es mag darum sein — binde Dir nur noch ein Tuch um, denn die Nachtluft wird kühl — und Du, John, versprich mir eins: ich weiß, wie eifrig und gern Du jagst — verlaß den Wagen nie zu weit, denn in den Pampas lauern Gefahren, die Du noch nicht kennst —"

„Aber, Mütterchen —"

„Versprich es mir, dann werde ich weniger angstvoll über Deine Reise sein."

„Gewiß, wenn Dich das beruhigt — aber nun kommt, denn es wird wirklich Zeit."

2.

Das Erdbeben von Mendoza.

Der alte Barthold, ein treuer Diener des Hauses, den Mr. Houston noch mit von England herüber gebracht, hielt schon mit den Thieren vor dem Hausthor. John stieg aber noch nicht in den Sattel, sondern nahm seine Mutter an den Arm, sein Schwesterchen an die Hand, und schritt so mit ihnen die enge Straße hinab, die hinaus auf die Plaza mündete.

Diese hatten sie jetzt erreicht — sie war fast menschenleer, und der leuchtende Mond warf die scharf abgegrenzten Schatten der Kathedrale und Häuser auf den weiten Platz — aber eine

merkwürdige Stille herrschte in der Natur, und wie davon bedrückt, auch vielleicht mit dem Schmerz des Abschieds auf dem Herzen, schritt der kleine Zug bis mitten auf die Plaza.

„Was ist das, Mutter?“ sagte John da und blieb plötzlich stehen.

„Was, John? — ich habe nichts gehört.“

„Mir kam es fast so vor, als ob tief unter uns ein Wagen über schweres Pflaster rolle — jetzt wieder.“

„Oh Du mein Gott!“ rief da die Frau, denn in demselben Moment bebte und hob sich der Boden, auf dem sie standen, mit so furchtbarer Gewalt, in zwei unmittelbar nacheinander folgenden und von entgegengesetzter Richtung kommenden Stößen, daß alle Drei niederstürzten und selbst eins der Pferde in die Kniee sank und sich dann scheu emporbäumte. Im gleichen Moment schlugen die Glocken mit einem wilden ängstlichen Schlag an, und dann, wie durch einen Zauber, umgab sie eine blendende Helle, die aber auch schon im nächsten Moment ihre furchtbare Erklärung fand. Bis jetzt hatte nämlich die hohe Kathedrale ihren Schatten über den halben Platz geworfen — jetzt — wie mit einem Schlag verschwanden die dunkeln Gebäude, verschwand die ganze mächtige Kirche mit dem Thurm, und während ein wilder Angstschrei aus den Kehlen von Tausenden zu dem klaren Nachthimmel emportönte, übertäubte das Geräusch der ineinander brechenden Gebäude jeden andern Laut.

Noch bebte und zitterte der Erdboden nach den beiden furchtbaren Stößen, während sich die durch die gewaltige Bewegung Niedergeworfenen in Todesschreck wieder emporrafften; aber sprachlos vor Entsetzen achteten sie gar nicht darauf, denn wie ein wilder, gräßlicher Traum umgaben sie die Trümmer der zerstörten Stadt, über der jetzt eine dichte, riesige Staubwolke emporstieg und sich langsam und drohend hob, bis sie den Mond verfinsterte und nun auch noch die Dunkelheit zu allen übrigen Schrecken fügte.

Im nächsten Moment herrschte Todtenstille; es war, als ob das erste Entsetzen alles Andere gelähmt und der Tod allein seine Riesenhand auf die unglückliche, dem Verderben geweihte Stadt gelegt hätte. Aber nicht lange dauerte das —

gellende Hülferufe erschallten plötzlich von da und dort und riefen die Geretteten zu der schauerlichen Wirklichkeit zurück, die sie umgab.

Das Furchtbare war geschehen, eine ganze Stadt in wenigen Secunden zerstört, vernichtet, während von zehntausend Menschen, die noch, in der nämlichen Minute fast, in Lebenslust geathmet, siebentausend todt oder verstümmelt unter den Ruinen lagen.

Nur die waren unversehrt geblieben, die sich noch zufällig in ihren Gärten oder auf offenen Plätzen aufgehalten, denn durch den Doppelstoß, der sich in seiner Kraft begegnete, waren die Mauern nicht nach innen, sondern nach allen Richtungen hingestürzt und hatten auch die in den Straßen Befindlichen erreicht, während die schweren Ziegeldächer Alles zerschmetterten oder begruben, was unter ihnen geathmet.

In diesem ersten Moment ließ sich aber das angerichtete Unglück noch gar nicht übersehen, denn wohin auch das Auge schweifte, traf es nur auf die nämliche Zerstörung. Nur ein kleiner Theil der einen Kirchenmauer war stehen geblieben, in ganz Mendoza kein einziges Haus, keine einzige Wohnung, und unter den Trümmern winselten und schrieen diejenigen um Hülfe, welche noch durch überstürzendes Balkenwerk vielleicht vor augenblicklichem Tod bewahrt worden.

Und wie Wenige waren zurückgeblieben, die ihnen Hülfe bringen konnten, hätten sie selbst in dieser Noth noch Besinnung genug behalten, da wirklich beizuspringen, wo noch Hülfe geleistet werden konnte. Wie mit einem Zauberschlag war die ganze Stadt in einen wirren Schutthaufen verwandelt worden, in dem sich an vielen Stellen nicht einmal mehr die Straßen unterscheiden ließen, und was sich noch gesund auf den Füßen und auf den freien Plätzen oder in den nahe der Stadt gelegenen Gärten befand, stürzte in blinder Angst in dies Chaos von Trümmern hinein, um unter ihnen die eigene Wohnung aufzusuchen, die eigenen Lieben und Freunde zu retten.

Keiner Bewegung mächtig vor Angst und Entsetzen war aber Frau Houston gewesen, und nur ihre beiden Kinder in fast krampfhafter Furcht umschlingend, rief sie: „Barmherziger Himmel! was ist geschehen, was ist geschehen — ist denn Alles, Alles verloren?“

„Ave Maria purísima!“ betete der alte Barthold und suchte dabei die beiden Pferde zu bändigen, die durch das Erdbeben selber, wie den furchtbaren Lärm um sich her scheu geworden waren und los zu kommen suchten, „die ganze Stadt ist ein Schutthaufen — Ruhe, ihr Bestien, wollt ihr etwa auch noch Unglück anrichten, ist nicht schon Elend genug rings umher?“ — Es gelang ihm endlich, die Thiere zu bändigen.

„Was können wir thun?“ rief jetzt die Frau in Todesangst, „oh, mein Gott! und wie muß ich Dir noch danken, daß Du mir wenigstens die Kinder und den Gatten erhalten hast.“

„Vor allen Dingen,“ sagte der alte Barthold, „muß ich erst einmal sehen, die Pferde los zu werden, denn hier können wir nicht mit ihnen bleiben. Warten Sie nur einen Augenblick auf mich, ich bin gleich wieder da,“ — und so rasch er konnte, sprengte er, das eine Thier am Zügel haltend, einer der unteren Straßen zu, die am nächsten aus der Stadt führte. Aber er kam weder hier noch an einer der anderen durch, die er versuchte. Sie waren alle verschüttet, und in der Dunkelheit zeigte es sich unmöglich, mit den Thieren über die Trümmer hinweg zu kommen. Es blieb ihm auch endlich nichts Anderes übrig, als ihnen die Zügel abzunehmen und sie frei auf der Plaza laufen zu lassen; fort konnten sie doch nicht.

Zu seiner Herrin und den Kindern zurückgekehrt versuchte er jetzt, mit ihnen die eigene Wohnung aufzusuchen, um zu sehen, ob auch dort die Zerstörung so furchtbar gewüthet habe; aber selbst das war nicht möglich. In der engen Straße lagen Schutt und Balken mannshoch, und links von der Plaza suchten sie jetzt über die Trümmer hinweg zu kommen und das Freie zu erreichen.

Und was für ein entsetzlicher Weg war das! Von überall her tönten die Wehe- und Hülferufe, und konnten sie denn helfen, mußte die Mutter nicht wenigstens erst ihr Töchterchen in Sicherheit wissen, ehe sie daran denken durfte, Anderen beizuspringen? — Und auch der alte Barthold konnte sie nicht verlassen, denn über den Schutt wäre sie allein nie hinweggekommen. Glücklicher Weise wußte dieser aber in der Stadt vortrefflichen Bescheid, und statt der eingeschlagenen Straße

zu folgen, führte er sie über eins der flach zusammengebrochenen Häuser hinweg, dessen Trümmer sie fast mit Lebensgefahr überklettern mußten, und dann durch zwei aneinander stoßende Gärten in eine Nebenstraße, in der nur einzelne niedere Wohnungen mit dünnen Lehmmauern dazwischen gestanden hatten. Dort hinaus gelang es ihnen endlich das Freie zu erreichen, und der jetzt offenen Straße folgend, fanden sie vor der Stadt ein kleines Haus, das glücklicher Weise verschont geblieben war. Bis hierher schien der Stoß, der die ganze Stadt zertrümmerte, nicht gereicht zu haben.

Aber das Haus stand leer und offen. Waren seine Bewohner schon in die unglückliche Stadt geeilt oder hinaus auf die Felder geflüchtet? Selbst Frau Houston zögerte, den Fuß in die öde Wohnung zu setzen, denn wer konnte wissen, ob die Gefahr schon vorüber sei und nicht ein zweiter Stoß dem ersten folgen möchte. Welche Sicherheit bot ihnen da das Haus? Aber dicht daran lag ein ziemlich großer Garten, mit weiten Weinlauben, in denen die Rebe dort überall angepflanzt wird, und in einer solchen beschloß die Mutter mit ihren Kindern zu bleiben und den Tag zu erwarten, während Barthold zurück sollte, um zu sehen, ob er vielleicht irgendwo Hülfe leisten könnte.

John hätte ihn gar zu gern begleitet, aber die Mutter litt es nicht; die Angst um ihn hätte sie ja getödtet. Und war er nicht auch hier zum Schutz von Mutter und Schwester nöthig, wo man gar nicht wissen konnte, was die nächste Stunde brachte? Ach, die Schrecken dieser Nacht waren ja noch nicht vorüber!

Der alte Barthold hatte sie kaum verlassen, als sich an mehreren Orten über der Stadt die noch immer dumpf darüber lagernde Staubwolke röthete und jene Stellen eine immer lebendigere, drohendere Färbung annahmen.

Es war Feuer ausgebrochen, und zwar an verschiedenen Stellen zugleich, und kein Wunder, denn da in fast allen Häusern noch Feuer brannte, hatte sich das darüber gebrochene Sparrenwerk, wenn es irgend ein Luftzug erreichen konnte, entzündet und loderte jetzt, ohne daß auch nur eine menschliche Seele im Stande gewesen wäre, Hülfe zu bringen, hell und lustig empor.

Weithin drangen die gellenden Hülferufe einzelner Unglücklichen, die, von eingestürzten Balken vielleicht bis jetzt geschützt, ihr Leben nun auf noch furchtbarere Art von dem ausbrechenden Feuer bedroht sahen.

Die Landbewohner, die draußen und nur in kurzer Entfernung von der Stadt von dem Erdbeben ziemlich verschont geblieben waren, strömten jetzt von allen Seiten herbei, und manches Leben ihrer Mitmenschen hätten sie noch retten können, wenn sie nur eben tüchtig angefaßt; aber der Gaucho ist ein roher, wüster Gesell, der wenig oder gar nichts von Menschlichkeit weiß. Was kümmerten ihn die Verschütteten, die unter den Trümmern um Hülfe wimmerten? Er wollte plündern, und wo er Geld oder Kostbarkeiten vermuthete, da grub er und schaufelte oder raubte den Leichen ihren Schmuck, den sie im Leben getragen.

Der Mensch war in dieser Nacht und in den folgenden Tagen noch grausamer und erbarmungsloser als das Element, denn wo dieses nur mit Einem Schlage vernichtete, was in seiner Bahn lag, da suchte der Mensch einzeln und mit Vorbedacht seine Opfer aus.

Aber fort, fort mit diesen furchtbaren Scenen, die jetzt folgten, denn glücklich konnte man noch Die preisen, die der Tod gleich bei dem ersten Sturz der Gebäude erreicht und schmerzlos hinüber genommen hatte. Viele Hunderte dagegen verbrannten oder verschmachteten noch unter den Ruinen nach tagelanger Qual und Herzensangst; ein größeres Unglück hat nie mit solch entsetzlicher Schnelle eine Stadt betroffen, wie das arme, freundliche Mendoza in dieser Schreckensnacht.

Welch' ungeheure Kraft muß aber hier gewüthet haben; denn dieser Erdstoß, dessen eigentlicher Mittelpunkt die Stadt selber gewesen sein mochte, erschütterte den ganzen Welttheil vom Atlantischen bis zum Stillen Meer. Nicht allein in Valparaiso, an der andern Seite der Cordilleren, wurde das Zittern des Bodens gefühlt, sondern selbst in dem weit, weit entfernten Buenos-Ayres bewegten sich plötzlich bei den in den Uhrmacherläden stehenden und nicht aufgezogenen Uhren die Perpendikel und setzten die Leute dort in Erstaunen, die nicht wußten, was sie daraus machen sollten. Bis jetzt hatten sie noch nie ein Erdbeben in Buenos-Ayres gespürt, und erst

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.



Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

101. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

zehn oder zwölf Tage später, als sie von dem furchtbaren Unglück hörten, das die Schwesterstadt betroffen, klärte sich ihnen das Räthsel auf.

In dieser Zeit waren natürlich alle Bande der Ordnung in der unglücklichen Stadt gelöst. Der Gouverneur, nur durch einen Zufall dem Verderben entgangen, kümmerte sich gar nicht um die Sicherheit der noch Lebenden oder die Rettung der Verschütteten, sondern war nur bemüht, sein bis jetzt verschontes Eigenthum zu retten; ja, Leute, die wirklich zur Hülfe herbei eilten, hielt er an und behielt sie als Wache bei den Ueberresten seines Hauses.

Unterdessen wüthete das Feuer so lange in den Ruinen fort, bis es von selber, aus Mangel weiteren brennbaren Stoffes, erlosch, und die Gauchos plünderten die Stadt im wahren Sinne des Wortes und verübten die furchtbarsten Grausamkeiten, bis sich die Bessergesinnten endlich ermannten und das Leben des Gouverneurs bedrohten, wenn er diesem Zustand nicht ein Ende mache.

Jetzt erst schritt er ein. Das Militär, das indessen von dem nächsten kleinen Ort, Pescara ó rodeo Chacon, herbeigerufen war, wurde beordert, Jeden umzubringen, der beim Plündern ertappt werde, und mit diesen machte man denn auch außerordentlich kurzen Proceß. Gleich am ersten Tage ließ der Gouverneur fünf von diesen Schuften erschießen — und das half.

Alles mußte jetzt beispringen, um etwa noch Lebenden Rettung zu bringen, und man grub und schaufelte unverdrossen, wo man noch einen menschlichen Laut unter den Trümmern hörte, und förderte jetzt Menschen zu Tage, die sechs und sieben Tage verschüttet gelegen hatten. Ja ein Einzelner wurde später, noch lebend, sogar nach sechzehn Tagen ausgegraben, starb aber freilich bald nachher an Erschöpfung und seinen Wunden.

Aber es herrschte ein so furchtbares Elend in jener Zeit, daß man nicht im Stande wäre, alle die Einzelnheiten aufzuführen, und selbst Solche, die noch gerettet wurden, vergaßen die eigenen ausgestandenen Gefahren in dem entsetzlichen Gefühl, alle, alle ihre Lieben auf der Welt verloren zu haben

und jetzt allein und verlassen zu stehen. Es gab in Mendoza gar keine Familien mehr.

Wie dankte Mrs. Houston dabei Gott, daß er ihr die Kinder erhalten hatte, und daß der Gatte fern und in Sicherheit gewesen war! Was sie an irdischen Gütern verloren, konnten sie leicht verschmerzen: das Alles läßt sich wieder durch Fleiß und Sparsamkeit ersetzen; aber wo uns ein Familienglied genommen ist, da bleibt Ersatz unmöglich, und nur die Zeit lindert die schweren Wunden, die uns ein solches Unglück geschlagen.

Natürlich war aber durch die Schrecken und die gräßlichen Folgen jener Nacht die Abreise des kleinen Trupps gestört worden, denn die Gauchos blieben nicht bei dem Wagen, sondern eilten noch an dem nämlichen Abend in die Stadt zurück, um dort mit dem übrigen Gesindel zu plündern. Der Professor, der keine Familie, sondern nur eine einzelne kleine Wohnung in der Stadt hatte, suchte seine Leute dort am nächsten Morgen wieder auf und mahnte sie an ihren Contract, aber sie weigerten sich, denselben unter diesen Umständen zu erfüllen. Erst als die Soldaten, nach fünf Tagen, einschritten und dem Raubwesen ein Ende machten, zogen sie sich scheu wieder von dem Schauplatz ihrer Verbrechen zurück, und am siebenten Tag erst gelang es dem alten Herrn, die nöthige Mannschaft zusammen zu bringen, um mit ihrem glücklich geretteten Wagen diesen Ort des Schreckens zu verlassen.

Der Gouverneur hatte jetzt nämlich angeordnet, daß alle gesunden und kräftigen Menschen arbeiten sollten, um den Schutt noch nach Verunglückten zu durchsuchen, und diese Burschen, die nicht die geringste Lust hatten, solch' schwere Arbeit zu verrichten, waren jetzt selber froh, eine Gelegenheit zu haben, sich ihr zu entziehen.

Die jungen Leute, welche die Reise mitmachen sollten, hatten ihre Eltern fast sämmtlich in Buenos-Ayres und drängten ebenfalls fort, um nach Hause zu kommen. Nur Zwei von ihnen traf das Unglück, ihre Familien hier in Mendoza zu verlieren; dem Einen war nur der Vater, dem Andern Mutter und Bruder erhalten worden, und alle Uebrigen mit verunglückt. Diese natürlich konnten und wollten die Ihrigen nicht

verlassen, und auch John wäre bei Mutter und Schwester zurückgeblieben, wenn nicht Mrs. Houston einen ganz andern Entschluß gefaßt hätte.

Hier nämlich war jetzt nicht einmal ein Obdach für die noch Lebenden zu bekommen, die sich nach allen Seiten hin auf das Land zerstreuten. Von dem, was unter den Trümmern ihres Hauses verschüttet war, ließ sich ebenfalls in dieser ersten, furchtbaren Zeit nichts retten, denn jede Kraft mußte angespannt werden, um vor allen Dingen noch Menschenleben zu erhalten und dann die Todten zu begraben, die jetzt schon anfingen, die Luft zu verpesten.

Da entschloß sich denn die Frau kurz, die Sorge um ihr Eigenthum ihrem alten treuen Diener Barthold zu überlassen und jetzt den Sohn mit ihrer Tochter nach Buenos-Ayres zu begleiten. Platz war genug im Wagen, und der Professor, dem sie ihren Wunsch mittheilte, gern bereit, sie unter seinen Schutz zu nehmen. John hatte glücklicher Weise für die Reise noch Geld genug bei sich, so daß sie etwas Wäsche von der Familie kaufen konnten, wo ihr Wagen eingestellt worden, und die Abfahrt wurde auf den nächsten Morgen festgesetzt.

Dazu mußten freilich erst die Pferde wieder eingefangen werden, die man indessen hatte frei weiden lassen. Weil aber den Gauchos selber daran lag, von diesem Platz fort zu kommen und ihren eigenen Raub in Sicherheit zu bringen, so unterzogen sie sich dem jetzt willig. Mendoza mit seinen eingestürzten Häusermassen bot nichts mehr, was sie noch hätte fesseln können, und Alle drängten fort zu kommen. Die Pferde konnten aber doch erst spät Abends eingebracht werden, wo man sie dann in einen eingezäunten Weidegrund sperrte, daß sie die Nacht noch etwas zu fressen hatten, und am nächsten Morgen mit Tagesanbruch sollte die Reise fortgehen.

Selbst in dieser Nacht bebte die Erde noch einmal; die Kraft, die drunten tobte, hatte sich noch nicht erschöpft, und die unglücklichen Menschen an der Oberfläche zitterten schon wieder für ihr Leben, da ja Niemand wissen konnte, welche Stelle jetzt betroffen würde. Aber es ging diesmal leicht und rasch vorüber, ohne irgend welchen Schaden anzurichten. Trotzdem flüchtete Alles in der Nachbarschaft der Stadt aus den

noch stehen gebliebenen Häusern und lagerte die ganze Nacht im freien Felde. Am nächsten Morgen schien sich das Grollen und Arbeiten in der Erde verloren zu haben, aber die Angst vor weiteren Ausbrüchen blieb doch in den Herzen der Armen noch für lange Zeit zurück, denn nichts in der Welt ist peinlicher, als sich fortwährend von einer unbestimmten Gefahr bedroht zu sehen, von der wir die Ueberzeugung haben, daß wir ihr nicht entweichen können, wenn sie wirklich über uns hereinbricht.

3.

Die Abfahrt.

Am nächsten Morgen hielten die Gauchos wirklich Wort; denn wenn sie auch nicht daran denken konnten, Rosario nach ihrem ersten Contract bis Ostern zu erreichen, lag ihnen doch, wie schon gesagt, jetzt selber daran, diesen Unglücksplatz wenigstens zu verlassen. Schon um vier Uhr Morgens, als die Passagiere noch in festem Schlaf lagen, zog ein Theil von ihnen aus, um die Pferde in der kleinen Umzäunung zu fangen und zum Haus zu bringen, während der Mayordomo oder Oberaufseher der Uebrigen ein Feuer anzündete, um zum Morgentrunk den gebräuchlichen Mate fertig zu haben.

Dieser Mate ist eine Art Thee, der aus den Blättern und ganz jungen Zweigen eines gewissen, in Brasilien und besonders in Paraguay wachsenden Baumes gewonnen wird. Er hat auch deshalb nicht selten den Namen Paraguaythee. Er sieht aus wie ein grünliches Pulver, mit kleinen Zweigen, Holzstücken und Blättern darin, und wird, wie der chinesische Thee, mit kochendem Wasser übergossen. Die Art, wie ihn diese Leute trinken, ist aber eigenthümlich. Sie thun vor allen Dingen die gehörige Menge des Mate in eine kleine Calabasse, eine Flaschenkürbisart von der Größe eines Apfels

etwa, und gießen dann das kochende Wasser darüber. Da man aber beim ordentlichen Trinken desselben den feinen Staub mit in den Mund bekommen würde, so gebrauchen sie hierzu eine feine Röhre, die bei ihnen von Blech, bei den Reicheren aber von Silber ist, und die sie Bombilla nennen. Den untern Theil dieser Röhre bildet eine theesiebartige, hohle und flache Kugel, die in den Thee oder das kochende Wasser hineingesteckt wird. Zucker wird ebenfalls hinzugethan, wenn man ihn hat, und nun ziehen sie den kochend heißen Trank durch die Röhre mit vielem Wohlbehagen ein. Man muß aber freilich daran gewöhnt sein und dagegen abgehärtete Lippen haben, sonst verbrennt man sich dieselben jedenfalls an der Röhre, die augenblicklich koch-heiß wird. Die Gauchos fühlen das aber gar nicht mehr und lachen nur über die Fremden, die das nicht eben so gut wie sie ertragen können.

Dabei haben sie noch die sehr unangenehme Gewohnheit, daß eine ganze Gesellschaft aus einer solchen Röhre trinkt, die im Kreis herumgegeben wird, und aus der Jeder einige Züge thut. Da die Leute nun außerdem nicht übermäßig reinlich sind, so ist für den Europäer ein solches Frühstück gewöhnlich nichts weniger als appetitlich, aber man darf den angebotenen Mate trotzdem nicht zurückweisen, denn das würden Wirth oder Wirthin für eine große Beleidigung halten.

Die Pferde wurden jetzt gebracht, die Reisenden geweckt. Noch im Dunkel der Nacht, bei dem Schein des untergehenden Mondes und des hoch auflodernden kleinen Feuers, wurde der Mate getrunken, dann stiegen die Passagiere in den Wagen, die Pferde wurden angehängt, während auf jedem vorgespannten Thiere noch ein Reiter saß, und fort ging es, die hier noch ziemlich erkennbare Straße hin, gen Osten, der Sonne entgegen.

Aber kein lautes Wort wurde gesprochen, die Rufe und auch wohl Flüche ausgenommen, welche die Peones gebrauchten, um ihre Thiere in Ordnung zu halten oder einzuschüchtern. Die Reisenden saßen still und schweigend in dem dunkeln Wagen, denn auf Allen lag noch das drückende Gefühl des Unglücks, das sie jetzt hinter sich ließen, lag das Mitleid für

die Armen, die dort ihrem Geschick verfallen. Wer hätte da lachen oder plaudern können!

Und in wilder Flucht zogen indeß die acht vorgespannten Pferde das eben nicht leichte Fuhrwerk die Bahn entlang. Es ging unausgesetzt in gestrecktem Galopp, denn die Gauchos in den Pampas sind nichts Anderes gewöhnt, und es würde ihnen gar nicht einfallen, Trab oder gar Schritt weder zu reiten noch zu fahren. So lange die Thiere eben Athem haben, müssen sie laufen, und wenn auch einmal wirklich eins erschöpft zusammenbricht und nicht weiter kann, was thut's? Pferde sind außerordentlich billig im innern Land und haben nur sehr wenig Werth, und Mitgefühl mit Thieren kennen diese Menschen nicht, haben sie doch nicht einmal Erbarmen mit ihres Gleichen, viel weniger denn mit einem Pferd.

Endlich wurde es Tag. John hatte sich vorn mit in das Cabriolet gesetzt und sah, wie sich der Himmel vor ihnen allmälig lichtete. Erst zeigte sich im Osten nur ein matter, hellgrauer Streifen, der aber rasch breiter und lichter wurde; jetzt färbten sich schon die unteren Dunstwolken, die zunächst dem Horizont lagen, mit Rosarändern; immer lebendiger wurden diese und glühender, und jetzt, nach viel kürzerem Zwischenraum, als wir in Europa gewohnt sind, das Dämmerlicht des frühen Morgens zu Tag erwachen zu sehen, zeigte sich der glühende Rand der Sonnenscheibe, und licht und hell war es auf dem weiten Plan.

Das Herz war dem jungen Mann recht schwer gewesen, als er an diesem Morgen die Stadt und all' das Elend hinter sich gelassen. Die Dunkelheit trug da gleichfalls das Ihrige bei, ihn nieder zu drücken und trüb zu stimmen. Aber mit dem Sonnenlicht war es ordentlich, als ob ein neues, frisches Leben über ihn komme, denn jene Schrecken lagen ja hinter ihm, und aus vollem Herzen vermochte er jetzt seinem Gott zu danken, daß er ihm seine Lieben alle so wunderbar erhalten hatte.

Und wie würde sich der arme Vater ängstigen, wenn er die Schreckenskunde vernahm — denn ein Courier war schon am nächsten Morgen nach dem Unglück an die Hauptstadt abgesandt worden, um von dort, wie von den Zwischenstädten,

Hülfe zu fordern. Er konnte ja nicht wissen, daß sie Alle gerettet waren. Aber jetzt eilten sie ihm ja entgegen, so rasch die kräftigen Pferde nur den Wagen vorwärts ziehen konnten, jede Stunde brachte sie ihrem Ziel, brachte sie ihm näher, mit diesem Gedanken scheuchte er auch die Sorgen hinweg und athmete froh die frische, kühle Morgenluft ein, die ihnen von den Pampas mit der Sonne entgegenwehte.

Und was für ein wunderliches Gespann war das, mit dem die Gauchos den eben nicht leichten Wagen durch die Steppe zogen! Acht Pferde hatten sie davor gespannt, aber auf jedem saß ein Reiter und trieb sein Thier zu wilder Eile an. Aber nicht nach europäischer Weise waren die Thiere eingeschirrt, sie zogen nicht mit den Schultern und trugen weder Kummet noch Rückenleder. Auf jedem Pferd lag nur der Sattel, der mit einem wohl acht Zoll breiten Gurt aus roher Haut ordentlich grausam festgeschnürt war, und an der innern Seite trug der Gurt weiter nichts wie einen starken eisernen Ring, in dem ein Seil aus gedrehter roher Haut befestigt und mit dem Wagen verbunden war. Mit diesem Gurt zogen sie deshalb allein.

Ueberhaupt ließ sich an dem Fuhrwerk auch nicht das kleinste Stück einer eisernen Kette entdecken; Alles war von Leder, und selbst die überdies starken Räder waren noch ringsherum und an den Speichen mit roher Haut so fest umwickelt und zusammengeschnürt, daß sie dadurch ganz außerordentlichen Halt gewannen. Das war aber auch nöthig, denn einen ordentlichen, gebahnten Weg gab es gar nicht; nur den Gleisen folgten sie, die frühere Fuhrwerke in den Boden gezogen.

Und wie hingen die wilden Reiter auf den Pferden, deren heißer Athem, als sie schnaubend über die Steppe flogen, wie ein leichter Nebel in die kalte Morgenluft aufstieg. Ihre Ponchos flatterten und schlugen im Wind, ebenso ihre langen schwarzen Haare, und mit den sich stets bewegenden Armen, ja mit dem ganzen Oberkörper lebendig und nach rechts und links hinüberfahrend, saßen sie nicht einen Moment ruhig im Sattel, sondern schienen eben so viel zu arbeiten wie die Pferde selber.

Aber im Sattel waren diese Burschen auch daheim, denn

der Gauchoknabe wird, wenn er kaum fünf Jahre zählt, schon auf ein Pferd gesetzt und muß das Vieh mit treiben helfen oder Bestellungen im nächsten Rancho, wie die einzelnen Hütten heißen, machen. Von dieser Zeit an setzt er den Fuß nur unmittelbar bei seiner Wohnung selber auf den Boden; er reitet immer, und ein Fußwanderer würde in den Pampas gerade so angestaunt werden, wie bei uns vielleicht ein Chinese oder Indianer.

Alle diese Burschen rauchten dabei, und zwar kleine Papiercigarren, die sie sich selber, während die Pferde im vollen Galopp liefen, so ruhig drehten, als ob sie auf festem Boden ständen. Dann schlugen sie Feuer, zündeten sie an und hielten mit der einen Hand die kleinen Cigaretten, während sie die Pferde mit dem andern Arm zu immer rascherem Laufe trieben.

Was dabei aus den Passagieren in dem Kasten hinter ihnen wurde, wenn das Fuhrwerk einmal bei dem rasend schnellen Lauf umgestürzt wäre, schien sie entsetzlich wenig zu kümmern. Sie, auf ihren Pferden, waren ja vollkommen sicher, und Hindernisse gab es nicht für sie. Wo an weichen Stellen der Regen Furchen in den Boden gerissen hatte, wo es eine kleine Anhöhe steil hinauf oder hinab ging, was kümmerte sie das! Ja an solchen Stellen setzten sie den Pferden ihre Sporen wo möglich noch schärfer ein, um rasch darüber hinweg zu kommen, und der Wagen that manchmal einen Ruck, daß man hätte glauben sollen, er müßte aus allen Fugen brechen. Aber er brach nicht; das zähe Holz und die darumgewundenen und geschnürten Lederbänder hielten ihn, und fort ging's, als ob die armen Pferde gar keine Lunge im Leibe hätten.

So kamen sie zur ersten, etwa sechs Leguas*) entfernten Station, wo die Thiere gewechselt werden sollten. Das Land war hier herum noch stark besiedelt; überall standen kleine freundliche Häuser, bald einzeln, bald zu kleinen Gruppen zusammengebaut, und wohin der Blick streifte, traf er auf bebaute Felder, deren Einzäunungen häufig durch lange Reihen

---

*) Eine Legua etwa 3 englische Miles oder 3/4 einer deutschen Meile.

pappelähnlicher Weiden bezeichnet wurden. Die Steppen sind nämlich entsetzlich holzarm, und außer einzelnen kleinen Büschen und Myrten steht kein Baum darin, der nicht von Menschenhand angepflanzt wäre. Nur wo eine schilfige Fläche, eine Art Sumpf, die Bebauung bis jetzt gehindert hatte, hörten die Plantagen für eine Strecke auf, und man sah eine Zeit lang nichts als Binsen, die den Boden dicht bedeckten.

Der Platz, wo endlich gehalten wurde, war ganz reizend gelegen. Ueberall zeigten Fruchtgärten, Felder, Wiesen und Weinpflanzungen, wie thätig hier der Mensch gewesen war, um sich den Boden dienstbar zu machen. Schaaren von wilden Papageien strichen dabei kreischend von einem Feld in's andere, und ganze Schwärme von Turteltauben saßen girrend in Feigen-, Pfirsich- und Orangenbäumen, während wohlgenährtes Vieh überall den Segen geregelten Fleißes bestätigte.

Wie aber John den Kopf zurückdrehte, fiel sein Blick auf die mächtigen, schneebedeckten Cordilleren, die wie eine riesige, wunderbar schöne Mauer den Hintergrund bildeten und mit ihren weißen Höhen in der Sonne leuchteten. Er vergaß in dem Augenblick fast, daß an deren Fuß jetzt die arme, zerstörte Stadt mit all' ihrem Jammer und Elend lag, und doch war er selber kaum der Gefahr entgangen, ebenfalls mit unter ihren zusammenbrechenden Mauern erschlagen zu werden.

Das Wechseln der Pferde ging hier rasch von Statten, denn zwischen den angebauten Feldern lagen weite, mit reichem Gras besetzte Weiden, in denen die Gauchos ihre Pferde zu raschem Gebrauch halten konnten. Die Leute mußten aber selber hinaus und sie herbeitreiben, denn in dem Haus fanden sie nur ein paar Frauen und einige Kinder, da die Männer alle nach Mendoza geeilt waren, theils um dort zu helfen, vielleicht auch um zu plündern, wie sich die Gelegenheit gerade bot. — Indessen stieg die kleine Gesellschaft aus und sammelte sich unter den Fruchtbäumen, und es wird Zeit, daß wir uns dieselbe einmal betrachten.

Der Führer und Leiter derselben war, wie schon früher erwähnt, der Professor Señor Don Sebastian Orella, oder Don Sebastian, wie er gewöhnlich genannt wurde, ein kleines dürres Männchen, das einen bis obenhin zugeknöpften schwarzen

Rock, ein Paar graue Beinkleider und einen hellgelben Strohhut trug. Die ganze Gestalt sah etwas unansehnlich aus, aber sein Gesicht war dafür desto ausdrucksvoller; das schwarze Auge schweifte rasch und klug umher, und die langen schwarzen Haare fielen über eine hohe gewölbte Stirn. In seinem ganzen Wesen hatte er etwas sehr Freundliches und Mildes, und trotzdem doch einen festen Charakter, mit dem er von einmal Beschlossenem nun und nimmer abwich.

Die Passagiere dieses eigenthümlichen Fuhrwerks nun bestanden außer dem Professor aus Mrs. Houston und ihrer kleinen Elise, dann John und noch sechs anderen jungen Leuten in John's Alter, und zwar drei jungen Engländern, einem Amerikaner und zwei Söhnen spanischer und argentinischer Eltern.

Vorn mit im Coupé oder Cabriolet saß außerdem noch neben dem Kutscher der Mayordomo des Geschirrs — was bei uns der Conducteur sein würde, ein rüstiger sonnengebräunter Gaucho, der die Oberaufsicht über das Fuhrwerk führte. Er hieß Don Pedro und schien ein etwas finsterer, mürrischer Gesell, der wenig sprach und nur den ganzen Tag seine kleinen Papiercigarren rauchte.

Das war die ganze Gesellschaft, denn der eigentliche Kutscher gehörte nicht mit zum Geschirr, sondern nur zu den Pferden, und wechselte auf jeder Station mit diesen, so daß er die seinigen immer wieder zurückführen konnte.

Der Wagen hielt an dieser Station nur kurze Zeit, aber doch lange genug, daß sich die Reisenden von hier aus noch mit Früchten — Orangen und Weintrauben — die man das ganze Jahr dort aufzuheben versteht — versehen konnten. Dann ging es weiter, wieder in gestrecktem Galopp wie vorher, durch etwa zehn Leguas sandigen, unfruchtbaren Bodens, bis zu der Station, einem kleinen freundlichen Ort, Pescara ó rodeo Chacon.

Das Land trug hier denselben Charakter wie bei Mendoza: es war fruchtbar und dicht besiedelt, lag aber auch hier an der Grenze der großen Sandwüste, die sich viele, viele Leguas breit und Hunderte von Leguas lang von Norden nach Süden hinunterzieht.

In dem kleinen Städtchen war der Wagen übrigens im Nu von neugierigen Frauen umzingelt, die Nachricht über Mendoza haben wollten. Lieber Gott, welche Nachricht konnten sie ihnen geben. Sonst ist es bei Unglücksfällen sehr gewöhnlich, daß sie das Gerücht vergrößert, und wenn man der Sache auf den Grund geht, erfährt man sehr häufig, daß es gar nicht so schlimm gewesen. — Hier war leider das Gegentheil der Fall. So furchtbar hatte man sich das über die Stadt hereingebrochene Unglück nicht einmal gleich gedacht, wie es sich später wirklich herausstellte, und sie konnten deshalb nur das Schlimmste bestätigen, was ihnen der gleich nach dem Erdbeben hier durchgekommene Courier berichtet hatte.

Mit diesem Städtchen schienen sie aber auch das besiedelte Land verlassen zu haben, und bald darauf zeigte die Vegetation nichts als hohe Myrten- und Dornbüsche, die in weißem, fliegendem Sande standen, und es blieb fast unbegreiflich, wie die Pferde hier das schwere Fuhrwerk mit solcher Schnelle in den tiefen Gleisen hinziehen und dabei noch immer Reiter tragen konnten. Aber diese Burschen kannten auch keine Schonung, und mit Sporen und Revenke (wie die kurzen Peitschen heißen, die nur aus einem breiten Riemen bestehen) wurden sie erbarmungslos hindurch gehetzt. Ob sie zu Grunde gingen oder nicht, was lag daran — ein gutes Pferd kostete hier kaum fünf Dollars, und diese gehörten noch nicht einmal zu den guten.

Die Fahrt war aber von hier aus ziemlich monoton und bot des Interessanten eben nicht viel. Nur in San Luis, einer ziemlich bedeutenden Stadt, wurden sie einige Stunden aufgehalten, weil der dort wohnende Gouverneur den Professor zu sich rufen ließ und von diesem getreuen Bericht über Mendoza verlangte.

Dafür tauschte dieser aber eine andere Nachricht ein. Es wurde ihm nämlich von dem Gouverneur mitgetheilt, daß gestern eine Horde Indianer, gar nicht weit von San Luis entfernt, über den Weg und nach Norden gezogen sei. Es ward ihnen allerdings gleich ein Trupp Cavallerie nachgesandt, und man hoffte, sie wieder in ihre südlich gelegene Wildniß zurück zu jagen. Der Gouverneur warnte aber doch die

Reisenden, auf ihrer Hut zu sein, da man diesen rothen Landstreichern nie ganz trauen dürfe, und ihre Angriffe deshalb so gefährlich wären, weil sie eben mit solcher Schnelligkeit und Tollkühnheit ausgeführt würden. Die Indianer setzen Alles auf den ersten Ansturm, weil sie recht wohl wissen, daß ihnen dabei schon die Furcht der Angegriffenen zu Hülfe kommt. Wer sich da von ihnen überrumpeln läßt, ist eben verloren und hat auf Gnade und Erbarmen nicht zu rechnen.

Hier in San Luis hatten die Reisenden aber auch die Wüste des Desaguadero hinter sich, und die weite grüne Pampas, von jungem, saftigem Gras bedeckt, lag vor ihnen. Von hier aus wußten sie auch, daß sie jetzt wieder gute und kräftige Thiere bekämen, denn die Pferde fanden reichliche Weide auf der ungeheuern Ebene und konnten deshalb einen Galopp von vier oder fünf Stunden schon aushalten; blieben ihnen doch nachher wieder Tage zum Ruhen.

In San Luis lagen viele argentinische Soldaten, aber man hatte einen Theil davon schon nach Mendoza geschickt und einen andern Trupp, wie vorher erwähnt, der herumstreifenden Indianerhorde nachgesandt. Die noch zurückgebliebenen waren zum Schutz der Stadt selbst nöthig, wie der Gouverneur sagte, sonst hätte er ihnen vielleicht eine kleine Escorte oder Begleitung mitgegeben. Um Ausreden sind die Südamerikaner nie verlegen.

Die Sache mit den Indianern schien übrigens lange nicht so gefährlich zu sein, wie sie gemacht worden, denn bis zu dem kleinen Städtchen Rio quarto, wo wieder Militär lag, sahen die Reisenden auch keine Spur von ihnen.

Die Pampas blieb dabei vollkommen gleich. Es war leicht wellenförmiger Boden, durch keinen Wald, durch keinen Berg oder Hügel begrenzt. Nicht einmal die Cordilleren konnte man mehr von hier aus sehen, und die Straße selber, die durch diese Steppe führte, bestand nur aus alten Fahrgleisen, dem Boden eingedrückt, und diese bald nach rechts, bald nach links ausweichend, wie es den Fahrenden gerade gepaßt hatte. Hindernisse gab es ja gar nicht unterwegs, und selbst die einzelnen kleinen und unbedeutenden Flüsse, die sie zu kreuzen

hatten, ließen sich ebenfalls an seichten Stellen passiren. Nur im Winter, in der Regenzeit, schwellen sie manchmal an und zwingen die Caravanen, Wochen lang liegen zu bleiben, bis sie hindurch können.

4.
Die Caravane.

Anfangs war es die Absicht des Professors gewesen, mit dem Omnibus nach Rosario, einer Stadt am La Plata, zu fahren, weil man die Gewißheit hatte, daß zu jener bestimmten Zeit ein Dampfer da sein würde, der sie augenblicklich nach Buenos-Ayres weiter brächte. Da aber durch das Erdbeben in Mendoza der früher bestimmte Tag natürlich nicht mehr eingehalten werden konnte und eben so wenig jetzt Zeit blieb, Antwort von dort zu erwarten, so beschloß er, seine Tour dahin zu ändern, daß er mit dem Omnibus direct nach der Hauptstadt fuhr; sie waren sonst der Gefahr ausgesetzt, in Rosario liegen zu bleiben, oder hätten von dort aus ebenfalls mit dem Geschirr weiter fahren müssen, was aber jedenfalls ein Umweg gewesen wäre. Er dagegen wollte keinen Tag unnöthig versäumen, denn die Eltern der ihm anvertrauten Jugend hatten schon ohnedies gewiß Angst und Sorge genug um ihre Kinder ausgestanden. Je früher ihnen diese genommen werden konnte, desto besser.

Ununterbrochen setzten sie daher ihren Weg fort, und der Mayordomo war ebenfalls mit der Abänderung einverstanden. Erstlich bekam er mehr Geld für die längere Reise, und dann auch zugleich die Haupt- und Hafenstadt des mächtigen Reiches, Buenos-Ayres, zu sehen. Um alles Weitere kümmerte er sich nicht.

So näherten sie sich endlich dem kleinen Städtchen Cruzalta, von dem sie vielleicht noch drei oder vier Leguas entfernt sein

mochten, als John, der mit vorn saß, schon von Weitem einen langen dunkeln Streifen entdeckte, auf den er zuerst durch den aufwirbelnden Staub aufmerksam geworden war und aus dem er nicht recht klug werden konnte. Das Ding sah gar so merkwürdig aus, fast wie eine riesengroße Schlange, die sich in faulen Windungen langsam fortbewegte. Als er aber den neben ihm sitzenden Mayordomo darauf aufmerksam machte, lachte dieser und sagte:

„Das ist eine Mendoza-Caravane, die Getreide, Wein, Früchte und andere gute Dinge nach Buenos-Ayres bringt; aber, wie ich bemerke, sucht der Führer gerade einen Lagerplatz. Wir werden eben zur rechten Zeit kommen, um sehen zu können, wie sie ihr Nachtquartier herstellen."

„Aber die Sonne steht ja noch hoch am Himmel!"

„Ja, sie brauchen auch Zeit, um Alles herzurichten," meinte der Mayordomo, „und vor Dunkelwerden müssen sie mit Allem im Stande sein. Das thun sie nun einmal nicht anders. Kommt ja auch eigentlich nichts darauf an, ob sie Buenos-Ayres ein paar Tage früher oder später erreichen."

Die Gauchos auf den Pferden vorn hatten den Zug ebenfalls schon bemerkt und gaben ihren Thieren jetzt schärfer die Sporen, denn sie wußten, daß sie dort bei dem Zuge ihre Nachrichten aus Mendoza gegen einen tüchtigen Schluck Caña oder Branntwein vortrefflich verwerthen konnten. Es dauerte auch kaum noch eine halbe Stunde, so hatten sie die lange Wagenreihe eingeholt, die wohl eine kurze Beschreibung verdient, denn solche Fuhrwerke haben wir daheim nicht.

Die Wagen selber ruhen auf nur zwei, aber dafür auch ungemein großen, oft zehn Fuß hohen Rädern. Ihre sonstige Bauart ist leicht, und wenn auch das eigentliche Gestell aus festem Holz gearbeitet wird, so bestehen die Seitenwände doch nur aus geflochtenem Schilf, und der obere Theil ist mit rohen Häuten fest und vollkommen regendicht überspannt. Die hohen Räder mögen wohl in den oft sumpfigen Pampas nöthig, ja unentbehrlich sein; denn jedes Volk in der Welt richtet sich sein Handwerksgeräth, und was es sonst braucht, gewöhnlich für den eigenen Bedarf zweckmäßig ein. Vor jeden Wagen waren nun sechs, oft auch acht Ochsen ziemlich lang

gespannt, und zwar zu je zweien in einem aus einem einzigen Stück Holz bestehenden Joch ziehend, das ihnen im Nacken lag. Sinnreich und der Bequemlichkeit der überaus faulen spanischen Race entsprechend war übrigens die Art, in der die Zugthiere angetrieben wurden.

Die lange Peitsche, die der Hottentot in Afrika führt, um seine ebenfalls in langem Zuge angespannten Stiere zu treiben, wäre ihnen viel zu beschwerlich. Dafür haben sie eine gewaltig lange Stange, fast stets aus leichtem, an der Wurzel oft vier bis fünf Zoll im Durchmesser haltendem Bambus. Diese hängt nun, weil es ebenfalls zu beschwerlich sein würde, sie aus freier Hand zu regieren, an einem, je nach Verhältniß langen und vorn heraussstehenden, schwachen Tragebalken schwebend fest. Das lange Rohr hat aber vorn noch eine kurze, eingefügte eiserne Spitze, und mit dieser sind sie dann, durch eine geringe Bewegung des Armes, im Stande, das vorderste Joch leicht anzustacheln und zu rascherem Ausschreiten zu zwingen. Für das zweite von vorn hängt aber noch ein anderer kurzer Stachel am Bambus, das der Wagenlenker dadurch erreicht, indem er den hintern Theil des Bambus etwas hebt, was den Stachel mit den Rücken dieser Stiere zusammenbringt. Für die dem Wagen nächsten Thiere liegt dann neben dem Führer ein schwächerer und kürzerer Bambus, ebenfalls mit eiserner Spitze, der aber ganz bequem zu regieren ist.

Unter dem Wagen, wo die hohen Räder noch einen ziemlichen Raum gestatten, tragen sie dabei ihr Brennholz für die Lagerfeuer mit, denn in den Pampas selber giebt es gar kein Holz, und die dort lebenden Gauchos sind sogar genöthigt, ihre Töpfe am Feuer durch gedörrten und zu diesem Zweck aufgehobenen Kuhdünger in's Kochen zu bringen. Ja, sie scheuen sich auch nicht, ihr Fleisch in Stücken auf dieses eben nicht sehr appetitliche Brennmaterial ohne Weiteres aufzulegen.

Ebenso wie Holz müssen diese Wagen auch Trinkwasser mit sich führen; denn mit einem solchen Omnibus, mit dem die Reise immer in Galopp geht, oder zu Pferd kann man wohl leicht jeden Abend eine Stelle erreichen, an der sich hinlänglich Trinkwasser findet. Anders ist es aber mit diesen Caravanen, die sich nur im Schritt fortbewegen und deshalb

gar nicht darauf rechnen dürfen, jeden Abend einen Lagerplatz zu treffen, wo sie Alles finden, was sie brauchen. Oft müssen sie mitten in den kahlen Pampas übernachten, wo sie eben weiter gar nichts treffen, als nur Futter für ihr Vieh.

Fässer kennt man aber in jenen Ländern nicht, denn das Holz zu den Dauben müßte erst weit über See herübergeschafft und dadurch natürlich sehr theuer werden. Auch den Wein transportirt man nicht in Fässern, sondern in Schläuchen, die aus rohen Ziegenhäuten hergestellt werden: genau so, wie man es in uralten Zeit in Europa, ja selbst noch heutigen Tages in Spanien macht. Das Wasser würde aber in solchen Schläuchen sehr warm werden und auch unangenehm schmecken, und da man es doch auf dem geräumigen Karren mit dem Transport ziemlich bequem hat, so befestigen alle solche Fuhrwerke hinten daran eine große irdene Steinkruke von fast vier Fuß Höhe und ziemlicher Weite, in der sie eine tüchtige Portion Wasser mit fortbringen können. Wenn der Wagen nicht umschlägt, sind diese festgeschnürten Gefäße auch sicher genug vor dem Zerbrechen, und selbst für den Fall hat man sie dort so zweckmäßig angebracht, daß sie nur geringer Gefahr ausgesetzt bleiben.

Hier waren einige dreißig solcher Wagen zu einem Zug oder einer Caravane vereinigt, die sich alle einer dicht hinter dem andern hielten, und daneben gingen theils die Führer, um eine kurze Strecke vom „Fahren" auszuruhen, mit ihren Stachelbambus auf der Schulter, theils die Wächter, die jeder derselben beigegeben sind und eine Lanze mit scharfer Stahlspitze tragen. Mit Feuergewehren wissen alle diese Leute nur selten umzugehen, dennoch findet sich wohl in einzelnen Wagen eine alte mit Schrot geladene Muskete, aber mehr als Schreckwaffe, wenn je einmal die Indianer einen so zahlreichen Trupp angreifen sollten, als zu wirklichem Gebrauch.

Der Mayordomo hatte ganz recht gesehen, und der Hauptführer der Schaar — der Einzige, der auf einem Pferde ritt — einen passenden Platz für das Nachtquartier gefunden. Gerade als der Omnibus in ihre Nähe kam, theilten sich die zwei Züge und bildeten mit vielem Geschick einen Kreis und dadurch eine Wagenburg, in deren Mitte die Leute nachher

ihr Feuer anzündeten und ihre Mahlzeit kochten. Ließen sich dann wirklich Indianer in der Ferne sehen — und man kann ihre Horden in diesen Pampas schon sehr weit hinaus erkennen — so trieb der Führer die Thiere rasch mit in diese durch die Karren hergestellte Umzäunung, und aus den Wagen heraus vertheidigten sich die Gauchos gegen den beutelustigen Feind.

Da die Reisenden heute Nacht in dem kleinen Ort Cruzalta übernachten wollten und noch genug Zeit behielten, denselben zu erreichen, hielt der Omnibus neben der Caravane, und die Gauchos mischten sich bald unter ihre Gefährten aus Mendoza, um mit diesen zu plaudern und zu trinken.

Auch unsere kleine Gesellschaft war ausgestiegen, und John nahm sein Gewehr, um an ein Volk wilder Enten anzuschleichen, das er unfern von dort auf einer kleinen Lache erkennen konnte. Noch hatte er aber nicht die Hälfte der Entfernung zurückgelegt, als plötzlich über eine der wellenförmigen Erhöhungen zur Rechten ein anderes, größeres Stück Wild zum Vorschein kam, das den Jäger nicht wenig überraschte. Es war nämlich ein amerikanischer Strauß oder Kasuar, der auf irgend eine Weise seine Gesellschaft verloren haben mußte und nun ganz allein hier vorüberkam, wahrscheinlich um sie wieder aufzusuchen. Er mußte auch jedenfalls die hohen Karren schon von Weitem gesehen haben, aber war er zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, oder fürchtete er von der Caravane selber keine Gefahr, um sich dadurch aus seinem Cours ablenken zu lassen, aber in einem langen Trab, eben nicht in übermäßig großer Eile, kam er heran und wollte auf etwa sechzig Schritt an John vorbei.

Der junge Mann sah den großen, mächtigen Vogel kaum, als er auch gar nicht mehr an die Enten dachte, rasch seine Flinte hob und Feuer gab. Aber er hatte in seinem Gewehr nur klaren Entenschrot, und der Strauß oder Kasuar ist ein harter, zäher Vogel, dem die Schrote auf diese Entfernung wohl kaum etwas zu Leide thaten. Nach dem Schuß blieb er im Gegentheil ganz verwundert stehen und drehte den langen Hals neugierig dem Schützen zu, ohne besondere Furcht zu zeigen. Er sah vielmehr erstaunt aus. Da konnte sich John

aber nicht halten und feuerte auch seinen zweiten Lauf, freilich mit nicht besserem Erfolg, auf ihn ab, und jetzt, wo ihn die Schrote jedenfalls auf den Pelz getroffen hatten, schien Freund Kasuar doch zu denken, daß es etwa Zeit sein möchte, seine eigene Haut in Sicherheit zu bringen. Nach dem zweiten Schuß sprang er ein klein wenig vom Boden empor, sah sich rasch und scheu nach allen Seiten um, und hob dann die langen Beine mit so gutem Willen, daß er in wenigen Secunden schon aus dem Bereich eines dritten Schusses gewesen wäre, wenn John wirklich noch einmal geladen gehabt hätte. — Aber ein viel gefährlicherer Feind war ihm auf den Fersen.

Der Führer der Caravane, ein ächter Gaucho, mit dunkelblauem Poncho, bunter Cheripa und einem rothen Tuch um den Kopf gebunden, war von seinem Pferde gestiegen, als die Caravane hielt. Er hatte dasselbe mit seinem Lasso — einer langen, aus roher Haut gedrehten Schlinge — an einen kleinen, in den Boden geschlagenen Pflock befestigt, damit es dort weiden könnte, und stieg eben wieder mit seinen riesigen, am Boden nachschleifenden eisernen Sporen, die ihm eigentlich nur an den Fersen hingen, auf sein Thier zu, um ihm den Sattel abzunehmen. Den Zaum hatte er schon herunter und trug ihn über der linken Schulter, um ihn nachher an einem der Wagen aufzuhängen.

Wie der Schuß fiel, drehte er langsam den Kopf danach um, denn er war schon daran gewöhnt, daß durch die Pampas reisende Fremde auf Alles knallen, was ihnen vorkommt, und besonders hinter den Enten her sind, die er selber mit gründlicher Verachtung behandelte, weil er eben nicht verstand, sie zu erlegen. Wie er aber den Kopf wandte, entdeckte er den Kasuar, und eine merkwürdige Veränderung ging in dem Moment mit dem Manne vor. Dieser, der vor einer Secunde noch so ausgesehen hatte, als ob er sich kaum über den Boden wegschleppen könne, war mit zwei mächtigen Sätzen bei dem Pflock, an den er eben das Pferd befestigt hatte, und während er zu diesem noch — auf den Fußspitzen, weil er der Sporen wegen nicht mit den Hacken auftreten konnte — zurücksprang, rollte er den Lasso zusammen und sprang, ohne sich selbst Zeit

zu nehmen, den Zügel anzulegen, wie vom Boden hinaufgeschnellt, in den Sattel. Mit dem Lasso schlug er dabei zugleich dem Pferde gegen die rechte Seite des Kopfes, um es in die Richtung hinein zu bekommen, die er nehmen wollte, und flog mit dem erschreckten Thier, keine halbe Minute später, und gleich schon nachdem der zweite Schuß gefallen war, über die Pampas.

Das Thier selber, das er ritt, hatte augenscheinlich im ersten Moment nicht gewußt, welcher Richtung es folgen sollte, aber nach den ersten zehn Sprüngen sah es schon selber den jetzt flüchtig gehenden Kasuar, und nun bedurfte es keiner weiteren Leitung mehr. Es wußte genau, daß es den einholen mußte, und wie der Wind flog es auf der weiten grasigen Fläche dahin. Sein Herr selber aber, von keinem Zügel behelligt und so fest im Sattel sitzend, als ob er darauf gegossen wäre, nahm den Lasso vom Halse seines wild ausgreifenden Thieres, knüpfte das eine Ende mit der dazu bestimmten Schleife wieder in den eisernen Ring an der rechten Seite des Gurtes, ordnete die Schlinge zum Wurf und schwang sie dann langsam mit dem rechten Arm um den Kopf.

Der Kasuar hatte indessen seinen neuen Feind bemerkt, und wenn er vorhin gelaufen war, so lief er jetzt erst recht und warf dabei die beiden kurzen Flügel mit den langen Federn wie ein paar Schaufelräder herüber und hinüber. Aber es half ihm nichts. Wie ein Pfeil war das schnaubende Pferd hinter ihm her; rascher wirbelte die Schlinge um den Kopf des sich halb im Sattel hebenden Gaucho; jetzt flog sie aus, und ein weniger guter Reiter wäre in diesem Moment rettungslos aus dem Sattel geworfen worden, denn kaum hatte die Schlinge ihr Ziel erreicht und hing über dem Hals des sich in Todesangst zu letzter Anstrengung auslegenden Kasuars, als das Pferd auch, ohne das geringste Commando, ohne Schenkeldruck oder Schlag des Reiters, wie der Blitz herumflog, stand und das ganze Gewicht seines Körpers gegen den Ruck legte, der jetzt, wie es recht gut aus Erfahrung wußte — folgen mußte.

Noch zwei oder drei Sprünge machte der Kasuar, bis zu der vollen Länge des Lasso und dem Punkt, an dem sich die Schleife oder Schlinge dicht gezogen hatte, dann riß es ihn

wie einen Sack hintenüber, und im nächsten Moment schon galoppirte der wilde Gaucho, ohne sich auch nur mit einem Blick nach seiner Beute weiter umzusehen, zu dem Lager zurück, den noch wild strampelnden Kasuar, der aber nicht den geringsten Widerstand leisten konnte, am Hals hinter sich drein über den Boden schleifend.

Das Ganze ging natürlich viel rascher, als ich hier Zeit gebraucht habe, es zu erzählen, und unsere jungen Reisenden waren entzückte und gespannte Zuschauer der ganzen Jagd gewesen, die sie von da aus, wo sie hielten, recht gut übersehen konnten. Kaum saß die Schlinge, kaum sahen sie, daß der flüchtige Vogel gefaßt war, umfiel und mit den Flügeln schlug, als sie auch in ein lautes, jubelndes und donnerndes Hurrah ausbrachen.

Der alte Gaucho achtete aber außerordentlich wenig darauf, denn die ganze Jagd war für ihn etwas so Alltägliches, es verstand sich so von selbst, daß er einen Kasuar einholen mußte, wenn er dahinter her ritt — nun, und der Lassowurf, gab es denn etwas Leichteres in der Welt, als den langen Hals eines Kasuars damit zu treffen? Weshalb jubelten denn die jungen Laffen?

Es ist übrigens wirklich ganz außerordentlich, mit welcher Fertigkeit alle diese Stämme den Lasso zu handhaben verstehen, und wie einfach ist die ganze Vorrichtung, aber wie furchtbar in der Hand eines solchen Halbwilden!

Der Lasso selber besteht aus einer bis zu zehn Klafter langen, etwa ein Drittel Zoll im Durchmesser haltenden Leine aus rund gedrehten, seltener geflochtenen Streifen roher Haut. Das eine Ende desselben trägt einen kleinen eisernen Ring, oder wo sie den nicht haben, auch eine Lederschleife, und durch diese gezogen bildet der Lasso eine Schlinge. In diese Schlinge, die so gehalten wird, daß sie etwa zehn Fuß Leine in sich faßt, greift der Gaucho beim Wurf hinein, während er vielleicht noch dreißig Fuß lockeres Tau in der Linken aufgerollt trägt. Jetzt schwingt er die Schlinge drei-, viermal um den Kopf, um ihr beim Wurf den rechten Nachdruck zu geben, und schleudert sie dann, während er das in der linken Hand gehaltene Ende frei giebt, mit solcher Sicherheit, daß er sie nicht

nur um den Hals jedes in Wurfsnähe gebrachten Thieres, sondern sogar im vollen Lauf um jedes Bein desselben legen kann.

Da er aber ein gefangenes Pferd oder einen Stier nicht würde mit der Hand halten können, so ist das eine Ende dieses Lasso am Sattelgurt befestigt, und die Pferde sind so vortrefflich auf diese Art Fang eingerichtet, oder sie wissen vielleicht mehr so gut aus bitterer Erfahrung, wie es ihnen geht, wenn sie nach dem Wurf nicht feststehen, daß sie sich augenblicklich nach jedem Wurf feststellen und mit dem eigenen Gewicht ihres Körpers dem ersten und stets schlimmsten Ruck des gefangenen Thieres begegnen.

Eine andere Waffe dieser Stämme sind die sogenannten Bolas oder Kugeln. Sie sind in der Art des Wurfs dem Lasso ähnlich, denn sie werden ebenfalls um den Kopf des Werfenden geschwungen und ganz ähnlich geschleudert; aber sie sind noch gefährlicher als der Lasso, und die Pampas-Indianer gebrauchen sie deshalb auch als Kriegswaffe.

Ihre Herstellung ist sehr einfach. Wenn man einen Stein in ein Tuch bindet und an dieses einen kurzen Strick befestigt, so kann man denselben, mit einiger Uebung, eine ziemliche Strecke weit kräftig schleudern. In ähnlicher Art stellen diese Pampasbewohner die Bolas her. Sie nehmen drei Steine, oder, wenn sie es haben können, auch wohl Stücke Blei oder Eisen, die Steine etwa von der Größe eines Hühnereies, nähen diese in rohe Haut ein und befestigen an jedes einen Riemen von etwa vier Fuß Länge. Diese drei Riemen werden an ihren Enden zusammen gebunden, und die Bolas sind fertig.

Beim Wurf nun nimmt der Gaucho eine dieser Kugeln in die Hand, schwingt sich die anderen vier-, fünfmal um den Kopf, und im Wurf streben die drei schweren Stücke dann auseinander, bilden, immer um einander wirbelnd, ein Dreieck, und so wie eine derselben nur einen Gegenstand berührt und Widerstand findet, schlagen die anderen beiden mit Blitzesschnelle herum und verwickeln das Thier dermaßen, daß es, wie von einem tödtlichen Blei getroffen, zusammen bricht. Eine solche Kraft haben diese Bolas aber, daß die Gauchos nur sehr selten und im Nothfall Pferde damit einfangen, denn

es geschieht oft, daß denselben dabei ein Bein zerschlagen wird.

Die jungen Leute sprangen jetzt alle aus dem Wagen und schaarten sich um den erlegten Vogel, der indessen der rauhen Behandlung erlegen war. So ein Kasuar hat ein ganz tüchtiges Gewicht, und durch seine eigene Schwere mußte ihn der Lasso schon erwürgen, wie ihn der Gaucho so erbarmungs- über die Pampas schleifte. Vier von ihnen mußten auch mit allen Kräften anfassen, um ihn wieder auf die Füße zu stellen und zu sehen, wie groß er wäre, und der größte von ihnen konnte ihm kaum den Kopf gerade halten. Er war jedenfalls seine sieben Fuß hoch und noch nicht einmal einer von den stärksten. Die Federn des amerikanischen Strauß sind aber keineswegs so werthvoll, als die des afrikanischen, von dem man die wunderschönen weißen Schwungfedern bekommt. Der amerikanische Strauß kann allerdings eben so wenig fliegen, wie sein afrikanischer Verwandter, und hat auch ähnliche Federn an den kurzen ungelenken Flügeln, aber sie sind nur schmal und von unansehnlicher brauner Farbe und werden bei uns in Europa nur zu den großen Abstaubern oder Federwehern gebraucht, die man wohl hier und da zu sehen bekommt. Außer diesen Federn ist aber auch gar nichts von dem Thier zu gebrauchen, das beinahe nur aus Haut, Knochen und Sehnen besteht. Die kurzen Flügel lassen sich wohl essen; an diesen sitzt etwas und ziemlich zartes Fleisch, die Schenkel sind aber wirklich nur eine Muskel- und Sehnenmasse, von hartem schwarzen Fleisch durchwachsen, und auf der Brust, wo bei dem übrigen Geflügel das Beste sitzt, hat er gar kein Fleisch, sondern nur ein paar Fettpolster, über denen die Haut liegt.

Die Gauchos erlegen den Kasuar auch nur, um das Vergnügen der Jagd zu haben, und heben höchstens die Flügelfedern auf, um sie in ihren eigenen Hütten zu verwenden und im Sommer die Fliegen damit fort zu scheuchen, oder sie nach Buenos-Ayres zu bringen, wo sie eine Kleinigkeit an Geld dafür bekommen.

Der Mayordomo trieb aber jetzt zum Aufbruch, denn sie wollten doch nicht zu spät in ihr Quartier kommen. Die kleine Gesellschaft mußte einsteigen, und wenige Minuten später rasselte

das schwerfällige Fuhrwerk wieder in voller Carrière seinem nächsten Ziel entgegen.

Von den Leuten der Caravane hatte der Mayordomo aber eine Nachricht bekommen, die ihn doch ein wenig beunruhigte. Heute Morgen erst hatten diese einen kleinen Trupp der Pampas-Indianer gesehen, die von Norden herunterkamen und dicht vor ihrem Zug die Straße kreuzten. Allerdings hielten sie in kleiner Entfernung von der Wagenreihe und schienen einen kurzen Kriegsrath zu halten; denn da es nur fünf Mann waren, so hatten es die Karrenführer nicht für nöthig gehalten, irgend Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen und ihre Wagen zusammen zu fahren. Die fünf Indianer, wenn sie auch ihre langen Lanzen und Bolas und Lassos führten, konnten aber doch nicht hoffen, mit dem zahlreichen Trupp der Karrenführer fertig zu werden, und als diese auch noch zur Vorsorge eine der alten Musketen in die Luft feuerten, um ihnen wenigstens zu zeigen, daß sie mit Schießwaffen versehen seien, hatten sie ihre Pferde gewandt und waren nach Süden weiter gesprengt.

Keinenfalls konnten diese Bursche aber allein hier so hoch und zwischen die Ansiedelungen heraufgekommen sein, denn sie führten nicht einmal ein Zelt bei sich. Wahrscheinlich befand sich ein größerer Trupp im Süden, zu dem sie nun zurückkehrten, um sich ihm wieder anzuschließen, und es war deshalb nöthig, sich ein wenig mehr vorzusehen, oder wenigstens eine gute Wacht zu halten.

5.

Die ersten Indianer.

Cruzalta, ein kleines erbärmliches Städtchen in den Pampas, erreichten sie etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang. Wenn sie aber geglaubt hatten, hier, als in einer Stadt, mehr

Bequemlichkeiten zu finden, wie da draußen in dem ärmlichen Rancho, so sahen sie sich sehr enttäuscht. Das einzige „Passagierzimmer“ im ganzen Ort, wo sie untergebracht werden konnten, bestand aus einer gewöhnlichen Lehmhütte und hatte statt der Betten breite Lehmbänke an der Seite, auf die sie ihre mitgebrachten Decken legen und sich selber so behaglich einrichten mochten, wie es ihnen gefiel. In der Mitte dieses Rancho wurde dann noch außerdem ein Feuer von trockenem Kuhdünger angezündet, um zuerst eine Schale Mate für die Gäste, und später ihr Abendbrod darauf zu kochen, und die Wirthin, ein schrecklich häßliches und, was schlimmer war, ein bodenlos schmutziges altes Weib, kam herein, um ihnen das zu besorgen.

Die arme Frau Houston mit Elisen waren am schlimmsten daran, denn von Jugend auf an alle Bequemlichkeiten gewöhnt, mußten sie hier Alles entbehren, was sie bisher, nur um den bescheidensten Ansprüchen zu genügen, für nöthig gehalten. Aber sie fügten sich doch darein. John hatte ihnen eine Kuhhaut aufgetrieben, die sie wenigstens auf die Lehmbank breiten konnten, um ihre Decken nicht schmutzig zu machen, und da die Nächte auch überdies warm waren, so ließ es sich eben aushalten, mußte wenigstens, wie so Manches im Leben, ertragen werden.

Die Unreinlichkeit, mit der das Essen bereitet wurde, war aber das Schlimmste, und Frau Houston durfte gar nicht hinsehen, wie die Alte Alles mit den schmutzigen Fingern angriff, an der Materöhre sog und sie ihr dann als besondere Auszeichnung zuerst hinreichte. Auch eine Papiercigarre drehte sie ihr, rauchte sie ebenfalls erst an und wollte sie ihr dann aufnöthigen, ja war fast ein wenig beleidigt, als Frau Houston diese wenigstens zurückwies und ihr erklärte, daß sie nie rauche. Wie konnte es nur einen Menschen in der Welt geben, der nicht rauchte, ganz kleine Kinder vielleicht ausgenommen?

Die jungen Leute fanden sich in dies ungewohnte Leben, ja es machte ihnen sogar Spaß; nur als die Alte einen schon halb abgenagten Knochen auf die Kohlen gelegt hatte, ihn nachher mit den eigenen zwei Zahnstumpfen versuchte, ob das noch daran sitzende Fleisch gar sei, und diesen Leckerbissen, als

sie ihn für brauchbar befunden, mit einem freundlichen Nicken John hinüber reichte, wurde es ihm doch ein wenig zu arg. Er mochte auch wohl ein ziemlich verdutztes Gesicht dabei gemacht haben, denn die Anderen lachten. Wenn er sich aber auch zwingen wollte, seinen Ekel zu überwinden, und den Knochen in die Hand nahm, ging es doch mit dem besten Willen nicht. Sobald er ihn an die Lippen brachte, empörte sich sein Magen dagegen, und er mußte ihn wieder hinlegen und hinauslaufen, war auch an dem Abend, trotz vorherigen recht tüchtigen Appetits, nicht im Stande, auch nur einen einzigen Bissen von dieser Kost hinunter zu bringen.

Der alte Mayordomo, der sich sehr ungenirt mit ihnen in dem nämlichen Zimmer sein Bett machte, kannte keine solche Bedenklichkeiten und war ja auch von Jugend auf an derartige Kost und ganz ähnliche Behandlungsart gewöhnt. Reinlichkeit! — bah, das hielt er nur für einen Luxus, den die Fremden mit in ihr Land bringen wollten, wie sie so manche andere Sachen, die sie ihnen für schweres Geld abkaufen mußten, ebenfalls hereingebracht hatten. Diese Gauchos waschen sich auch nur in Ausnahmsfällen und sicherlich nie bei kaltem Wetter, mit der Entschuldigung, daß ihnen die Haut davon aufspränge; und wenn man bedenkt, daß die Frauen das Geschirr eben so wenig abwaschen, nur ein wenig auswischen, und das Fleisch für ihr Abendbrod in einem alten hölzernen Napf aufgetragen wurde, aus dem sich der Mayordomo die Stücke mit den Fingern herauslangte und, was ihm nicht gefiel, auch wohl wieder zurücklegte, so kann man sich etwa denken, wie appetitlich das gewesen sein muß.

Der alte Mayordomo langte auch wirklich von Allen am herzhaftesten zu, wischte sich dann die fettigen Finger an seiner Cheripa ab, die schon zahllose ähnliche Spuren trug, und stand nachher auf, um draußen im Städtchen noch vor Nacht Erkundigungen über los Indios (die Indianer) einzuziehen, in Wirklichkeit aber, um drüben in der pulperia oder in der Schenke den Abend bei vollen Gläsern Branntwein mit einigen Bekannten zu verbringen.

Auch diese Nacht verging, wenn sich auch die Reisenden nicht rühmen konnten, viel geschlafen zu haben, denn es

wimmelte in dem Lehmnest außerdem von Flöhen, die in wahren Legionen über die müden Fremden hereinstürmten. Aber was half's, es mußte eben ertragen werden, und es wurde ihnen dadurch wenigstens das frühe Aufstehen nicht schwer, denn schon mit Tagesgrauen sprangen die Reisenden von ihrem harten Lager auf und hinaus in's Freie, wuschen sich an dem kleinen Bach, und weckten dann ihren Mayordomo, um sobald als möglich aufzubrechen und diesem traurigen Aufenthaltsort zu entgehen.

Ihr Frühstück bereiteten sie sich aber an diesem Morgen selber, Thee hatten sie mitgebracht, hartgebackenes Brod oder Zwieback ebenfalls, und als draußen die Pferde eingetrieben und angeschirrt wurden, stand die kleine Gesellschaft schon gerüstet vor dem Haus.

Heute sollten sie aber auch Zeuge sein, wie sich der ächte Gaucho sein Fleisch herrichtet, um es für einen delicaten Braten mürbe zu bekommen. Ihr Wirth nämlich hatte ebenfalls mit Tagesgrauen draußen aus seiner Heerde einen jungen Stier gefangen, zum Haus gebracht, geschlachtet und abgestreift. Die Gauchos, von denen jeder ohne Ausnahme ein langes, haarscharfes Messer hinten in seinem Gürtel trug, fielen jetzt wie die Wölfe darüber her und schnitten sich von den Keulen des noch warmen und dampfenden Thieres breite, ziemlich dicke Scheiben herunter, von denen jede etwas über zwei Pfund wiegen mochte. John glaubte, sie wollten sich diese noch vor dem Aufbruch zu ihrem Frühstück rösten, und fürchtete dadurch schon einen längeren Aufschub, aber die Burschen dachten an etwas Derartiges nicht. Als ob das eine Sache sei, die sich von selber verstände, gingen sie alle zu ihren schon eingeschirrten Pferden, legten das flache Stück Fleisch oben auf den Sattel, ein altes Schaffell, auf dem sie die ganze Zeit — und wer weiß wie lange schon vorher — geritten, darüber, sprangen dann oben darauf und waren fix und fertig.

Was für ein wundervoller Morgen, an dem sie heute in die grüne, von der Sonne beschienene Pampas hinausfuhren! Noch hing der blitzende, funkelnde Thau an den Halmen, und die Luft war so klar und durchsichtig, der Himmel so blau, die ganze Welt so schön, daß ihnen ordentlich das Herz aufging

und sie den traurigen Aufenthalt der letzten Nacht bald vergessen hatten.

Auch die in der Pampas überall zerstreuten Heerden waren an so frühem Morgen in Bewegung. Weidend, das junge Vieh spielend, zogen sie durch die grünen, saftigen Matten — nicht der Nahrung nachgehend, denn dicht unter ihnen wucherte diese — nein, das Süßeste und Wohlschmeckendste davon heraussuchend aus dieser überreichen Speisekammer des Herrn. Die Trupps der Pferde sprangen dabei und wieherten einander zu, und hinein in den herausfordernden Klang tönte das weiche, melodische Blöken der Kühe. Ja, der schrille Ruf des Falken, der hoch über der Steppe kreiste, schien selber zu diesem Concert zu gehören und durfte nicht fehlen.

Hei, wie die Rosse da noch einmal so munter ausgreifen und über den Rasen streichen! Weit hinaus fliegt Grund und Gras, von den flüchtigen, tief eingreifenden Hufen aufgewühlt, und sie antworten den bekannten Lauten der Kameraden, die heute wohl dem Lasso entgingen, um morgen dafür vielleicht um so schärfer den gewichtigen Sporn ihrer Herren zu fühlen.

Dort drüben weidet auch eine mächtige Heerde der kleinen, schmutzigen Pampasschafe, aber weit von dem Trupp der Ihren ist eine Mutter mit dem kaum vor einer Stunde geborenen Lamm zurückgeblieben. Und wie ängstlich schaut sie sich stets nach dem armen kleinen, hülflosen Ding um, das kaum auf den Füßen stehen kann, ermuntert es durch leises Blöken und schiebt es vorsichtig von Zeit zu Zeit mit der Nase, um es in den Schutz der Heerde zu bringen. Ueber ihr kreist nämlich einer jener häßlichen Pampasgeier, der den Platz schon eine Zeit lang in weiten Ringen umzogen hat und jetzt plötzlich nach dem kleinen Lamm hinunterstößt. Aber die sonst so scheue und ängstliche Mutter läßt das Kind nicht im Stich. Den Kopf gebeugt zum Stoß, tritt sie gegen ihn an und über das Lamm, daß er es nicht erreichen kann, und der Raubvogel, so stark und scharf auch Krallen und Schnabel sind, fürchtet doch den Mutterzorn, sitzt nieder auf den ihm nur wenig zusagenden Boden und folgt unbehülflich und schwerfällig in kurzer Entfernung zu Fuß. Er hat die Hoffnung, seine Beute zu erlangen, noch immer nicht aufgegeben.

Aber der Wagen stürmt vorüber. Hui! dort gleitet ein Schuppenthier blitzschnell über den Pfad in das hohe Gras hinein, und die Gauchos richten sich hoch in ihren Sätteln auf, dem flüchtigen Wild nachzusehen. Die Schuppenthiere schmecken den wilden Burschen gar sehr, und vielleicht um so besser, da sie nur ein seltener Braten sind.

Und was liegt dort an dem feuchten Fleck in der Steppe, wo sich noch Wasser von dem letzten Regen gehalten hat? — Ein sterbendes Rind, das grüne, glasige Auge erblindend auf das Gras geheftet, das in wenigen Tagen von seinem verwesenden Körper verpestet, von Raubthieren zertreten sein soll. Die übrigen Thiere stehen dicht dabei, aber sie achten nicht des scheidenden Kameraden. Dahier — dort — da drüben — überall liegen die, noch hier und da mit der vertrockneten Haut, oft auch vollkommen nackten Gerippe früher vorangegangener. Das Vieh meidet sie, so lange sie die Luft um sich her mit ihrem entsetzlichen Duft erfüllen, und grast dicht neben ihnen, wenn Sturm und Regen die letzten widerlichen Spuren verwaschen haben.

Dort drüben steht auch einer von unseren alten heimischen Freunden: ein Storch; aber wie thätig der heute Morgen ist und wie still er in das Wasser blickt, das, zwischen dem Rasen hervorquellend, einen kleinen, klaren Teich gebildet hat. Er schaut weder rechts noch links dabei, auch nicht nach dem kreischenden Flug der kleinen Papageien hinauf, die mit scharfem Flügelschlag über die Steppe streben, auch nicht nach dem Schwarm rother Flamingos, die sich eben dort drüben niedergelassen und mit den langen, wunderlich gebogenen Rosahälsen einen Nachbarteich in Besitz genommen haben. Nur einen einzigen, ärgerlichen Blick wirft er auf eine Kette quäkender, schnatternder Wildenten, weil sie sich in sein Fischwasser niedergelassen und ihm durch ihre Unruhe die klare, stille Fluth bewegt haben. Dann aber blickt er wieder ernsthaft und aufmerksam nieder auf die dunkeln Stellen im schlammigen, halb überwachsenen Grund, geduldig erwartend, was ihm daraus aufgetischt wird.

Doch mit alledem hält sich das wilde Fuhrwerk, halten sich die wilderen Gauchos nicht auf; vorwärts werden die

schon schweißbedeckten Thiere getrieben, immer vorwärts, was sie laufen können, bis ihnen von Weitem der nächste Rancho wie ein dunkler Punkt am Horizont entgegen schien.

Da fuhren die Gauchos plötzlich in ihren Sätteln nach links herum und schauten aufmerksam gen Norden.

„Was ist da?“ frug der Mayordomo rasch, der, bis dahin gleichgültig in die Ecke des Wagens zurückgelehnt, keinen Blick auf die oft gesehene Gegend geworfen hatte, aber jetzt, aufmerksam werdend, in die Höhe fuhr. Statt aller Antwort deuteten die Reiter mit den Armen nach jener Richtung hin, und der Alte erkannte jetzt selber, sich aus dem Wagen biegend, eine kleine Staubwolke und dazwischen dunkle Gegenstände, die rasch näher kamen und, wie es schien, zwischen ihnen und dem Rancho durchpassiren wollten. „Was zum Henker ist das?“ rief er, sich halb emporrichtend, „Indios? — es sieht beinahe so aus.“

Der eine der Gauchos schüttelte mit dem Kopf. „Avestruz!“ (Strauße) sagte er lakonisch, „ich kann die Flügel erkennen.“

Er hatte Recht; während das Fuhrwerk seine Bahn verfolgte, kam ein ganzer Trupp dieser sonderbaren Vögel näher und näher, und wie wunderlich, wie wirklich komisch sie aussahen, als sie kaum zehn Minuten später etwa dreihundert Schritt vor dem Wagen die Straße kreuzten und sich in ihrer Flucht durch nichts aufhalten ließen! Wie unbehülflich sie im Laufen mit den Flügeln schlugen und die langen, dünnen, aber kräftigen Beine links und rechts hinauswarfen!

Es war ein Trupp von vielleicht zwanzig Stück, und die Reisenden bogen sich erst links uud dann rechts aus dem Wagen, um ihnen so lange als irgend möglich nachzusehen. Desto weniger schauten aber die Gauchos auf das Wild, das sie sonst sicher nicht unbeachtet gelassen hätten. Denn dort, wo die Vögel hergekommen waren, hob sich eine andere kleine Staubwolke, und deutlich konnten sie nach kurzer Zeit zwei Reiter, und zwar Indianer erkennen, die von da querfeldein in einem kurzen Galopp herübergesprengt kamen und augenscheinlich eine solche Richtung einschlugen, daß sie dem Wagen vorkommen mußten.

Der alte Mayordomo murmelte eine ganze Menge von halbzerbissenen Flüchen in den Bart. In der Sache ließ sich aber nichts weiter thun; den berittenen Wilden konnten sie nicht ausweichen, wie sie auch von den Zweien nichts zu fürchten hatten; aber wenn mehr kamen?

Die Gauchos vorn auf den Pferden hatten ebenfalls mit dem größten Interesse die näher kommenden Reiter beobachtet, und immer wieder flog ihr Blick weiter, als ob sie von dort noch einen größeren Trupp erwarteten. Dort hinten regte sich aber nichts mehr. So weit das Auge reichte, war Alles still, und wie auf dem Meer umschloß der Himmel die weite, grüne Fläche.

Indessen waren sie auch dem Hause näher gerückt, von dem sie kaum noch tausend Schritt entfernt sein konnten, aber die Indianer erreichten doch vor ihnen die Straße, zügelten dort plötzlich ihre Pferde und hielten an beiden Seiten des Weges, und zwar so dicht zusammen, daß der Wagen nur eben Raum behielt, zwischen ihnen durch zu fahren. Aber sie rührten und regten sich nicht, ihre langen Lanzen auf den Boden gestemmt, sahen sie aus, als ob die Neugierde sie einen Augenblick in ihrem Weg aufgehalten hätte, um die Fremden mit ihrem wunderlichen Fuhrwerk zu betrachten.

„Compañero,“ sagte da der alte Mayordomo, nach rückwärts in den Wagen gewandt, zu dem Professor, „sind Ihre Gewehre im Stande?“

„Gewiß!“ rief John, „geladen und fertig; aber von den zwei Menschen haben wir doch nichts zu fürchten.“

„Dann thun Sie mir einmal den Gefallen,“ fuhr der Mayordomo so ruhig fort, als ob er denselben gebeten hätte, ihm doch einmal ein wenig Feuer für seine Cigarre zu geben, „und schießen Sie mir die beiden rothhäutigen Schufte aus den Sätteln, wenn wir zwischen ihnen durchfahren. Fehlen können Sie nicht, denn sie stehen kaum fünf Schritt vom Wagen ab.“

„Aber um Gottes willen, lieber Mann, das ist ja Mord!“ rief der kleine Professor erschreckt. „Die Leute sehen ja gar nicht aus, als ob sie uns das Mindeste in den Weg legen

wollten. Etwas Anderes wäre es, wenn sie wirklich einen Angriff versuchten."

„Geben Sie mir nur ein Gewehr und schießen sie den rechts, ich will den links nehmen," rief der alte Gaucho rasch. „Es ist die höchste Zeit."

„Aber unter keiner Bedingung würde ich meine Erlaubniß zu einer solchen Handlung geben," sagte der Professor entrüstet. „Nachher dürften wir uns auch gar nicht beklagen, wenn uns die Indianer verfolgten und Rache nähmen für das unschuldig vergossene Blut."

„Na, meinetwegen," brummte der Mayordomo, sich wieder gleichgültig in seine Ecke legend, „jetzt ist's doch zu spät; ein paar gute Schüsse zur rechten Zeit hätten aber viel Unglück verhüten können, und was nun kommt, haben wir eben mitzunehmen; paciencia!"

Die Aufmerksamkeit der Reisenden war aber nicht auf den Alten, sondern auf die beiden Wilden gerichtet, an denen sie jetzt — leider viel zu rasch für die Reisenden — vorübersausten. Es waren ein paar prächtige, dunkelbraune Gestalten, das schwarze, lange, straffe Kopfhaar nur von einem blauen Band um die Schläfe festgehalten und sonst wild um ihre Schultern flatternd. Ein braun und blau gefärbter Poncho, mit einzelnen rothen Streifen darin, deckte ihren Oberkörper, eine Cheripa, wie sie die Gauchos trugen, ihre Beine, und die Füße staken ebenfalls in den sogenannten Botas, die abgestreifte Haut eines Pferdebeines über den nackten Fuß gezogen.

In der rechten Hand hielten sie dabei die wohl vierzehn Fuß lange Rohrlanze, die oben eine eiserne Spitze trug; der rechts hatte auf der seinigen sogar ein altes, kurz abgebrochenes und wieder geschärftes Bajonnet stecken; und die braunen, kräftigen Pferde stampften unter ihnen und schienen sich nur ungern dem Zwang zu fügen, der sie hier an die Stelle bannte.

Diese Leute hatten aber sicher nicht Böses im Sinn, denn nur hoch aufgerichtet im Sattel erwarteten sie die Ankommenden, und als der Wagen zwischen ihnen hindurch sauste, nickten sie den darin Sitzenden mit den dunkeln, lachenden Gesichtern auch noch freundlich zu. In der nächsten Minute hatte sie aber das Fuhrwerk schon weit hinter sich gelassen.

„Nun?“ sagte der Professor, sich an den Mayordomo wendend, „wenn wir die armen Teufel jetzt über den Haufen geschossen hätten?“

„Dann wäre Ruhe und Frieden,“ sagte der Alte mürrisch, „aber was jetzt kommt, wissen wir nicht.“

„Ach, wenn wir nur ein klein wenig langsamer gefahren wären,“ rief John, „daß wir die Wilden hätten genauer betrachten können!“

„Werden dazu noch vortreffliche Gelegenheit bekommen, junger Herr,“ brummte der Alte in den Bart, „denn es sollte mich sehr wundern, wenn dies das letzte Mal gewesen wäre, daß wir sie gesehen hätten.“

John hatte auf die Worte des Mannes gar nicht geachtet und sich nur zum Wagen hinausgelehnt, um die beiden Indianer noch einmal zu sehen. Sie hielten auch bis jetzt an der Straße, gerade aber, als er den Kopf zurückziehen wollte, weil ihre Gestalten zu undeutlich wurden, sah er, wie sie ihre Pferde wieder herumwarfen und ihren Weg in derselben Richtung, wie vorher, und etwa nach Südosten fortsetzten.

Kaum zehn Minuten später hatte der Omnibus den kleinen Rancho erreicht, der hier mitten in der Pampas, von keinem Zaun, keinem Garten umgeben, lag. Nur ein Obdach schien sich der Bewohner dieser elenden Hütte, mitten in der weiten endlosen Ebene, aus Reisig und Häuten aufgerichtet zu haben, eine Art umgekehrtes Vogelnest, aber lange nicht mit dem Geschick gebaut, und so nothdürftig als möglich hergestellt. Und wie fruchtbar ist dabei der Boden rings umher, wie könnten diese Gauchos Alles in einem kleinen Garten ziehen, was sie wollten, wodurch doch in ihre Speisen eine Abwechselung käme! Aber bewahre, das verlangen sie gar nicht. Wenn sie ihren Mate zum Trinken, ihr Stück Fleisch zum Essen und ihre Papiercigarre zum Rauchen haben, so sind sie vollkommen zufrieden und sehen die Nothwendigkeit nicht ein, sich durch Handarbeit — die sie wie das Wasser hassen — etwas zu erzeugen, was sie doch nicht brauchen.

6.

Wie der kleine Junge die Kuh fing.

Diesen Rancho bewohnte ein alter Gaucho allein mit seinem etwa achtjährigen Jungen, der eben, als der Wagen vor der Hütte hielt, beschäftigt war, die nicht weit davon weidenden Pferde herbei und in eine Art Umzäunung hinein zu treiben. Aber selbst diese war eigenthümlicher Art und dem holzarmen Lande vollkommen entsprechend, denn sie bestand nur aus einzelnen, etwa fünf Fuß hohen Knüppeln, die dem Eigenthümer gewiß Mühe genug gekostet hatten, von weiter Entfernung hierher zu schaffen, und zwischen diesen streckten sich ausgespannte Streifen roher Haut, vor der sich aber die Pferde viel mehr fern halten sollen, als vor einer noch höheren Umzäunung. Sowie sie nämlich dagegen kommen, fühlt es sich wahrscheinlich an, als ob sie von einem Lasso berührt würden, und scheu und erschreckt fahren sie jedesmal zurück.

Der kleine Bursche, der die Pferde eintrieb, hatte aber heute Morgen wahrscheinlich kein solches Thier für sich nahe am Haus finden können. Zu Fuß zu gehen, fiel ihm nicht ein, das wäre eine Schande gewesen, und da er einen kleinen grauen Esel nahe beim Haus erwischte, legte er diesem seinen Sattel auf, stieg hinauf und hatte auch bald die weidende Heerde sehr geschickt umritten, die sich jetzt von dem Knaben langsam dem Hause und der ziemlich weit geöffneten Umzäunung zutreiben ließ.

Indeß die Passagiere ausstiegen, knüpfte der Mayordomo ein Gespräch mit dem alten Gaucho an, dem er von den beiden am Weg getroffenen Indianern erzählte. Der Gaucho schüttelte aber den Kopf und sagte lachend: „Die thun nichts. Das Gesindel streicht hier schon beinahe seit vierzehn Tagen in der Nachbarschaft umher, und im Anfang erzählten die Nachbarn" (es lebte fünf Leguas im Umkreis kein menschliches Wesen weiter) „solche Mordgeschichten von den Rothhäuten, daß sie mich selber bange machten und ich meine Alte mit der

Tochter nach Cruzalta schickte, auch wohl acht Tage zwei gesattelte Pferde für mich und den Jungen da drüben immer am Haus hielt. Aber das bekam ich bald satt, und wie ich mich ein paar Mal nutzloser Weise gefürchtet hatte und ausgekniffen war, gab ich's zuletzt wieder auf und ließ die Pferde frei laufen. Ich werde mir auch meine Weibsleute nächster Tage wieder aus der Stadt holen. Das ist ja sonst ein Hundeleben hier im Campo."*)

„Und wenn Euch die rothen Schufte dann doch einmal einen Besuch abstatten? — nachher seid Ihr aber geliefert!"

„Und dann auch noch nicht," lachte der Alte; „von der letzten Caravane, die hier vorüber kam, hab' ich mir eine alte Muskete, Pulver und eine Handvoll Kugeln gekauft. Spür' ich 'was in der Nachbarschaft, so lasse ich nachher nur einen Schuß los, und davor haben die braunen Heiden doch einen großen Respect. Einen Rancho greifen sie überhaupt selten oder nie an, denn was — ich bitte Euch um Gottes willen — wäre da drin zu holen? — die wollene Decke vielleicht und den eisernen Matetopf, zwei Messer und eine alte Gabel mit ein paar hölzernen Näpfen und Löffeln; das ist die ganze Bescheerung, und dafür lohnt es wahrhaftig nicht der Mühe, sich eine Kugel auf die Haut schießen zu lassen. Nein, hier sind wir ziemlich sicher, und meine Alte muß jedenfalls wieder her. Nur das Mädel mag meinetwegen noch ein paar Wochen bei ihrer Tante in der Stadt bleiben, bis sich das Gesindel ein wenig verlaufen hat. Aber da kommen die Pferde! So recht, Pablo, noch ein wenig mehr da links hinüber," rief er seinem Jungen zu, „hier sorgen wir schon dafür, daß sie nicht wieder ausbrechen."

Der kleine, etwas stämmige, dicke Bursche mit den rothen, freilich sehr schmutzigen Backen sah wirklich komisch aus, wie er auf seinem Esel so ehrbar und wichtig um die Pferde herum galoppirte und dabei seinen Lasso, den er ebenfalls am Sattelgurt befestigt trug, um den Kopf schwang, weil er mit dieser Bewegung die Thiere am besten in Respect halten

---

*) Die Gauchos nennen die Pampas nur immer einfach el campo, das Feld.

konnte. Die jungen Leute, die sämmtlich ausgestiegen waren und jetzt mit einen Halbkreis bildeten, um die eingetriebenen Pferde abzuhalten, an der Seite der Umzäunung vorbei zu brechen, hatten auch ihren Spaß an dem kleinen Treiber und lachten untereinander über die komische Art und Weise, wie er auf dem Esel saß.

Das erste Pferd, ein junger brauner Hengst, war jetzt am Eingang der Umzäunung, streckte den Kopf schnaubend vor und schien keine rechte Lust zu haben, hinein zu treten. Die übrigen Thiere waren aber indessen schon von den Gauchos umzingelt worden und wurden ihm nachgetrieben; dadurch drängten sie ihn selber in den offenen Raum und sahen sich im nächsten Augenblick dort gefangen, wo sie den zwischen ihnen mit den Zäumen herumschleichenden Argentinern nicht mehr ausweichen konnten.

Auch Pablo, der kleine Bursche, war, stolz auf seine gelungene That, langsam bis zu dem jetzt geschlossenen Eingang des Corrals herangeritten, und viel gescheidter wäre es gewesen, hätte er sich damit begnügt. Einige der Fremden lachten und flüsterten aber noch miteinander, und ihnen einen stolzen Blick zuschleudernd, ritt er an ihnen vorüber. Da passirten zu seinem Unglück ein paar Kühe ziemlich dicht an dem Haus vorüber, und war es im Uebermuth, oder wollte er den Fremden auch einmal zeigen, daß er geschickt mit dem Lasso umzugehen wisse und überhaupt, trotz seines jugendlichen Alters, schon ein ächter, richtiger Gaucho sei — kurz, die Eitelkeit plagte ihn, seinen Lasso nach einer der jungen Kühe zu werfen, und so richtig hatte er sein Ziel berechnet, daß sich die Schlinge schon im nächsten Moment geschickt um die Hörner des ausersehenen Thieres legte. Nur die Wirkung war anders, als er sie erwartet haben mochte.

Der kleine Pablo hatte nämlich nicht die Schwerkraft seines eignen Esels, an dessen Gurt der Lasso befestigt war, gegen die der jungen, kräftigen und jetzt noch überdies erschreckten Kuh berechnet. Kaum fühlte diese nämlich die Schlinge, als sie mit wilden Sätzen hinaus in's Freie sprang und, sobald der Lasso zu seiner vollen Länge angespannt war, den kleinen Esel mit solcher unwiderstehlichen Gewalt umriß,

daß Pablo nach der andern Seite hin wie ein Ball geschleudert wurde. Aber der arme Esel war noch viel schlimmer daran. Nach dem ersten Ruck, der ihn zu Boden warf, suchte er allerdings augenblicklich wieder auf die Füße zu kommen, aber die junge, kräftige Kuh fühlte kaum, daß das, was sie hielt, von ihr bewegt und fortgezogen werden konnte, als sie den stämmigen Nacken niederbog und den gefangenen Esel, der wüthend mit den Beinen strampelte, so rasch hinter sich her schleifte, als ob er keine zehn Pfund gewogen hätte. Das glatte, noch feuchte Gras kam ihr dabei ebenfalls zu Statten, unglücklicher Weise für den Esel hatte die Ebene hier noch außerdem eine leichte Abdachung. Langohr kam gar nicht wieder auf die Füße, und so komisch sah das Ganze aus, daß die Fremden, wie selbst die Gauchos in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Nur der Alte, dem der Esel gehörte, mochte doch wohl für sein also gemißhandeltes Eigenthum besorgt werden, denn ohne auf seinen abgeworfenen Sohn zu achten, der mit sehr verdrießlichem und beschämtem Gesicht in den Rancho hinein hinkte, warf er sich ohne Weiteres auf eins der schon gesattelten Pferde, löste, während er hinaus sprengte, den Lasso und schleuderte diesen der durchgehenden Kuh über die Hörner. Dann aber sein Pferd herumwerfend und ihm die Sporen einsetzend, flog er seitab und riß jetzt seinerseits die Kuh zurück, daß sie den armen Esel losgeben mußte.

Ein paar von den Gauchos waren indessen ebenfalls zugesprungen und befreiten Langohr aus seiner nichts weniger als angenehmen Lage, und kaum sah sich dieser wieder auf seinen eigenen Füßen, als er sein lautes und klägliches Y—ah wie eine Anklage gegen schlechte, nichtswürdige Behandlung ertönen ließ.

Aber die Leute hatten mehr zu thun, als sich um den Esel zu bekümmern. Sowie die Kuh nur erst, von den beiden Lassos jetzt gehalten, niedergeworfen war, daß man ihr die Schlingen wieder abnehmen konnte, wurden die Pferde eingeschirrt, die Reisenden mußten einsteigen, und fort ging es mit den frischen Thieren noch viel schärfer als vorher. Dem alten Mayordomo staken die Indianer im Kopf, denn so freundlich sie gewesen waren, kannte er diese Art Burschen

doch zu genau und schon seit zu langen Jahren, um ihnen irgend etwas Gutes zuzutrauen. Wo sich ihnen irgend eine günstige Gelegenheit zum Plündern zeigte, waren sie immer rasch bei der Hand, und daß sie so dicht an dem Wagen gehalten und jedenfalls genau gesehen hatten, wie viel noch ganz junge Leute das Innere der Kutsche barg — gefiel ihm außerdem nicht und machte ihn, je mehr er darüber nachdachte, desto besorgter.

Auf der Pampas draußen ließ sich aber weiter nichts Verdächtiges sehen. Die einzelnen kleinen Heerden, die sie, so weit das Auge reichte, erkennen konnten, grasten ruhig und unbekümmert, was sie wahrlich nicht gethan hätten, wenn die gefürchteten Indianer in der Nähe gewesen wären, und nur hier und da sprang einmal einer der kleinen Pampashirsche, durch das Rollen der Räder und das Schreien der Treiber scheu gemacht, aus seinem Bett auf, wo er versteckt gesessen, und suchte das Weite. Auch Strauße sahen sie noch ein paar Mal, aber nicht auf der Flucht. Nur dort auf ihren Spielplätzen tummelten sie sich herum, schlugen sich mit den kurzen Flügeln und jagten sich herüber und hinüber. Den Wagen, der weit von ihnen vorbeirasselte, fürchteten sie nicht.

Es schien auch in der That, als ob der alte Mayordomo diesmal ganz unnöthiger und ungerechter Weise die beiden harmlosen Söhne der Steppe für gefährliche Spione gehalten habe, und der Professor konnte sich die Genugthuung nicht versagen, ihn noch einmal darauf aufmerksam zu machen, wie ungerechtfertigt eine feindselige Handlung, ja ein Mord von ihrer Seite gewesen wäre. Der Alte hörte ihm ruhig zu; nur als er geendet hatte und mit dem Gefühl, seine Pflicht gethan zu haben, eine selbstgefällige Prise nahm, brummte er vor sich hin: „Soll mir lieb sein, wenn Sie Recht haben, Señor — aber — wir sind noch nicht in Buenos-Ayres. — Wären wir nur wenigstens erst aus dieser Provinz! In dem verdammten Santa Fé ist immer der Teufel los.“

Mit diesen Worten zündete er sich eine frische Cigarre an, und die Sache war für jetzt abgemacht. Daß aber die Reiter auf den Pferden vorn sich ebenfalls nicht ganz sicher fühlten, bewies die Aufmerksamkeit, die sie ununterbrochen dem Süden

schenkten. Nur einen flüchtigen Blick warfen sie dann und wann einmal nach Norden hinauf, und ihre Köpfe blieben fast immer der südlichen Richtung zugewandt, denn von Norden her konnte ihnen wohl dann und wann einmal ein einzelner Indianer den Weg kreuzen, aber im Süden trieben sich die großen Horden herum, und diese fürchteten sie allein.

So kam der Abend heran, und es wurde diesmal spät, bis sie ihr Nachtquartier, die bestimmte Station, auf der sie wieder Pferde fanden, erreichen konnten. Schon sank die Sonne am westlichen Horizont, ehe sie den auf einer kleinen Erhöhung gelegenen und weithin sichtbaren Rancho erkennen konnten. Es wurde in der That Zeit, daß sie an Ort und Stelle kamen, denn aus dem Boden stieg ein jetzt zwar noch dünner, aber doch schon lange Streifen ziehender Nebel auf, und die Eingeborenen wußten recht gut, wie rasch und dicht sich dieser manchmal über die Steppe legt.

Ein eigenes reges Leben begann indessen mit der Abenddämmerung auf der weiten Steppe, denn viele Thiere kamen jetzt zum Vorschein, die sie über Tag entweder gar nicht, oder doch nur einzeln gesehen hatten. So strichen jetzt ganz ungeheure Ketten von Wildenten schwirrend über das Fuhrwerk, um ihre gewöhnlichen Ruheplätze für die Nacht zu suchen. Auch Schwärme von Papageien flogen hoch über ihren Köpfen dahin, und auf dem Boden selber wurde es lebendig.

Die Pampas sind nämlich fast überall von zahllosen Höhlen und Löchern durchgraben, die an manchen Stellen so dicht aneinander liegen, daß es ordentlich gefährlich ist, bei Nacht über sie hin zu galoppiren, denn das Pferd kann es gar nicht vermeiden, bald hier bald da in eins derselben hinein zu treten, und schleudert dann oft den Reiter im eigenen Sturze ab. Hält man sich in den Fahrgleisen, so ist das weniger zu fürchten, aber selbst bis dicht an diese hinan gräbt die Viscacha*) ihren Bau, und Abends, wenn es dämmert, kommt sie heraus an die frische Luft, setzt sich dicht über einer von ihren Röhren auf die Hinterbeine und guckt ganz altklug und höchst selbstzufrieden in die Welt hinein.

---

*) Lagotis criniger Gay.

Diese Viscachas sind eine Art Hamster, oder eher vielleicht ein Mitteldding zwischen Hamster und Dachs von der Größe etwa eines starken Hasen, nur dicker im Körper und nicht mit so langen Läufen. Sie sind von grauer Farbe mit schwarzen Backenstreifen und haben eigentlich ein gutmüthiges Gesicht, thun aber da, wo das Land cultivirt wird, sehr großen Schaden, weil sie sich stark vermehren und dann ganze Familienwohnungen mitten in den Feldern einrichten.

Hier in den Pampas freilich hatten sie unbegrenzten Raum, und wie der Gaucho sie gar nicht beachtet, wenn er an ihnen vorüber reitet, so scheinen sie ihn eben so wenig zu fürchten. Nur wenn ihnen Einer etwas gar zu nahe kommt, machen sie sich aus dem Staube und sind dann blitzesschnell in ihren Höhlen verschwunden.

Jetzt mit der Abenddämmerung kamen sie heraus, überall tauchten sie plötzlich hervor, hier und hier und da und dort, manchmal ein einzelner alter grämlicher Bursche, der sich von dem geselligen Leben der Welt vielleicht zurückgezogen hatte und eine Privathöhle besaß, zu der Niemand von seiner Sippe Zutritt bekam — dort eine ganze kleine muntere Familie, die ihr Männchen machte, als sie das ungewohnte Geräusch des heranrasselnden Fuhrwerks hörte, und dann ihr abendliches Spiel ganz ungescheut mit Haschen und Verstecken begann. Und das Alles wurde lautlos abgemacht. Das wimmelte und kribbelte durcheinander und fuhr hin und her und schien sich ganz vortrefflich zu amüsiren, aber kein Ton ließ sich hören, kein Pfeifen oder Kreischen, und nur manchmal, wenn so ein alter, mürrischer Gesell mit dem herandonnernden Fuhrwerk nicht einverstanden schien, stieß er ein kurzes, verdrießliches Grunzen aus und tauchte dann in sein Labyrinth von Löchern und Röhren mit Gedankenschnelle unter.

Aber diese Viscachas bewohnten nicht allein jene zahlreichen Höhlen, denn wunderlicher Weise hält sich eine winzig kleine Eulenart, ein Käuzchen, aber viel kleiner als die unsrigen sind, zu ihnen und leistet ihnen treue Gesellschaft. Ueberall zwischen den grauen, ernsthaften Burschen flattern diese Nachtvögel mit unhörbarem Flügelschlag herum, kreisen bald da, bald dort hinüber, wie auf Besuch zu den verschiedenen

Familien, und sind mit ihren viel größeren Schlafkameraden so vertraut, daß sie sich ungescheut dicht bei ihnen niederlassen.

Aber auch diese Thiere ließen sie jetzt hinter sich, denn unmittelbar vor ihnen lag wieder ein einzelner Rancho, und wieder erwarteten sie eine Nacht wie die letzte, mit schlechtem Quartier und schlechterem Essen. Frau Houston entschloß sich deshalb, heute lieber mit Elise und John in dem Wagen selber zu bleiben und da den Morgen zu erwarten. John richtete ihr auch ein ganz bequemes Lager aus den Polstern her, und zum ersten Mal seit vielen Nächten schliefen sie, besonders von keinem Ungeziefer gepeinigt, sanft und süß.

Aber die Nebel, die schon an dem Abend begonnen hatten ihre weißen Schleier über das Land zu breiten, verdichteten sich mehr und mehr, und als der Morgen anbrach, lagen sie zäh und fest auf der Pampas, so daß man keine zehn Schritt vor sich aus sehen konnte.

Wenn es aber auch möglich gewesen wäre, in diesem Nebel die Pferde zu finden und einzutreiben, die noch draußen im Campo weideten, so hätte der Mayordomo doch an keinen Aufbruch gedacht, denn er versicherte dem Professor, daß die schurkischen Rothfelle, wie er die Indianer gewöhnlich nannte, gerade ein solches Wetter zum Umherstreifen am liebsten hätten, weil ihnen dann gar oft eine gute Beute in den Weg lief und an Flucht nachher nicht mehr zu denken war. Auch die Reiter weigerten sich, selbst nur einen Versuch zu machen, die Pferde zu fangen. Wenn der Nebel sich zertheilte, was jedenfalls gegen zehn Uhr geschah, war es noch immer früh genug. Die jetzt verlorene Zeit holten sie dann mit den frischen Thieren gar bald wieder ein.

Diese Gauchoburschen, die ihre Begleitung bildeten, schienen überhaupt einen ganz gehörigen Respect vor den Indianern zu haben, und freilich waren ihnen diese mit ihren Waffen, den langen spitzen Lanzen, bedeutend überlegen. Bolas und Lasso wußten sie dabei eben so gut zu führen, wie sie selber, und keinem von allen mochte wohl an einem Begegnen mit den Rothhäuten etwas gelegen sein, dem Mayordomo am wenigsten.

Der Nebel lag wirklich wie Blei diesen Morgen auf der Steppe und rührte und regte sich nicht. Endlich aber, etwa gegen zehn Uhr, erhob sich ein frischerer Wind; die Sonne stand auch jetzt schon hoch genug, um von oben durchzudrücken, und die zähe Masse fing an, in Bewegung zu kommen. Zuerst lichteten sich die Schleier und trennten sich zu langen, wehenden Schwaden, die herüber und hinüber schwankten, bis oben im Zenith ein Stück mattblauen Himmels sichtbar ward. Tiefer und tiefer arbeitete sich dabei das freundliche Sonnenlicht seine Bahn und grub und schob und drängte zuletzt die weißgelben Schwaden wie riesige Coulissen von der Bühne zurück, aus der sogar schon wieder grüne, lachende Wiesenflecke und einzelne weidende Heerden sichtbar wurden. Nur noch ein dünner luftiger Flor lag auf dem Ganzen, und jetzt schwand auch dieser. Der letzte Windstoß, der mit der siegenden Sonne daherstrich, nahm ihn hinweg, und weiter und weiter zurück wich der düstere Geist, der die thaublitzende, schimmernde Ebene so lange verdeckt und umhüllt gehalten.

Die Hütte lag, wie schon früher erwähnt, auf dem höchsten Punkt des ganzen Districts, so daß man von hier aus einen prächtigen Blick über die umliegende Gegend hatte. Den benutzte denn auch der alte Mayordomo, sobald er nur irgend Gelegenheit dazu bekam, und besonders nach Süden richtete er wieder seine ganze Aufmerksamkeit. Hierin unterstützte ihn auch heute Morgen der Professor, der ein kleines Taschenteleskop bei sich führte. Mit dem Glas konnte er den ganzen Horizont bestreichen, aber nicht das geringste Verdächtige ließ sich blicken. Selbst die am weitesten entfernten kleinen Trupps von Rindern und Pferden schienen still und unbelästigt zu weiden, und die Gauchos selber beruhigten sich endlich, daß keine Gefahr vorhanden sei. Es war ja auch recht gut möglich, daß jene beiden Indianer gestern zu keinem größeren Streifzug gehört und nur ganz zufällig ihren Weg gekreuzt hatten. Jedenfalls mußten sie scharf zureiten, wenn sie jetzt noch hinter ihnen drein kommen wollten. Die Grenze des Buenos-Ayres-Districts lag nicht mehr weit entfernt, dort hinein wagten sie sich überhaupt nur selten und dann stets nur in größeren Horden, weil dort, in der Nähe der Residenz, doch zu viel

Militär herumstreifte, dem sie nur im äußersten Nothfalle die Spitze bieten mochten.

Rasch wurden die Peones nun hinausgeschickt, um mit ihres Wirthes Hülfe die nöthigen und nicht sehr entfernt weidenden Pferde einzufangen. Das war in kaum einer halben Stunde geschehen, und fort ging es wieder, daß Kies und Sand hinter den wirbelnden Rädern drein sprang.

5.

Drohende Gefahr.

Es war einer der schönsten Morgen, die sie noch auf ihrer ganzen Reise gehabt. Der zertheilte Nebel hatte der Luft eine angenehme kühle Feuchtigkeit gelassen, und die Sonne stand so hell und klar am Himmel, daß der Thau in Myriaden Perlen an den Grashalmen funkelte. Der Wagen rollte dabei leicht und glatt über den ebenen Boden, und Alles ließ sie hoffen, daß sie ihr Ziel jetzt bald erreichen würden. Die Reisenden malten sich auch schon im Geist aus, wie sehnlich die Ihrigen auf Nachricht von ihnen warten, in welcher furchtbaren Angst sie jetzt noch leben würden, da ja Keiner wissen konnte, wer Alles unter den Trümmern von Mendoza begraben lag, und wie groß dann die Freude sein mußte, wenn sie ihren Eltern und Geschwistern an den Hals fliegen und sie herzen und küssen konnten.

Und der arme Mr. Houston — welche Angst hatte er gerade sicher ausgestanden, denn er konnte ja doch nicht ahnen, daß ihm das Glück so nahe bevorstand, alle seine Lieben bald wieder zu umarmen — bald gewiß — denn an eine jetzt noch drohende Gefahr dachte Niemand mehr, und doch wie gewaltsam sollte schon die nächste Stunde sie aus ihren sicheren Träumen emporschrecken.

Es mochte elf Uhr Morgens sein, und sie hatten etwa drei Leguas von dem letzten Rancho zurückgelegt. Der Boden wurde hier mehr wellenförmig, so daß man nur an den höher liegenden Stellen einen freien Blick über die Pampas behielt, während das Auge von den nächsten flachen Grashängen begrenzt wurde, sobald das Fuhrwerk eine der Vertiefungen zu kreuzen hatte.

Der Mayordomo schien aber selber seine Furcht vor den Indianern an diesem hellen, lichten Morgen verloren zu haben, denn er überließ das Ausschauen seinen Leuten, rauchte erst seine kleine Papiercigarre, lehnte sich dann in seine Ecke zurück und schloß die Augen. Noch hatte er aber keine Viertelstunde so gelegen, da weckte ihn der laute Ruf Eines der vorderen Leute, und wie er, noch halb im Schlaf, emporfuhr, sah er, wie sich die Arme der Reiter wieder rasch nach dem gefürchteten Süden streckten.

Gerade hatten sie hier mit ihrem Geschirr einen der höher gelegenen Punkte erreicht, und wie auf gemeinschaftliche Verabredung zügelten alle ihre Pferde ein und hielten, um einen besseren und ruhigeren Ueberblick zu gewinnen. Und was war dort? Der Mayordomo richtete sich hoch im Fuhrwerk auf, schützte die Augen mit der flachen, emporgehaltenen Hand gegen die Sonne und schaute forschend wohl eine Minute lang nach der angegebenen Richtung hinüber. Es war kein Zweifel, daß sich dort etwas bewegte, eine breite, ziemlich dichte Staubwolke wirbelte in der Gegend empor, und nach rechts hinüber konnten sie deutlich zwei der kleinen Pampashirsche erkennen, die in wilder Eile über die Steppe flohen, während nach links, schräg ihren Weg kreuzend, ein Trupp von Straußen flüchtig ging und in gewaltiger Hast zu sein schien.

„Sehen Sie etwas?“ frug der Professor, dem nicht entgehen konnte, daß die Leute etwas entdeckt haben mußten, das ihre Aufmerksamkeit mehr als je vorher fesselte. Der Alte gab ihm aber gar keine Antwort, denn noch schien er selber nicht recht mit sich im Klaren, was jene Störung in der Steppe verursacht haben mochte.

„Wie weit haben wir noch bis zum nächsten Rancho?“ frug er endlich den neben ihm sitzenden Kutscher, der sich bis

jetzt noch gar nicht um das, was die Uebrigen so sehr zu interessiren schien, bekümmert hatte.

„Hm," brummte dieser, der den Weg vielleicht in seinem Leben schon hundert und mehr Mal gemacht hatte, „quien sabe? (wer weiß), können vielleicht noch drei Leguas sein."

„Vorwärts denn," rief der Alte, „was da auch steckt, ist noch weit weg, und hier können wir doch nicht halten bleiben. Vorwärts, meine Burschen, und laßt die Pferde ein wenig ausgreifen. Der nächste Platz, den wir erreichen, ist eine Estancia, und dort wollen wir ruhig abwarten, was da hinten herumschwärmt."

Die Gauchos vorn hatten indessen halblaut einige Worte mit einander gewechselt und schienen dem Befehl nicht gern Folge zu leisten. Die beiden vorderen betrachteten auch noch einmal mißtrauisch den aufwirbelnden Staub, endlich aber setzten sie ihren Thieren die Sporen wieder ein, und fort ging es, was die Pferde laufen konnten, die Steppe entlang.

Immer dichter wurde indessen die Wolke, aber noch ließ sich nicht das Geringste darin erkennen, weil der Wind fast genau von dort herüber kam und den Staub vorausjagte, bis sie etwa noch eine halbe Stunde in der nämlichen Carrière gefahren waren. Da endlich trennte sich die feste Masse, und man konnte jetzt deutlich erkennen, daß es verschiedene Heerden Vieh waren, die in voller Flucht herangesetzt kamen.

„Caramba!" fluchte der Alte leise in den Bart, „jetzt geht die Geschichte los — heh, Compañeros!" unterbrach er sich aber plötzlich erschreckt, denn seine Gaucho-Peones nahmen in dem Augenblick seine Aufmerksamkeit noch mehr in Anspruch, wie selbst der gefürchtete Feind, der, wie er keinen Moment mehr zweifelte, hinter den aufgescheuchten Heerden drein gesprengt kam — „was wollt Ihr thun? — Seid Ihr des hellen Teufels, Leute?"

Er erhielt keine Antwort, aber es bedurfte für ihn auch keiner Erklärung weiter, wenn auch John nicht wußte, was er aus dem Betragen der Leute machen sollte. Diese hatten nämlich in dem Moment wieder eingezügelt, so daß der Wagen hielt, drängten zu gleicher Zeit ihre Pferde etwas zurück und bogen sich im Sattel — an Absteigen dachte Keiner — nach

der Deichsel hinunter. Die nächste Minute sollte ihm aber schon eine volle Erklärung bringen, denn alle sechs Reiter hatten die kurzen Ledertaue, mit denen ihre Thiere in einem eisernen Ring nur locker angehangen waren, losgeworfen, und ohne einen Blick zurück, ohne eine Antwort oder gar eine Entschuldigung ihres Betragens, galoppirten die sechs feigen Bursche vom Wagen ab, stießen ihren Thieren die Sporen in die Seiten und flogen dann, was diese laufen konnten, in gestreckter Carrière über die Steppe hin, nach Norden hinauf.

Aber die Ueberraschung war noch nicht vorbei. Der Kutscher, der indessen ebenfalls gemerkt hatte, um was es sich handle, so gleichgültig er auch bis dahin dagegen geschienen, griff in seinen Gürtel zurück und schnellte sich dann plötzlich über das vordere Schutzleder ebenfalls aus dem Wagen.

„Halt, Schurke! Du bleibst wenigstens da!“ schrie der Mayordomo und packte ihn am Poncho; aber mit einem Fluch zuckte der Mann sein langes, schon bereit gehaltenes Messer gegen ihn, daß er ihn erschreckt wieder losließ, war dann mit einem Satz unten bei dem Handpferd, schnitt den Strang durch, warf sich auf dessen Rücken und folgte den Uebrigen.

„Dem schießen Sie aber Eins drauf!“ schrie der Mayordomo außer sich, „mir hat er das lahme Sattelpferd zurückgelassen, das mir in der ersten Legua zusammenbräche. Schießen Sie, Don Sebastian, weshalb zum Teufel haben Sie denn die alte Donnerbüchse mit?“

„Lieber Freund!“ sagte der Professor ruhig, „der Bursche würde uns doch verwünscht wenig nützen, wenn uns wirklich Gefahr drohen sollte. Er wäre uns jedenfalls nur im Wege, und er hat auch nicht mehr gethan wie seine Kameraden.“

„Oh, Carajo! Carajo!“ schrie der Alte, sich mit beiden Händen in die Haare fahrend, „und nur die alte lahme Bestie übrig!“

Der alte Oberaufseher schien weniger über das feige Betragen seiner Leute, als darüber entrüstet zu sein, daß er selber nicht fort konnte, denn das an der Deichsel gehende Sattelpferd hatte seit einer Stunde etwa zu lahmen angefangen und war überhaupt ein schon wund gerittenes, fast

aufgeriebenes Thier, das kaum seine Station ausgehalten hätte, außerdem mager zum Erbarmen. Auf dem scharfen, wunden Rücken würde er unmöglich fortgekommen sein, das wußte er selber recht gut, und der Professor, der bei der plötzlichen Flucht der Leute seine ganze Ruhe und Kaltblütigkeit behielt, merkte bald, wie die Sache stand. Uebrigens glaubte er noch nicht einmal an eine wirkliche Gefahr, denn wenn er auch die aufgescheuchten Heerden selber recht gut sah, so konnten auch eben so gut — überhaupt das Wahrscheinlichste — irgend ein paar Gauchos von der nächsten Estancia dahinter her sein, die eben draußen gewesen waren, um ihr Vieh näher zum Hause zu treiben.

„Compañero!" sagte er mit einem spöttischen Lächeln zu dem Alten, indem er sich durch das heruntergelassene Fenster zu ihm hinaus in's Cabriolet bog, „wollt Ihr also bei uns aushalten? Ich machte doch an Eurer Stelle auch, daß ich fort käme!"

„Auf der Kracke?" rief der Gaucho, verächtlich auf das einzige ihnen gelassene Pferd deutend, das mit gesenktem Kopfe und keuchend, in Schweiß gebadet, vor dem Wagen stand und genau so aussah, als ob es jeden Augenblick umfallen wollte. In dem Augenblick mochte er sich aber doch wohl darauf besinnen, daß ihn eigentlich seine Pflicht bei den Reisenden hielt, die seiner Führung und seinem Schutze anvertraut worden, und mit der jenen Burschen eigenen Schlauheit berechnete er rasch, daß er später vielleicht gerade aus diesem Umstand noch guten und ehrenvollen Nutzen ziehen konnte, wenn ihnen eben die Hälse nicht von den Indianern abgeschnitten wurden. Hier aushalten mußte er, das sah er recht gut ein, denn es blieb ihm gar keine andere Wahl, und deshalb war es viel zweckmäßiger, er stellte das bei Zeiten als aus freiem Willen geschehend dar, als daß er, dazu gezwungen, das ganze Verdienstliche der Handlung verloren hätte. Kaum war ihm deshalb auch das Wort entfahren: „Auf der Kracke?" — als er auch langsamer hinzusetzte: „aber das bleibt sich gleich, und wenn das der schnellste und flüchtigste Renner im Campo wäre, ich dürfte und ginge doch nicht fort. Habe versprochen, bei Ihnen auszuhalten, und

ein Pedro Carvallos hält sein Wort. Sind denn Ihre Gewehre im Stand?"

„Wir werden sie wahrscheinlich gar nicht brauchen," sagte der Professor, „denn gegen die Kühe sollen wir uns doch nicht etwa vertheidigen?"

„Aber gegen das, was dahinter kommt, Campañero," brummte der Alte; „werden ihre Bekanntschaft bald genug machen, und jetzt haben wir die Folgen von Ihrer Weichherzigkeit. Hätten Sie damals meinen Rath befolgt und die beiden braunen Schufte über den Haufen geschossen, so säßen wir jetzt nicht auf dieser vermaledeiten Stelle, bei der nur das einzige Glück ist, daß wir Wasser dicht bei haben. Die Lache dort hält uns vielleicht am Leben."

„Was um Gottes willen geht da vor?" rief jetzt Frau Houston, die anfangs im Wagen eingenickt gewesen war und dann, als sie erwachte, mehr erstaunt als geängstigt den flüchtigen Peones nachsah. Glaubte sie doch nur, daß die Burschen irgend ein Wild in der Pampas entdeckt hätten, dem sie jetzt folgten, und dann rasch zurückkehren würden. Das Gespräch der Männer machte sie aber erst auf eine wirkliche Gefahr aufmerksam.

„Beruhigen Sie sich, Madame," sagte der Professor freundlich, „diese Gauchos träumen bei hellem Tage von nichts weiter als Indianern und sehen diese fabelhaften Indios im Geist, wo nur eine Handvoll Staub in der Pampas aufsteigt. Jetzt kommen ein paar Kühe angesprengt, deshalb müssen natürlich Indianer dahinter her sein, und unsere muthigen Peones haben sich denn auch augenblicklich ein Herz gefaßt und sind ausgekniffen."

„Fort? — geflohen?" rief die Frau erschreckt. „Um des Himmels willen, und wir können hier nicht fort?"

„Im Augenblick allerdings nicht," sagte achselzuckend der Professor, „aber besorgen Sie nichts für Ihre Sicherheit. Sollten wirklich wieder ein paar einzelne Indianer herankommen, so dürfen sie ja gar nicht daran denken, uns anzugreifen, denken auch in der That nicht daran, und das Andere findet sich dann später. Das einzige Fatale bei der Sache ist, daß wir wirklich durch die bodenlose Albernheit dieser Menschen

um wenigstens einen halben Tag in unserer Reise aufgehalten werden."

Der alte Mayordomo war indessen nicht der Mann, der seine Zeit ungenützt hätte verstreichen lassen, wo er nun doch einmal an das Schicksal gefesselt blieb und alle Gefahren mit den Uebrigen theilen mußte. Einen Fluchtversuch auf dem Pferde zu machen, das ihm die Peones zurückgelassen, blieb außer aller Frage, deshalb mußte jetzt hier geschehen, was irgend nöthig war, um der Gefahr wenigstens gerüstet zu begegnen.

Glücklicher Weise hielt das Geschirr kaum zwanzig Schritt von einem jener Wasserlöcher, die in dieser Jahreszeit gar nicht so häufig in den Pampas angetroffen werden. Durch den Regen war es auch nicht entstanden, denn hier und da arbeiten sich zuweilen kleine Quellen zu Tage und füllen niedrig gelegene Stellen an. Für Wasser war also gesorgt, denn auf die Entfernung hin konnten sie sich, selbst im schlimmsten Fall, schon den Raum von den Rothhäuten frei halten. Wie aber stand es mit den Lebensmitteln, wenn sie ja überfallen und eingeschlossen wurden? — Jedenfalls war es nöthig, daran bei Zeiten zu denken. Wenn sie es nachher nicht brauchten, desto besser.

Die aufgescheuchten Heerden waren indessen ganz nahe gekommen; schon wälzte sich der von ihren Füßen aufgewühlte Staub über den Wagen hin. Der Haupttrupp hatte sich aber kurz vorher getrennt, und während ein Theil der Rinder mehr nach Westen hinüber hielt und dort die Straße zu kreuzen suchte, hatte sich ein anderer mehr nach Osten geschlagen. Nur einzelne kleine Trupps kamen in gerader Richtung auf den Wagen zu, den sie, des Staubes wegen, nicht eher sehen konnten, als bis sie dicht davor waren.

„Don Juan," redete der Alte jetzt unsern Freund in der Art an, wie er sich seinen englischen Namen übersetzt hatte, „können Sie gut schießen?"

„Gewiß!" rief John gespannt; er hatte schon eine Menge Fragen an den Mayordomo gerichtet, aber auf keine eine Antwort bekommen.

„Dann kommen Sie einmal mit mir einen Augenblick

hinunter. — Don Sebastian, wären Sie wohl so gut, danach zu sehen, daß die Gewehre oben alle zum Gebrauch fertig sind? In einer Viertelstunde könnt' es zu spät sein, sie vorzusuchen."

„Es ist Alles im Stande," erwiderte der Professor, durch die Ueberzeugung, mit welcher der Alte von der vorhandenen Gefahr sprach, doch etwas stutzig gemacht. Er nahm sämmtliche Gewehre, die allerdings geladen waren, aber so lagen, daß kein Unglück geschehen konnte, aus den Futteralen, setzte Kupferhütchen auf und lehnte sie gegen die geöffneten Fenster. Seine eigene Büchse, mit der er recht gut umzugehen wußte, war ebenfalls im Stande.

„Bueno!" sagte der Alte, indem er John winkte, ihm zu folgen, und dann selber vom Wagen sprang, „dann wollen wir erst einmal diesem Gerippe von einem Pferde die Freiheit geben, daß uns das nicht hier vor dem Wagen crepirt und die Luft verpestet. — Da, Alter, jetzt mach', daß du fortkommst, denn du hast von den Rothfellen nichts zu fürchten." Und damit hatte er es von der Deichsel gelöst, ihm Geschirr und Zaum abgenommen und gab ihm mit dem letzteren eins über die Hüften.

Das arme müde Pferd konnte kaum noch von der Stelle. Mit den übrigen angespannt, war es in Carrière gelaufen und wäre fortgelaufen, bis es todt zusammenbrach, jetzt aber durch das Stillstehen schienen ihm die Knochen schon steif geworden zu sein. Dennoch humpelte es zum Wasser hinüber, das es jedenfalls gewittert haben mußte, und dadurch in etwas erfrischt, hinkte es weiter, einem grünen Grasfleck zu, in dem es sich niederlegte und das abfraß, was es eben mit dem Maul erreichen konnte.

Der alte Gaucho achtete aber nicht weiter auf das Thier; war es doch vollkommen gleichgültig, was aus ihm wurde, so lange es ihnen nicht auf dem Halse blieb. Seine Aufmerksamkeit schien nur auf das Vieh gerichtet, das in ihrer Nähe vorbei kam, und John's Arm plötzlich ergreifend, rief er rasch: „Da — die kommen recht. Dem großen Kalb schießen Sie einmal eine Ladung gerad' hinter's Ohr, daß es gleich umfällt."

„Aber wem gehört es denn?" frug John erstaunt, denn

er wußte recht gut, daß man in der Pampas draußen kein Vieh tödten dürfe, weil alle diese Thiere ihren rechtmäßigen Herrn hatten.

„Wem es gehört?“ rief aber der alte Gaucho erstaunt aus. „Sollen wir etwa hier verhungern, wenn uns die Rothfelle eingeschloßen haben? Zum Teufel auch, schießen Sie und fragen Sie nicht lange. Jetzt kommt's, und nun vorwärts!“

John war noch immer nicht recht überzeugt, aber der alte Gaucho mußte doch auch wissen, was er that, und dann kam auch noch eine geringe Schießwuth dazu, die fast alle jungen Leute haben. Ein paar Kühe mit drei oder vier jungen Rindern und diesem sehr großen Kalb setzten eben, die Schwänze hoch gehoben, in vollem Galopp heran, und erst dicht vor dem Wagen bogen sie erschreckt rechts ab und wollten vorüber. John sprang ein Stück vor und legte an, das Kalb war kaum zehn Schritt von ihm entfernt, und mit dem Schusse selbst überschlug es sich und streckte alle Viere.

„Bravo!“ schrie der Gaucho, der zu gleicher Zeit nach vorn sprang und sein Messer aus der Scheide riß. „Das war ein guter Schuß im rechten Augenblick, denn die Schufte haben mir nicht einmal einen Lasso zurückgelassen.“

Mit den Worten hatte er das getödtete Kalb schon bei einem Hinterbein gefaßt, warf noch einen Blick nach Süden, ob ihm auch Zeit blieb, sich hier aufzuhalten, und bog sich dann rasch zu dem Thiere nieder, um es auszuweiden. Eine solche Geschicklichkeit zeigte er aber darin, daß er es in kaum zwei Minuten vollkommen ausgeworfen hatte, und ohne sich auch nur eine Secunde länger aufzuhalten, mit dem blutigen Messer noch in der Hand, zog er die Beute dem Wagen zu.

John, der indessen sein Gewehr schon wieder geladen hatte, half ihm dabei und frug dann den Alten, ob sie es nicht lieber in Stücke schneiden und aufhängen sollten. Dieser aber, das Kalb ohne Weiteres zwischen die Vorderräder werfend, rief: „Warum nicht lieber auch gleich braten? Hinauf, junger Herr, auf Ihren Posten; jetzt gilt es keinen Spaß mehr, denn dahinten kommt die andere Staubwolke, und die wird uns vor der Hand reichliche Beschäftigung geben.“

Damit wischte er sein Messer im Gras ab und schob es wieder in die Scheide zurück, sprang dann zu dem Wasser hinüber, zu dem er sich niederbog und herzhaft trank, dann seine blutigen Hände abspülte und an seinem Poncho trocknete, und eilte ebenfalls wieder an seinen Platz zurück.

Die jungen Leute im Wagen befanden sich indeß in nicht geringer Aufregung, denn wenn sie auch noch keine rechte Ahnung von der Gefahr hatten, die ihnen drohte, sobald sie in die Hände dieser Feinde fielen, waren ihnen doch die ganzen Vorbereitungen schon unheimlich, und besonders die Südamerikaner fühlten sich am wenigsten behaglich, denn mit Feuerwaffen wissen sie selten umzugehen. — Der alte Gaucho dagegen bewahrte seine volle Ruhe, und sich zurück in den Wagen biegend, sagte er:

„Aber nicht Alle auf einmal schießen, Don Sebastian, sonst sind wir nachher verloren, — immer nur Zwei, dann rasch wieder geladen und um Gottes willen gut gezielt.“

„Aber, bester Freund,“ sagte der Professor, „wir wissen ja noch gar nicht, ob es Indianer sind, und wenn sie es sind, müssen wir doch erst abwarten —“

„Bis sie uns am Halse haben und die Kehlen durchschneiden, nicht wahr?“ unterbrach ihn der Alte. „Da hinten kommen sie schon. Ich kann schon ihre Lanzenspitzen über dem Staub erkennen. Jetzt fertig — wo eine solche Horde einbricht, da ist auf Erbarmen nicht zu rechnen! — Teufel noch einmal, die werden uns beinahe überrennen, ehe sie uns sehen, und dann hängt nachher Alles vom ersten Anprall ab.“

Er hatte ganz Recht. Wie die Heerden den Wagen auch nicht vor dem Staub gesehen hatten, bis sie dicht davor waren, so konnte das auch recht gut mit den Indianern geschehen, die jedenfalls in toller Flucht so lange fortsprengten, bis sie den Weg erreichten. Die neue Staubwolke war auch kaum noch dreihundert Schritt mehr von ihnen entfernt, und danach zu urtheilen, konnte es keinenfalls ein schwacher Trupp von ein paar einzelnen herumstreifenden Wilden sein. Da schlug plötzlich ein Windstoß von Westen her den Staub etwas bei

Seite, und der Moment genügte, um das unbehülfliche und auffällige Fuhrwerk den Wilden zu verrathen.

Ihre Richtung hatte bis jetzt ein klein wenig mehr östlich gelegen, in diesem Augenblick aber zügelten sie ein, jedenfalls um den Staub erst fortziehen zu lassen und selber einen Ueberblick zu gewinnen, und nach kaum fünf Minuten, während die aufgewühlte Wolke schwerfällig seitab trieb, konnten die Reisenden etwa dreißig jener braunen Krieger erkennen, die auf ihren schnaubenden, unruhigen Pferden fast in einer Reihe in der Pampas hielten.

Aber diese Ruhe dauerte nicht lange. Nur ein Blick auf den Wagen zeigte ihnen die Lage des verlassenen Fuhrwerks. Einen einzigen wilden Jubelschrei stießen sie aus, und im nächsten Moment flogen sie mit eingelegten Lanzen so rasch heran, wie ihre flüchtigen Thiere sie vorwärts tragen konnten.

8.

Der Angriff der Wilden.

Professor Orella war, wie gesagt, ein kleines, sehr schwächliches Männchen, dem wohl kein Mensch beim ersten Anblick irgend eine Energie zugetraut hätte. Er sah aus wie ein richtiger Stubengelehrter, der hinter seinen Büchern eingeschrumpft und vertrocknet ist und in das Leben draußen gerade so hineinpaßt, wie ein ausgestopfter Vogel. Leider giebt es sehr viele Menschen in der Welt, die Alles sehr genau wissen, was je passirt ist, nur nie, wie sie sich selber in einer schwierigen Lage zu benehmen haben.

Bei dem kleinen Professor war das aber keineswegs der Fall. Ein so stilles Leben er jetzt führte, ein so bewegtes hatte er früher geführt und in Brasilien sowohl wie in Peru eine Anzahl von Freiheitskämpfen mitgemacht, in denen er sich mehrfach ganz außerordentlich ausgezeichnet. Er war trotz-

dem entschieden gegen ein Blutvergießen gewesen, so lange er selber nicht die Nothwendigkeit desselben einsah; jetzt aber, wo sich nicht mehr verkennen ließ, daß es die wilde Horde wirklich auf einen Ueberfall abgesehen hatte, wurde er eben so entschieden anderer Meinung und wußte überhaupt selber recht gut, was sie von diesen Indianern zu hoffen oder vielmehr zu fürchten hatten, wenn sie in ihre Gewalt fielen.

Die Pampas-Indianer sind wirklich ein wildes, noch ungebändigtes Volk, das allerdings aus den verschiedensten Stämmen besteht, im Kriege mit den Weißen aber jedesmal zusammenhält und deshalb auch noch seine volle Unabhängigkeit bewahrt hat. Nicht allein auf Patagonien bleiben sie dabei angewiesen, das überhaupt kein Weißer ohne ihre Erlaubniß betreten darf, nein, bis hoch hinauf in die Argentinische Republik dehnen sie ihre Raub- und Streifzüge aus und haben sich durch ihre beweglichen Schwärme, denen nie ordentlich beizukommen ist, bei der argentinischen Regierung selber so in Respect gesetzt, daß ihnen diese sogar jährlich sogenannte „Geschenke" macht, um sie nur soviel als möglich ruhig und in Frieden zu halten. Aber selbst das hilft nicht immer, und eine oder die andere Gelegenheit findet sich stets, bei der sie eine Ursache vorschützen können, unzufrieden zu sein. Dann unterhandeln sie aber nicht lange, sondern schicken eben ihre Horden über das Land und beunruhigen dasselbe, bis man ihnen bewilligt, was sie wollen, nur um sie los zu werden.

Im eigentlichen Süden leben die Patagonier, von denen man früher das Märchen hatte, daß es lauter Riesen wären. Das ist nun wohl nicht der Fall, aber sie sind allerdings ein kräftiger, hochgewachsener Menschenschlag, der, wie der Gaucho selber, nur im Sattel und einzig und allein von Fleisch, von Wild, Pferden und seinen Heerden lebt, denn diese Indianer schlachten mehr Pferde für ihre Nahrung als Rinder.

Nördlich von diesen sogenannten „Patagoniern" und noch in demselben Land, das der Rio Negro oder schwarze Fluß von der Argentinischen Republik trennt, leben die Pehuenchen, ihre Nachbarn, in ganz ähnlicher Weise wie sie, und diese, wie die nördlich vom Rio Negro hausenden Stämme der Pampas-Indianer, sind es, die besonders die Einfälle in die

Argentinische Republik machen. Die Patagonier kommen nie dort hinauf und scheinen sich auch selbst von ihren Nachbarn, den Pehuenchen, ziemlich getrennt zu halten.

Feste Wohnplätze haben aber alle diese Stämme nie, sondern es sind lauter Nomaden, das heißt, sie leben unter Zelten, die sie von Guanakohäuten herstellen, und wechseln ihre Lagerstätten nach Gefallen und gewöhnlich dann, wenn das Wild in ihrer Nähe seltener wird, oder die Weide für ihr Vieh abgefressen ist. Dann packen sie ihr ganzes Lager, ihre Frauen und Kinder auf Lastpferde und ziehen eben in einen andern District, wo sie wieder finden, was sie brauchen.

Dadurch ist ihnen aber auch nie beizukommen. Haben sie irgendwo einen Ueberfall gemacht, und will die Regierung wirklich einmal Militär gegen sie ausschicken, um sie zu strafen, so muß dieses eben auf's Gerathewohl in die ungeheure, viele hundert englische Meilen breite Steppe hineinziehen und sie dort suchen. Die Indianer aber, die ihre Spione überall ausliegen haben, erfahren dann immer bei Zeiten, wann solch' ein geschlossener Trupp in ihre Nähe kommt, und wären sie wirklich stark und zahlreich genug, um es mit ihnen aufzunehmen oder sich wenigstens in ihrem Lager zu vertheidigen, so fällt ihnen das doch gar nicht ein. Bei den Soldaten ist keine Beute zu machen, wenigstens nichts zu gewinnen, was sie nicht selber hätten, und wozu sollten sie ihre Familien deshalb der Gefahr eines Angriffs aussetzen. Sie packen ihr Lager auf und ziehen weiter, senden aber augenblicklich Boten an alle benachbarten Stämme, und die Soldaten dürfen nie wagen, sie weit zu verfolgen, sie könnten sonst von den vereinigten Horden abgeschnitten und umzingelt werden, und dem setzen sie sich schon selber nicht aus.

Das Ende von solchen Streifzügen ist dann jedesmal das nämliche. Das Militär kehrt in seine Quartiere zurück und macht Meldung, daß es die Indianer in das Innere ihrer Wüsten zurückgejagt, sie selber jedoch nicht angetroffen habe. Dicht hinter ihnen folgen ihnen aber die Stämme, und in derselben Zeit, in der die obige Meldung gemacht wird, haben sie gewöhnlich schon wieder in aller Ruhe ihre früheren Lagerplätze bezogen.

Ein solches unruhiges, zähes Volk sind diese Wilden, die aber auch noch außerdem bei ihren Raubzügen kein Erbarmen kennen. Daheim, im Frieden, empfangen sie den einzelnen Fremden allerdings gastlich und freundschaftlich, ja sehen es sogar nicht einmal gern, wenn er sie so bald wieder verläßt, und es sind Fälle vorgekommen, wo sie Einzelne, die ihnen besonders gefielen, Monate und Jahre zurückgehalten haben. Anders, weit anders ist es aber, wenn sie, zu einem Kriegszug gerüstet, in das Land der Feinde brechen. Blutdürstig und roh, wie alle jene Stämme sind, deren einzige Nahrung in Fleisch besteht, machen sie sich dann auch nicht das geringste Gewissen daraus, Jeden zu tödten, der in ihre Gewalt fällt. Nur in seltenen Fällen haben Ausnahmen stattgefunden; gewöhnlich, wenn ein Platz von ihnen überrumpelt und die Bewohner gefangen wurden, schnitten sie den Männern und alten Frauen den Hals ab. Nur die Mädchen nahmen sie mit, um sie daheim zur Frau oder Sclavin zu gebrauchen, und es ist auch schon vorgekommen, daß sie ganz junge kräftige Knaben entführt haben, um sie in ihrem Stamm heran zu ziehen und zu Kriegern auszubilden. Dies war also die furchtbare Gefahr, die in diesem Augenblick der kleinen Gesellschaft drohte: entweder ermordet oder in Gefangenschaft geschleppt zu werden, und da sie der Professor selber ganz genau kannte, so beschloß er, jedes Mittel zu versuchen, um wenigstens den ersten Angriff abzuschlagen. Kam es dann zu einer Belagerung, und hatten sie die Feinde erst einmal zurückgeworfen, dann war ja doch die Möglichkeit, daß ihnen Hülfe wurde. Militärpatrouillen zogen jetzt oft dieses Weges, da man ja wußte, daß die Indianer wieder ausgebrochen seien; vielleicht lagen sogar Soldaten in der nächsten, sehr bedeutenden Estancia, die das Schießen dort drüben mit dem jetzt veränderten Wind jedenfalls hören mußten.

„Ave Maria!" rief jetzt der alte Gaucho, der seinen Fluch in diesem Augenblick ganz vergessen hatte und nur sein langes Messer in dem Entschlusse zog, sich bis auf den letzten Blutstropfen seiner Haut zu wehren. Kamen sie einmal so nahe, dann war er auch verloren, denn ihre langen Lanzen hätten ihn jedenfalls vorher erreicht und durchbohrt. „Ave Maria!

Geben Sie ihnen eine Ladung, Señor; hierher, Don Juan, und schießen Sie nicht eher, bis die Schufte nur noch höchstens drei Lanzenlängen entfernt sind. Nur um Gottes willen nicht vorbeischießen, und nur Zwei feuern."

Das aber wollte dem Professor nicht recht einleuchten, denn wenn sie den ersten Angriff nicht zurückschlugen, half es ihnen auch nichts, wenn nachher noch ein paar einzelne Schüsse fielen. Der ganze Schwarm wäre ihnen dann auf dem Leibe gewesen, und ob nachher noch Drei oder Vier der Schaar stürzten, konnte die Uebrigen nur noch mehr erbittern, aber sie selber nie retten. Kamen die Indianer bei diesem ersten Anprall so nahe, daß sie mit ihren Lanzen in den Wagen stoßen konnten, so waren sie Alle rettungslos verloren. Sie mußten deshalb eine tüchtige Salve vorher bekommen, das blieb ihre einzige Aussicht auf Rettung.

„Wer hat Kugeln in seinem Gewehr?" rief er rasch, die anstürmenden Feinde furchtlos betrachtend.

„Ich!" rief Jean, der junge Franzose, „in beiden Läufen — und ich fehle nicht."

„So schieß auf den dicksten Haufen, sowie ich es Dir sage," rief der Professor rasch, denn es war kein Augenblick Zeit mehr zu verlieren, „aber ja nicht eher. Hörst Du?"

„Gewiß nicht."

„Und Ihr Anderen feuert Eure Gewehre dann unmittelbar hinterher ab, doch Jeder nur erst einmal einen Lauf — das eine Gewehr hier werde ich selber brauchen," setzte er hinzu, dem einen Südamerikaner die Flinte aus der Hand nehmend, denn er traute diesem nicht viel zu. „Jetzt aufgepaßt — sie kommen. Du, Heinrich, schieße, sobald ich geschossen habe."

Damit legte er selber seine Büchse auf den untern Rand des geöffneten Fensters, wodurch er fest und ruhig zielen konnte. Aber er blieb im Anschlag, bis die herandonnernden Indianer etwa auf sechzig Schritt nahe waren, und jetzt nahm er den Führer der Schaar, einen breitschulterigen kräftigen Burschen, dem die langen schwarzen Haare wild um den Kopf flatterten, auf's Korn.

Und der kleine Professor hatte ganz vortrefflich gezielt, denn mit dem Schusse selbst bäumte das Pferd auf und über-

schlug sich, und einen wilden Schmerzensschrei ausstoßend, sank der Häuptling selber zurück und unter das sich über ihn werfende Pferd.

„Jean, Feuer!“ schrie jetzt der Professor, während er selber das andere, neben ihm liegende Gewehr aufgriff, und „piff,“ „paff“ krachten die beiden Schüsse in einen Trupp von Fünf oder Sechs hinein, die in engem Haufen ritten, während dort ein Pferd stürzte und ein Reiter im Sattel schwankte.

Dadurch kamen die Uebrigen in Unordnung, aber noch waren ihre Pferde in vollem Lauf dem Wagen entgegen, von dem sie in diesem Augenblick kaum noch dreißig Schritt entfernt sein konnten. Da feuerte John eine Ladung Rehposten in den einen Trupp zur Linken, während der Professor ebenfalls der rechten Flanke einen Bleigruß zuschickte, und als nun auch noch die beiden jungen Engländer ihre Schüsse auf die nahe genug gekommenen Wilden abdrückten, und der Professor und John mit dem zweiten Lauf Jeder einen Reiter aus dem Sattel warf, da wurde den rothen Kriegern doch das Feuern zu heiß. Einen solchen Empfang mochten sie nicht erwartet haben, halb unschlüssig griffen sie ihren Pferden in die Zügel und lenkten sie etwas zur Seite, als zwei Schüsse, von William und Ned gefeuert, den Ausschlag gaben.

Es waren die beiden letzten, und sämmtliche Gewehre jetzt entladen, so daß die Wilden, wenn sie ihrem ersten Angriff gefolgt wären, die ganze kleine Besatzung wehrlos in ihrer Gewalt gehabt hätten. Aber diese beiden Schüsse trafen Pferde, von denen das eine wild emporbäumte und das andere zusammenbrach. Das entschied. Der Platz wurde ihnen hier zu warm, und einmal im ersten Anprall gehemmt, warfen die Wilden ihre Pferde herum und galoppirten zurück, um vor allen Dingen aus dem Bereich der Schießwaffen zu kommen und dort zu berathen, was weiter zu thun sei.

„Hurrah!“ jubelten die jungen Leute in toller Lust hinter ihnen drein, aber der Professor wehrte ihnen das rasch.

„Ruhe!“ rief er, „und so schnell wie irgend möglich die Gewehre wieder geladen. Wer weiß, ob wir sie in fünf Minuten nicht wieder auf derselben Stelle haben!“ Und dabei war er selber emsig beschäftigt, seine eigene Büchse

wieder in Stand zu setzen, während John auf seinem Gewehr schon wieder die Zündhütchen aufsetzte.

„Sie kommen noch einmal!“ schrie da der alte Mayordomo, „jetzt gnade uns Gott!“ und in der That wandten die Indianer in diesem Augenblick ihre Pferde wieder und sprengten zurück. Aber der Trupp theilte sich, als ob sie den Angriff von zwei Seiten versuchen wollten, was ihnen schon allein dadurch größeren Vortheil geboten hätte, daß sie ihre Leute mehr auseinander halten konnten.

Die Besatzung des Wagens wäre auch jedenfalls verloren gewesen, wenn der Feind eine solche Absicht gehabt hätte, denn nur John und der Professor hatten ihre Gewehre schon wieder im Stande, und Jean setzte eben erst ein paar frische Kugeln auf, während die drei jüngeren Engländer nicht so rasch mit ihren Waffen fertig werden konnten. Das aber, was sie für einen weiteren Angriff gehalten, sollte vor der Hand nur erst einmal eine Recognoscirung sein, auf der sie das Fuhrwerk, aber immer noch in achtungsvoller Entfernung umritten, um wahrscheinlich eine bessere Stelle für ihren nächsten Angriff auszusuchen. Daß sie sich dann nicht wieder von der Seite nahen durften, wo die vier nebeneinander befindlichen Fenster den Belagerten so viel Vortheil gewährten, hatten sie schon eingesehen.

Die gefährlichste Seite für die im Wagen Befindlichen blieb jedenfalls von rückwärts, denn in der dort befindlichen Thür war nur ein einziges schmales Fenster, das also auch nur einem, höchstens zwei Schützen verstattete, es zu besetzen. Von vorn konnte auch nicht über den Wagendeckel weggeschossen werden, da der alte, unbehülflich genug gebaute Kasten in der Mitte höher war und gerade dann ein Zielen verhinderte, wenn es am nöthigsten wurde, d. h. wenn der Feind in Schußnähe kam.

Die Indianer schienen das auch bald ausgefunden zu haben, denn nachdem sie einmal den Wagen vollständig, aber sorgfältig außer Schußweite, umritten hatten, sammelten sie sich in jener Richtung und schienen eine ernstliche Berathung zu halten. Drei von ihnen waren aber zu Fuß, denn wie sie sich gleich anfangs, nachdem ihnen die Pferde getödtet worden,

in das Gras geworfen und jede Unebenheit des Bodens benutzt hatten, aus der gefährlichen Nähe zu kommen, so tauchten sie jetzt wieder bei ihren Gefährten auf, während Zwei der Schaar ein paar anderen Pferden nachgesprengt waren, von denen die Reiter heruntergeschossen worden.

Drei Leichen und drei Pferde lagen auf dem Wahlplatz und gaben Zeugniß, daß die jungen Burschen trefflich gezielt hatten. Aber es galt ja auch ihr Leben, und in der geringen Entfernung waren die Schüsse fast alle tödtlich gewesen.

Mit nicht geringer Genugthuung hatte indessen der alte Mayordomo gesehen, daß der erste, so sehr gefürchtete Anprall zurückgeschlagen worden. Aber es beunruhigte ihn doch nicht wenig, daß der Feind jetzt Miene machte, sie im Rücken anzugreifen. Er kletterte auch rasch auf das Dach des Wagens hinauf, um von dort einen besseren Ueberblick zu gewinnen, und zweifelte, nachdem er die Wilden eine kurze Zeit schweigend beobachtet hatte, keinen Augenblick daran, welchen Plan sie fassen würden.

Der Professor war aber indessen auch nicht müßig gewesen, und wie er nur erst die Gewehre wieder sämmtlich geladen wußte und nach seinen beiden Revolvern gesehen hatte, ob von diesen kein Zündhütchen heruntergefallen sei, beobachtete er den Feind, und es konnte ihm eben so wenig, wie dem alten Gaucho, entgehen, daß ein Angriff von rückwärts für sie jedenfalls das Unbequemste sein würde.

„Um des Himmels willen, bester Herr," rief da Frau Houston, die in Todesangst mit Elisen auf dem Boden des Wagens niedergekauert war, um sich dort besser gegen die Waffen der Wilden, gegen diese selber schützen zu können, „sind sie geflohen oder kommen sie zurück?"

„Ausgerissen sind sie, so viel ist sicher," lachte der kleine Mann, ohne jedoch dabei den Blick von dem feindlichen Trupp zu wenden, „aber daß sie noch einmal zurückkommen, bezweifle ich eben so wenig, denn wir haben ihnen ein paar von den Pferden heruntergeschossen, und die werden sie unter keiner Bedingung liegen lassen. Fürchten Sie jedoch nichts, Madame; noch einen solchen Sturm zurückgeschlagen, und die Lust für weitere Angriffe wird ihnen wohl benommen sein, denn unsere

jungen Eleven haben sich wie Männer gehalten und ihnen wahrhaftig gezeigt, daß die Geschichte hier kein Kinderspiel ist."

„Und glauben Sie nicht, daß noch Gefahr für uns ist?"

„Es wird nicht so arg sein," beruhigte sie der Professor, „ein Glück nur, daß wir die Waffen mitgenommen haben, denn ohne die wären wir jetzt verloren. Mit deren Hülfe hoffe ich jedoch, die Herren in anständiger Entfernung zu halten, daß sie uns weder mit Lanzen noch Messer zu Leibe können."

„Oh mein Gott, steh uns bei!" stöhnte die arme Frau.

„Halten Sie sich jetzt nur vollkommen ruhig," ermahnte sie der kleine Mann, „und bleiben Sie, wo Sie sind. Ich sehe, daß sich da einer der Burschen seine Bolas abwickelt, wenn sie mit denen werfen sollten, liegen Sie da unten im Kasten vollkommen sicher, denn durch das Holzwerk gehen sie nicht."

„Aber John? —"

„John ist mit die Hauptstütze unserer Vertheidigung, fürchten Sie nicht für den. Der macht sich ausgezeichnet." —

Noch während er sprach, hatte er die Hinterwand des Wagens untersucht und zu seiner Genugthuung gefunden, daß sie in ihrem obern Theil nur aus darüber gespanntem Leder bestand. Das war ein großer Vortheil, und mit seinem scharfen Dolchmesser schnitt er ohne Weiteres diese Theile heraus und bekam dadurch zwei Schießluken mehr.

„So," sagte er dabei, „das bischen Zug müssen wir uns schon gefallen lassen, — und nun Ihr, meine Herren Scharfschützen, Jean und Eduardo, postirt ihr Beiden Euch einmal hierher auf die beiden Bänke — Du, Jean, kannst sitzen und Dein Gewehr auflegen, denn für die Kugeln mußt Du einen sichern Schuß haben — und Du, Eduardo, kniest auf die Bank. Du schießest aber nicht eher, als bis sie vollkommen nahe genug sind, und wirfst Dich zurück, sobald Du merkst, daß sie mit den Lanzen nach Euch stoßen wollen; in dem Fall pfeffere ich sie dann mit meinem Revolver. Ich und William bleiben hier in der Mitte stehen, und Juan mag draußen den Ersten vom Pferde schießen, der sich ihm schußmäßig zeigt. Aufgepaßt jetzt, meine Burschen, sie kommen!"

Jede weitere Unterhaltung schien wirklich unnöthig zu sein, denn in diesem Augenblick setzte sich der Trupp dort drüben wieder rasch in Bewegung, aber es schien kein rechter Ernst in diesem zweiten Ansturm.

Allerdings galoppirten die Indianer ein Stück gegen den Wagen vor, doch mußten sie wohl schon aus der Ferne bemerkt haben, welche neuen Vorsichtsmaßregeln die Belagerten getroffen hatten, oder ob sie die Besatzung nur beunruhigen wollten, aber sie hielten wieder, in etwa hundertfünfzig Schritt Entfernung, und plötzlich sonderte sich Einer von dem Zug ab und kam dann langsam, die rechte Hand zum Zeichen des Friedens in die Höhe gehalten, auf den Wagen zu.

Das war jedenfalls ein Abgesandter, der mit ihnen unterhandeln sollte, aber der alte Mayordomo, der keinem der Burschen traute, rief ängstlich in den Wagen hinein: „Compañero, lassen Sie sich um Gottes willen nicht mit dem Schuft ein — was er auch bringt, es sind lauter Schurkereien, mit denen sie uns auf den Leib zu rücken suchen. Eine Kugel ist die allerbeste Antwort.“

„Aber wir müssen doch jedenfalls erst hören, was er bringt.“

„Ave Maria!“ flüsterte da der Gaucho überrascht; „ob das nicht eine von den beiden Canaillen ist, die dort hinten bei uns am Wege hielten und uns so freundlich zunickten. Sehen Sie das abgebrochene Bajonnet auf der Lanze von dem Heiden, und hatte ich nun nicht Recht, als ich Sie bat, die beiden Spione über den Haufen zu schießen?“

„Das scheint in der That so,“ sagte der Professor mit dem Kopf nickend, „aber es kann jetzt nichts mehr helfen. Uebrigens werde ich mir den Herrn merken, wenn wir einmal wieder mit ihm zusammen treffen sollten.“

9.

Der Parlamentär.

Der alte Gaucho hatte in der That Recht. Es war der nämliche Indianer mit dem abgebrochenen und wieder zugespitzten Bajonnet auf der Lanze, der damals mit seinem Kameraden den Wagen dicht vorbei passiren ließ und ihnen dann noch so freundlich zugenickt hatte. Unmittelbar danach mußte er aber zu seinem, vielleicht nicht weit von dort lagernden Stamm gejagt sein, um diesen zu dem Ueberfall zu bereden. Der Nebel, in dem der Mayordomo sich zu fahren weigerte, begünstigte dabei noch die Verfolgung, indem er die Reisenden weit über ihre Zeit aufhielt, und das Unglück hatte es so gewollt, daß sie den Feinden gerade in die Hände laufen mußten.

Jetzt ließ sich allerdings nichts weiter dabei thun, als abwarten, was der Bursche zu sagen hatte, denn Jemanden, der als Parlamentär oder Unterhändler kam, konnte man nicht feindlich behandeln, so lange er sich selber friedlich betrug. Der Indianer schien das auch recht gut zu wissen und glaubte dabei sicher, daß ihn die Weißen nicht wieder erkennen würden. Er kam wenigstens, seine Lanze hoch, in einem kurzen Trab an und zügelte erst etwa auf dreißig Schritt Entfernung sein Pferd, als ihm der Mayordomo, der wieder oben auf dem Wagen saß, ein gebieterisches „Halt" entgegenrief.

Diese Entfernung erschwerte allerdings die Unterhaltung ein wenig, aber es war auch vielleicht eben so gut, den schlauen Wilden nicht zu nahe heran zu lassen; hatte er doch mit seiner ersten Beobachtung schon Unheil genug angestiftet.

„Was willst Du?" eröffnete jetzt der Gaucho die Conversation oben vom Wagen aus in spanischer Sprache, die viele der Indianer, wenigstens gebrochen, reden.

„Guter Freund!" rief dagegen der Wilde zurück, „sehr guter Freund!"

„Lüg Du und der Teufel!" brummte der Alte in den

Bart und setzte dann laut hinzu: „und was will der gute Freund?“

„Frieden machen mit den Weißen — guten Frieden — können ruhig fortgehen — Indianer sind gut — wollen ihnen nichts weiter thun.“

„Nun erstens, Schatz,“ lachte der Gaucho, „habt Ihr uns noch nichts gethan, und wenn Ihr Frieden machen wollt, so braucht Ihr Euch nur Eurer Wege zu scheeren und uns in Ruhe zu lassen, dann ist die Sache schon fertig.“

„Ja,“ sagte der Indianer, „aber Blut ist geflossen. Großer Häuptling ist todtgeschossen und liegt dort.“

„Da ist großer Häuptling selber schuld daran,“ erwiderte der Gaucho; „wenn Ihr rothen Schufte glaubt, daß wir uns hier von Euch geduldig überreiten und aufspießen lassen, so seid ihr bös im Irrthum. Wir haben Gewehre genug, und genug Pulver und Blei, um drei solche Trupps, wie Ihr seid, zusammen zu schießen; also wenn Ihr Lust habt, versucht's nur noch einmal; werdet's aber wahrscheinlich bald satt kriegen.“

„War sehr großer Häuptling,“ fuhr der Indianer fort, „und Blut muß gesühnt werden, sonst Alle verloren — schneiden Allen den Hals ab. Rothe Mann ist sehr bös — grimmig bös.“

„Rothe Mann kann zu — Gras gehen,“ brummte der Alte; aber der Indianer hatte jedenfalls noch etwas auf dem Herzen, und das mußten sie doch nothwendiger Weise erfahren. Er frug also noch einmal laut: „Und womit soll großer Häuptling gesühnt werden?“

„Viel Tabak,“ lautete die ziemlich deutliche Antwort, „viel Messer und Schmuck, und Indigo und Tücher, und Gewehr und Pulver und Kugel, und wieder viel Tabak und Branntwein.“

„Weiter nichts?“ lachte der Alte. „So, nun mache einmal, daß Du nach Haus kommst, oder wir brennen Dir Eins auf die Jacke, mein Junge. — Glaubst Du, Holzkopf, denn, wir wüßten nicht, daß Ihr wie der Wind hier herüber kämt und Alles holtet, was wir haben, wenn Ihr nicht merktet, daß es eben nicht geht? Also marsch fort! Wenn Ihr Frieden

haben wollt, so zieht Eurer Wege, nachher ist Friede; wir können nicht mit dem Wagen ohne Pferde hinter Euch herfahren, wenn Ihr aber noch lange da drüben halten bleibt, so schicken wir Euch ein paar Kugeln hinüber, die Ihr nachher in Eure Bolas binden könnt — das ist Alles, was Ihr von uns bekommen sollt. Und nun fort mit Dir!"

„Aber die Leichen wollen wir haben, die hier bei Eurem Wagen liegen," sagte der Indianer nach kurzer Ueberlegung, denn er mochte wohl merken, daß vor der Hand nichts weiter aus den Belagerten heraus zu pressen war.

„Hm," meinte der Alte, sich die Sache überlegend, „warte einmal ein bischen; darüber muß ich erst unten mit der Besatzung sprechen;" und ohne den Indianer weiter eines Blicks zu würdigen, da er recht gut wußte, daß ihn der Professor unten im Auge behalten würde, kletterte er in den Wagen, oder vielmehr wieder in das Cabriolet hinab, um darüber die Meinung Don Sebastian's zu hören.

Der Professor selber hatte nichts dagegen. Ihre Todten lassen diese Wilden selten im Stich, und hätte man sie ihnen nicht gutwillig gegeben, so war weit eher zu fürchten, daß sie das zu einem verzweifelten Streich und Angriff trieb. John, der sich mit in die Unterhaltung mischte, hätte allerdings gern die Waffen des Häuptlings gehabt; die Sache war aber zu gefährlich, und ihre Lage hier schon ohnedies bedroht genug; sie durften die Feinde nicht auch noch zum Aeußersten treiben. Es wurde also beschlossen, den Indianern zu gestatten, ihre Todten abzuholen, mit der Bedingung aber, daß nur zwei von ihnen herankamen, um das auszuführen. Zwei sollten unbehindert herankommen, auf den Dritten würde aber geschossen werden.

Der Alte stieg wieder auf den Wagen hinauf, um dem Parlamentär das mitzutheilen, und John begleitete ihn diesmal, um von dort oben aus einen besseren Ueberblick über die Steppe zu gewinnen. Außerdem hatte er sich auch noch des Professors Fernglas zu dem Zweck geborgt.

Der Indianer hörte das, was ihm der Mayordomo jetzt mittheilte, ruhig an. Die Bedingung, daß nur zwei von den Seinen herankommen sollten, schien er auch ganz in der Ord-

nung zu finden, erwiderte wenigstens kein Wort darauf, wandte sein Pferd und sprengte in gestrecktem Galopp zu der ihn erwartenden Schaar zurück.

John hatte indessen den Horizont mit seinem Glase abgesucht, ohne irgend etwas Verdächtiges weiter zu bemerken. Im Süden war die Luft vollkommen klar, und kein Wölkchen von Staub trübte dort den Himmel oder hob sich von der Steppe. Er suchte nach Westen hinüber, wo sich hinter dem Indianertrupp die Straße hinausdehnte. Es war nichts zu sehen, denn selbst das weidende Vieh hatte sich aus der Nachbarschaft der Wilden hinweggezogen. Als er aber mit seinem Glas um den Norden herum nach Osten hinüber fuhr, entdeckte er auf einer der nach dort gelegenen kleinen Erhöhungen einen dunkeln Punkt, aus dem er im Anfang nicht recht klug werden konnte. War es vielleicht ein todtes Rind, das dort im Grase lag? — Nein, in diesem Augenblick bewegte es sich, und John erkannte jetzt mit Hülfe des Glases eine menschliche Gestalt, die aller Wahrscheinlichkeit im Sattel irgend eines Pferdes saß, aber nur vorsichtig mit dem halben Oberkörper über den Boden emporragte, um von dort zu beobachten, was hier vorging, ohne von den Indianern selber entdeckt zu werden.

Ob aber die Wilden durch sein eigenes aufmerksames Dorthinüberschauen auf jene Richtung aufmerksam geworden waren, oder ob sie selber den fremdartigen Körper am Horizont entdeckt hatten, kurz, zwei sonderten sich von der Schaar ab und flogen die Pampas entlang jener Richtung zu. In demselben Augenblick aber verschwand auch der Fremde wieder hinter der Erhöhung, und nur wenige Minuten später konnte John einen Reiter erkennen, der in voller Carrière über eine dahinter liegende Erhöhung des Bodens setzte, bis ihn auch diese verdeckte. Dann kam er nicht wieder zum Vorschein.

Wer war das gewesen? — Ein Indianer keinenfalls, sonst hätte er sich den Uebrigen angeschlossen. Ein Gaucho von der nächsten Estancia? Dann war ja Hülfe, Rettung möglich aus dieser Gefahr. Jubelnd kletterte er in den Wagen zurück, um dem Professor die gute Nachricht und seiner Mutter den Trost zu bringen. Der Professor schüttelte aber den Kopf und sagte:

„Lieber junger Freund, das ist Alles recht schön und gut, aber darauf dürfen wir nicht bauen. Der Mann war jedenfalls von der nächsten Estancia, das glaube ich selber, aber wahrlich nicht hierher gekommen, um uns zu helfen, sondern sich nur von dem Stand der Dinge zu überzeugen. Möglich, daß sie dort drüben unser Schießen gehört haben, ja sogar sehr wahrscheinlich, und jetzt wissen sie auch, daß die Indianer hier in der Pampas einen Omnibus abgefangen haben. Wenn aber auch dort drei oder vier Männer im Hause wohnen, so dürfen sie doch den Platz nicht verlassen, sondern müssen sich im Gegentheil jetzt vorsehen, einem so großen Trupp von Wilden gegenüber ihr Haus zu verrammeln und in Vertheidigung zu setzen. Wir haben nur wirklich Hülfe zu erwarten, wenn zufällig eine Escorte Militär die Straße herkommen sollte, und es ist so unwahrscheinlich, daß das gerade heute oder morgen geschehen sollte, daß ich nicht eine Ladung Munition um die Aussicht geben möchte. Nein, wir sind hier auf uns selber angewiesen, und wenn wir diese Nacht erst glücklich überstanden haben, hoffe ich, daß wir das auch durchsetzen. Die Indianer scheinen keine rechte Lust zu haben, sich noch einmal in Schußnähe heran zu wagen, wenigstens nicht am hellen Tag, und nur die Nacht müssen wir deshalb die Augen offen halten; nachher kann noch Alles gut gehen. — Aber da kommen die beiden Rothhäute, um ihre gefallenen Kameraden abzuholen," unterbrach er sich selber, „wir dürfen sie doch nicht aus den Augen verlieren, denn der Teufel traue den Halunken."

Die beiden jetzt heransprengenden Indianer schienen aber wirklich nichts Böses im Schilde zu führen. Sie hatten selbst ihre Lanzen zurückgelassen, zügelten, als sie näher kamen, ihre Pferde ein, und ritten langsam, wie immer noch mißtrauisch, auf die Gefallenen zu. Wenn aber auch die kleine Besatzung den Haupttrupp nicht aus den Augen verlor, ob dieser nicht doch vielleicht den geheimen Plan hätte, den Wagen zu überrumpeln, während sich die Weißen sicher fühlten, so schien diese Besorgniß doch ohne Grund zu sein. Es lag den Indianern selber zu viel daran, ihre Todten unter den Gewehren der Feinde weg zu bekommen und sie der Gefahr

enthoben zu wissen, von diesen entweiht zu werden, als daß sie sich die einzige Gelegenheit dazu hätten muthwillig verscherzen sollen.

Bei den Todten endlich angekommen, nahmen sie erst den gestürzten Pferden Zaum und Sattelzeug ab und banden das zusammen auf eins der Thiere, dann hoben sie auf jedes Pferd noch einen der Todten und legten dem dritten einen Lasso um die Schulter, nachdem sie ihm vorher seinen Poncho abgenommen hatten. Diesen banden sie so, daß er unter ihn zu liegen kam, und den Lasso dann am Gurt des stärksten Pferdes befestigend, daß es den auf dem Poncho ruhenden Körper hinter sich her schleifte, kehrten sie langsam, und ohne einen Blick auf den Wagen zu werfen, zu den Ihrigen zurück.

Auch die beiden vorhin abgesprengten Indianer hatten sich den Ihrigen wieder angeschlossen, und der Professor zählte jetzt mit seinem Glas noch fünfundzwanzig berittene Krieger, dreißig waren es aber gewesen, und zwei wahrscheinlich noch durch die Schrotschüsse verwundet und zum Kampf untauglich geworden.

Daß übrigens die Indianer noch nicht beabsichtigten, ihre Beute aufzugeben, zeigte sich bald klar genug, denn der Professor bemerkte jetzt durch sein Fernrohr, daß sie dort, wo sie hielten, ein Feuer anzündeten und eins der wahrscheinlich ebenfalls schwer verwundeten Pferde schlachteten, den Ort also in dieser Nacht keinenfalls verlassen würden.

Der alte Mayordomo war indessen ebenfalls ein aufmerksamer Beobachter der Vorgänge im indianischen Lager gewesen. Jetzt schaute er wieder in den Wagen herein und sagte: „Die rothen Schufte da drüben geben uns einen guten Rath, und wir können nichts Besseres thun, als ihn befolgen."

„Und der ist?" frug der Professor.

„Daß wir ebenfalls ein Feuer anzünden und auf eine Mahlzeit denken," lautete die Antwort, „denn wenn es dunkel wird, dürfen wir ihnen hier kein Feuer als Wahrzeichen anzünden."

„Aber womit sollen wir hier ein Feuer machen?" frug Frau Houston erstaunt, „es ist kein Busch und kein Strauch

in der Nähe, so weit das Auge reicht, wenn wirklich Jemand wagen dürfte, das Fuhrwerk zu verlassen."

„Möchte ihm schlecht bekommen und wenig helfen," lachte der Alte, „aber der Wagen selber mag uns da aus der Verlegenheit helfen, denn unter den Sitzen sind alte Kasten genug, um einen halben Ochsen zu braten, wenn halbwegs sparsam damit umgegangen wird."

„Die Sitzkasten?"

„Und warum nicht?" lachte der Alte, „alle Vortheile gelten, und das Gestell lassen wir stehen. Uebrigens sitzt hier auch noch Holzwerk, das uns doch eigentlich nur im Wege ist und die Verbindung erschwert, dem wollen wir vor allen Dingen einmal zu Leibe gehen." Und damit machte er sich, ohne weiter ein Wort zu verlieren, daran, die Rückwand des Cabriolets mit seinem Messer aufzuschneiden, das Polster, die Pferde- und Kuhhaare, hinaus zu werfen und das obere Gestell desselben dann mit seinem Messer einzuhacken. Dadurch gewannen sie den Vortheil, daß die im Cabriolet Befindlichen nicht mehr von dem innern Wagen abgeschlossen blieben, sondern leicht aus und ein konnten, während sie aus dem Innern heraus auch einen freieren Schuß nach vorn behielten. In die Seitenleder des Cabriolets schnitt er dann ebenso noch weite und bequeme Schießscharten und hatte allerdings ihre kleine Festung um ein Wesentliches verbessert.

Die Rückwand des Cabriolets enthielt aber immer noch weniger Holz, als er erwartet haben mochte, und er mußte noch einen der Sitzkasten dazu nehmen, um wenigstens einen kleinen Vorrath an Feuerungsmaterial einzulegen. John sprang aus dem Wagen, um ihm zu helfen, schnitt erst Späne aus dem trockenen Holz und wollte dann mit Hülfe eines Streichhölzchens ein Feuer entzünden; das litt aber der Alte noch nicht.

„Halt," sagte er, „verschwenden dürfen wir nichts, denn wir wissen noch nicht, wie wir es weiter brauchen. Erst müssen wir unsern Braten in Ordnung haben, was aber rasch geschehen sein soll, nachher das Feuer, und damit hoffe ich dann auch unseren Nachbarn zu beweisen, daß sie nicht daran denken dürfen, uns auszuhungern, was ihnen ohnedies auch wohl zu langweilig wäre."

Mit außerordentlicher Geschicklichkeit machte er sich jetzt daran, die Haut von einem Theil des vorher von John erlegten Kalbes abzulösen, schnitt dann saftige Stücke herunter, die er auf zugespitzte Hölzer bereit steckte, und befahl nun John selber, seine Flamme anzuschüren, so rasch er wollte, „denn jetzt wär' er fertig, und die Kocherei könnte losgehen.“

Im Wagen befanden sich außerdem ein paar kleine eiserne Kocher und Blechbecher, da man auf einer Reise durch die Pampas nie wußte, ob man derlei Dinge in den Ranchos immer antraf. Ebenso lag in dem einen Sitzkasten ein kleiner Blechtopf mit eisernem Henkel, um Suppe darin zu kochen.

Das Alles holte John jetzt vor, denn sie mußten Wasser für den Abend haben, und war eben im Begriff, nach der Lache hinunter zu gehen, als ihn seine Mutter bemerkte und um Gottes willen bat, den Wagen nicht zu verlassen. Ein Theil der Wilden saß noch immer im Sattel und konnte jeden Augenblick einen neuen Angriff wagen, wo sie dann für das Leben des Kindes fürchtete. Der Professor beruhigte sie aber darüber vollkommen.

Der andere Theil der Wilden war jedenfalls abgesessen, und wenn es den Burschen auch gerade keine lange Zeit nahm, um wieder in den Sattel zu kommen, so bewies doch der jetzt von dort aufsteigende Rauch, daß sie im Augenblick nicht an einen Angriff dachten. Ueberhaupt konnten sie nie hoffen, die Belagerten vom Wasser abzuschneiden, da ihre Gewehre noch ein gut Stück darüber hinaus den ganzen Raum bestrichen. Außerdem erwies sich der Platz um das Wasser überhaupt weich und sumpfig, so daß sie wahrscheinlich von dort her gar nicht mit den Pferden durch konnten.

„Ich werde lieber mit hinunter gehen und mir einmal das Terrain betrachten,“ setzte der Alte hinzu, „möglich, daß das gerade keine so schlechte Position wäre, um uns wenigstens den Rücken frei zu halten. Ein Heidenglück nur, daß die Schufte keine Feuerwaffen haben, sonst wären wir in dem ledernen Kasten hier schon lange verloren.“

„Aber nehmen Sie sich in Acht,“ warnte ihn der Professor, „und behalten Sie die Gesellschaft im Auge. Während

Sie draußen sind, werden wir indessen mit gespannten Gewehren Wache halten."

„Nur keine Angst," lachte der Gaucho verächtlich. „So flink sind wir auch noch auf den Füßen, daß wir eher vom Wasser wieder heraufspringen, ehe die Schufte in Bolaswurf kommen, und den Topf hier bringen wir jedenfalls gefüllt mit."

John hatte sich indessen sein Gewehr über die Schulter gehangen, denn ohne Waffe wollte er nicht gehen, griff die Geschirre auf und folgte dem Alten, so rasch er konnte. Den Indianern war die Bewegung auch nicht entgangen, denn ein paar der Reiter sonderten sich augenblicklich von dem Trupp ab, um sie zu beobachten. Das Wasser lag aber glücklicher Weise dem Wagen zu nahe, als daß sie die Belagerten hätten davon abhalten können, nur stören wollten sie die Wasserträger und vielleicht zurückschrecken, denn plötzlich gaben sie ihren Pferden die Sporen und kamen in voller Flucht angesprengt. Der alte Mayordomo hätte sich beinahe einschüchtern lassen, denn er wandte sich schon wieder dem Fuhrwerk zu, John aber, sein Geschirr hinwerfend, riß das Gewehr herunter und legte an — mit den Beiden wäre er schon fertig geworden — und als sie das sahen, bogen sie scharf ein und hüteten sich wohl, in Bereich der gefürchteten Waffe zu kommen. Sie hatten heute schon zu ihrem Schaden erfahren, mit welcher Sicherheit die Weißen sie zu gebrauchen verstanden.

Don Pedro sah auch kaum, daß der vermeintliche Angriff nur eine Neckerei gewesen, als er seinen Weg zum Wasser fortsetzte; eigentlich schämte er sich ein wenig, daß er hatte weglaufen wollen. Dort hatten die Beiden ihre Gefäße rasch gefüllt, während John aber mit dem seinen wieder zum Wagen schritt, blieb der Mayordomo noch am Wasser und prüfte genau den Boden um dasselbe her, schien auch mit seiner Untersuchung sehr zufrieden, denn er nickte ein paar Mal still vor sich hin mit dem Kopf.

Die Lache war nämlich größer, als sie von oben aussah, und so sumpfig, daß er, als er sie mit dem Fuß versuchen wollte, bis über das Kniee hineinsank und ihn kaum wieder zurückziehen konnte. Da hindurch ging kein Pferd. Aber es blieb ihm freilich keine lange Zeit, sich hier unten aufzuhalten,

denn wieder kamen ein paar Reiter gegen ihn angesprengt, und einer oder der andere mochte doch einen Bolaswurf nach ihm versuchen. Was half es ihm nachher, wenn sie den auch später vom Wagen aus todt schossen! Deshalb sein gefülltes Geschirr aufgreifend zog er sich nach dem Fuhrwerk zurück und ging jetzt, ohne sich weiter um die Indianer zu bekümmern, scharf daran, das Abendbrod zu bereiten.

Allerdings war es dazu noch ein wenig zu früh, und der Sonne nach mochte es kaum drei Uhr sein, aber sie wußten auch nicht, wie lange sie eben Zeit behielten, und der Professor hatte überhaupt angeordnet, daß sich die Mannschaft gleich nach dem Essen in den Wagen legen und ein wenig schlafen sollte. Sobald die Nacht dann einbrach, mußten überdies regelmäßige Wachen gehalten werden, damit ihnen die Indianer nicht unvorbereitet einen Besuch abstatteten.

Er selber lehnte sich jedenfalls in eine Ecke, um ein wenig einzunicken, während Frau Houston mit Elisen munter blieb. Er hatte sie auch gebeten, ein wachsames Auge auf die Feinde zu haben und bei dem geringsten Verdächtigen nicht ihn etwa zu wecken, sondern vorher den Mayordomo zu benachrichtigen.

John war mit diesem am Wagen und erklärte, nicht müde zu sein. Seine Wache wolle er aber die Nacht schon trotzdem halten — jetzt könne er doch nicht schlafen.

10.

Vorsichtsmaßregeln.

Das Abendessen nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Mit dem trockenen Holz kochte das Wasser bald, und das Fleisch briet, und die Belagerten versahen sich mit tüchtigen Portionen, um sich für die Gefahren und Beschwerden dieser Nacht zu stärken. Wie gut war es jetzt, daß der alte Gaucho darauf

gedrungen, das Kalb zu schießen, denn ihr ganzer Provisionsvorrath bestand noch in einigen Zwiebacken, die Frau Houston damals für John auf die Reise bestimmt hatte, und von dem schon die ganze Zeit gezehrt war. Es konnten kaum noch vier oder fünf übrig sein. Allerdings hätten sie gerade keine Hungersnoth zu fürchten gebraucht, denn für den schlimmsten Fall lagen die beiden erschossenen Pferde ja auch nicht so weit von dort entfernt, von denen sie sich im Nothfall hätten einen Braten holen können. Aber wenn auch die Indianer hauptsächlich von Pferdefleisch leben, so ist es doch für den Weißen immer nur eine widerliche Kost, zu der ihn eigentlich nur die Noth und der nagende Hunger treiben kann.

Dagegen schmeckte der saftige Kalbsbraten delicat, wenn er auch auf keiner Porzellanschüssel lag und nicht von Tellern gegessen werden konnte. Auch der Thee, aus einem ordentlichen Becher getrunken, mundete ihnen weit besser, als der ewige weichliche Mate, bei dem sie sich mit der heißen Blechröhre noch außerdem die Lippen verbrannten.

Gleich nach dem Essen aber kroch die Besatzung auch wieder in den Wagen hinein, streckte sich dort auf und unter die Bänke, wie es gerade ging, und suchte dem Tag noch ein paar Stunden Schlaf abzuringen. Selbst der Professor hatte sich vorn in das Cabriolet hineingesetzt, und sein bedeutendes Nicken mit dem Kopf verrieth bald, daß er die Außenwelt um sich her, wie die ihnen noch immer in aller Furchtbarkeit drohende Gefahr ebenfalls vergessen hatte.

Wie still und friedlich die Pampas lag! — Der Wind hatte sich vollständig beruhigt, der Himmel war klar und rein, und nur einzelne kleine Sonnenwolken segelten langsam in dem blauen Aether, zerflossen manchmal in Duft und bildeten sich weiter hin auf's Neue. Endlos und weit umgab sie der oceangleiche Horizont der Steppe — durch nichts unterbrochen, durch nichts gestört, und nur dort drüben stieg ein dünner, grauer Qualm langsam in die reine Luft empor, und dort regten sich braune, dunkle, drohende Gestalten: die Feinde.

Nichts in der Welt hätte aber jetzt verrathen, daß jener Trupp blutgierig auf den Augenblick lauerte, wo er die von

den falschen Dienern im Stiche gelassenen Reisenden überfallen, ermorden und berauben konnte — nichts in der Welt, denn friedlich, dort wie hier, waren die Leute anscheinend nur mit ihrem Lager beschäftigt, kochten und brieten und breiteten ihre Ponchos auf das Gras aus, um darauf zu rasten und von dem langen Ritt, der sie hierher gebracht, auszuruhen.

Nur eine Verbindung bestand nicht zwischen den beiden Lagerplätzen, wie es sonst stets der Fall ist, wenn sich in der weiten Pampas zwei Wanderzüge begegnen und nicht allein ihre Neuigkeiten gegen einander austauschen, nein, auch oft ihre Mahlzeit und ihr Lager theilen.

Still und abgeschlossen hielten sich diese beiden Züge für sich, jeder den andern mit mißtrauischem Auge bewachend, jeder die Waffe neben sich und zum augenblicklichen Kampf auf Tod und Leben bereit, sowie das Zeichen zum Angriff wieder gegeben wurde. Wohl hatten sich die Indianer zurückgezogen und den Ueberfall nicht zum zweiten Mal versucht, der eine so böse Lücke in ihre Schaar geschlagen und so vieles Blut gekostet hatte. Aber nicht Furcht etwa war es gewesen, was sie dazu vermochte, denn es giebt kaum ein kühneres und kriegerischeres Volk, wie diese Wilden. Der Indianer kämpft jedoch nach anderen Grundsätzen wie der Weiße und setzt sich nie einer unnöthigen Gefahr aus, wenn er einen andern Weg kennt, sie zu umgehen. Deshalb bestehen fast alle indianischen Kriege aus Ueberfällen, die entweder mitten in der Nacht oder am allerliebsten vor der Morgendämmerung ausgeführt werden, weil dann der Feind gewöhnlich, von der Nachtwache müde, am leichtesten zu überlisten ist. Ein Indianer wird den Gegner nie im offenen Feld angreifen, so lange er einen Baum findet, hinter dem er sich decken, einen Busch, hinter dem er vorspringen kann; aber nicht etwa, weil er den Gegner fürchtet, sondern nur, um sich nicht unnöthig der Gefahr auszusetzen, von ihm verwundet oder getödtet zu werden. Er will ihn vernichten und sucht das in anderer Weise zu vollbringen, die ihm die passendste und vortheilhafteste erscheint.

Sieht er aber keine andere Möglichkeit, ihn anzugreifen, als das offene Feld, oder gilt es, ihn im ersten Ansturm nieder zu rennen, dann bebt er auch nicht vor der Gefahr zurück, die

ihm selber drohen könnte, und wirft sich ihm wie toll und blind entgegen.

So hätten sich diese Wilden auch nie von dem ersten, so blutigen Ansturm zurückschrecken lassen, wenn ihnen nicht die Hoffnung auf die Nacht geblieben wäre. Aber die Beute konnte ihnen ja nicht entgehen; kein Pferd war mehr vor dem Wagen, das im Stande gewesen wäre, ihn unter dem Schutz der Nacht wegzuziehen, und zu Fuß hätten die Fremden nie wagen dürfen, die einzige Deckung zu verlassen, die sich ihnen in der weiten Pampas bot. Ihre Spione hätten sie augenblicklich aufgespürt und die Fliehenden dann mit leichter Mühe einzeln im offenen Feld vernichtet. Weshalb also jetzt eine Sache überstürzen, deren Endziel doch so viel leichter und bequemer zu erreichen war.

Der alte Mayordomo kannte auch seine Leute und hatte noch keinen Augenblick geglaubt, daß sie es bei dem einen Versuch bewenden lassen würden, selbst wenn sie ihr Lager nicht so dicht nebenbei aufgeschlagen hätten und weit fort, ja aus Sicht in die Pampas hinein gezogen wären. In der Nacht erneuerten sie jedenfalls ihren Angriff, und dann durften sie nicht hoffen, so unbeschädigt zu entkommen, denn wenn sie von allen Seiten zugleich stürmten und es nur einem Einzigen gelang, sich in den Wagen selber zu werfen, so waren Alle verloren. Die dadurch hervorgebrachte Verwirrung hätte Keinem mehr erlaubt, sicher zu zielen, ja sie durften nicht einmal wagen, im Innern der Kutsche ihre Pistolen zu gebrauchen, aus Furcht, einen der Freunde damit zu treffen.

Noch schlimmer wurde die Sache durch die jetzt dunkeln Nächte, in denen der Feind leise und ungesehen anrücken konnte, während er selber das große und breite Fuhrwerk als sicheres Ziel erst für die furchtbaren Bolas und dann im Sturm für seine Lanzen hatte. Wurden aber die Vertheidiger nach allen Seiten vertheilt, so war es auch unmöglich, ein wirksames Feuer gegen den Feind zu eröffnen, und nur eine Aussicht blieb ihnen noch, sich vortheilhafter decken zu können, wenn sie den Wagen selber dicht zu dem Sumpfwasser brachten. Das hatte er sich auch heute ausgedacht und überlegt, und das sollte ausgeführt werden, sobald nur erst einmal finstere Nacht die

Steppe deckte. Gleich nach Dunkelwerden kamen die Wilden doch auf keinen Fall.

Der Alte machte aber nicht einmal den Professor mit seinem Plan bekannt, denn er hätte ihn sonst in seinem Schlaf stören müssen, und den brauchte er wie die jungen Leute nothwendig genug. Es war auch genug Zeit übrig, ihm Alles mitzutheilen, wenn die Dunkelheit anbrach, wo doch an Schlaf nicht mehr gedacht werden durfte. Er selber ging vorher aber noch einmal zum Wasser hinunter, um sich die Stelle noch einmal genau zu merken, daß sie nicht etwa den Wagen aus Versehen in den Sumpf schoben, sie wären sonst noch schlimmer daran gewesen, wie jetzt. Er überzeugte sich dabei, daß das Ganze nicht einmal große Schwierigkeiten haben würde, da es nach dem Wasser zu ein wenig, wenn auch nur unbedeutend, bergab ging. Die Stelle dort lag jedenfalls tiefer als die, auf der sie in diesem Augenblick hielten.

So rückte der Abend heran. Von da und dort strich auch schon ein Aasgeier herbei, den der Geruch der erschossenen Pferde aus weiter Ferne angelockt hatte. Ein paar Pampasadler kreisten schon lange hoch in der Luft über der ersehnten Beute und wagten nur noch nicht, darauf nieder zu stoßen, denn die Menschen in deren Nähe störten sie.

Tiefer und tiefer sank die Sonne, ohne daß sich drüben bei den Indianern auch nur das Mindeste geregt hätte. Ihre Pferde weideten, an den langen Lassos befestigt, um sie her, und die Krieger schienen alle ausgestreckt auf dem Rasen zu liegen, einen Einzigen ausgenommen, der im Sattel das Lager manchmal langsam umritt und dann wieder eine lange Zeit auf seine Lanze gestützt, stumm und regungslos, in der Steppe hielt. Es war die Schildwache.

Jetzt endlich berührte die Sonnenscheibe den Horizont, aber sie schwamm in einem Meer von Duft, denn aus dem Boden herauf stiegen wieder, genau wie gestern Abend, jene dünnen, milchigen Schwaden, die sich, wenn sie erschienen, gewöhnlich Nachts zu einem festen, zähen Nebel bilden. Der alte Gaucho wußte freilich nicht, ob er sich darüber freuen sollte, oder ob das ihre Lage vielleicht noch mehr gefährden könnte. Hier, wo sie hielten, wären sie aber jedenfalls im Nebel weit mehr be-

droht gewesen, denn der schlaue Feind konnte in diesem viel leichter und ganz ungesehen in Wurfsnähe kommen, ja sogar dicht am Wagen sein, ehe nur ein einziger Schuß abgefeuert wurde. Aber da drüben lag noch Alles still und todt. Keiner der Indianer rührte sich oder machte gar Miene, den Platz zu verlassen, und der Alte schaute hinüber, bis ihn die Augen schmerzten. Endlich aber war nichts mehr zu erkennen. Die einbrechende Nacht mit dem aufsteigenden Nebel zog ihren Schleier über die Steppe, und eine halbe Stunde später hoben und dichteten sich die weißen Schwaden so, daß sich nicht einmal mehr die kaum zwanzig Schritt entfernte Lache erkennen ließ.

Jetzt schien aber auch ihre Zeit zum Handeln gekommen; denn noch war es hell genug, um wenigstens die unmittelbare Nachbarschaft übersehen zu können; waren sie doch vollkommen sicher, vom Feind in ihren Bewegungen nicht entdeckt zu werden, und der alte Mayordomo weckte den Professor. Der kleine Mann saß, mit der geladenen Büchse zwischen den Knieen, im Cabriolet und schnarchte so ruhig und sanft, als ob er daheim in seinem weichen, sichern Bett läge. Bei der ersten Berührung des Gaucho aber fuhr er rasch empor und schaute, die Waffe aufgreifend, wild und bestürzt umher, denn mit dem Erwachen überkam ihn auch wieder das Bewußtsein der Gefahr, in der sie sich befanden, überkam ihn das Gefühl, als ob er durch den Schlaf selber seine Pflicht versäumt habe. Das dauerte jedoch nicht lange, denn der Gaucho stand regungslos vor ihm, und rings lag die Steppe ruhig wie die Nacht. Aber welche Veränderung war in der kurzen Zeit mit eben der Steppe vorgegangen, die noch der Sonnenschein überglühte, als er die Augen schloß, und die sich jetzt schon in ihr weites, weißes Nebeltuch eingeschlagen hatte! Der Mayordomo ließ ihm aber nicht lange Zeit zum Ueberlegen und sagte leise und rasch: „Kommen Sie, Don Sebastian, reiben Sie sich die Augen aus, denn die müssen wir jetzt offen halten, und steigen Sie aus. Wir müssen Alle heraus aus dem Wagen und den alten Kasten hinunter zum Wasser schieben.“

„Zum Wasser?“ fragte der Professor erstaunt.

„Kommen Sie nur, wir haben nicht lange Zeit zu versäumen, ich erkläre Ihnen Alles unterwegs. Wecken Sie nur

die Anderen. Jeder von ihnen muß aber sein Gewehr in der Hand behalten, denn wir sind von jetzt an keinen Augenblick mehr sicher, daß uns die rothen Schufte wieder über den Hals kommen."

„Aber was wollen wir am Wasser?"

„Uns den Rücken decken, daß wir nur von einer Seite können angegriffen werden. Nachher mögen sie kommen, und wir schicken sie mit blutigen Köpfen heim — aber jetzt auch fort, die Zeit vergeht!"

Der Professor brauchte nicht mehr zu wissen, denn er hatte genug Vertrauen in den Scharfsinn des Alten, um seinem Plan augenblicklich beizustimmen. Einige Schwierigkeiten fand er nur, die jungen Leute wach und munter zu bekommen, und der Professor fühlte sich etwas dadurch beunruhigt, wenn er daran dachte, wie verderblich es für sie Alle ausgefallen wäre, wenn die Indianer in diesem Augenblick ihren Angriff erneuerten. Und davor waren sie allerdings nicht sicher, denn der Nebel deckte jetzt vollständig die Bewegungen des Feindes. Endlich bekam er sie aber doch munter, und rasch folgten sie dem Befehl, den Wagen mit ihren Waffen zu verlassen und sich dann außen dicht daran zu halten.

Nur Frau Houston zögerte, der Aufforderung Folge zu leisten, denn sie war um Elisens Sicherheit besorgt; der Professor überzeugte sie aber leicht, daß ihnen, im Fall die Wilden, was sehr unwahrscheinlich sei, einen Angriff versuchen sollten, während der Wagen fortgerückt würde, der Platz unter dem Wagen selber fast mehr Sicherheit bieten würde, als der im Innern.

Den jungen Burschen wurde jetzt begreiflich gemacht, um was es sich handle, und nachdem der Mayordomo noch einmal vorher sorgfältig ausgehorcht hatte, ob er kein Pferdegetrampel hören könne, ja sich sogar eine Weile mit dem Ohr auf den Boden legte, weil dieser den Schall viel leichter weiter trägt, und dann noch Alles ruhig blieb, gingen sie mit vereinten Kräften an die Arbeit.

Der alte Gaucho legte vor allen Dingen die noch nicht verzehrten Stücke des Kalbes mit den übrig gebliebenen, wenn auch angebrannten Holzresten in den Wagen, denn zurück

wollten sie nichts lassen, was sie möglicher Weise noch brauchen konnten, und nun spannte er sich vor die Deichsel, während die Uebrigen — ihre Gewehre aber dabei zum augenblicklichen Gebrauch bereit — an die Räder und hinter den Wagen postirt wurden, um nach Kräften zu schieben. Der Alte mußte dabei an der Deichsel lenken, weil er sich genau den Platz gemerkt hatte, wohin er das Fuhrwerk haben wollte, und wo es die geschützteste Stellung gegen den Feind einnehmen konnte.

Im Anfang ging das entsetzlich schwer. Der ziemlich gewichtige Kasten hatte sich in dem sandigen und weichen Boden gesenkt und wollte bei den ersten Versuchen gar nicht aus der Stelle rücken. Endlich griff der Mayordomo selber mit in eins der Hinterräder, nur, um ihn erst einmal zu bewegen, denn nachher schob er sich schon leichter fort. Das gelang auch endlich. Während John jetzt die Deichsel regierte, schoben sie den Wagen richtig aus seinem tiefen Gleis hinaus auf etwas härteren Boden, und zwar ein klein wenig zur Linken, dann nahm der Gaucho wieder seinen alten Platz ein, und wie sie das Fuhrwerk erst einmal aus dem Weg selber und auf dem härteren und festeren Grasland hatten, von wo sich überdies der Boden noch etwas senkte, bewegten sie es durch ihre vereinten Kräfte ordentlich mit Leichtigkeit vorwärts. Die jungen Leute legten sich wacker in die Räder, und wenn sie auch manchmal halten blieben und hinaus horchten, so rückten sie doch rasch vorwärts und erreichten in kaum einer Viertelstunde den Platz, den sich der Mayordomo ausgesucht und genau bezeichnet hatte.

Jetzt aber, unter dem Schutz des Nebels, durfte er sogar wagen, noch ein klein wenig weiter vorzurücken, denn wenn die Indianer auch in diesem Augenblick angegriffen hätten, so fanden sie die Vögel ausgeflogen und brauchten wenigstens verschiedene Minuten, ehe sie den Wagen wiederfanden. Das aber konnte auch nicht so ganz geräuschlos geschehen, und er hatte deshalb für seine Sicherheit nicht das Mindeste zu befürchten. Sowie das Alarmzeichen gegeben wurde, konnte er rasch wieder unter dem Schutz der Gefährten sein.

Er ging noch eine kleine Strecke auf dem harten Boden, dicht am Wasser hin und entdeckte, etwa dreißig Schritt weiter,

eine andere Stelle, wo das höhere und festere Land sogar in den Sumpf hineindrängte, der es dann auf drei Seiten umgab. Waren sie im Stande, den Platz zu erreichen, so hatten sie ihre Stellung wesentlich verbessert und konnten dann in der That, mit irgend einer Aussicht auf Erfolg, nur von einer Seite angegriffen werden, was erstlich ihre Wache sehr vereinfachte und ihnen auch größeren Schutz gewährte. Ein Pferd, das durch das Wasser getrieben wurde (den Fall wirklich möglich gedacht, daß die Thiere durch den Sumpf hindurch konnten), hörte man schon von Weitem, und wurden die Wilden genöthigt, sich zusammen zu halten, dann wirkten auch ihre Schußwaffen so viel gefährlicher. Die Möglichkeit war jetzt da, daß sie unter diesen Umständen vielleicht gar keinen Angriff in Nacht und Nebel wagten. Jedenfalls war es ihnen um ein Bedeutendes erschwert.

Und wieder gingen sie an die Arbeit, diesmal aber mit noch mehr Vorsicht, als vorher, und etwas langsamer, weil sie sich hüten mußten, mit den linken Rädern dem weichen Boden zu nahe zu kommen. Der Wagen durfte sich nicht auf der einen Seite senken, oder ein Anprall der Wilden hätte ihn am Ende gar umstürzen und in das Wasser werfen können. Der alte Gaucho wußte aber genau, was er that, lenkte das Fuhrwerk mit sicherer Hand hart an der Stelle vorbei, in die er es haben wollte, und die hier eine ordentliche kleine Halbinsel bildete, und schob es dann mit Hülfe der jungen Leute zurück an seinen Platz, bis fast dicht an das Wasser hinan, so weit wenigstens, als er sich vollkommen sicher fühlte, daß er festen Boden hatte. Jetzt blieb ihnen weiter nichts zu thun übrig, als wieder einzusteigen und den Feind ruhig zu erwarten.

Vorher aber bekamen die Ueberreste des Kalbes ihren alten Platz unter der Deichsel, und zehn Minuten später hatten die jungen Burschen, von dem Professor angewiesen, ihre Plätze oder Posten so vortheilhaft als irgend möglich eingenommen. Einschlafen sollten sie aber nicht wieder; es hatte vorher zu viel Mühe gekostet, um sie wach zu bekommen, und dem wollte er sich nicht wieder aussetzen.

Desto bestimmter drang aber Don Sebastian darauf, daß

sich jetzt Frau Houston und Elise schlafen legen sollten, denn diese hatten den ganzen Nachmittag und Abend gewacht, und er wollte nicht, daß sie sich durch zu große Anstrengung und Aufregung vielleicht krank machten. Eine vortreffliche Lagerstätte fand sich auch für sie auf der linken Seite des Wagens, und zwar dem Wasser zu, von wo aus sie nicht das Geringste zu fürchten hatten, nach dorthin also auch gar keine Wache zu halten brauchten.

Frau Houston wußte vorher, daß sie die Angst doch nicht würde schlafen lassen, wenn auch ihr Körper vielleicht der Ruhe nothwendig bedurfte. Um aber den Professor zufrieden zu stellen, der es ja doch nur gut meinte, fügte sie sich seinem Rath und machte erst für Elisen, dann für sich mit Decken und Ponchos und den Sitzkissen der rechten Seite ein bequemes Lager zurecht, auf dem sie sich endlich mit einem inbrünstigen Gebet zu Gott ausstreckte, daß Er sie aus dieser furchtbaren Gefahr befreien und sie und die Kinder dem Gatten zurückgeben möchte. Welche Angst hatte der Arme nicht außerdem schon um sie ausgestanden, und wenn sie jetzt hier, so nahe ihrem Ziel, noch in die Hände der Wilden fallen und sterben sollten, ohne ihn wieder zu sehen, ohne ihm Lebewohl zu sagen, es wäre ja zu schrecklich gewesen, und sie durfte den Gedanken gar nicht ausdenken.

Elise machte sich nicht so viele Sorgen, weil sie die Gefahr, in der sie schwebten, vielleicht noch gar nicht in ihrer ganzen Größe begriff. Sie war müde geworden, und auf dem weichen, warmen Lager, das ihr die Mutter bereitet hatte, fiel sie bald in einen festen, süßen Schlaf.

Und vollständig Nacht war es geworden; wie gestern verdichtete sich der Nebel dabei nur noch mehr und mehr und schien so fest zu werden, daß sich nicht einmal ein Luftzug Bahn hindurch brechen konnte.

Todtenstille lag auf der Ebene, die Ruhe des Grabes, und immer unheimlicher wurde es den Belagerten, da auch kein einziger Laut dies peinliche Schweigen unterbrach. Daß der Feind indessen nicht unthätig sei, wußten sie recht gut, und ebenso, daß er nach der Rache dürstete, des vergossenen Blutes wegen. Aber kein Ton verrieth ihnen auch nur die



G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

102. Lieferung.

II. Serie.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

An die geehrten Abonnenten!

Mit der nächsten Lieferung beginnt der äußerst beliebt gewordene, zu den besten Erzeugnissen Gerstäcker's zählende Roman

„Im Eckfenster",

dessen erstes Erscheinen nachstehende Urtheile der Presse hervorrief.

So sagen die **Hannoverschen Anzeigen:**

Der berühmte Verfasser hat durch den vorliegenden Roman die deutsche Literatur gradezu wieder um ein Meisterwerk beschenkt. So farbenprächtig und doch so lebenswahr zu schildern, so natürliche und doch so packende Situationen zu erfinden, versteht eben nur Friedrich Gerstäcker. Wir müssen gestehen, wir kamen bei der Lectüre

Preis für jede Lieferung 50 Pf.

(Fortsetzung auf 2ter Seite des Umschlags.)

dieses Romans aus der Spannung nicht heraus; jede Seite fesselte auf's Neue, jeder scheinbar noch so unbedeutende Zug erwies sich später als wichtiger Pinselstrich an dem großen, hochinteressanten Gemälde, keine Figur zu viel und keine zu wenig — kurz, wie schon gesagt, ein Meisterwerk! Wir hoffen nicht nur, nein, wir wissen, daß Gerstäcker's „Im Eckfenster“ noch recht, recht Vielen ein paar Stunden heiterster, angenehmster Unterhaltung gewähren wird!

(**Hannoversche Anzeigen und Morgenzeitung.**)

Friedrich Gerstäcker ist als vorzüglicher Romandichter berühmt und seine Werke werden stets begierig gelesen; so wird auch dieser Roman, der so recht aus dem Leben herausgegriffen ist und sich in allen Ständen der Gesellschaft bewegt, sein dankbares Publikum finden. Das vorliegende Werk hat viel von dem Dickens'schen Humor und der Gemüthlichkeit dieses englischen Schriftstellers, an dessen Romane wir beim Lesen dieses Buches oft erinnert worden sind.

(**Neuwieder Zeitung.**)

Die Aussicht aus dem „Eckfenster“ geht nach verschiedenen Seiten hin und zeigt uns bereits im Anfange der Erzählung die bunteste Reihe vortrefflich ausgeprägter Gestalten und Gruppen. Unser Interesse an ihnen wächst nicht blos mit der Entdeckung der sie verbindenden Fäden, sondern erhält sich bis zum Schlusse: ein Vorzug vor vielen andern, sonst wohlausgearbeiteten Romanen. Trotz der vielen traurigen Dinge in der Geschichte erheitert sie uns doch vielfach durch treffende Einfälle und durch komische, wenn auch etwas karrikirte Figuren und Vorgänge. Daß überhaupt die Farben ziemlich stark aufgetragen sind, wird Niemand befremden oder in dem Genusse stören, der Gerstäcker's Weise kennt.

(**Didaskalia.**)

„Im Eckfenster“ hat Friedrich Gerstäcker einen Roman betitelt, bei dem er auf die Composition eine besondere Sorgfalt verwendet hat. Die Begebenheiten verschlingen sich so natürlich und gehen so mit Nothwendigkeit aus den Charakteren hervor, daß man eine wahre Geschichte zu lesen glaubt. Die Charakterschilderung ist ungleich, am plastischsten hebt sich der Oberstlieutenant mit seiner werthen Familie vom Hintergrunde ab.

(**Europa.**)

Es giebt Opern, bei welchen der Zuhörer immer das Gefühl hat, die Melodie schon gehört zu haben, und deren Componisten sich gar keine Rechenschaft darüber geben, daß sie ihr Gedächtniß für Productivität ansehen. Eine ähnliche Empfindung hat man bei dem oben genannten Roman. Der Dichter hat lange genug das exotische

(**Fortsetzung auf 3ter Seite des Umschlags.**)

Richtung, in der er sich befand, kein Wiehern eines Pferdes, kein Schlagen eines Hufes, und der Professor, so gut er wußte, welche Gefahr ihnen von einem erneuten Angriff drohte, sehnte diesen doch selber herbei, um endlich einmal das fast noch schrecklichere Gefühl der Ungewißheit zu einem Abschluß zu bringen. Kamen sie angestürmt, nun gut, dann blieb ihnen nichts Anderes übrig, als sich zu vertheidigen, und in der Aufregung des Kampfes, ja in dem Hereinbrechen der Gefahr selber hörte sie auf, so erdrückend zu sein, durften sie doch selber handeln. Jetzt aber saßen sie nur mit klopfenden, unruhig schlagenden Herzen auf Wache, jedem zufälligen Geräusch, dem Kreischen eines Nachtvogels, dem Quaken eines einzelnen Frosches, dem schwirrenden Flügelschlag einer über sie hinziehenden Kette Wildenten mit peinlicher Spannung entgegenlauschend. — Oh, wenn es doch erst wieder Morgen wäre!

Die Indianer waren indessen in der That nicht müßig gewesen; denn wie sich nur die Nacht so vollständig auf die Steppe senkte, daß sie die Belagerten nicht länger im Auge behalten und auch von diesen nicht mehr gesehen werden konnten, saßen etwa sechs von ihnen auf und umritten die Stelle, auf der sie das Fuhrwerk wußten, damit sie den schon halb Gefangenen jede Möglichkeit zur Flucht abschnitten. Es konnte ja doch sein, daß sie im Schutz der Nacht versuchen mochten, auf der Straße hin zu entfliehen — denn die Straße selber hätten sie in diesem Nebel nicht verlassen dürfen. Die nächste Estancia lag, wie sie recht gut wußten, nicht einmal ganz zwei Leguas entfernt, und einmal dort, wären sie in Sicherheit gewesen, denn jene Gebäude wurden von starken Mauern geschützt, gegen die sie mit ihren Pferden und Waffen nichts ausrichten konnten. Zu Fuß in der Steppe aber wären sie ihren Feinden, wenn entdeckt, als leichte Beute und als Sühnopfer für die Erschlagenen gefallen. Auf Erbarmen hätten sie nun und nimmer rechnen dürfen.

Uebrigens war ihr Grimm gegen die Weißen nicht ganz ungerechtfertigt, denn schweren Schaden hatten ihnen diese durch

ihre Feuerwaffen zugefügt. Nicht allein, daß drei von ihnen, und unter diesen ihr erster Häuptling, Tangiapan, auf der Stelle getödtet worden, zwei andere hatten noch Schrote in den Körper bekommen und lagen jetzt, unfähig im Sattel zu sitzen, auf ihren Ponchos, während einem dritten der rechte Arm durch eine Kugel zerschmettert war, daß er weder Bolas noch Lasso mehr gebrauchen konnte. Drei von den übrigen klagten außerdem noch über Wunden, wenn sie sich auch bis jetzt noch nicht gelegt hatten.

Sechs waren jedenfalls, die drei Todten mit eingerechnet, vollkommen kampfuntüchtig geworden, und ein paar von ihren Pferden legten sich ebenfalls in das Gras, athmeten schwer und weigerten sich, wieder aufzustehen.

Dafür mußten sie Rache haben, und unter dem Schleier der Nacht und dem Schutz des Nebels hofften sie diese zu erlangen.

11.

Der Kundschafter.

Die Indianer brannten vor Begierde, über die Weißen herzufallen, aber trotzdem verrieth keiner von ihnen das durch irgend ein Zeichen von Ungeduld. Ruhig und schweigend behaupteten sie ihr Lager, nur dann und wann ihre Wachen ablösend, welche die Umstellten fortwährend umkreisen mußten. Aber selbst das geschah vollkommen geräuschlos, wenigstens von Seiten des Reiters, wenn dieser auch nicht verhindern konnte, daß sein Pferd dann und wann einmal schnaubte und unwirsch in die Zügel schäumte. War es doch auch nicht gewohnt, so langsam und Schritt vor Schritt den Wilden zu tragen, der ihm sonst, sowie er sich nur in den Sattel geschwungen, schon die Sporen in die Seiten bohrte, daß es mit ihm über die Steppe flog.

So brach die Nacht ein, so rückte Mitternacht heran, so verging noch Stunde auf Stunde, und noch immer lag der Krieger, der jetzt an des gefallenen Häuptlings Stelle, durch Wahl der übrigen, getreten war, still und brütend auf seinen Satteldecken und starrte finster und mit zusammengebissenen Zähnen vor sich nieder. Jetzt endlich hob er den Kopf. Es mochte vier Uhr Morgens sein, und ein kälterer Luftzug, als er bis jetzt geweht, strich über die Pampas. Sein leiser Ruf brachte rasch einen der Genossen an seine Seite, und ohne seine Stellung zu verändern, ohne auch nur ein Glied zu rühren, flüsterte er ihm einige Worte zu.

Der Indianer nickte nur schweigend mit dem Kopf, warf seinen Poncho über, auf dem er bis jetzt gelegen, und als einzige Waffe die Bolas in die Hand nehmend, schritt er zu Fuß in die Nacht hinaus und verschwand, in der Richtung nach dem Feind zu, im nächsten Augenblick schon im Nebel, der sich wieder hinter ihm schloß.

Es gehörte übrigens der Scharfsinn eines Indianers dazu, sich in dieser Nacht und Dunkelheit zurecht zu finden und eine gerade Richtung beizubehalten; denn das geringste Abweichen von seiner Bahn hätte ihn hinaus in die Steppe geführt, wo er den Morgen dann erwarten mußte, um nur die Seinen wieder zu finden. Der rothe Sohn der Steppe war aber auf diesem Boden groß geworden und mit all' den Hindernissen so vertraut, die ihm die Elemente in den Weg werfen konnten, daß er vollkommen ruhig und unbeirrt seine Bahn verfolgte, bis er sich etwa dem umstellten Fuhrwerk zu nähern glaubte. Von da an ging er nicht mehr, sondern er schlich scheu und umsichtig vorwärts, den Blick fortwährend nach rechts und links hinüber wendend und bei dem geringsten Geräusch zusammenzuckend.

Einmal, als dicht vor ihm ein Nachtvogel vom Boden aufstrich, sank er ordentlich in die Kniee und blieb wohl Minuten lang an der Erde kauern, nur um sich erst zu überzeugen, daß er selber und kein fremder Fuß den Vogel aufgejagt, und so kroch er jetzt wieder vorwärts, langsam und gebückt, bis er endlich zögernd hielt, denn seiner Meinung nach mußte er jetzt dicht am Wagen sein. Aber noch war

nichts von den düsteren Umrissen desselben zu erschauen, die er, selbst in diesem Nebel, auf weitere Entfernung hätte sehen müssen, als er selbst von dort aus gesehen werden konnte. War er doch von dem Boden, auf dem er hinschlich, kaum zu unterscheiden.

Und wieder glitt er vorwärts; er war unsicher geworden, und so gespannt er auch eine Zeit lang gehorcht, er konnte nirgends einen Laut vernehmen. Da fühlte sein Fuß plötzlich eine Unebenheit des Bodens, und mit der Hand danach niedergreifend, überzeugte er sich rasch, daß er das Wagengleis erreicht habe.

Ein zufriedenes Lächeln stahl sich über seine Züge, denn jetzt war er sicher, daß er auf der richtigen Fährte sei, nur ein wenig zu weit rechts mußte er gerathen sein. Aber von jetzt an war auch doppelte Vorsicht nöthig, wenn er sich nicht verrathen und die Belagerten auf die nahende Gefahr aufmerksam machen wollte. Seiner Schlauheit hatte aber der Häuptling vertraut, und darin durfte er sich nicht getäuscht haben.

Langsam glitt er weiter, Fuß nach Fuß, und mehr auf dem Bauche kriechend, wie sich mit den Knieen vorwärts schiebend — und jetzt hielt er wieder, und diesmal zwar erstaunt den Grund prüfend, denn wie er so dicht mit dem Gesicht über die Erde dahin glitt, hatte er die ausgebrannte Asche gerochen, wo die Weißen heute, dicht neben dem Wagen, ihr Feuer entzündet — und der Wagen war fort.

Vorsichtig fühlte er mit den Händen umher, und wieder griff er in den Feuerplatz hinein, fühlte und roch die Asche und fand noch ein paar kurze, abgebrannte Stücke Holz: ein vollkommen sicheres Zeichen, daß die Weißen hier gewesen. Was war das? — Wo hätten sie hier Pferde herbekommen sollen, den Wagen fort zu ziehen, wie ihre ausgestellten Spione täuschen können?

Er kroch weiter in dem Gleise, aber es war zu dunkel, auch nur das Geringste zu erkennen, und weiter und weiter folgte er.

Aber er fand bald, daß das Fuhrwerk das alte Gleis verlassen habe, und jetzt zum ersten Mal durchzuckte ihn der

Verdacht, weshalb das geschehen sein möchte. Weit konnten sie aber nicht mehr von da entfernt sein, und es war jetzt nöthiger als je geworden, die genaue Stelle auszukundschaften und seinem Häuptling den getreuen Bericht abzustatten. Wie eine Schlange glitt er in dem frischen Fahrgleis hin, mit der linken Hand fortwährend darin weiter tastend; jetzt kam er zum Wasserrand. Er konnte den matt glänzenden Spiegel selbst in dieser Dunkelheit erkennen, aber noch immer daran hin führte das Gleis. Jetzt, noch etwa dreißig Schritt weiter, bog es plötzlich links ein, und wie er auch hier hinab gefolgt war, zuckte er plötzlich zusammen und lag todtenstill im dunkeln Gras, denn vor ihm, dicht und unmittelbar vor ihm, entdeckte er die düsteren Umrisse des Fuhrwerks, und als er still hielt und lauschte, konnte er selbst das ruhige Athmen der Schlafenden hören.

Der Professor selber war in diesem Augenblick auf der Wache. Die ganze Nacht hatte er in der That in der gespanntesten Erwartung dagesessen, und die Natur verlangte jetzt ihr Recht. Die Augenlider wurden ihm so schwer, er konnte sie nur mit der größten Mühe offen halten, und immer und immer fielen sie ihm wieder zu. Dann aber schrak er selber jedesmal empor und blickte nur um so schärfer hinaus auf den dichten Nebel, der sie fest in seine weißen Schwaden eingeschlossen hielt.

„Das geht nicht,“ murmelte er endlich lautlos vor sich hin, „das geht nicht, Sebastian, Du darfst am allerwenigsten auf Deinem Posten einschlafen, da Dir die Sicherheit Aller ja von Haus aus anvertraut und übergeben ist. Aber wie schwer das ist, so still zu sitzen — ja wenn man noch wenigstens draußen auf- und abgehen dürfte. — Und was hindert mich denn daran, das zu thun?“ dachte er weiter. „Von unten aus habe ich sogar einen besseren Ueberblick und kann draußen viel besser hören, wenn eins der Pferde mit dem Huf die Erde schlägt. Ich thu's,“ setzte er leise für sich hinzu, „wenn mir die jungen Burschen dann nur nicht zu fest in Schlaf fallen. Gönnen wollt' ich es ihnen ja so gern, wären sie nachher nur nicht so entsetzlich schwer wieder wach zu bekommen. Hm, wenigstens so lange will ich hinausgehen, bis ich

mich selber wieder ordentlich munter und wach gemacht habe“ — und mit diesem Entschluß stieg er auch vorn aus dem Cabriolet hinaus und dicht neben die Deichsel hinab, und schritt dann bis zu deren äußerster Spitze vor. Hier aber war er auch, sein Schrotgewehr allerdings schußfertig in der Hand, kaum noch sechs Schritt von der Stelle entfernt, wo der Indianer auf der Lauer lag. Er hätte ihn in wenigen Sprüngen erreichen können.

Der Professor aber, so viel Muth und kaltes Blut er auch bei dem Angriff der Wilden und nachher gezeigt, war keineswegs in einer solchen Schule groß gezogen, wie der Mayordomo, und kannte die indianischen Listen noch lange nicht genug, um diesen Burschen in ihrer Art von Kriegführung gewachsen zu sein. Während deshalb der Sohn der Steppe sich vorsichtig zurückbog, ohne auch nur seinen Körper einen Zoll breit vom Boden zu heben, und sein Messer aus der Scheide zog, um zu Sprung und Stoß fertig zu sein, wenn es die Noth erfordern sollte, stand der Professor ruhig vor ihm und schaute aufmerksam über ihn weg in den Nebel hinein, ob er dort nichts Verdächtiges entdecken könne. Er dachte gar nicht daran, daß die Indianer anders ankommen würden, als eben zu Pferde.

Jetzt stand er still und horchte, jetzt drehte er sich von ihm ab und schritt langsam vor der Deichsel hin und her. In diesem Augenblick wäre er verloren gewesen, wenn der Wilde auch nur die Absicht gehabt hätte, ihn zu überfallen. Aber der Kundschafter wußte recht gut, daß er nur ausgesandt war, um zu spähen und seinem Häuptling davon Bericht zu erstatten. Was half es ihm, wenn er den Einzelnen hier mit seinem Messer traf und ihm auch vielleicht die Kehle durchschnitt. Den Wagen selber konnte er allein doch nicht erobern, und die Besatzung wäre durch den Hülfeschrei des Niedergeworfenen gewarnt worden und nachher so viel schärfer auf ihrer Hut gewesen. Was er wissen wollte, hatte er außerdem erfahren: die Weißen schienen sich ziemlich sicher zu fühlen und hielten schlechte Wache, und wie ihm nur der Feind den Rücken zudrehte, glitt er ebenfalls schlangengleich den Weg zurück, den er gekommen, bis er sich vollkommen überzeugt

hielt, daß er vom Wagen aus nicht mehr gesehen werden konnte. Dann richtete er sich auf und eilte, so rasch ihn seine Füße trugen, zu dem Lager der Seinen zurück, um dem Häuptling dort die willkommene Kunde zu bringen.

Und wie durch eine Art von Instinct getrieben, fand er dorthin auch wieder den richtigen Weg. In der Nähe angekommen, ahmte er vorsichtig den Ruf jener kleinen Eulen nach, die Nachts in Menge über die Pampas streichen. Nicht weit von dort wurde er beantwortet, und wenige Minuten später stand er wieder zwischen den Seinen, die ihn schon lange zurück erwartet hatten und sich neugierig um ihn schaarten.

Sein Bericht war kurz und genau. Die Weißen hatten ihren Wagen von dort, wo er gestanden, fort und dicht zum Wasser hinan gezogen, wahrscheinlich, um den Schutz des Fuhrwerks nicht zu verlassen, wenn sie trinken wollten. Der Angriff mußte also jetzt von der andern Seite geschehen. Im Wagen schliefen die Fremden; er hatte sie deutlich laut und regelmäßig athmen hören, und die ausgestellte Wache ihn selber nicht gesehen, obgleich er keine Lanzenlänge von ihr entfernt gelegen. Es war ein Kinderspiel, die jetzt zu überrumpeln, wenn der Angriff nur eben vorsichtig begonnen und dann rasch und kühn ausgeführt wurde.

Der Häuptling hatte ihm still und schweigend zugehört, wie denn auch keiner der Krieger den Bericht selbst nur mit einem Laut oder einer Geberde unterbrach. Ueber die Pampas strich ein frischer, kalter Zug von Südosten her, und große Schwärme von Wildenten schnitten mit scharfen Flügelschlägen durch die Luft. Der Morgen war nicht mehr fern, und des Häuptlings leises, aber mit deutlicher Stimme gegebenes Gebot lautete: „In den Sattel!“

Keiner hatte einen andern Befehl erwartet. Zu lange schon lagen sie hier, und die aufsteigende Sonne mußte ihre Kameraden gerächt, die Pampas von dem Blut der erschlagenen Feinde geröthet finden. Wie dunkle Schatten glitten sie fort und den verschiedenen Stellen zu, wo ihre Pferde, noch an einem Pflock befestigt, das Gras abgeweidet hatten, so weit ihnen der Lasso erlaubte im Kreis herum zu gehen. Jeder wußte genau die Stelle, wo sein Thier befestigt war, und

nicht zehn Minuten später standen die Pferde gesattelt und fertig vor dem Häuptling.

Dieser lehnte noch auf dem Sattel seines Thieres, aber er sprach mit dem Kundschafter und ließ sich genau beschreiben, wie die Fremden die alten Fahrgleise verlassen hatten, wie der Wagen jetzt stand, und wie tief das Wasser selber sei. Das freilich hatte der Spion nicht untersuchen dürfen, denn das Plätschern würde ihn verrathen haben. Doch überall in den Pampas lagen ja solch' kleine Lachen, die dem Reiter fast nie ein Hinderniß boten, und dann war ja auch die eine Seite vollkommen frei und trocken, sie hätten sonst nie wagen dürfen, das schwere Fuhrwerk dort hinab zu schieben.

„Fort!" Der Häuptling sprang in den Sattel, ihm folgten im Nu alle die Uebrigen, und mit dem, jetzt jedoch berittenen, Kundschafter wieder voraus, ritten sie still und langsam, damit die herandonnernden Hufe ihr Nahen nicht vor der Zeit verriethen, dem Feind entgegen.

Indessen vollendete der Professor ruhig seinen Spaziergang vor dem Wagen auf und ab, wobei er sich jedoch wohl hütete, diesen zu verlassen. Nur von der einen Grenze des Wassers ging er bis zur andern, horchte jedesmal, an einem solchen Punkt angekommen, in die Dunkelheit hinaus und berechnete sich dabei, daß diese Nacht, seiner Calculation nach, wenigstens sechsunddreißig Stunden haben müsse, denn so lang sei ihm noch keine in seinem ganzen Leben vorgekommen.

Der Mayordomo hatte ebenfalls wach bleiben wollen, aber die Müdigkeit ihn doch zuletzt übermannt, und er war vorn im Cabriolet eingenickt. Der frische Zugwind aber, der jetzt von Südosten herüber zu wehen begann und ihn gerade da, wo er saß, bestrich, weckte ihn endlich. Er horchte rasch aus dem Wagen, wo er den Schritt eines Mannes hörte, überzeugte sich aber bald, daß es die Wache sei, und wandte seine Aufmerksamkeit jetzt der Pampas zu. Es war auffällig kälter geworden; auch er hörte dabei die zahlreichen Züge von Wildenten, die schwirrend über sie hinweg strichen — das war ein

Zeichen des nahenden Morgens, und es wurde nöthig, daß sie Alle auf ihren Posten seien. Konnte er denn so lange geschlafen haben? Alle Wetter, wenn die Wilden in der Zeit einen Ueberfall versucht hätten — denn er traute dem Professor nicht mehr Scharfsinn in der indianischen Kriegführung zu, als er wirklich besaß. Er hielt sich aber auch nicht lange mit nutzlosen Betrachtungen und Vermuthungen auf, sondern kletterte ohne Weiteres in den Wagen hinein, um die jungen Leute zu wecken.

John hatte sich fest vorgenommen gehabt, die ganze Nacht munter zu bleiben, aber auch bei ihm kam zuletzt der Schlaf, und ohne daß er es wußte, war er eingenickt. Sowie aber nur der Gaucho die Hand auf seine Schulter legte, fuhr er empor und griff nach dem in seinen Armen lehnenden Gewehr. Dabei flüsterte er leise: „Kommen sie?"

„Noch nicht," erwiderte eben so leise der Alte, während er keinen Moment versäumte, um auch die Anderen wach zu rütteln — „aber es wird Morgen, und sie werden jetzt nicht mehr lange auf sich warten lassen. Nur vorsichtig und kein lautes Wort, denn wir wissen nicht, wo die Schufte jetzt im Nebel herumkriechen, und wir verrathen ihnen sonst nur selber wo wir stecken."

Auch Frau Houston, die ebenfalls gegen Morgen, von Müdigkeit überwältigt, ein wenig eingeschlafen war, wurde augenblicklich munter und richtete sich empor, um im Wagen so wenig Platz als möglich einzunehmen. „Haben Sie etwas gehört?" frug sie ängstlich.

„Nein, noch nicht, Madame; machen Sie sich auch keine unnöthigen Sorgen, vielleicht kommen sie gar nicht. Wenn uns aber die rothen Halunken doch noch einen Besuch abstatten sollten, dann ist es eben so gut, wenn Sie sich mit der Señorita unten in den Wagen legen, denn so ein Spitzbube kehrt sich den Henker daran, wohin er mit seiner Lanze sticht. Ein Bolaswurf, der uns übrigens hier in dem Kasten nicht viel anhaben kann, möchte ebenfalls und unglücklicher Weise eine von den Kugeln hereinschlagen, und es thut schändlich weh, wo die Dinger hintreffen."

Die Schützen wurden jetzt postirt, und zwar John mit

dem Professor und William vorn hinein, während Jean mit Charles und Ned die rechte Seite zu überwachen bekamen. William wurde mit Carlos, dem einzigen argentinischen Burschen, der eine Flinte zu führen verstand, nach links zu postirt, um nach dorthin aufzupassen, wenn ihnen von da aus auch keine Gefahr drohte. Von rückwärts konnte der Feind dem Wagen, jetzt, wie er stand, gar nicht beikommen.

Der Mayordomo hatte indessen gute Wache gehalten, und zwar nicht wie der Professor, sondern auch den Grund und Boden um sie her beobachtet, weil er befürchtete, daß die Wilden sie in dieser Stellung zu Fuß angreifen würden. Allerdings konnte es dann nicht mit solchem Ungestüm geschehen, war aber auch so viel gefährlicher, da man die Feinde nicht eher sehen konnte, als bis sie kaum noch zehn Schritt vom Wagen entfernt waren. Bei einem richtigen Anprall hätte die noch unerfahrene Besatzung außerdem kaum so viel kaltes Blut behalten, um sich da ruhig und unerschrocken zu vertheidigen.

Jetzt war es ihm plötzlich, als ob er, gar nicht etwa so weit entfernt, ein Pferd hätte schnauben hören. Er horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, aber es blieb Alles still; kein Laut war zu hören in der weiten Pampas, als nur der leise Schrei der kleinen Eule, der von einer andern Seite, auch nicht so weit entfernt, beantwortet wurde.

Da plötzlich faßte er des neben ihm stehenden Charles Arm und flüsterte leise und hastig: „Kannst Du gut treffen, Amigo?“

„Gewiß,“ erwiderte der junge Engländer eben so vorsichtig, „aber was?“

„Siehst Du den schwarzen Klumpen da auf der Erde? gleich dort, nur ein wenig links vom Wasser. Siehst Du, er bewegt sich.“

„Ich sehe es,“ hauchte Charles, dem in diesem Moment die Aufregung fast den Athem benahm.

„Halte fest darauf und drücke ab! Rasch, siehst Du, er kriecht schon wieder in den Nebel zurück.“

Der Bursche erwiderte nichts weiter, aber schon hatte er die Flinte an der Backe, doch es war keine Kleinigkeit, den

dunkeln Fleck auf's Korn zu bekommen, denn wie er nur den Lauf senkte, schmolz Alles davor zusammen. Da hielt er noch einmal hinein in den lichteren Nebel, fuhr wieder herunter, bis er etwa recht zu sein glaubte, und drückte ab.

Der Schuß klang gar nicht so laut, wie man es in der Todtenstille umher hätte vermuthen sollen, denn der Nebel dämpft jeden Schall, so daß man bei solchem Wetter den Knall eines Gewehrs nicht einmal sehr weit hören kann. Nichtsdestoweniger fuhr er wie ein elektrischer Schlag durch die Belagerten, denn jeder Einzelne fühlte, daß der Augenblick gekommen sei, der ihr Schicksal entscheiden mußte.

Todtenstille herrschte umher, Keiner sprach ein Wort, und nur Charles stieß rasch wieder eine Patrone in seinen abgeschossenen Lauf hinunter und setzte ein frisches Zündhütchen auf. Aber der Schuß war in der That das Signal zum Angriff gewesen, denn erstlich hatte er den schon ganz in der Nähe lauernden Wilden genau die Stelle verrathen, in der sich der Wagen jetzt befand, und dann wußten sie auch, daß der Schuß auf ihren vorausgesandten Kundschafter gerichtet sein mußte, jetzt half kein Zögern mehr.

„Vorwärts!“ donnerte der Häuptling, und mit einem Wuthgebrüll, das die Erde fast erbeben machte, brachen plötzlich die wilden, dunkeln Gestalten, wie eben so viele Geister der Unterwelt, aus dem Nebel hervor.

12.

Der Angriff im Nebel und der Kampf.

„Habt Acht!“ schrie der Mayordomo, der schon den Angriffs-Befehl gehört hatte, ehe nur die Gestalten sichtbar wurden, „jetzt geht's los!“

Aber sein Ruf war nicht mehr nöthig. Im nächsten Augenblick schon drang das wilde Kriegsgeheul in ihre Ohren,

und schweigend hob sich jedes Rohr, um den ersten wilden Anprall zurück zu weisen. Da plötzlich, wie aus dem Boden heraufsteigend, wurde es lebendig vor ihnen, und in dem Moment auch, wo die ersten düsteren Gestalten aus dem Nebel auftauchten, waren die dunkeln Reiter dicht am Wagen, daß ihre langen Lanzen ihn schon fast berührten.

Aber die Belagerten hatten wenigstens Zeit genug gehabt, die Gewehre an die Backe zu nehmen, und wild und todbringend knatterten die Schüsse den Angreifern entgegen. Ordentlich zielen ließ sich freilich nicht; nur auf den dunkeln Körper mußten sie in der Dunkelheit halten, aber die Entfernung war so gering, und die Feinde hatten sich so zusammengedrängt, daß die Schüsse fast nicht fehlen konnten.

Der Zufall wollte es dabei, daß eine der Kugeln das erste anstürmende Pferd gerade in den Kopf traf, so daß es selbst im Ansprung todt zusammenbrach. Ueber dieses und den Reiter weg stürzte das zweite; ein anderes Pferd rannte voll gegen die gerade ausstehende Deichsel, daß diese abbrach und den scharfen Stumpf ihm in die Weichen bohrte. Gerade gegen das Cabriolet an wurde der Reiter geschleudert, aber ein Schlag mit dem kleinen Handbeil, das der Professor neben sich liegen hatte, traf ihn auf den Kopf, daß er bewußtlos zusammenbrach.

Jetzt waren sie heran — drei, vier hatten den Wagen erreicht, es war ein Glück, daß er diese Stellung einnahm und ihnen nur das Vordertheil zeigte, denn wären sie mit dieser Wuth von der Seite dagegen geprallt, so hätten sie das Fuhrwerk umstürzen müssen. Selbst jetzt noch wankte es, und in toller Wuth stachen die Wilden auf's Gerathewohl mit ihren Lanzen in den innern Kasten hinein, aber es war so dunkel darin, daß sie kein festes Ziel erkennen konnten, und nur der Blitz, der aus den hin und wieder abgefeuerten Gewehren ihnen entgegen leuchtete, erhellte für einen Augenblick die Nacht.

Rechts und links aber plätscherte und schlug es auch im Wasser, wo einzelne Wilde, die hier keinen Sumpf vermuthet haben mochten, hineingesprengt waren und zu spät fanden, daß ihre Thiere da versanken und sich nicht wieder herausarbeiten konnten.

Mit wildem Schlag prallte in dem Augenblick die Kugel einer geschleuderten Bolas gegen einen der dünnen Holzpfeiler an, welcher die Fenster von einander trennte, und zersplitterte diesen, als ob er von Glas gewesen wäre. Der Mayordomo, der gerade dahinter stand, hätte auch ihre volle Wucht empfunden, wenn sich nicht die rechts herumschlagenden Riemen der anderen Kugeln am Cabriolet gefangen hätten. Von diesen bekam der Professor eine Probe, denn die eine Kugel traf ihn, glücklicher Weise schräg abgleitend, an die Schulter, daß er einen lauten Schrei ausstieß.

Aber hier blieb ihnen freilich keine Zeit, nach Verwundungen zu sehen, denn immer noch mehr der Feinde drängten herbei und suchten jetzt über die dicht am Wagen gestürzten Pferde hinweg zu setzen.

Gerade diese Pferde erwiesen sich aber in diesem Augenblick als ihr größter Schutz. Die anderen Thiere schreckten vor den todten Kameraden und dem ungewohnten Knall der Gewehre zurück, und wo nur eins einen Moment anhielt, sich bäumte und nicht gleich weiter wollte, da traf den Reiter sicherlich das tödtliche Blei, daß er rückwärts stürzte und die Hindernisse für die Seinen mit dem eigenen Körper nur noch vermehrte.

„Laden!" schrie da der Professor den jungen Leuten zu, denn alle Gewehre waren jetzt abgefeuert, und mit seinen beiden Revolvern suchte er unterdessen dem Angriff zu begegnen.

Mit wildem Satz flog ein einzelner Reiter über die Todten und Verwundeten hin, klammerte sich mit beiden Händen in dem Augenblick an den Wagenrand und suchte sich hinein zu schwingen. Der Professor setzte ihm den Revolver dicht auf den Kopf und drückte ab, und wie ein Sack stürzte er hinunter.

Wieder und wieder nahmen Einzelne in toller Verzweiflung den Kampf von Neuem auf, aber jetzt hatten John und Jean ihre Gewehre schon im Stande, und wieder knallten die Schüsse ihnen entgegen, die diesmal zwei Pferde trafen und kampfunfähig machten.

Der Professor lud indessen aus Leibeskräften, denn er

hatte jetzt auch seinen Revolver abgeschossen und nur das Handbeil als einzige Waffe noch neben sich — aber kein Feind warf sich ihnen mehr entgegen. Zu günstig war die Stellung, die sie hier eingenommen, zu warm der Empfang gewesen, mit dem das blutdürstige Gesindel begrüßt worden, und diese mußten sich erst wieder sammeln, um ihren Verlust zu übersehen, die noch kampftüchtigen Ihrigen zu zählen.

Aber im Wasser trieb sich noch einer der Wilden herum, der sein Pferd nicht aus einem Loch bekommen konnte, in das es mit den Hinterbeinen gerathen und tief eingesunken war.

„Schicke dem rothen Schuft einmal eine Ladung Schrot hinüber, John,“ rief diesem der Professor zu, „vielleicht hilft ihm das.“

John konnte den Indianer gar nicht sehen, er hörte nur an dem Plätschern und Schlagen im Wasser und an den ermunternden Zurufen, mit denen er sein Pferd anzutreiben suchte, ungefähr, wo er sich befand, zielte dort hinüber und feuerte.

Hui! wie das jetzt das Wasser schlug und umherspritzen machte, aber weiter und weiter fort zog sich der Lärm; jetzt konnten sie hören, wie das Pferd seichteres Wasser betrat, und dann war Alles ruhig.

„Soll mich Der und Jener holen,“ rief der Professor, vor sich hin lachend und mit dem Kopf schüttelnd, „ob Du ihm nicht wirklich hinausgeholfen hast. Die Schrote haben dem Pferd Beine gemacht, und der Schuft ist jetzt in Sicherheit.“

„Aber ich habe mit einer Kugel geschossen,“ sagte John.

„Dann hast Du auch gefehlt, und der Schreck vor dem Schuß muß es allein gethan haben. Aber wo ist der Mayordomo? Heh, Don Pedro! er ist doch nicht gefallen?“

„Nein,“ sagte der Alte, „blos gerutscht,“ indem er unter dem Wagen vorkroch und wieder in das Cabriolet kletterte. „Wie die verwünschten Bolas zu fliegen anfingen, hielt ich es für das Vernünftigste, meinen Platz in der untern Etage zu nehmen, und habe dort auch zwei Schufte abfertigen können, die Ihr mir von oben herunter schicktet. Na, ich denke, jetzt wird ihnen doch die Lust vergangen sein. — Wie mich die Schufte aber zugerichtet haben!“

Der Professor achtete schon nicht mehr auf ihn, denn die im Wagen Befindlichen verlangten seine ganze Sorge. Frau Houston hatte sich mit Elisen unten auf den Boden gelegt und weinte still und betete zu Gott. Aber glücklicher Weise schien sie gar nicht verwundet, während die jungen Burschen diesmal nicht so gut weggekommen waren. Charles hatte einen Lanzenstich durch den linken und Jean einen durch den rechten Arm bekommen, und dieselbe Lanze, die ihn traf, war dann noch mit der Spitze in Tomas' Schulter gedrungen; Ned war durch die Bolas getroffen und klagte über Schmerzen in der Seite, und der Professor selber blutete an drei oder vier verschiedenen Stellen.

Keiner von Allen hatte aber in der Aufregung des Kampfes auch nur das Geringste von den Verletzungen gespürt. Nur jetzt, als er vorüber schien, trat nach der Aufregung auch die Erschöpfung ein, und Tomas besonders wimmerte und klagte, daß ihn seine Schulter so brenne und schmerze.

Aber hätte sie selber die Dunkelheit der Nacht nicht daran verhindert, jetzt wäre doch keine Zeit gewesen, um nach den Verwundeten zu sehen, denn keinen Augenblick waren sie ja sicher, daß die Wilden nicht, trotz aller Verluste, ihren Angriff noch einmal erneuerten. Doch der Morgen brach an. Der Nebel begann vor dem frisch und scharf einsetzenden Südostwind sich langsam zu bewegen. Schon konnten sie gerade über sich die erbleichenden Sterne erkennen, und oh, wie sehnten sich Alle nach dem Tageslicht!

Und doch, was half es ihnen? Hätten sie noch lange diesem Ansturm widerstehen können, und wären sie im Stande gewesen, wenn sie von den Wilden über Tag beunruhigt wurden, noch eine Nacht so zu wachen und zu kämpfen? Ja, wenn sich die Wunden der Getroffenen entzündeten, was sehr wahrscheinlich geschah, da sie hier ja keine ärztliche Hülfe hatten, war da ihre kleine Besatzung nicht so geschwächt, daß sie unmöglich einem neuen Ueberfall gewachsen sein konnten? — Und woher sollte Hülfe kommen? — Von der Estancia? — Wenn sie das Schießen wirklich dort gehört, was in dem Nebel immer noch sehr zweifelhaft blieb, durften die wenigen Bewohner

jenes Platzes sich in's Freie wagen? — Sie hätten es nie gethan, um Andere, Fremde zu retten.

Und was dann?

Der Professor seufzte recht aus tiefster Brust, denn er selber war verwundet worden; er fühlte, wie ihn sein Kopf, seine Schulter und seine Seite schmerzte, und das warme Blut hatte ihm schon die Kleider genäßt und zusammen geklebt — und wenn er krank wurde, wenn er nicht mehr im Stande war, die kleine Schaar zu leiten, die nur durch ihn angefeuert und bei gutem Muth erhalten wurde? — Das bittere Schluchzen der armen Frau trug auch nicht dazu bei, ihn fröhlicher zu stimmen und er versuchte nicht einmal, sie zu trösten — brauchte er doch in diesem trüben Augenblick weit eher selber Trost.

Aber der Tag kam. Noch deckte allerdings trübe Dämmerung die Pampas, denn der Nebel ließ das matte Licht des nahenden Morgens nicht durch, aber höher und höher stieg die Sonne, und jetzt, wie sie den Horizont erreichte, warf sie ihren lichten Schein über die weißen Schwaden und färbte ihre oberen Ränder mit Purpur und Gold.

„Alle Wetter!“ fluchte da der Mayordomo, der vor der Hand Alles für sicher hielt und hinten nach dem Wasser gestiegen war, um sich das Blut aus dem Gesicht und aus den Augen zu waschen, „wie mich der heillose Halunke zugerichtet hat. Ich werde mich bei keinem anständigen Menschen mehr sehen lassen können.“

Er richtete sich bei diesen Worten auf und drehte sich nach dem Wagen um, und John, der die Worte gehört und sich nach ihm umschaute, hätte gern gelacht, aber der arme Teufel sah wirklich zu traurig aus.

Einer der Indianer war nämlich von dem stürzenden Pferd gerade in derselben Zeit unter den Wagen geschleudert worden, als der Mayordomo diesen Platz, mit seinem langen Messer in der Faust, in Besitz nahm, und ehe sich der Wilde besinnen konnte, in welche gefährliche Nachbarschaft er gerathen, hatte er ihm dasselbe in die Brust gestoßen. Der zum Tode Getroffene behielt jedoch noch so viel Kraft, um das eigene Messer aus dem Gürtel zu reißen, und im Zusammenbrechen

damit herumfahrend, zog er es dem armen Teufel von Mayordomo quer durch das Gesicht, das er ihm bös, vom rechten Schlaf bis auf die linke Seite hinunter und in den Bart hinein, zerschnitt.

Höher und höher stieg die Sonne, lichter wurde es umher, und jetzt ließ sich auch besser erkennen, welchen Schaden diese Nacht der Feind erlitten, denn fünf Todte und vier Pferde lagen dicht am Wagen, und schwere Blutspuren führten noch außerdem in den Nebel hinein. Aber wo waren die Indianer? Hatten sie den Kampfplatz und ihre Todten im Stiche gelassen, oder lagen sie noch irgendwo im Hinterhalt, um das Weichen des Nebels erst abzuwarten? Die Antwort sollte ihnen bald werden.

Der alte Mayordomo saß vorn im Cabriolet und band sich eben ein Tuch quer über's Gesicht, das ihm Frau Houston für die furchtbare Wunde gegeben hatte, als ein eigenes Schwirren in der Luft laut wurde.

„Aufgepaßt! eine Bolas!“ schrie der Gaucho, wie er nur den Laut gehört, und in dem nämlichen Augenblick schlug die eine Kugel dicht links neben dem Cabriolet in den Wagen, zwischen dem Professor und John durch, daß sie Beider Arme streifte, während die anderen beiden um das Cabriolet mit Blitzesschnelle herumsausten und den alten Gaucho, der eben aufgesprungen war, mit dem Riemen auf seinen Sitz zurückwarfen. Aber die Seitenwände boten ihnen zu vielen Widerstand, und die böse Waffe richtete diesmal wenigstens keinen Schaden an.

Noch während sie aber zu ihnen herüber flog, hatte der Professor eine dunkle, schattengleiche Gestalt im Nebel erkannt, die aber schon wieder verschwunden war, ehe er nur die Büchse heben konnte.

„Die Halunken können uns hier eher sehen, als wir sie,“ rief der Gaucho, „und suchen uns jetzt dadurch mürbe zu machen. Müssen aber viele Bolas zu verwerfen haben, wenn sie mit dem Spiel ihren Zweck erreichen wollen.“

Der Professor hatte sich übrigens den Platz gemerkt, von wo aus er etwa einen neuen derartigen Besuch erwarten konnte, und eins der Schrotgewehre aufgenommen. Damit lag er im

Anschlag, und wie er nur den Schatten einer Gestalt sich dort glaubte regen zu sehen, feuerte er rasch der Richtung zu. Er mußte auch noch vollkommen zur rechten Zeit geschossen haben, denn keine Bolas kam diesmal, und sie konnten deutlich den Hufschlag eines davongaloppirenden Pferdes hören.

Zehn Minuten vergingen so wieder, bis sich etwas regte, da plötzlich sauste auf's Neue, aber nur eine einzelne Kugel über sie hin, die glücklicher Weise nur den obern Rand des Wagenkastens streifte und darüber hin in's Wasser schlug. Kein Schatten einer Gestalt war dabei zu erkennen, und jetzt folgte eine zweite, etwas tiefer wie die erste gehalten, die aber gegen die starke Seitenwand des Fuhrwerks prallte.

Die Wilden hatten ihre Bolas zerschnittten und aus einem Wurfgeschoß dadurch drei gemacht. Die Belagerten befanden sich dadurch einer neuen Gefahr gegenüber, der sie nicht ausweichen konnten, denn Wache mußten sie halten, weil der in der Nähe befindliche Feind seinen Angriff jeden Augenblick erneuern konnte. Traf aber eine von diesen einzelnen Kugeln Einen der jungen Leute, so hätte sie ihm jeden Knochen zerschmettert, den sie erreichte.

Da kam ihnen der Wind zu Hülfe. Wie ein Schleier lüftete er den Nebel und hob ihn von der Pampas rings umher, als ob er ihn von dem Boden gelöst hätte, und wenige Minuten später konnte man schon auf über hundert Schritt im Umkreis jeden sich bewegenden Gegenstand erkennen. Die Wilden durften sich jetzt nicht mehr einzeln in den Bereich der Schußwaffen wagen.

Und stärker wurde die Brise — wie weiße, riesige Leintücher jagte sie die milchenden Schwaden vor sich her und riß sie auseinander, und jetzt zerfloß die Masse wie in Duft vor dem siegenden Tagesgestirn, und grün und sonnenhell lag wieder die Pampas um sie her.

Breite, dunkle Blutspuren bezeichneten den Kampfplatz der letzten Nacht. Leichen von Menschen und Pferden lagen zerstreut in dem besudelten Gras, und die Aasgeier strichen von nah und fern herbei, oder saßen schon, von ihrem Geruchsinn geleitet, auf den gestern getödteten Pferden und hackten die scharfen Schnäbel in die Wunden.

Aber nicht auf alles das achteten die Belagerten; ihr Blick suchte nur den Feind, und gar nicht so weit entfernt von ihnen, aber doch weit genug, daß eine Kugel nicht mit Sicherheit hinüberreichen konnte, hielt der kleine Trupp.

Es war in der That ein kleiner Trupp geworden, denn die beiden Stürme hatten furchtbare Verwüstung in ihren Reihen angerichtet. Gestern Abend sahen sie noch vierundzwanzig Krieger im Sattel sitzen. Heute hielten dort drüben nur zwölf, und wenn auch vielleicht ein paar auf Kundschaft ausgesandt waren, der Tod hatte doch furchtbare Ernte in ihren Reihen gehalten. Sie standen hier übrigens mit ihrem Wagen zu tief, um den Grund und Boden, auf welchem die Indianer hielten, ordentlich und vollständig übersehen zu können. Charles kletterte freilich oben auf den Kasten hinauf — denn den Mayordomo schmerzte sein Gesicht, und er mochte sich nicht rühren — aber selbst von dort aus konnte er nur erkennen, daß unmittelbar neben dem Trupp noch einige dunkle Körper im Grase lagen. Ob es aber Todte und Verwundete, oder nur Ermüdete seien, ließ sich nicht einmal mit dem Fernglas unterscheiden, dessen Wirkung der Nebel hemmte.

Sobald sich aber dieser ordentlich und vollständig gelichtet hatte, kam auch die Truppe da drüben in Bewegung. Noch schien es nicht, daß sie einen neuen Angriff beabsichtigten, aber jedenfalls wollten sie bei Tageslicht die neue Stellung des Feindes recognosciren, die, wie sie in der Nacht zu ihrem Schaden erfahren hatten, durch den Sumpf gedeckt, ihnen weit größeren Widerstand leistete, als droben auf freier Pampas. Die Krieger vertheilten sich nach rechts und links und galoppirten mit ihren Lanzen in der rechten Hand in einem weiten Halbkreis um den Wagen her.

„Oh, Don Sebastian," rief da John, „sehen Sie dort drüben über dem Wasser — liegt da nicht ein Todter?"

Der Professor richtete sein Glas dorthin und sagte, nachdem er es kurze Zeit auf jenem Punkt festgehalten: „Allerdings — ein Indianer, der muß von einer unserer Kugeln getroffen und dort zusammen gebrochen sein."

„Das ist derselbe, der im Sumpf stak," rief der junge

Mann, „das war genau die Richtung, und ich habe ihn doch getroffen.“

„Da drüben kommt ein einzelner Reiter über den Rücken,“ meldete da Charles oben vom Verdeck des Wagens aus. „Er winkt mit dem Arm, und Zwei von dem Trupp sprengen ihm entgegen.“

„Oh, wenn uns Hülfe käme!“ seufzte Frau Houston recht aus tiefster Brust.

„Da kommen mehr!“ meldete Charles von oben wieder, „oh Du barmherziger Gott, das sind auch noch Indianer, ein ganzer Schwarm, größer als der erste war.“

„Dann sind wir freilich verloren,“ sagte der Professor still und leise vor sich hin, aber doch laut genug, daß die arme Frau die Worte hörte und verstand, und in bitterer Herzensangst drückte sie ihr Kind an die Brust.

„Und sollten sie kein Erbarmen haben?“ sagte sie endlich, sich an die letzte Hoffnung klammernd, „wenn wir sie nun bitten, unser Leben oder wenigstens das der Kinder zu schonen, und ihnen Alles geben, was wir haben?“

„Die und Erbarmen,“ brummte der alte Gaucho bitter lachend vor sich hin, „nicht einmal, wenn sie unsern Wagen beim ersten Ansturm genommen hätten, viel weniger denn jetzt, wo ihre Leichen den Grund um uns her bedecken. Nein, jetzt ist die Geschichte aus. Laden Sie die Gewehre noch einmal tüchtig, Don Sebastian, daß wir wenigstens so Viele von dem Gesindel voranschicken, wie nur irgend möglich, und dann — dann können wir die Zähne auf einander beißen und ein kurzes Gebet sagen — weiter ist nichts mehr nöthig.“

„Und hast Du uns denn ganz verlassen, allmächtiger Gott?“ rief die arme Frau in Verzweiflung.

„Wir haben nicht einmal mehr Pulver genug für eine zweite Ladung,“ sagte der Professor bestürzt, indem er die beiden Hörner untersuchte, die er als Vorrath mitgenommen. Hatte doch Keiner von ihnen Allen geglaubt, daß sie es je zu anderen Zwecken, als vielleicht zur Jagd gebrauchen würden.

„Ist auch nicht mehr nöthig,“ erwiderte der alte Gaucho gleichmüthig, indem er zu Charles hinauf auf das Verdeck des Wagens kletterte. „Heute geben sie uns keine Zeit mehr, noch

einmal zu laden, und wenn sie die eine Salve nur bekommen, so ist das all' der Schaden, den wir noch auf der Welt thun können."

„Sind es wirklich Indianer, die dort über den Höhenzug kommen?" frug der Professor und folgte ebenfalls nach oben, um mit seinem Fernrohr die Gestalten besser unterscheiden zu können.

Aber des Gaucho scharfes Auge hatte sie lange erkannt, und er sagte finster: „Es sind Rothhäute, Sie können Ihren Gucker in der Tasche lassen, Don Sebastian. Ich sehe mit bloßen Augen deutlich die Lanzen und die wehenden langen Haare der Schufte. Die Art Gesindel ist draußen in der Pampas nicht leicht zu verkennen."

„Das müssen wenigstens zwanzig oder dreißig sein," seufzte der Professor recht aus tiefster Brust.

„Eher vierzig als dreißig," brummte der Gaucho gleichgültig, „kommt auch jetzt auf ein paar mehr oder weniger nicht an." Damit setzte er sich auf das Verdeck des Wagens nieder und hielt sich sein ihn schmerzendes Gesicht.

In peinlicher Spannung beobachtete indessen der Professor die heransprengende neue Verstärkung des Feindes, die mit nach vorn gelegten Lanzen ihre Pferde antrieb, als ob sie einen Angriff auf die Kameraden machen wollte. Aber die Wilden reiten immer im gestreckten Galopp, und sind ihre Thiere ermüdet, so machen sie lieber drei oder vier Tage Halt, um sie ordentlich auszuruhen, ehe sie eine Strecke langsam ritten.

Der Trupp ihrer Feinde dagegen rührte sich nicht vom Fleck, die Beiden ausgenommen, die den Kommenden entgegen geschickt waren. Jetzt hatten diese sie erreicht, wandten ihre Thiere und sprengten mit zurück, und kaum zehn Minuten später war die ganze Horde vereinigt.

„Nun auf Ihren Posten, Don Sebastian," sagte da der Gaucho finster, indem er von dem Verdeck vorn in's Cabriolet hinabglitt und sein langes Messer aus der Scheide zog, „an Eure Posten, meine kleine Mannschaft, daß wir wie Männer sterben. Zielt aber gut heute Morgen; nicht eher, als bis Ihr die Lanzenspitzen fast mit dem Arm erreichen könnt. Dann mitten hinein in die Bande, und ein Dutzend lassen wir doch vielleicht noch vor uns in's Gras beißen."

Der Professor warf noch einen scheuen Blick nach dem sich da drüben sammelnden und unruhig hin und her wogenden Trupp hinüber, aber er sah selber, daß ihnen nichts weiter zu thun übrig blieb, als was der Gaucho gerathen, ihr Leben nämlich mit der letzten Ladung Pulver so theuer als möglich zu verkaufen, und mit dem Entschluß folgte er dem Mayordomo hinab. Es war auch keine Zeit mehr zu versäumen, denn was die Wilden da oben beriethen, konnte er sich leicht denken, und dem Entschluß folgte da rasch die That. Aber es war ihm doch weich und wehe um's Herz, wenn er die wackeren jungen Burschen ansah, die sich so brav benommen und jetzt unter den Messern der grausamen Feinde verbluten sollten. Die Thränen kamen ihm ordentlich in die Augen.

Er drückte ihnen allen die Hand, John am längsten, und sagte dann, seine Rührung gewaltsam bezwingend: „Jetzt also, Kinder, gilt es den letzten Kampf. Ihr habt Euch tapfer gehalten, tapfer und tüchtig, und nun — mit Gott denn, wenn es nicht anders sein kann — lebt wohl!"

Rasch wandte er sich ab, daß sie die Thränen in seinen Augen nicht sehen sollten, und griff seine Büchse auf. Da oben der Schwarm der Wilden trennte sich, und im nächsten Augenblick schon konnte ihr Schlachtgeheul zu ihnen herübertönen.

13.

Schluß.

Die Wilden waren in der That in Bewegung gerathen und schienen sich in zwei gesonderte Haufen theilen zu wollen, aber doch noch über die Art des Angriffs nicht einig zu sein, denn wieder schmolzen die beiden Trupps zusammen, und ein paar einzelne Reiter flogen der Richtung zu, von welcher die letzten gekommen waren — dieselbe, nach welcher auch die Straße zu der nächsten Estancia führte. Erwarteten sie noch

Verstärkung? — Sie konnten freilich nicht wissen, daß es den Belagerten an Pulver zu fernerer Vertheidigung fehlte, und möglich, daß noch ein dritter Schwarm zurück war, dessen Vereinigung mit dem Haupttrupp sie erst erwarten wollten. Doch das blieb sich jetzt gleich; zwanzig mehr oder weniger; ihrem Schicksal konnten die Unglücklichen ja doch nicht entgehen, und das Zögern verlängerte nur ihre Qual.

Oben auf der geringen Erhöhung der Pampas hielten die beiden ausgesandten Späher; selbst unten vom Wagen aus konnten sie dieselben deutlich erkennen. Jetzt hoben sie die Lanzen und kamen zurückgesprengt, und der ganze Haupttrupp machte Front gegen sie. Sie winkten mit den Lanzen, und ein einzelner Reiter galoppirte noch einmal dorthin, von woher sie eben gekommen waren.

Der Mayordomo schüttelte mit dem Kopf, aber nur ganz in Gedanken, denn es that ihm wieder sein Gesicht weh, und er mußte sich die Backe und die Nase halten. Die Bewegung der Indianer kam ihm aber merkwürdig vor, denn so ungeduldig sind derartige Burschen sonst gewöhnlich nicht, daß sie Boten auf Boten schicken — und der Zuzug kam jedenfalls, das hatten die beiden ersten schon gemeldet.

Jetzt sprengte der zuletzt Abgegangene in voller Carrière zurück, und die Schaar der Wilden machte Front gegen jene Richtung hin, die Lanzen gesenkt, die Pferde eingezügelt. Selbst der Professor wurde auf dies sonderbare Benehmen aufmerksam und vergaß für den Augenblick fast die eigene Todesnoth, in der sie selber schwebten.

Da erschien ein Reiter an jenem Theil des Horizonts. Der Mayordomo war auf das Vorleder des Cabriolets gestiegen, um etwas besser sehen zu können — jetzt noch einer — jetzt Kopf an Kopf, ein geschlossener Trupp, und „Hurrah!“ schrie der Alte, seine Wunde mißachtend und den zerschnittenen Mund, „Hurrah! Hülfe! Hülfe! Rettung aus der Noth!“

„Was ist's?“ rief der Professor; er begriff noch immer nicht, was der Alte meinte.

„Soldaten!“ jubelte aber dieser, „Militär-Cavallerie! Hurrah! Jetzt, Don Sebastian, langt einmal mit Eurer Büchse hinüber zwischen die rothen Schufte. Es sind kaum

dreihundert Schritt, und die da drüben erfahren dabei zugleich, daß hier auch noch Leute wohnen, sonst jagen sie am Ende vorbei und sehen uns gar nicht in dem Loche drin."

„Hülfe?" rief die Frau in jubelnder Lust, „o, Du gütiger Gott, so hast Du doch unser Gebet erhört!"

„Drauf, Don Sebastian," drängte da der Alte, „jetzt ist die Zeit. Die Rothen wissen noch nicht, ob sie Stand halten oder laufen sollen. Sie möchten ihre Todten nicht im Stiche lassen." Der Professor kletterte mit seiner Büchse auf das Verdeck des Wagens, aber ein Blick nach Osten genügte, ihm die frohe Kunde zu bestätigen. Es waren Soldaten; die Sonne blitzte von den funkelnden Läufen ihrer Carabiner wider, und ihre glänzenden Lanzenspitzen leuchteten darin. — In geschlossenem Trupp hielten noch die Wilden, die ihnen an Zahl wohl gleich, vielleicht noch etwas überlegen sein mochten. Noch schienen sie unentschlossen, ob sie den Kampf aufnehmen sollten.

Da hob der alte Professor die Büchse — die Entfernung war in der That kaum mehr als dreihundert Schritt — hielt dem ganzen Trupp etwa einen Fuß hoch über die Köpfe und drückte ab.

Bei dem Schuß stutzten die Soldaten und schauten dort hinüber, aber ein Blick auf das verlassene Fuhrwerk genügte ihnen, die Lage der darin Befindlichen zu errathen. Und die Kugel? Noch war der Knall der Büchse nicht verhallt, da brach eins der Pferde im Trupp zusammen, und mit einem lauten Hurrahschrei jagte die Cavallerie in geschlossenem Zuge vorwärts, gerade auf den Feind los. Dieser aber, vielleicht bestürzt gemacht durch den Schuß, der aus so weiter Ferne sein Ziel getroffen, und auch die Feuerwaffen der Anstürmenden fürchtend, denen sie nur ihre Lanzen dafür entgegen halten konnten, warfen im nächsten Augenblick ihre Pferde herum und suchten in wilder Flucht das Weite.

Aber ehe sie sich vollkommen zerstreuen konnten, knatterte das Kleingewehrfeuer hinter ihnen drein, das, so wenig Schaden es ihnen auch thun mochte, nur ihre Flucht beschleunigte. Nach allen Richtungen stoben sie auseinander und über die Steppe, die Verfolgung dadurch erschwerend und irre leitend; lag ihnen doch auch nur daran, die Soldaten selber

zu trennen und dann einzeln zu überfallen und nieder zu machen. Diese kannten aber schon gut genug solche Art der Kriegführung und gingen nicht in die Falle; wußten sie doch recht gut, daß sie nie im Stande gewesen wären, die flüchtigen Feinde einzeln einzuholen. Aber die diesen nachgefeuerten Schüsse trafen doch hier und da ein Pferd oder einen Reiter, und wehe dem Indianer, der verwundet wurde oder sein Thier verlor. Im Nu waren sie hinter ihm drein, und von den fast eben so wilden Gauchos hatten die rothen Krieger gerade so wenig Erbarmen zu hoffen, wie sie selbst gezeigt.

Von der Escorte Militär sonderten sich übrigens, sobald der Schuß des Professors fiel, der einen der Wilden unberitten gemacht und unter die Waffen der Soldaten geliefert, fünf Reiter ab, die augenscheinlich nicht zu ihnen gehörten und sie nur begleiteten. Sie trugen, wenn auch Waffen, doch keine Uniform, sondern nur den gewöhnlichen dunbelblauen Poncho und breiträndige Strohhüte.

In gestrecktem Galopp, ohne dem Kampf auch nur einen Blick nachzusenden, kamen sie auf den Wagen zu, und „Vater!“ schrie da John und flog, sein Gewehr von sich werfend, mit einem Satz aus dem Cabriolet vorn hinaus und dem Vater entgegen, der sich ebenfalls aus dem Sattel warf und seinen Knaben jubelnd an sich drückte.

Aber wer beschriebe jetzt die Freude des Wiedersehens, wer das Glück, das in die Herzen der guten Menschen einzog, als sie einander auf's Neue lebend und gesund umarmen konnten, wo sie schon die Hoffnung solchen Glückes aufgegeben. Schluchzend hing die Frau in den Armen des Mannes, ihr Gesicht an seiner Brust bergend, und wie sie sich auch in Unglück und Gefahr aufrecht und stark gehalten, jetzt in dem Uebermaß der Freude erlag sie diesem, und der Gatte mußte sie halten, daß sie nicht zu Boden sank.

Aber auch Charles und Ned hatten indessen ihren Vater gefunden, der im Begriff gewesen war, unter dem Schutz der Militärescorte nach Mendoza zu eilen. Die anderen Reiter waren Herren aus Mendoza, die von dem Verderben der unglücklichen Stadt gehört und hinüber wollten, um zu sehen, wen von ihren Lieben das furchtbare Geschick verschont.

Mr. Houston hatte einen argentinischen Diener mit, aber einen praktischen Burschen, und wie er sich nur erst einmal von dem Mayordomo die Abenteuer der letzten Tage hatte erzählen lassen — denn die mußte er vorher wissen — ging er auch scharf daran, dem mißhandelten Omnibus aus seiner verzweifelten Lage zu helfen. Vor allen Dingen brauchten sie Pferde, da sie den Wagen doch nicht hier in der Pampas konnten sitzen lassen. Draußen im Campo liefen aber drei oder vier reiterlose Indianerpferde herum, deren Reiter theils vom Fuhrwerk aus, theils jetzt von den Soldaten getödtet waren, und seinen Lasso vom Sattel nehmend, ritt er ohne Weiteres hinaus, um sie einzufangen. Schon nach zehn Minuten kam er mit einem an, das er in seiner Schlinge gefangen, ein anderes, das sich unfern von dort in dem herunterhängenden Zügel verwickelt hatte und nicht fort konnte, holte der Mayordomo selber. Ein drittes brachte der Peon noch später ein, und mit seinem eigenen konnten sie recht gut die nächste Estancia erreichen, wo dann frische Pferde und auch wohl noch ein paar Peones zu bekommen waren. Er selber sollte dann kutschiren, denn es verstand sich von selbst, daß Mr. Houston und Ned's und Charles' Vater jetzt augenblicklich mit umkehrten und den Wagen begleiteten.

Außerdem waren sie keine halbe Tagereise mehr von dem Städtchen Arrecifes entfernt, wo sie Leute genug und Alles bekommen konnten, was sie brauchten, selbst Militärbedeckung, denn Mr. Houston kannte den dort stehenden Officier.

Felipe, der Peon, versäumte indessen auch keine Zeit, die noch etwas ungefügigen Indianerpferde zum Zug einzurichten. Alle diese Thiere sind ja auch gewohnt, mit ihrem Gurt zu ziehen, da sie die Lagerstangen oft weite Strecken auf solche Art schleppen müssen. Das Geschirr verlangte eben so wenig eine Aenderung, als daß er mit den Riemen von einem paar der indianischen Bolas Zäume für die Vorderpferde herstellte, und in kaum einer halben Stunde waren sie bereit, diesen Ort des Schreckens zu verlassen.

Jetzt mußte John's Vater erzählen, wie sie so glücklich und zur rechten Zeit zu ihrer Rettung hier herbeigeeilt. Die Sache war aber einfach genug. Die Escorte hatte man von

Arrecifes abgeschickt, da man dort Kunde bekommen, daß starke Indianertrupps die Gegend beunruhigten und einzelne Ranchos schon überfallen. Gerade als die Herren aus Buenos-Ayres den Ort passirten, sammelten sich die Truppen, und es fand nicht die geringste Schwierigkeit, sich ihnen anzuschließen. In der letzten Estancia, die sie gestern Abend vor dem Nebel erreichten, hörten sie aber schon, daß ein von dort ausgesandter Kundschafter einen großen Wagen bemerkt hatte, den — wie er meldete — die Indianer plünderten. Der Bursche schien es gar nicht für möglich gehalten zu haben, daß sich die Passagiere gegen den Trupp von Wilden vertheidigen könnten. Allerdings drängte es sie jetzt, noch in derselben Nacht aufzubrechen, aber das stellte sich schon dadurch als unmöglich heraus, da sie keinen Führer bekommen konnten. Es wollte Keiner der Leute von der Estancia mitgehen, da er den von den Indianern bedrohten Weg hätte allein zurückkehren müssen. Außerdem führten von dort aus eine solche Menge von Fahrgleisen bald nach rechts, bald nach links, um den verschiedenen Sumpfwassern auszuweichen, daß es fast unmöglich wurde, in dem Nebel das rechte zu treffen, und in der Nacht hätten sie dann den Wagen nicht einmal gefunden.

Wie sich aber der Nebel heute Morgen zu lichten begann, brachen sie augenblicklich auf, trafen jedoch schon, gar nicht weit mehr von der Estancia entfernt, auf einen Indianertrupp, den sie für den nämlichen hielten, der den Wagen überfallen hatte. Natürlich folgten sie augenblicklich und kamen so glücklicher Weise noch zur rechten Zeit.

Während er noch erzählte, hatte sich John mit dem Mayordomo aufgemacht, um die Waffen des Indianers zu holen, der an der andern Seite des Wassers lag. Er wollte doch ein Siegeszeichen von diesem Kampfe mitnehmen. Gefahr von den übrigen Wilden hatten sie auch keine mehr zu fürchten, denn denen waren die Soldaten jetzt auf den Fersen, und sie konnten froh sein, wenn sie selber der Verfolgung entgingen.

Wohl war es ein wehmüthiges Gefühl für den jungen Mann, als er einen Menschen vor sich liegen sah, den er getödtet; aber hatten sie sich denn anders helfen können? War es nicht die reine Nothwehr gewesen, ihr eigenes Leben vor

dem blutdürstigen Feind zu retten? Er brauchte sich darüber keine Vorwürfe zu machen. Der alte Gaucho ließ ihm aber auch keine Zeit zum Nachdenken, denn in einen wahren Jubelschrei brach er aus, als er nahe genug kam, den Getödteten zu erkennen — und zwar an seiner Lanze, die er noch immer fest in Händen hielt.

„Das ist der Schuft, der uns verrathen hat!“ schrie er, „siehst Du, Juan, die Lanze mit dem alten abgebrochenen Bajonnet darauf? Das ist die Bestie, die uns frundlich zunickte und dann, was das Pferd laufen konnte, davonsprengte, um das übrige Raubgesindel herbei zu holen. Das war ein Schuß zur rechten Zeit, und ich bin nur seelenfroh, daß der Bube wenigstens seinen Lohn gefunden hat.“

Und damit machte er sich ohne Umstände über den Gefallenen her, nahm ihm die Lanze aus der noch geschlossenen Hand, mit Lasso, Bolas und Messer, und dann eilten sie zum Wagen zurück, um dort dem Professor die Entdeckung mitzutheilen.

Was bleibt jetzt noch zu erzählen? Nach einer Stunde etwa kehrte das Militär von der Verfolgung der Wilden zurück, die sie weit hinein in ihre Pampas gejagt und ihnen noch auf der Flucht eine Anzahl getödtet hatten, denn viele von ihnen, wie von den Pferden, waren verwundet gewesen und dadurch in ihrer Flucht aufgehalten. Der Officier gab dem Wagen dann noch zwölf Mann zur Bedeckung mit, die sie bis Arrecifes geleiten konnten, und setzte jetzt mit den übrigen und den beiden Reitern — die indessen von dem Professor die furchtbare Kunde über Mendoza bestätigt erhielten — ihren Weg nach der westlichen Grenzstadt des Reiches fort.

In derselben Zeit rollte der Wagen wieder, von den rüstigen Pferden gezogen, der nächsten Estancia zu, wo die Verwundeten erst ordentlich verbunden werden und ein paar Stunden rasten konnten.

Noch an dem nämlichen Abend aber, wenn auch schon mit einbrechender Dunkelheit, erreichten sie Arrecifes und konnten sich dort erst einem vollen Gefühl der Sicherheit hingeben. Bis hierher, wo Militär fast in jedem Orte lag und eine

stete Verbindung mit Buenos-Ayres unterhalten wurde, wagten sich die indianischen Horden nie. Wußten sie doch, daß ihnen die Verfolger dort immer gleich auf den Fersen saßen.

In Arrecifes rastete die kleine Caravane einen vollen Tag, denn sie bedurften der Ruhe, und hier fand der Mayordomo auch einen Arzt, der ihm sein zerschnittenes Gesicht wieder zusammennähen konnte. Und wie gut und sicher schlief es sich unter dem Schutz der Mauern, in dem Gefühl vollständiger Sicherheit!

Aber die Gefahr lag auch hinter ihnen, von da an bis Buenos-Ayres war die Straße frei. Nach einigen Tagen schon erreichte der kleine glückliche Zug die Hauptstadt der weiten Republik, und in dem Geräusch einer großen Stadt, von lauter Menschen umgeben, die sich im Besitz jeder Bequemlichkeit und im Gefühl vollständiger Sicherheit bewegten, lagen die Gefahren der Pampas hinter ihnen wie ein wilder Traum.



Mister Mix.



Mister Mix.

Ein bewegtes Leben habe ich geführt, das läßt sich nicht leugnen, und wenn ich so manchmal in alten Erinnerungen untertauche, kommen ganz eigenthümliche Dingez um Vorschein.

„Ich bin Mister Mix" — ich muß jedesmal lachen, wenn ich nur den Namen höre; die Sache trug sich folgendermaßen zu:

Wie sich der Leser meiner Streif- und Jagdzüge vielleicht erinnert, so hielt ich auch einmal unten am Mississippi, in der französischen Ansiedlung von Pointe-Coupée, ein Hotel, d. h. ich sollte die Geschäfte dort wieder in Ordnung bringen, da der stets trunkene Besitzer desselben sich über Hals und Kopf in Schulden zu stürzen drohte.

Vor allen Dingen sah ich denn auch natürlich die Bücher nach, in welchen noch eine Masse von Schuldnern standen, zog die Rechnungen aus und kassirte viele von ihnen ein. Aber eine Masse von bösen oder, besser gesagt, geheimnißvollen Schuldnern standen in dem Buch, denn Charles Fischer, wie der Besitzer hieß, hatte dasselbe in höchst wunderlicher Weise geführt.

Die meiste Zeit wenigstens selbst angetrunken, ließ er sich mit einer Menge von Leuten ein, die er gar nicht kannte, ja deren Namen er oft gar nicht wußte, und höchst komisch lauteten in solchen Fällen die Folio-Ueberschriften der mit Soll

Bezeichneten. Darin stand unter Anderen: „Der mit der rothen Nase" und „Der mit der Warze am Kinn". — „Der mit der zerrissenen Weste" war 6 Dollars für Nachtquartier und zwei Flaschen Madeira schuldig. — „Der Rothkopf" stand mit einigen 20 Dollars im Buch, und Fischer behauptete, „wenn er ihn sähe, würde er ihn gleich wieder kennen", aber er ließ sich eben nicht mehr sehen, und ich konnte auch nie heraus bekommen, wer der Mann gewesen.

Bei Anderen waren wirklich Namen angeführt, aber ohne jede Ortsangabe, wo sie sich aufhielten und zu treffen wären; eine höchst schwierige Sache, da das Haus viele Kunden auf sämmtlichen Plantagen nicht allein, nein, auf dem rechten Ufer auch in ganz Pointe-Coupée, am False River und dem unterhalb liegenden Städtchen Waterlow und gegenüber in den beiden Städten Bayou Sarah und St. Francisville hatte.

Nichtsdestoweniger mußte doch der Versuch gemacht werden, die namhaft angeführten Schuldner heraus zu bekommen. Ich ritt deshalb die verschiedenen Stellen gründlich ab, und da ich eine Liste der betreffenden Namen bei mir führte, gelang es mir durch hartnäckiges und unermüdliches Fragen, den größten Theil derselben doch wenigstens zu Tage zu bringen und sie nach und nach heimzusuchen. Alle zahlten aber trotzdem nicht, und zwar unter dem Vorgeben, daß Charles Fischer das Geld gleich an Ort und Stelle von ihnen erhalten habe, und schwören konnte der kleine, ewig trunkene Mann gar nicht, denn in einem solchen Zustande mochte es eben so gut wie nicht geschehen sein.

Nur eine Person unter allen denen mit Namen bezeichneten war ich, trotz aller Mühe, die ich mir gab, nicht im Stande aufzufinden, und zwar einen sehr einfach mit Mister Mix aufgeführten, der mit 5 Dollars im Buche stand. Die Summe war allerdings nicht groß genug, um sich — noch mit der Unsicherheit der Schuld überhaupt, sehr viel Mühe deshalb zu geben. Ich hatte aber trotzdem, wenn auch vergeblich, überall nach ihm gefragt, und führte nun seine Rechnung mit den übrigen, ich möchte sagen aus alter Gewohnheit, noch in der Tasche bei mir, wenn ich einmal wieder die verschiedenen Nachbarschaften absuchte.

So war ich auch eines Tages zum dritten Mal zu dem Zweck in St. Francisville gewesen und wieder auf meinem Wege nach Bayou Sarah hinunter, als mir ein Reiter auf einem prächtigen kleinen Pferde begegnete, der außerordentlich freundlich aussah und dabei laut vor sich hin sang. Ich kannte den Mann nicht und wollte mit einem kurzen Gruß, wie es unter Fremden auf der offenen Landstraße üblich ist, vorüber reiten, als er sein kleines Thier herumriß und, mir die Hand entgegen streckend, auf mich zuritt.

„Sir," sagte ich, ihm die Hand aber doch gebend, „Sie sind im Vortheil, Sie scheinen mich zu kennen!"

„Ja," lachte der vergnügte Mann, „ich habe ein ganz außerordentliches Gedächtniß — Sie wohnen in St. Francisville."

„Nein, nicht mehr — ich wohne jetzt in Pointe-Coupée."

„Aha — aber früher haben Sie doch dort gewohnt?"

„Allerdings."

„Nun sehen Sie wohl, da haben wir uns auch gesehen. Ich bin Mister Mix."

„Ach, mein lieber Herr Mix," erwiderte ich ihm, indem ich mit der rechten Hand in die Tasche griff und seine Rechnung herausholte, „das ist mir ja doch sehr angenehm, Sie hier zu treffen. Wo wohnen Sie denn eigentlich?"

„Ich?" sagte Herr Mix mit einem mißtrauischen Blick auf das Papier. „In Portland, etwa zwanzig Meilen hinter Francisville."

„Dürfte ich Sie dann wohl bitten, diese Rechnung zu berichtigen — es sind nur 5 Dollars, die Sie Herrn Fischer im Ferry-Hotel schon seit vielen Jahren schuldig sind — seien Sie so gut, ich werde sie gleich quittiren."

Der Mann war so verblüfft, daß er die Rechnung nahm, und dabei schon unwillkürlich in die Tasche griff. Ich ließ ihm auch nicht lange Zeit zum Ueberlegen. Feder und Dinte führte ich immer bei mir, und ohne abzusteigen war ich rasch mit meinen Vorbereitungen fertig.

„Hm, ja," sagte Mister Mix verlegen; „ich habe es in der That ganz vergessen gehabt; aber jetzt gerade — Bitte, erlauben Sie mir einmal das Papier."

„Sie verlangen doch nicht etwa, daß ich der seit fünf Jahren schuldigen fünf Dollars wegen noch einmal zwanzig Meilen hinter St. Francisville nach Portland reiten soll?“ frug ich.

Während ich sprach, hatte ich die Rechnung quittirt.

„Hier, Mister Mix — wenn ich bitten darf.“

Mister Mix hatte ein Goldstück in der Hand; er warf noch einen Abschiedsblick darauf und reichte es mir dann.

„Guten Morgen, Mister Mix,“ nickte ich ihm freundlich zu.

„Guten Morgen,“ sagte Mister Mix und ritt die Straße hinauf, aber ich hatte ihm den Morgen verdorben, und er sang nicht mehr.

Der Rehbock.



Der Rehbock.

Der Commerzienrath Belrath, ein eifriger Jäger, der in der Nähe der Stadt ein bedeutendes Revier gepachtet und einen vortrefflichen Rehstand darauf hatte, war hinaus auf die Jagd gefahren und bürschte jetzt, mit einem Kreiser, den er gewöhnlich auf seinen Touren mitnahm, vorsichtig durch den Wald, um wo möglich einen Rehbock zu schießen. Der Kreiser führte den Jagdhund an der Leine, und die beiden Männer mochten etwa eine halbe Stunde lang an ein paar Schlägen hingeschritten sein, ohne bis jetzt etwas gesehen zu haben, als der Hund plötzlich anzog und rechts hinein in die Büsche wollte.

Belrath fuhr rasch mit der Büchse in die Höhe, denn er glaubte, daß der Hund vielleicht einen dort äßenden Rehbock bemerkt haben könne, aber an der Seite lag gerade eine fast undurchdringliche Fichtendickung, in die man keine drei Schritt weit hineinsehen konnte, und befand sich wirklich etwas darin, so war es wenigstens von hier aus nicht mit der Kugel zu erreichen. Nichtsdestoweniger beschloß der Commerzienrath, doch den Versuch zu machen, ob es nicht heraus zu treiben wäre, flüsterte dem Kreiser ein paar Worte zu und stellte sich selber an, während der Alte genau wußte, was er zu thun hatte. Er schlich leise vielleicht hundert Schritt in dem eben betretenen Pfad zurück, beschrieb dann einen kleinen Bogen und

suchte nun, indem er in das Dickicht einbrach, das darin stehende Wild vorzutreiben. Aber es fiel kein Schuß, er hörte auch nichts durch die Büsche prasseln und hatte nur seine Mühe, in dem dichtstehenden jungen Baumwuchs den Hund bei sich zu behalten, der fortwährend an der Leine zerrte und nach rechts hinüber wollte.

Er mußte dort etwas in den Wind bekommen haben, und da er doch jetzt nichts mehr verderben konnte, ließ er ihn endlich gewähren und folgte ihm nach. Kaum merkte der Hund auch, daß er seinen Willen bekam, als er leise zu winseln anfing und so rasch vorwärts drängte, als es die Leine zuließ. Der Kreiser sollte auch nicht lange in Zweifel bleiben, um was es sich hier handle, denn plötzlich that der Hund einen Ruck nach vorn, daß er dem Mann beinahe die Leine aus der Hand gerissen hätte, und fuhr auf einen Rehbock ein, der dort verendet mitten im Dickicht lag.

„Hupp!" rief er, wie er ihn nur bemerkte, um den Schützen aufmerksam zu machen, wo er sich gerade befand. „Hier liegt ein Rehbock, Herr Commerzienrath!"

„Ein Rehbock?" rief dieser zurück, „todt?"

„Hier liegt er — verendet!" rief der Kreiser zurück.

„Warten Sie, bis ich hinkomme, nehmen Sie ihn nicht auf," befahl aber der eifrige Commerzienrath, der hier jedenfalls an einen Wildfrevel glaubte und das corpus delicti an Ort und Stelle untersuchen wollte, „ich komme gleich hin," und mit wahrer Todesverachtung stürzte er sich in das Dickicht hinein, das er wohl unter anderen Umständen kaum betreten haben würde. Es war auch wirklich kein leichtes Stück Arbeit, sich dort hindurch zu zwingen, und ein paar Mal blieb er so fest zwischen den harzigen Zweigen hängen, daß er sich wieder zurückschieben mußte, um nur einen andern Paß durch dies Gewirr von Nadelholz zu finden. Endlich aber gelang es ihm doch, und er erreichte, aber in einer beneidenswerthen Transspiration die Stelle, wo der Kreiser noch immer gehorsam auf ihn wartete.

Dort lag der Rehbock, an den der Hund jetzt vergebens hinzuzerren suchte, denn der Kreiser hielt ihn fest, aber um-

sonst bemühte sich der Jagdherr, irgend eine Schußwunde an ihm zu entdecken; er drehte ihn herüber und hinüber, es half nichts, auch kein Tropfen Schweiß lag auf der Stelle, auf welcher er verendet war.

„Das ist doch merkwürdig," sagte der Commerzienrath, indem er sich aufrichtete und seine Stirn abtrocknete, „mit einer Schlinge können sie ihn doch nicht erwürgt haben, denn sonst wär' er nicht mehr hier in das Dickicht gelaufen."

„Wenn wir ihn aufbrechen, werden wir's schon finden," meinte der Kreiser, der den Rehbock indessen mißtrauisch betrachtet hatte. „Der Förster Becker vom Heilitzer Revier erzählte neulich, wie er bei uns hüben war, daß er in der letzten Woche ebenfalls zwei verendete Rehe auf seinem Revier gefunden hätte, die krank gewesen wären. Es muß dies Jahr 'was in dem Rehwild stecken, und der Bock hier sieht mir ebenfalls genau so aus, als ob er sich den Platz da selber ausgesucht hätte, wo er sich hinlegen und nicht wieder aufstehen wollte."

„Glauben Sie wirklich, daß der Bock eines natürlichen Todes gestorben ist?" frug der Commerzienrath.

„Ne," sagte kopfschüttelnd der Kreiser, der sich unter einem natürlichen Tod bei einem Stück Rehwild etwas ganz Anderes dachte, „sonst müßten wir ein Kugelloch und Schweiß gefunden haben; crepirt ist er, wie ein altes Pferd. Aber hier können wir nichts damit anfangen und müssen sehen, daß wir's hinaus auf den Weg bekommen, ich denke, wir dürfen auch den Hund loslassen, denn der wär' jetzt nicht von dem Stück wegzuprügeln."

„Aber wie kriegen wir's hinaus?" sagte der Commerzienrath, der noch gar keinen recht klaren Begriff hatte, wie er selber wieder auf den Weg kommen sollte, „zu tragen sind wir's doch nicht im Stande, und ich habe auch noch dazu mein Gewehr."

„Wollen das schon besorgen," erwiderte der mehr praktische Kreiser, „gehen Sie nur selber voran, ich komme schon mit dem Bock nach — na, da nicht hinein, da gerathen Sie

ja immer tiefer in die Dickung, dort drüben ist der Weg, Sie sehen ja schon, wo Sie durchgekommen sind."

Heimlich dabei über das ungeschickte Menschenkind den Kopf schüttelnd, das ein Jäger sein wollte, wenigstens ein paar Bockhahnfedern und einen Gemsbart am Hut und eine Flinte auf dem Rücken trug, machte er sich bereit, den Rehbock aus der Dickung hinaus zu schleifen. Er löste dazu die Hundeleine ab, legte sie dem Bock in einer Schlinge um den Hals und zog ihn dann langsam durch das Dickicht hinaus, auf den eigentlichen, aber mit Gras dicht bewachsenen Waldweg, wo er denn auch nicht säumte, ihn aufzubrechen.

Hier stellte sich aber heraus, daß der Kreiser vollkommen Recht gehabt, denn der Rehbock war in der That im Innern ganz richtig krank. Die Milz zeigte sich angeschwollen und blutgefärbt, der sämmtliche Aufbruch entzündet, und es blieb gar kein Zweifel mehr, daß dies Stück Rehwild drin im Dickicht an einer innern, sehr entzündlichen Krankheit verendet sei.

„Das ist ja eine höchst fatale Sache," sagte der Commerzienrath, der daneben stand, und kopfschüttelnd dem Aufbrechen und der Untersuchung des Wildes zuschaute — „höchst fatal in der That. Am Ende kriegen wir ein Sterben unter den Rehen, und die Jagd wäre dann keine fünf Thaler mehr werth."

„Na, so arg wird's schon nicht werden, wenn auch ein paar drauf gehen," meinte der Kreiser.

„Und was fangen wir mit dem hier an?"

„Eingraben," lautete die lakonische Antwort.

„Eingraben?" rief der Commerzienrath erschreckt, „das Fleisch sieht doch noch ganz gut aus."

„Ja, es schmeckt vielleicht auch," meinte der Forstläufer, „aber wer soll's essen? Wenn man die Geschichte hier ansieht, hat man ja gleich einen Ekel davor. Mir könnt's Einer schenken, ich möchte es nicht haben."

„Werfen Sie's nur einmal ordentlich aus, Polter," sagte der Commerzienrath, „damit man erst einmal sieht, ob sich inwendig an den Rippen ebenfalls Spuren von Entzündung zeigen, denn in dem Fall ist das Fleisch auch angegangen."

„Hilft Ihnen nichts,“ schüttelte Polter mit dem Kopfe, indem er aber doch dem Befehl Folge leistete, „Sie essen's doch nicht, und verkaufen können Sie's auch nicht, denn die Wildprethändler wissen Bescheid, und wenn's heraus käme, müßten Sie noch tüchtig Strafe blechen.“

„Unsinn,“ sagte der Commerzienrath, „ich werde doch nicht daran denken, ein krankes Stück zu verkaufen! Aber hatte ich nicht Recht? es sieht inwendig ganz gut aus.“

„Hm! ja, ein bischen röthlich ist es freilich, da, wo die Milz gesessen hat!“

„Ach, das ist bei allem Wild so, aber es kann nichts helfen; es läßt sich nichts damit anfangen.“

„Schade nur um die Decke,“ meinte Polter, „die wollen wir doch wenigstens vorher abstreifen.“

„Hm! Lassen Sie die Decke lieber daran, Polter,“ sagte der Commerzienrath, „ich — werde den Rehbock mit in die Stadt nehmen und einen Thierarzt darüber befragen.“

„Dazu brauchen Sie aber den schweren Bock nicht mitzuschleppen,“ meinte der Kreiser, „sondern nur den Aufbruch, denn in dem steckt die Krankheit, nicht im Wildpret.“

„Und glauben Sie, daß das Wildpret nicht ungesund wäre?“

„Ungesund? ih bewahre, die Kreiser drüben auf der Heilitzer Flur haben die beiden Rehe auch gegessen, und sie sollen delicat geschmeckt haben — ich ekelte mir aber den Tod an, wenn ich einen Bissen davon verzehren sollte. Nicht um zehn Thaler.“

„Nein, ich müßte auch danken,“ sagte der Commerzienrath, sich schüttelnd, „die Sache sieht zu unappetitlich aus, das Wildpret freilich gar nicht. Schade um den schönen Bock! Ich will ihn doch mitnehmen und dem Arzt zeigen, und wissen Sie, Polter, wir können die Milz mit beilegen. Hier in der Jagdtasche habe ich eine alte Zeitung, wickeln Sie mir sie da hinein, aber ordentlich, daß ich mich nicht schmutzig mache, Sie können sie erst ein wenig in Laub einschlagen — so, das wird's thun, und wissen Sie was, Sie brauchen keinem Menschen zu sagen, daß wir den kranken Bock auf meinem Revier gefunden haben, sonst machen mir die Wildprethändler

nachher bei jedem auch vollkommen gesunden Stück Schwierigkeiten und drücken mir die Preise. Das ist überhaupt Lumpenvolk, und wenn sie nachher ein Stück haben, wissen sie gar nicht, was sie dafür fordern sollen."

„Und was sollen wir jetzt mit dem Bock anfangen?"

„Wir decken ihn hier einstweilen zu und bürschen weiter. Auf dem Rückweg können wir ihn nachher mit nach Haus nehmen; es ist ja überdies nicht so weit von hier."

Damit war die Sache vor der Hand abgemacht. Die beiden Männer setzten ihren Bürschgang fort, und der Commerzienrath fehlte, eine Stunde später, noch einen ganz tüchtigen Bock, der ihm breit auf kaum sechzig Schritt stand. Er bekam auch richtig an dem Tag nichts weiter, als einen jungen Waldhasen, den der Kreiser schoß. Dann schulterte Polter den Bock, trug ihn bis zum Wirthshaus, legte ihn in den kleinen Einspänner des Commerzienraths, bekam heute ein außergewöhnlich reiches Trinkgeld von fünfzehn Silbergroschen und schlenderte dann in die Schenke zurück, um wenigstens einen Theil desselben in Bier aufzulösen.

Der Commerzienrath fuhr indessen mit seinem kranken Rehbock in die Stadt zurück, aber eine Menge von Gedanken gingen ihm dabei im Kopf herum. Der Rechtsanwalt Schröter, dem er in vielen Stücken zu Dank verpflichtet war, hatte ihn oft und oft gequält, er sollte ihm doch einmal einen Rehbock mitbringen; er hatte eine große Familie und mochte sich nicht gern Rehwild beim Wildprethändler kaufen, weil er dann nie wußte, ob er es frisch bekam. Der alte Fuchs hatte aber ebenfalls schon oft seinen Scherz mit ihm getrieben; wenn er dem jetzt den Rehbock schickte? der wußte den Teufel von einer Milzkrankheit. Es wäre ein Hauptspaß gewesen, ihn später einmal damit zu necken. Hm, schaden konnt's ihm ja doch auf keinen Fall, die Kreiser in Heilitz hatten es ja auch verzehrt und es sollte delicat gewesen sein — und der Bock sah so gar gut und feist aus.

Die kranke eingewickelte Milz genirte ihn, er ekelte sich davor. Was konnte ihm auch der Doctor dabei helfen? Der war doch nicht im Stande, die kranken Rehe im Wald draußen

zu curiren, und ob er ihm einen lateinischen oder griechischen Namen für die Krankheit nannte, nutzte ihm gar nichts. Er nahm das Paket und warf es in den Chausseegraben hinein.

Zu Hause angekommen, ließ er von seinem Diener den Rehbock aufhängen und ordentlich auswaschen, auch das Gehörn aussägen, das viel zu schön war, um es mit zu verschenken, und am nächsten Morgen schickte er den Bock mit ein paar Zeilen an den Rechtsanwalt Schröter, der im Lauf des Tages dann selber kam und gar nicht aufhören konnte, sich für das prächtige Geschenk zu bedanken.

„Apropos, Commerzienrath, was ich Sie noch fragen wollte,“ sagte er aber beim Weggehen, „die Rippen inwendig sehen so auffallend roth aus, woher kommt das? er ist doch frisch?“

„Lieber, bester Freund, von gestern. Ich habe ihn aber auf den Stich geschossen. Sie werden auch kein Kugelloch in der Decke finden, die Kugel ist ihm wohl in der einen Niere sitzen geblieben, und da wir ihn nicht gleich fanden und aufbrechen konnten, hat das vielleicht ein wenig die Rippen gefärbt. Bei einem Keulenschuß ist ja manchmal die ganze eine Keule mit Blut unterlaufen.“

„Allerdings; na, mir läuft das Wasser schon im Mund zusammen, wenn ich an den Braten denke,“ sagte der Rechtsanwalt. „Also gottbefohlen, Commerzienrath, und wenn ich Ihnen irgend einmal gefällig sein kann — Sie wissen ja.“

Wie er fort war, ging der Commerzienrath eine ganze Weile in seinem Comptoir auf und ab und rieb sich — still vor sich hin lachend — die Hände. Er war ganz ausnehmend vergnügt heute und wünschte sich nur im Stillen unbemerkter Zeuge sein zu können, wenn der Rechtsanwalt den „delicaten Braten“ verzehrte.

„Aber was thut's,“ nickte er dann still mit dem Kopf vor sich hin, „er wird ihm wie Zucker schmecken, denn er weiß ja nichts davon. Lieber Gott, *was* essen wir nicht Alles zusammen, und wenn wir manchmal wüßten, wo es her kommt, die Haut würde uns schaudern und der Magen sich umdrehen.“

Am zweiten Tag danach erhielt er vom Rechtsanwalt Schröter einen kleinen Brief.

Lieber Freund, Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie morgen Mittag einen delicaten Rehbraten mit uns verzehren wollten. Für guten Wein ist gesorgt.

Ihr

Schröter.

„Ja wohl," lachte der Commerzienrath, als er die Zeilen überlas, „das habe ich mir gedacht, und weiter fehlte mir gar nichts."

Er ging an seinen Secretär und schrieb:

Lieber Rechtsanwalt!

Ich bedaure unendlich, Ihr freundliches Anerbieten ausschlagen zu müssen — aber eben vor wenig Augenblicken habe ich erst eine andere Einladung auf morgen angenommen. Ein ander Mal —

Ihr alter Freund

Belrath.

„So," sagte er, indem er das Blatt in ein Couvert schloß und adressirte, — „ich wollte allerdings bei Schüttes gerade absagen lassen, jetzt bleibt mir aber doch nichts Anderes übrig, als hinzugehen, um nur dem verdammten Rehbraten auszuweichen."

Rasch schrieb er noch ein paar Zeilen an den Regierungsrath Schütte, die sein Diener forttragen mußte, während er das Mädchen zu Schröters hinüberschickte, um einen möglichen Irrthum zu vermeiden, und dann setzte er sich wieder, außerordentlich mit seiner diplomatischen Tüchtigkeit zufrieden, zum Arbeiten nieder.

Regierungsrath Schütte war — eben so wohl wie Belrath, ein alter Junggeselle, hielt aber außerordentlich viel auf einen guten Tisch und besonders auf ein treffliches Glas Wein, und Belrath, ein Kenner in beiden Dingen, besuchte deshalb den Regierungsrath gar nicht so ungern. Außerdem hatten sie dann Abends immer ihre Partie Whist zusammen.

Der Regierungsrath dinirte übrigens ziemlich spät, weil er sich gern Zeit bei der Mahlzeit ließ und nach Tisch nie mehr daran gedacht hätte, noch irgend eine Arbeit vorzunehmen. Seine kleinen Diners dauerten auch immer wenigstens zwei Stunden, und er hatte schon oft erklärt, er kenne gar nichts Gemüthlicheres, als den Kaffee bei Licht zu trinken.

Bei Schütte war eine kleine, aber ausgesuchte Gesellschaft von Herren versammelt, von denen jeder wenigstens zwei — manche sogar fünf und sechs Orden gewissenhaft im Knopfloch trugen. Es befand sich Keiner darunter, der nicht einen langen, oft sehr schwierig auszusprechenden Titel besaß, und Keiner enthielt dem Andern denselben vor, denn er wußte, daß er sich dadurch den eigenen sicherte. Das erschwerte allerdings die Unterhaltung ein wenig, aber es machte sie doch auch wieder in anderer Hinsicht angenehm, und die Herren amüsirten sich vortrefflich.

Die Speisen waren excellent — der Koch hatte sein Aeußerstes geleistet, und Trüffel-Pasteten, Ragouts und andere, mit allerlei ausländischen Namen belegte Gerichte ließen nichts zu wünschen übrig. Der Regierungsrath war dabei in heiterster Laune und schien sich ordentlich in seinen feinen Weinen selber zu übertreffen. Heute hatten auch wirklich Frankreich, Griechenland, Italien und selbst das Cap der guten Hoffnung mit dem feinsten Constancia-Wein ihr Contingent stellen müssen.

„Aber, bester Commerzienrath," rief der Regierungsrath über den Tisch hinüber dem Freund zu, — „Sie trinken ja gar nicht. Was soll denn das heißen? Der Wein wird Ihnen ja wahrhaftig im Glase warm."

„Mein bester Regierungsrath!" rief der also Angeredete, „man kann nur eins auf einmal thun, und Sie sehen, daß ich mich desto eifriger Ihres famosen Küchenzettels annehme. Dieser Braten ist das Delicateste, was ich in meinem ganzen Leben gegessen habe."

„Aha, schmeckt er Ihnen?" lachte der alte Herr — „ja, ich muß auch gestehen, daß ich lange nichts Besseres gegessen habe. Es ist ein Geschenk des Rechtsanwalt Schröter — ein Rehrücken, den er mir gestern herüber geschickt hat."

Der Commerzienrath ließ das Messer aus der Hand fallen. Er hatte gerade einen vollen Bissen im Munde, und er fühlte, wie der aufquoll und immer dicker und dicker wurde.

„Vom Rechtsanwalt Schröter?" stöhnte er.

„Ja wohl," nickte der alte Regierungsrath, — „er sagte mir, er hätte einen ganzen Capitalbock geschenkt bekommen und wolle mir eine Freude damit machen. Na, — eine Hand wäscht die andere — hahaha!"

Der Commerzienrath würgte — er wollte doch wenigstens den Bissen hinunter schlucken, den er gerade im Munde hatte — aber es ging nicht. In diesem unglückseligen Augenblick fiel ihm die in Blätter eingewickelte Milz ein, die er in den Chausseegraben geworfen hatte, und das gab der Sache den Rest. Die Serviette vor den Mund stopfend, sprang er in die Höhe, floh aus der Thür, und dort — aber es läßt sich eben nicht gut wieder erzählen, was dort geschah. — Nur die Diener liefen zusammen, und als der Commerzienrath nach einer Weile in den Speisesaal zurückkehrte, sah der sonst so lebhaft gefärbte alte Herr käseweiß aus. Er war auch nicht zu bewegen, nur noch einen Bissen zu essen. Wie er äußerte, überkam ihn plötzlich ein ganz sonderbares Unwohlsein — der alte Anfall einer Art von M a g e n g i c h t, wie er es nannte, welcher aber der Wein nichts schade.

Er trank von da an, sah aber immer, so lange noch Fleischspeisen auf dem Tisch standen, krampfhaft nach einer andern Seite, weil er selbst deren Anblick nicht ertragen konnte.

Erst bei dem Dessert wurde er ruhiger, und der Kaffee befreite ihn endlich von der Angst, seinen Gefühlen noch einmal freien Lauf lassen zu müssen.

Von der Zeit an konnte er keinen Rehbraten mehr essen, ja, wenn er nur den Namen auf einem Speisezettel sah, wurde ihm schon übel. Er hat auch dem Rechtsanwalt nie gestanden, welchen Streich er ihm — oder vielmehr sich selbst gespielt — denn dadurch wäre gleich Alles verrathen worden. Jahre vergingen über die Sache, und erst spät, als die Erinnerung an die kranke Milz abgeschwächt worden, war er wieder im Stande,

sich an einem Wildbraten zu erfreuen, und da erst erzählte er mir einmal die Geschichte, die er mich als ein Geheimniß zu bewahren bat.

Ich that es ehrlich — bis zu seinem Tode, und erst als ich neulich von seinem Ableben hörte, glaubte ich sie dem Publikum nicht länger vorenthalten zu dürfen.



Ein Schmetterlingszug.



Ein Schmetterlingszug.

Es war in der letzten Hälfte des Maimonats im Jahre 68, und zwar bald nach Beginn der Regenzeit, daß ich unterhalb Angostura, vom Orinoco ab nach Süden und gegen das englische Guyana oder das Gebiet des Amazonenstroms hin in die Berge hineinstieg, um die berühmt gewordenen venezolanischen Goldminen zu besuchen.

Die Regen hatten allerdings noch nicht mit ihrer ganzen tropischen Stärke eingesetzt, in der sie manchmal nach kaum einem halben Tag die Bergströme über ihre Ufer hinaustreiben. Es fielen nur erst, bald hier bald dort, vereinzelte, wenn auch tüchtige Schauer; aber sie genügten doch, um den Frühling des schönen Landes zu erwecken, und wunderbar fast war die Wirkung, die wenige Tage nur in der Vegetation hervorbrachten.

Als ich den Orinoco herabkam, hatte es noch so gut wie gar nicht geregnet, und die Sonne dieses außergewöhnlich heißen Jahres schien die Wälder völlig ausgebrannt zu haben. Die Bäume — mit Ausnahme der vereinzelten immergrünen — standen ihrer Blätter so vollständig beraubt, wie bei uns im Winter, die Llanos waren gelb, und selbst die Thierwelt mußte sich in schattige Dickichte zurückgezogen haben, denn man bekam nur wenig von ihr zu sehen. — Und jetzt, während ich kaum mehr als acht Tage in Angostura verlebt und nachher wieder drei Tage gebraucht hatte, um hierher zu kommen,

war Wald und Llanos wie neugeschaffen, und es grünte und blühte und zirpte und zwitscherte überall.

Einen prachtvollen Anblick gewährten schon, noch in der Nähe des Orinoco, die herrlich grünen, nur mit einzelnen Chaparro-Büschen bestandenen Ebenen, und wahrhaft entzückend wurde der Anblick, als ich die ersten Berge und Waldbäume erreichte, an denen schon in der kurzen Zeit Tausende von Blüthen ausgebrochen waren, und Orchideen ihre traubenförmigen, in den schönsten Farben blitzenden Glocken über den Weg hingen.

Und wie rege sich die kleine Thierwelt dabei zeigte — die Grillen zirpten in allen Büschen und Baumwipfeln, daß Einem oft die Ohren gellten. Käfer surrten herüber und hinüber, bunte Schmetterlinge gaukelten über den Weg, Eidechsen raschelten überall durch das Laub, und das regte und rührte sich aller Orten und schien mit den Blumen zu wetteifern, die aus dem frischen Grün des Bodens ihre Kelche hoben.

Und was für prachtvolle Bäume, stark und hochstämmig, standen dort — vorzüglich der eigenthümliche Ceiba-Baum, der eine vegetabilische Seide (die im Handel sogen. cotton silk oder Baumwollen-Seide) liefert, mit seinem riesigen Stamm und nur unverhältnißmäßig kleinem Wipfel, an deren gespreizte Aeste aber die Schneidervögel am liebsten ihre Nester hängen und dann aus und ein fliegen, in rastloser Thätigkeit.

Daneben die gewaltigen Bäume, die den Balsam copahu liefern, mit ihrer glatten gelblichen Rinde und ihren schöngeformten Wipfeln, und andere wieder, die tüchtige Stämme aus lauter einzelnen, aber fest verwachsenen Schößlingen bildeten, und diesen nur oben wieder ihre volle Freiheit ließen, um sich als Zweige, die man von der Wurzel aus verfolgen konnte, auszubreiten. — Und dann wieder von einer Höhe ab ein Blick in ein sonniges, wunderliebliches Thal, mit weiten grünen Flächen, schattigen Baumgruppen und einem murmelnden Bach dazwischen hin — aber fast noch überall Wildniß, unberührter Wald, und wenn man erst das kleine Städtchen Upatha verlassen hat, kaum hier und da eine vereinzelte Hacienda mehr.

Und trotzdem nirgends ein Stück Wild zu sehen. Hirsche sollen dann und wann vorkommen, aber es wäre zu mühsam gewesen, ihnen hier nachzugehen, wenn ich selbst Zeit dazu

gehabt — Raubthiere gab es wohl überall im Wald — Tiger und Panther hielten sich darin auf — aber es geht mit denen ebenso wie mit den Schlangen: man hört eine Menge entsetzlicher Geschichten von ihnen, will man sie aber aufsuchen, so sind sie nirgends zu finden.

Besonders gefreut hatte ich mich unterwegs über einige reizende Schmetterlinge, die ich vorüberflattern oder an den Blüthen hängen sah; dennoch waren sie immer sehr einzeln geblieben, und nur eine Art schien häufiger vorzukommen, die auch unserem „Citronenvogel" an Farbe und Gestalt fast genau glich. Ich sah oft mehrere dieser zusammen in der Luft spielen oder hinüber in die Büsche tändeln, bis wieder ein größeres buntfarbiges Exemplar meine Aufmerksamkeit anzog, so daß ich nicht mehr auf die „Gelblinge" achtete.

Ein schmales, ziemlich feuchtes Thal hatten wir gekreuzt. Von da an zog sich der Weg in den Wald hinein, bis wir zuletzt wieder an einen ziemlich steilen Berg kamen, den der Maulthierpfad, ohne die bequemeren und nicht so schroffen Stellen zu suchen, schräg, aber ziemlich steil hinanführte. Hohe, prachtvolle Bäume standen rechts und links und berührten sich an manchen Stellen oft beinahe mit den Zweigen. Trotzdem zeigte der Weg eine schmale, wie in den Wald, wenn auch nicht regelmäßig eingeschnittene Gasse, die eben breit genug war, um das Sonnenlicht herein zu lassen.

Hundert Schritte mochten wir etwa schräg an dem Hang hinaufgestiegen sein, als ich plötzlich vor uns, und noch über uns, einen kleinen Zug dieser gelben Schmetterlinge bemerkte, der um die nächste Biegung herumkam und wie spielend einander in langer Reihe zu jagen schien.

So wie es mir anfangs vorkam, waren es etwa sechzig bis siebzig Stück, und ich würde trotzdem kaum viel auf sie geachtet haben, wenn nicht ein völlig orangefarbener Schmetterling — der einzige von der Farbe in dem ganzen Schwarm, den Zug eröffnet hätte, als ob er der Führer desselben gewesen wäre.

Die Schmetterlinge flogen nicht etwa in einem Trupp zusammen, sondern in einer regelmäßigen Reihe, — d. h. so regelmäßig Schmetterlinge überhaupt fliegen können, bald herauf, bald herunter, bald einander verfolgend, bald mit ein=

ander spielend, aber doch eine lange, über zwanzig Schritt deckende Kette bildend. Gar prächtig spielte dabei das Sonnenlicht auf den hellgelben Schwingen, und ich lenkte schon mein Maulthier zur Seite, um sie vorbeipassiren zu sehen, als ich bemerkte, daß diesem Zug ein zweiter folgte, als ob er sich ihm anschließen wollte.

Wir ritten jetzt weiter und erreichten nach kaum fünfzig Schritten die Biegung, von der aus wir den ganzen schmalen Waldweg, bis hinan zur Höhe, übersehen konnten — und jetzt hielt ich wirklich mein Thier an, denn dort hinauf, so weit das Auge reichte, füllte den ganzen alleeartigen Pfad ein einziger, ununterbrochener Zug dieser allerliebsten Geschöpfe, und ein reizenderes lebendigeres Bild läßt sich kaum in stiller Waldeseinsamkeit denken.

Der Hang, oder vielmehr der schmale, von hohen mächtigen Bäumen eingefaßte Pfad zog sich schräg und nur mit kleinen Windungen, die aber nicht bedeutend genug waren, ihn zu verdecken, etwa in einem Winkel von 36 Grad der Höhe zu; das frischgrüne Laub der Bäume funkelte dabei in den Sonnenstrahlen, und dazwischen hinein, genau die kleinen Biegungen einhaltend, auf und nieder flatternd, herüber und hinüber zuckend, steigend und fallend, kam der gelbe lebendige Schwarm, so weit das Auge reichte, und weiter, viel weiter den Weg herab, und ich konnte mich gar nicht losreißen von dem Anblick.

Wo wir — mein Führer und ich — mit den Thieren hielten, wichen sie uns wohl ein klein wenig aus — aber auch nicht mehr, als unumgänglich nöthig war, um ihre Spielbahn nicht zu verkürzen. — Unter uns rechts hatte der vorhergegangene Schwarm jetzt die nächste Biegung erreicht und zog sich um die grünen Büsche links in den Wald hinein, so daß ich von einem höhern Standpunkt aus auf die wogende, gelbe, lebendige Masse h i n a b schauen konnte. Und ordentlich zauberhaft kam es mir vor — wie ein Feenzug, von dem luftigen Gesinde geleitet, der in der stillen Wildniß seinen Tummelplatz suchte, und ich erinnere mich nicht, je etwas Eigenthümlicheres und dabei Lieblicheres in meinem ganzen Leben gesehen zu haben.

Sonderbar schien es dabei, daß der ganze fast ununterbrochene Zug hellgelber oder citronenfarbiger Schmetterlinge nur von einzelnen orangefarbenen begleitet war. Jedesmal aber, wenn einer der letzteren kam, flog er allein, dadurch eine kleine Unterbrechung bildend, und hinter ihm gaukelte dann wieder der luftige Schwarm, so daß es fast aussah, als ob der ganze Heereszug in Colonnen eingetheilt gewesen sei, denen die einzelnen orangefarbenen, die auch um eine Idee größer waren als die hellgelben, als die Führer oder Officiere dienten — waren es die Weibchen?

Zuerst wollte ich das Ende des Zuges abwarten — aber er schien gar kein Ende zu nehmen, und begierig zu sehen, woher diese wirklich zahllose Menge von Schmetterlingen eigentlich kam, trieb ich mein Thier wieder vorwärts, den Hang hinan und mitten in den Schwarm hinein, der mich auch im nächsten Augenblick völlig umgab.

Die Schmetterlinge flogen etwa zehn bis zwölf Fuß über den Boden hin, also etwas über Kopfhöhe eines Reiters; da sie aber fortwährend stiegen und sanken, so befanden wir uns mitten zwischen ihnen, und scheu waren sie dabei nicht im Mindesten.

Endlich schloß der Zug, dem merkwürdiger Weise wieder ein einzelner orangefarbener Schmetterling folgte, und von der jetzt erreichten Höhe bis in das Thal hinab, und einer kurzen, aber dicht bewaldeten Ebene folgend, sahen wir nicht einen einzigen mehr.

Dort im Thal floß ein kleiner Bergstrom, und auf einem etwa sechzig Schritt im Durchmesser haltenden Plateau, gerade über dem felsigen Bett des Stromes, der durch dichtes, lianendurchwachsenes Gebüsch davon getrennt war, zeigte der von Hufen zerstampfte Boden, daß es die Arrieros zu einem gewöhnlichen Ruheplatz ausersehen. Dort konnten sie selber im Schatten der prachtvollen Bäume rasten und ihre Thiere nachher auf einem schmalen, aber mit der macheta durch das Dickicht gehauenen Pfad zum Wasser hinabführen.

Wir nahmen unseren Thieren die Zäume ab, um sie ein wenig Gras zupfen zu lassen, als ich wieder ein paar einzelne gelbe Schmetterlinge bemerkte, die aus den Büschen, und zwar

vom Flusse her, zu kommen schienen und alle der einen Ecke des Plateaus zueilten. Dorthin ging ich und fand eine Schmetterlingsversammlung, wie ich sie im Leben noch nie gesehen hatte.

Häufig trifft man ja, besonders in tropischen Ländern, an feuchten Stellen Hunderte der verschiedensten Schmetterlinge, die dort zerstreut umhersitzen und ihre Nahrung suchen — hier aber, auf dem trockenen Plateau am Fuß eines kleinen Baumes, an dem ein Maulthier mit den Hufen den Rasen abgekratzt zu haben schien, hatte sich ein ganzer Heereszug eingefunden, und eigenthümlich war es, wie sie den geringen Raum benutzten.

Die Stelle konnte nur wenig mehr als einen Fuß im Durchmesser halten, auf derselben aber saßen, die Flügel alle hoch empor und fest angelegt, um den möglichst kleinen Raum einzunehmen, Schmetterling an Schmetterling still und regungslos, und schienen dort aus dem Boden einen möglicher Weise salzigen Stoff, oder jedenfalls doch etwas Pikantes begierig einzusaugen. Sie ließen sich auch nicht stören, als ich dicht zu ihnen hintrat, und sogar neben ihnen niederkauerte, um sie genauer zu beobachten. Ja selbst, als ich endlich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, mit zwei Fingern behutsam hineingriff und — so viel ich fassen konnte — etwa zehn oder zwölf Stück langsam heraushob, flogen wohl die nächsten auf, die ich ebenfalls berührt hatte, die anderen aber blieben ruhig sitzen.

Ich wollte die allerliebsten Thiere jedoch nicht schädigen, sondern behielt nur einen von ihnen sorgsam in der Hand, um ihn etwas genauer zu besichtigen, und fand jetzt, daß sie unseren Citronenvögeln mit ihren hübsch ausgeschweiften Flügeln genau glichen; nur auf dem Mittelpunkt derselben hatten sie noch eine kleine hellbraune Zeichnung.

Einem flüchtigen Ueberschlag nach mochten auf dem engen Raum etwa fünfhundert Schmetterlinge bei einander sitzen, und ich sah wieder etwa fünf oder sechs orangefarbene zwischen ihnen.

Vor der Hand ließ ich sie ruhig gewähren, um erst mein eigenes Thier zu tränken; kaum erreichte ich aber den kleinen

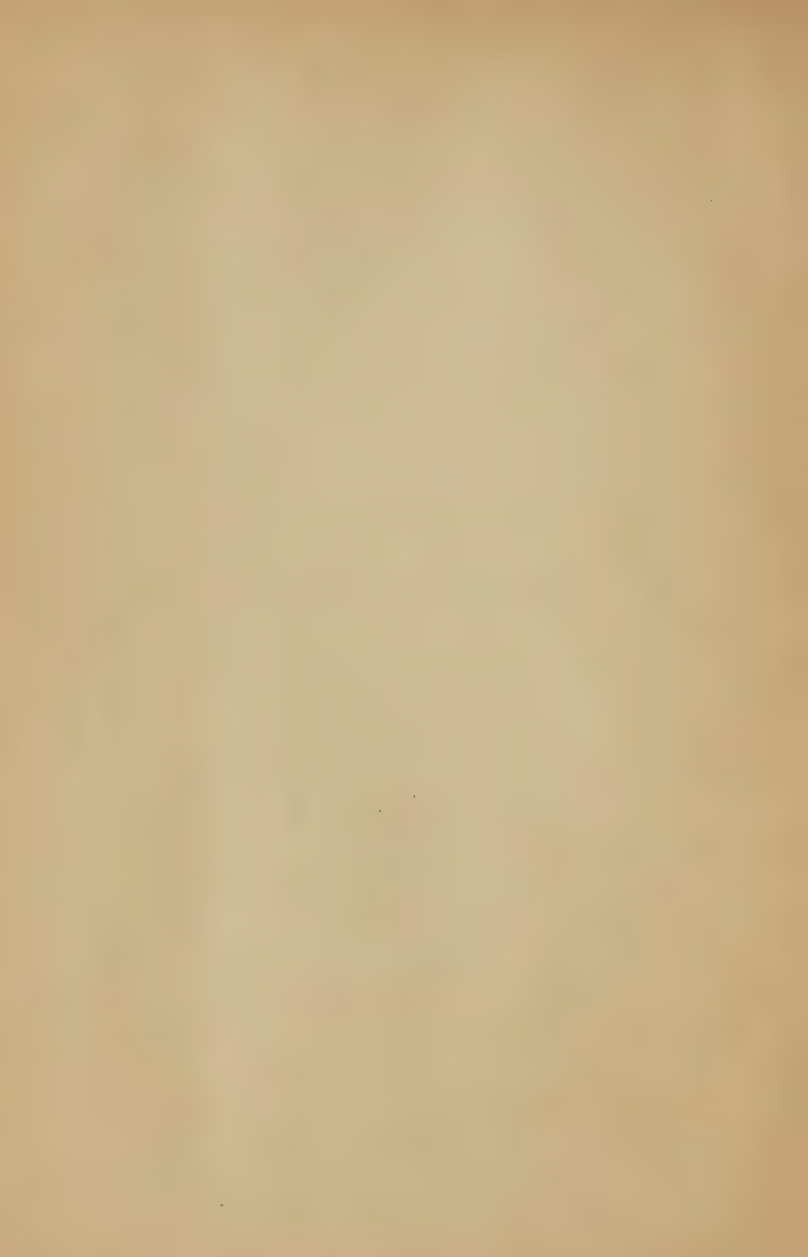
Fluß, so sah ich, daß es dort von Schmetterlingen wimmelte. Diese aber, als sie gestört wurden, flogen von den nassen Felsplatten auf und zogen sich jetzt allmälig dem Plateau zu, das, als ich es wieder betrat, von ihnen lebte. Die anderen saßen aber noch unter dem Baum, und um die Versammlung vollständig zu machen, nahm ich jetzt einen kleinen Zweig und fing an, die Schmetterlinge leise damit abzukehren. Wie ich sie nur berührte, stiegen sie empor, und jetzt auf einmal sah das ganze Plateau gelb aus, so daß es Einem wirklich an den Augen weh that, diese im Sonnenlicht hin und her flackernde Masse zu betrachten.

Wir lagerten dort etwa eine halbe Stunde und sahen ihnen zu, bis sie sich plötzlich wieder zu einem Zug, wie der war, der uns vorhin begegnete, formirten und wieder mit einem orangefarbenen voran — es konnte das gar kein Zufall sein — den Weg hinab flatterten. Die Uebrigen schienen sich daran gar nicht zu kehren, wenigstens ließ sich nichts davon erkennen, aber trotzdem wurde der Zug nicht unterbrochen und riß nicht ab, denn mehr und mehr folgten. — In langer schwankender Reihe konnten wir sie schon im Weg erkennen, und wie bei einem Treiben auf der Jagd, wo regelmäßig Schützen und Treiber abgeschickt werden, um einen bestimmten Platz zu umzingeln und dabei in gleichmäßiger Entfernung zu bleiben, so schlossen sich nach und nach die bis jetzt noch zurückgebliebenen an, bis auch der letzte von ihnen das Plateau verlassen hatte — und wieder war das ein orangefarbener.

Von da an sahen wir diese gelben Schmetterlinge nur noch sehr vereinzelt, und als ich auf dem Rückweg den nämlichen Platz wieder erreichte, war kein einziger mehr davon zu finden.



Scenenwechsel.



Scenenwechsel.

In unseren deutschen wie auch anderen Volkssagen finden wir nicht selten einen Moment geschildert, wo z. B. ein armer Hirte, der draußen in den wilden Bergen seine Heerde weidet, eine Höhle entdeckt, diese schüchtern betritt, sich dann plötzlich in einem von Gold und Edelstein funkelnden Saal findet und seinen Sinnen kaum trauen mag, wenn er all' die ihn umgebende Pracht und Herrlichkeit anstaunt.

Derartige Sagen lieben es besonders, die Extreme recht augenfällig hervor zu heben, so daß Jemand plötzlich, aus ganz anderen Verhältnissen heraus, Pracht und Glanz findet, wie er es nie vermuthet oder für möglich gehalten — dann aber auf einmal ist der ganze Zauber wieder in die Erde hinein verschwunden, und der Hirte oder Jäger oder Königssohn — denn verirrte Prinzen haben am meisten Glück in solchen Dingen — steht wieder allein im Dunkeln oder hängt in den Dornen im Wald, genau wie vorher, ehe er die verzauberte Stelle antraf.

Und müssen wir etwas Derartiges nur wirklich allein in der alten, längst vergangenen Zeit suchen, wo gute Elfen und Feen noch auf Wolkenwagen einherfuhren und junge Königssöhne eigentlich gar keine Beschäftigung weiter hatten, als verwunschene oder durch unangenehme Riesen eingesperrte Königstöchter aufzusuchen und zu befreien? — Nein — die Sache fällt noch heutigen Tages vor. Ich will dem Leser

einen solchen Scenenwechsel schildern, und er wird mir Recht geben, daß er denselben Eindruck noch heutigen Tages auf die davon Betroffenen machen muß, wie er nur je einen ähnlichen auf irgend einen armen Hirten oder Schäfer ausgeübt.

In den westlichen Staaten der Union — wenn man überhaupt noch so sagen darf, denn der eigentliche Westen reicht jetzt schon bis zum Stillen Ocean — also besser, an den westlichen Ufern des Mississippi liegt noch ein ungeheuer weites und wildes Terrain — eine Niederung mit riesigen Bäumen durchwachsen, von wilden Thieren durchzogen, mit Schlangen und Insecten gefüllt, und oft so sumpfig, daß der Mensch dort nur kleineren Strecken genügenden Raum abgewinnen kann, um seine Hütte darauf zu bauen.

Dort im Wald — abgeschieden von der Welt, als ob sie auf einer einzelnen Insel im Weltmeer säßen, wohnt zerstreut (denn sie mögen nicht einmal gern einen Nachbar um sich leiden, der näher als sechs oder sieben Meilen von ihnen sein Haus hat) das sonst kräftige und prächtige Volk der Backwoodsmen — und zwar heute noch genau so wie vor fünfzig Jahren.

Der Mann besitzt vielleicht ein paar urbar gemachte Acker Land, um den nöthigen Mais und etwas Kartoffeln und Bohnen darauf zu ziehen, und liegt die übrige Zeit draußen auf der Jagd, während die Frau in einem kleinen Feld sich etwas Baumwolle pflanzt, oder das Rohmaterial vielleicht auch für Hirschfelle von dem nächsten Krämer (der vielleicht eine Tagereise entfernt lebt) eintauscht. Mit diesem spinnt und webt sie dann das Zeug, das sie für die Kleidung ihres Mannes und ihrer Kinder braucht.

So wächst die Familie heran, ohne je nur aus dem Wald zu kommen, ohne je selbst einen Thaler baar Geld in der Hand zu halten, bis der Mann endlich, — um sich vielleicht ein paar Pferde, oder seiner Frau einen Sattel zu kaufen — den Mangel landesüblicher Münze zuerst fühlt und dem abzuhelfen beschließt.

Ein anderer Backwoodsman kommt dort vorüber, und der Platz gefällt ihm — unser Mann verkauft ihn — zu einem Preis, der noch nicht einmal die darauf verwendete Arbeit be-

zahlt, und zwar nicht etwa für baar Geld, denn das hat der neue Besitzer selber nicht, sondern nur für das Versprechen späterer Zahlung in Hirschfellen oder auch Vieh, und zieht jetzt mit seiner ganzen Familie an das unmittelbare Ufer des Mississippi, um dort eine Anzahl von Klaftern Holz zu schlagen und an die vorbeifahrenden Dampfer für „baares Geld" zu verkaufen.

Zuerst muß er dort eine sogenannte shanty bauen, d. h. einfach ein Schutzdach gegen den Regen, wo die Familie so lange haust, bis er einen passenden Platz — d. h. einen Ort gefunden hat, wo Dampfboote bequem anlegen und das Holz einnehmen können. Er braucht also eine Stelle am Ufer, die tiefes Wasser zeigt, das nicht durch hineingestürzte Bäume unfahrbar gemacht ist — eine nicht leichte Aufgabe, die ihm oft Wochen an Zeit hinnimmt. Hat er die aber endlich gefunden, so bringt er seine Familie dorthin — mitten in die furchtbarste Wildniß, die sich nur denken läßt, zwischen Dornen, Schilf, Sumpf und riesige Bäume, die ganze Gegend wie für das kalte Fieber geschaffen, und nun erlegt er vor allen Dingen ein Stück Wild, damit die Seinen und er selber etwas zu leben haben, und beginnt dann mit eisernem Fleiß seine Arbeit. In drei Monaten hat er dann gewöhnlich sein kleines Haus fertig und schon eine Reihe Klafterholz aufgestellt, denn der etwa vierzehnjährige Sohn geht ihm dabei rüstig an die Hand, und nun kann der Verkauf beginnen — d. h. er muß abwarten, bis einmal ein vorbeikommender Dampfer, in seiner Nachbarschaft angelangt, gerade Holz braucht, und dann erst ist er seiner Ernte sicher.

Die Familie hat indessen ihren früheren Wohnsitz im Wald in gar nichts verändert und nur dadurch in etwas verbessert, daß sie hier eine freie Aussicht auf den Strom bekam. Sonst scheint sie aber von der Verbindung mit der übrigen Welt noch viel mehr abgeschnitten als je.

Hier vorüber führt kein Pfad, der manchmal doch vielleicht einen vereinzelten Jäger in ihre Hütte brächte — kein Canoe legt an der einsamen, weggesetzten Hütte an — kein Boot landet — die Kinder können keine Schule besuchen, die Frau ist nicht im Stande, von irgend einem Händler auch nur das

Nothwendigste für ihre Küche herbei zu schaffen — aber eine Liste hat sie sich schon gemacht (mit Zeichen natürlich auf das letzte aus einer Bibel gerissene leere Blatt, denn schreiben kann sie nicht), um von dem ersten dort anlegenden Dampfer Aushülfe zu bekommen.

Dampfer genug puffen vorüber, und so nahe manchmal, daß die von ihren Rädern aufgewühlten Wasser gegen das steile Ufer peitschen; aber noch steht nicht genügend Holz aufgeschichtet, um ihren Bedarf zu befriedigen. Sie gleiten vorbei, und nur Nachts stehen die Kinder manchmal staunend am Ufer und betrachten sich den langen Streifen erleuchteter Fenster, der wie eine mächtige feuersprühende Schlange über den Strom dahin und vorüber schießt.

Dicht um die Hütte herum drückt der Bär und Panther noch seine Fährten dem feuchten Boden ein; das Opossum und der kleine Waschbär sind fast tägliche Gäste und werden nicht selten von den Hunden selber gefangen, und wilde Truthühner — noch nicht durch die Nähe der Menschen erschreckt oder vorsichtig gemacht, liefern manchen vortrefflichen und nothwendigen Braten in die Küche. Solche Nachbarschaft ist ja aber auch die ganze Familie von Kindheit an gewöhnt — sie hat noch nie ein anderes Haus, als aus rohen Stämmen aufgebaut, gesehen, noch nie durch ein Glasfenster oder auf ein Gemälde geschaut. Sie kennt kein anderes Licht bei Nacht als den Kienspahn, oder auch vielleicht eine aus wildem Wachs geknetete Kerze — ihr Hausgeräth, dem nie selbst nur ein Hobel Glätte gegeben, ist aus dem Wald selber herausgehauen, und ihre Kleider waren von je nur selbst gesponnene und gewebte für Mann und Weib und Kind. Selbst eine andere Umgebung war ihnen fremd als nur der Wald; sie konnten sich nicht einmal hinein denken, und die großen, weiß angemalten Dampfboote, die aber nie in ihre unmittelbare Nähe kamen, glitten an ihnen vorüber, wie wir da oben die Sterne über uns sehen, und uns nicht denken können, was sie enthalten und bergen.

Jetzt ist die Arbeit beendet — Vater, Mutter, Sohn und die kleinen Geschwister selbst haben die in unmittelbarer Nähe geschlagenen Scheite des leichten, aber gut brennenden Baum=

wollenholzes zum Strome geschleppt und dort in Sicht der Dampfer in langen Klaftern aufgestellt.

Ein Tag vergeht und ein anderer — kein Dampfer legt an — eine Woche schwindet und noch eine — es scheint Niemand sein Holz zu brauchen, und der Backwoodsman fängt schon an zu bereuen, daß er überhaupt seine frühere Heimath verlassen und ein so unsicheres „Geschäft" begonnen habe. Da plötzlich eines Abends, als die Familie eben bei ihrer frugalen Abendmahlzeit sitzt — eine Tasse Spice-Thee, wie sie der Wald liefert, mit wildem Honig versüßt, und ein Stück Wildpret mit fast dem letzten Rest des mit hergebrachten Welschkornmehl-Brodes — hören sie, näher als das bis jetzt der Fall gewesen, das Schnauben eines herankommenden Dampfers, und gleich darauf verkünden die lautschallenden Klänge der großen Schiffsglocke, daß er im Begriff ist, anzulegen.

Alles stürzt vom Tisch fort und hinaus — die Sonne ist eben untergegangen und die Dämmerung legt sich schon düster auf die Waldung. Dauert ja doch in jenen Wäldern das Zwielicht nur erstaunlich kurze Zeit, und wenn das Tagesgestirn erst einmal hinter dem Horizont versunken, bricht die Nacht fast unmittelbar danach herein.

Es ist richtig ein großer Dampfer — einer der größten, die den Strom befahren — der auch kein Stück Holz mehr auf den äußeren „guards" zeigt, und gegen die ziemlich bequeme Landung, an der er einen hinreichenden Vorrath aufgestapelt sieht, anhält. — Noch hat er aber eine Strecke zu fahren, und der Farmer wirft rasch eine Anzahl Scheite auf einen Haufen und befiehlt den Kindern, den in Brand zu setzen. Und wie bald ist das geschehen, denn der Vorrath von dort umherliegenden trockenen Spähnen scheint unerschöpflich. Jetzt kommt der Dampfer dem Lande nah — hoch steigt die Flamme empor und gießt ein wildes, flackerndes Licht über den ganzen Platz — der Wald ist schon so dunkel geworden, daß die darin umherzuckenden Glühwürmer sichtbar werden. Vom Hurricane-Deck aus schreit der Capitain seine Frage nach dem Preis des Holzes herüber — zwei Dollars die Klafter — es ist eben der Arbeitslohn gerechnet, denn das Holz selber gilt als werthlos — das Boot landet — Taue werden ausgeworfen

und am Ufer befestigt, eine Planke oder sogenannte stage wird ausgeschoben, bis zum hohen Rand der Bank — die Feuerleute und deck-hands laufen heraus, reißen die ihnen bezeichneten Klaftern an und schleppen die Scheite auf den Schultern hinüber an Bord.

Und dorthin folgen ihnen der Backwoodsman mit seiner Frau und den erwachsenen Kindern; er muß sein Geld für das Holz an Bord in Empfang nehmen, sie das einkaufen, was sie nothwendig hier brauchen: ein Faß Mehl, einige Zwiebeln und Kartoffeln, etwas Salz und Pfeffer und — einen Krug Whisky — aber an wen soll sie sich wenden? Das läuft und drängt da untereinander von fremden Menschen, daß selbst ein Eingeweihter schwer den richtigen Mann gefunden hätte. Frau und Kinder hängen an des Vaters Rockschoß, und mit ihm hinüber drängen sie in die Kajüte — und jetzt?

Im Wald sind sie geboren und erzogen. Nichts in ihrem ganzen Leben haben sie gesehen, als den Wald. Ein Bär oder Wolf, der ihren Weg kreuzte, gehörte zu den Alltäglichkeiten; eine zusammengerollte Klapperschlange wurde nicht weiter beachtet, als daß man ihr eben aus dem Weg ging. Der Sturm, der den Forst durchbrauste und die Riesen des Waldes wie Halme niederlegte, war ein alter Bekannter, die pfadlose Wildniß selbst wurde von den Kindern derselben oft und oft durchzogen, und jetzt — wie vor dem Hirtenknaben der verzauberte Berg, so öffnete sich vor ihnen eine weite, von Glanz und Licht erfüllte Halle — die Kajüte — die Wände von schneeigem Weiß mit blitzendem Gold gestreift — zahlreiche Lampen von der Decke niederhängend — Spiegel, die ihnen ihr eigenes lebensgroßes Bild wiederstrahlten; an allen Enden prachtvolle Bilder, die reizende Landschaften darstellten; geputzte Herren und Damen, die sich dazwischen hin und her bewegten, und was war das — welche wunderbare Musik, die von dem hintern Ende der Kajüte herüberdrang, während sich jugendliche Paare dazu im Tact bewegten?

In der Damen-Kajüte stand ein Piano — das junge Volk an Bord hatte sich zu einem Tanz vereinigt, und daß das Boot zum Holzeinnehmen anlegte, konnte sie natürlich nicht stören.

Wie in ein Zauberreich gedrungen stehen die Leute da und

starren um sich her, während von ihnen natürlich Niemand Notiz nimmt oder sie beachtet. Und die prachtvollen Decken, auf die ihr Fuß tritt — der Glanz und Schimmer rings umher — Gold, wohin der Blick fällt, oder geschliffene Glasglocken, die für sie den Werth von Edelsteinen haben.

Der Capitain faßt den Backwoodsman zuletzt am Arm, um seine Rechnung mit ihm zu ordnen — die Frau hat Alles vergessen, was sie haben wollte — Mehl, Essig, Salz und wie die Dinge alle heißen. Aber der Steward des Bootes kennt schon seine Leute. Der Mann muß ihm sagen, was sie brauchen, und das wird ohne Weiteres an Land gebracht und von dem Holzpreis abgerechnet — macht doch der Capitain seinen doppelten Nutzen davon.

Frau und Kinder starren indessen den Zauber der Kajüte an, die mit feinen Decken belegten Tische, das niegesehene Geschirr darauf, die Spiegel, vor denen sie sich fürchten, die Lampen, den Schenkstand mit Flaschen und Gläsern bedeckt und mit Früchten verziert, deren Namen sie nicht einmal kennen. Und dazu das unheimliche Brausen der Maschine in der Tiefe!

Jetzt kommt der Capitain zurück — er hört, daß die Frau noch nie ein Dampfboot gesehen — er lacht und führt sie Alle hinunter in den Maschinenraum. Jetzt wird das Zeichen gegeben — die Räder fangen wieder an sich langsam zu drehen, die Kolben heben und senken sich. Alles geheimnißvoll allein und ohne Menschenkraft — die Kinder beben scheu zurück, denn böse Geister müssen da drinnen arbeiten. Jetzt ein furchtbares Zischen und ausströmender Dampf. Die Frau stößt einen Schrei aus und greift unwillkürlich nach den Kindern.

Wieder tönt draußen die Glocke — ein Zeichen, daß das Boot zur Abfahrt bereit ist; der Steuermann drängt die halb Bewußtlosen der Planke zu, die Frau, ihre Kinder fassend, der Mann, ein kleines Paket Banknoten fast krampfhaft zwischen den Fingern haltend.

Jetzt haben sie die Planke überschritten, die unmittelbar hinter ihnen an Bord zurückgezogen wird. Ein greller Pfiff, daß den armen Leuten die Ohren gellen, das Schlagen der Räder in die quirlende Fluth, der Bug wendet sich vom Land ab und schäumt durch die helle Fluth, oben hinaus stößt pfeifend

der Dampf; das rollt und braust und keucht und schnaubt, daß sich die Kinder ängstlich an die Mutter klammern. Jetzt vom Land ab gleitet der Koloß, mehr und mehr, weiter und weiter; die betäubenden Töne werden schwächer, die blendenden Lichter an Bord verlieren ihren Schein und glühen nur noch aus der Ferne zu ihnen herüber; jetzt gewinnt das Boot die nächste, gleich oberhalb liegende Biegung, hinter der es, wie durch Zauberei, verschwindet, und wieder liegt die Nacht auf der öden Wildniß, wie vorher.

Die Grillen zirpen, der Whip-poor-will ruft seinen melancholischen Schrei im Busch, der Strom rauscht, die riesigen Waldbäume flüstern in der leichten Brise. Das am Ufer aufgeschürte Feuer ist niedergebrannt, und wie der Hirtenknabe, dem sich der Berg verschlossen, so stehen die Bewohner der einsamen Waldhütte noch am Ufer, starren hinaus in die Nacht und wissen kaum, ob die ganze feenhafte Erscheinung, in die sie eben erst noch den Fuß gesetzt, nicht ein wohl schöner, aber doch nur ein Traum gewesen.

Ende.

Inhalt.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.